

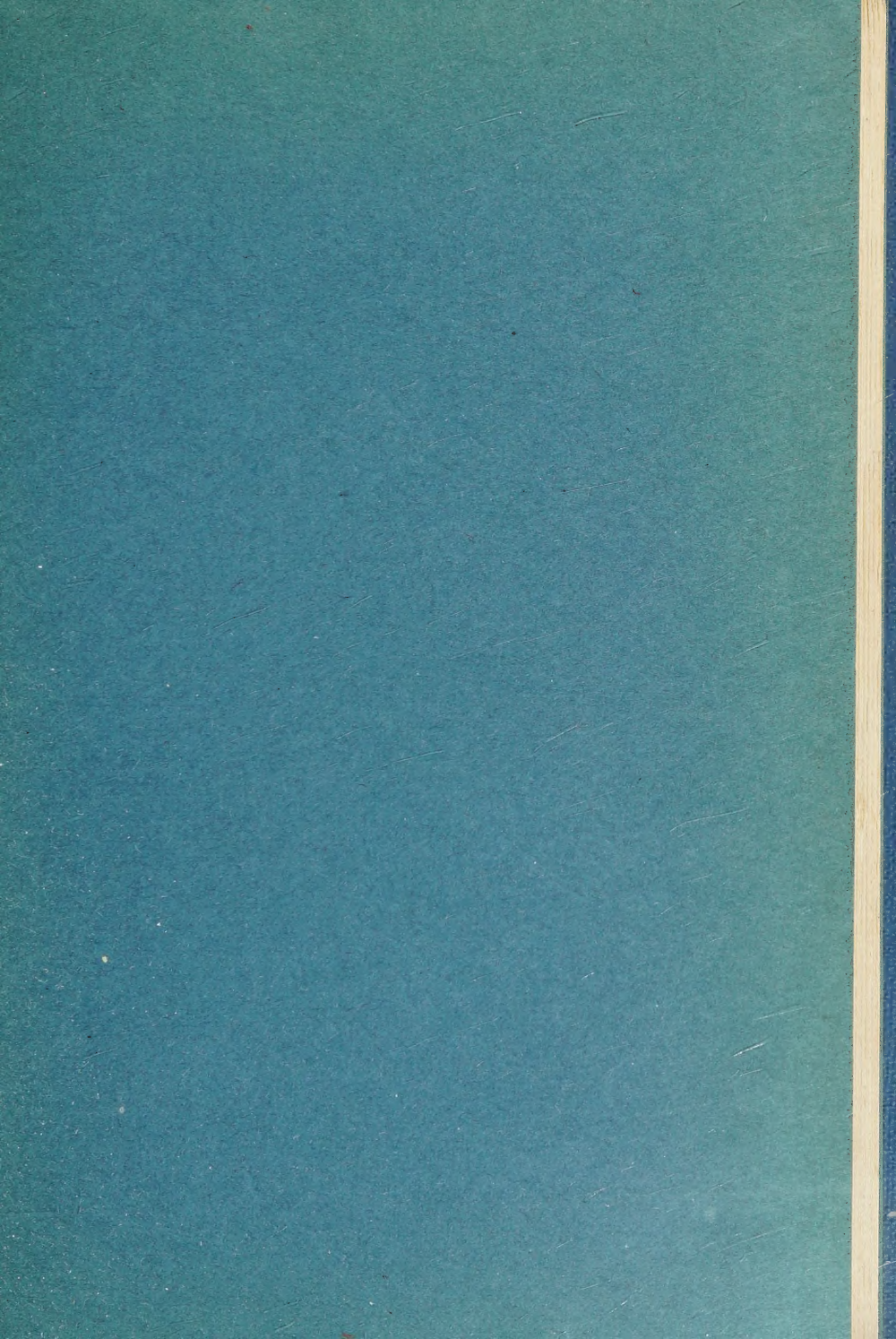
**I**ch lebe und  
ihr sollt  
auch leben  
von  
Robert Aeschbacher

















**Ich lebe, und ihr sollt auch leben.**

---





Digitized by the Internet Archive  
in 2025



# Ich lebe, und ihr sollt auch leben.



Ein Jahrgang Predigten

VON

**Robert Heischbächer**

weil. Pfarrer am Münster in Bern.

Dritte



Auflage.

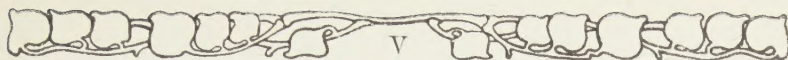
Basel

Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt  
1911.



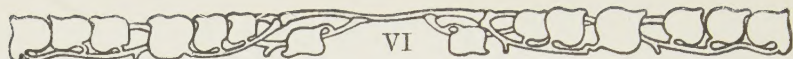




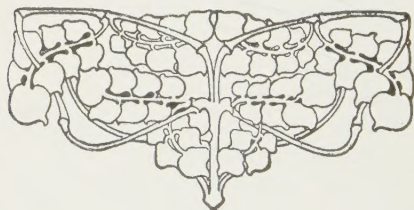


## Inhalt.

	Seite
1. Nichts soll uns scheiden von der Liebe Gottes. Neujahr. Röm. 8, 35—39	1
2. Trachtet nach dem Reiche Gottes. Matth. 6, 33	10
3. Heilig durch Gottes Wort. 1 Petri 1, 13—16	19
4. Der Wandel der Erlösten. 1 Petri 1, 17—21	27
5. Samuels Rat. Apostelgesch. 5, 34—42	35
6. Jesus bringt das Schwert. Matth. 10, 34	45
7. Die Taufe Jesu. Matth. 3, 13—17	54
8. Das auserwählte Geschlecht. 1 Petri 2, 9	64
9. Die Wahl der Armenpfleger. Apostelgesch. 6, 1—7	72
10. Der Kampf Jesu in Gethsemane. Mark. 14, 32—50	81
11. Sokrates und Jesus. Joh. 18, 1—11	89
12. Jesus und Judas. Matth. 26, 47—56	97
13. Das Schweigen Jesu. Matth. 27, 11—30	107
14. Sehet, welch ein Mensch! Joh. 19, 1—11	116
15. Die Kreuzigung Jesu. Mark. 15, 16—32	125
16. Jesus am Kreuz. Matth. 27, 45—66	133
17. Es ist vollbracht. Joh. 19, 30	142
18. Admissionsrede. Karfreitag 1908. Joh. 8, 31—32	151
19. Admissionsrede. Palmsonntag 1909. Psalm 119, 105	160
20. Admissionsrede. Karfreitag 1910. Phil. 1, 6	168
21. Der Sieg durch Christus. Ostern 1908. 1 Kor. 15, 57	175
22. Die lebendige Hoffnung. Ostern 1910. 1 Petri 1, 3	186
23. Suchet, was droben ist! Kol. 3, 1	195
24. Die Berufung des Levi. Mark. 2, 13—17	204
25. Der gute Kampf des Glaubens. 1 Tim. 6, 12	213
26. Das Gebet des Glaubens. Mark. 11, 23—25	223
27. Erbauet euch auf den Glauben! Judas 20	231
28. Die Morgenstunde Jesu. Mark. 1, 35	240
29. Die Söhne und der wahre Gott. 2 Mos. 20, 4—6	248
30. Der Tod Johannes des Täufers. Mark. 6, 14—29	256
31. Willst du gesund werden? Joh. 5, 1—9	269
32. Johann Calvin. Joh. 5, 35	278



33. Gottes Herrlichkeit in der Natur. Psalm 8, 2 . . . . .	288
34. Unsere Kinder. Psalm 8, 3 . . . . .	297
35. Zwischen zwei Strudeln durch. Psalm 8, 4—6 . . . . .	307
36. Die Sättigung der Seele. Psalm 103, 5 . . . . .	317
37. Die Genügsamkeit des Christen. 1 Tim. 6, 6—10 . . . . .	327
38. Die Krankheit zur Ehre Gottes. Joh. 11, 4 . . . . .	336
39. Ein hartes Wort Jesu. Mark. 9, 43—48 . . . . .	345
40. Abschiedspredigt in der Nydeckkirche. Bettag 1907. Joh. 6, 67 . . . . .	354
41. Gottes Botschaft an unser Volk. Bettag 1909. Jer. 22, 29 . . . . .	367
42. Der unfruchtbare Feigenbaum. Luf. 13, 6—9 . . . . .	378
43. Ananias und Sapphira. Apostelgesch. 5, 1—11 . . . . .	386
44. Die Gewissensfreiheit. Apostelgesch. 5, 29 . . . . .	396
45. Die Verantwortung des Glaubens. 1 Petri 3, 14—17 . . . . .	404
46. Das Leiden um des Guten willen. 1 Petri 2, 18—25 . . . . .	414
47. Der Kampf, der uns verordnet ist. Hebr. 12, 1 . . . . .	424
48. Missionspredigt. 1. Advent 1907. 1 Tim. 2, 4 . . . . .	433
49. Missionspredigt. 1. Advent 1908. Psalm 72, 19 . . . . .	443
50. Die Ankunft des Erlösers. Luf. 1, 74. 75 . . . . .	453
51. Die Botschaft des Täufers. Matth. 11, 2—6 . . . . .	462
52. Jahreschlußpredigt. Psalm 139, 23, 24 . . . . .	469



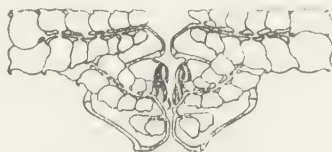




## Texte.

---

2 Mose 20, 4—6	248	Joh. 5, 35	278
Psalm 8, 2	288	6, 67	354
8, 3	297	8, 31. 32	151
8, 4—6	307	11, 4	336
72, 19	443	18, 1—11	89
103, 5	317	19, 1—11	116
119, 105	160	19, 30	142
139, 23. 24	469	Apostelgesch. 5, 1—11	386
Jerem. 22, 29	367	5, 29	396
Matth. 3, 13—17	54	5, 34—42	35
6, 33	10	6, 1—7	72
10, 34	45	Römer 8, 35—39	1
11, 1—6	462	1 Kor. 15, 57	175
26, 47—56	97	Phil. 1, 6	168
27, 11—30	107	Rol. 3, 1	195
27, 45—66	133	1 Tim. 2, 4	433
Mark. 1, 35	240	6, 6—10	327
2, 13—17	204	6, 12	213
6, 14—29	256	1 Petr. 1, 3	186
9, 43—48	345	1, 13—16	19
11, 23—25	223	1, 17—21	27
14, 32—50	81	2, 9	64
15, 16—32	125	2, 18—25	114
Luk. 1, 74. 75	453	3, 14—17	104
13, 6—9	378	Hebr. 12, 1	424
Joh. 5, 1—9	269	Judas 20	231

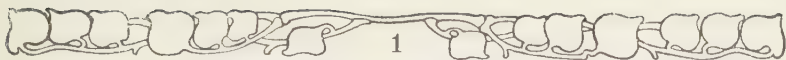


Von demselben Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

Wir sahen seine Herrlichkeit. Ein Jahrgang Predigten.

Fünfte Auflage. 1911. Preis br. M. 4.— (Fr. 5.—); geb. M. 5.— (Fr. 6.25).





## Nichts soll uns scheiden von der Liebe Gottes.

Neujahr.

Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst, oder Verfolgung, oder Hunger, oder Blöße, oder Fährlichkeit, oder Schwert? Wie geschrieben steht: Um deinetwillen werden wir getödet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe. Aber in dem allem überwinden wir weit um des willen, der uns geliebet hat. Denn ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer, noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.

Römer 8, 35—39.

So haben wir denn wieder die ersten kurzen Schritte in ein neues Jahr hinein getan. Wir haben viel gute Wünsche ausgesprochen und empfangen. Aber wenn sie auch noch so aufrichtig gemeint sind, und wenn sie uns noch so herzlich freuen, wir sind uns doch alle bewußt, daß die Zukunft nicht an die Wünsche der Menschen gebunden ist. Und ob der eine jetzt denkt: leider nicht! und der andere: zum Glück nicht! — beide geben zu, daß es ganz anders kommen kann, als Menschen es möchten. Wir stehen wie vor einem Walde, dessen vorderste Bäume scharf sich abheben; aber dann beginnt rasch auch das Dunkel. Wir befinden uns am Eingang eines Tales voller Windungen. Jede Krümmung des Weges kann Überraschungen bieten. Wird's eine prächtige Aussicht sein? Wird's plötzlich scharf aufwärts oder abwärts gehen? Warten dort schlimme Gefahren auf uns? Über das Tal mögen uns Menschen Auskunft geben, die die Gegend kennen, die den Weg schon gegangen sind, — aber wer kennt das vor uns liegende Jahr? Ich glaube, daß manchem, der die Neigung hat, leichtfertig der Zukunft entgegenzugehen, die Nachrichten über die schreckliche Katastrophe in Sizilien zu denken gegeben haben. Ernster und nachhaltiger, als irgend ein Mensch es zu tun vermöchte, reden solche Ereignisse. Man kann nicht eine

Meschbacher, Ich lebe, und ihr sollt auch leben.

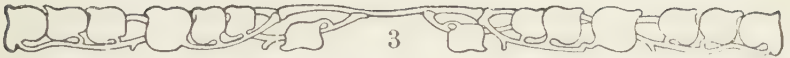


Zeitung zur Hand nehmen, die das Datum des 31. Dezember trägt und darunter in großen Buchstaben überschrieben ist: „150 000 Tote, ganze Städte zerstört“, ohne daß einem der Gedanke kommt, wenn ein Jahr, mit dem man eigentlich schon abgeschlossen hatte, in dem Schoß seiner letzten Stunden noch so Fürchterliches bergen kann, was ist dann nicht alles möglich in dem Jahr, das wir begonnen haben!

Ja gewiß, was ist nicht alles möglich! Viele unter uns tragen ja aus dem alten Jahr schon allerlei ins neue hinüber, was sie lieber zurückgelassen hätten. Ich sah in diesen Tagen ein Bildchen, welches darstellt, wie über unserer Stadt das Jahr 1909 golden glänzend heraufsteigt, während das Jahr 1908 auf den Wassern der Aare in der Ferne verschwindend dahintreibt. Haben wir nicht manches, was wir gern am Schluß des Jahres in einen Kahn verladen würden, um es dann möglichst rasch aus den Augen verschwinden zu sehen? Da ist ein schweres Kreuz, das wir gern los wären; da sind Sorgensteine; da sind Scherben; da sind Ketten; da sind häßliche Bilder; da ist noch manches andere, dem wir keine Tränen nachweinen würden. Aber es bleibt nicht zurück; es kommt mit uns wie unser Schatten. Und zu dem Alten wird Neues sich gesellen. Es sitzen am Weg, den wir gehen müssen, viele trübe Gestalten. Welche von ihnen aufstehen und uns ihre Begleitung aufzwingen wird, das wissen wir noch nicht. Aber die eine oder die andere wird es tun, und vielleicht mehrere.

Und doch, nicht wahr, meine Freunde, wir möchten lieber mit Zuversicht in die Zukunft hineinblicken als mit geheimem Bangen. Wir möchten tapfer und aufrecht und froh unsern Weg gehen. Ob wir wohl wünschen, daß uns alles Schwere erspart werde? Wenn wir ehrlich sind, werden wir wohl gestehen müssen, daß wir nicht sehr weit von diesem Wunsche entfernt sind. Wenn man uns fragt: Wie möchtest du es in diesem Jahre haben? so würde die Antwort doch wohl nicht lauten: so schwer als möglich, sondern: so angenehm und bequem als möglich. Es ist auch ganz natürlich, daß wir lieber Freude als Leid erleben, lieber gesund als krank sind, lieber Erfolg als Mißerfolg haben, lieber das Glück als das Unglück bei uns einkehren sehen. Und dennoch sind wir uns wohl dessen bewußt, daß es nicht gut wäre, wenn immer die Sonne scheinen würde. Wir





haben Beispiele genug dafür, wie das, was man Glück nennt, schon manchem Menschen zum Unglück wurde; wie mancher schlecht ausgefallen ist, weil er es zu gut hatte. So leidenschaftlich wir auch sein mögen, der Wahrheit können wir uns doch nicht entziehen, die in jenem bekannten Liede liegt: „Wenn alles eben käme, wie du gewollt es hast, und Gott dir gar nichts nähme und gäb dir keine Last, wie wär's da um dein Sterben, du Menschenkind, bestellt? Du müßtest fast verderben, so lieb wär dir die Welt.“ Darum dürfen wir gar nicht wünschen, daß uns alle Schwierigkeiten und Hemmungen und Lasten erspart bleiben. Aber was ist's, was uns im Gedanken an das letzte Jahr und an unser bisheriges Leben innerlich unruhig macht? Es mag allerlei sein, aber ist's nicht doch auch das Gefühl der Scham und der Trauer, daß wir so oft die Prüfungen schlecht bestanden haben, daß wir feig und jämmerlich waren, daß wir auf Schlappen und Niederlagen zurückschauen müssen? Darum auch gehen wir der Zukunft mit heimlicher Unsicherheit entgegen. Hätten wir bis dahin mehr Siege zu verzeichnen, so würden wir nicht so ängstlich fragen: Was kommt wohl? Aber wären wir heute hieher gekommen, wenn nicht in uns die Sehnsucht lebte, aus dem neuen Jahr etwas Besseres zu machen als aus dem alten? Wir möchten aus dem alten Schlen-  
drian heraus. Wir möchten statt des Geistes der Furcht den Geist der Kraft. Wir möchten aus dem kleinlichen, gedrückten, zaghaften, klaghaften Wesen heraus. Und da suchen wir nun festen Boden, um den Kampf besser bestehen zu können. Da suchen wir etwas, was uns durch die Stürme hindurchträgt, ein Licht, das nicht ausgelöscht werden kann, einen Kompaß, der sich nicht beirren läßt, einen Halt, der nicht nachgibt.

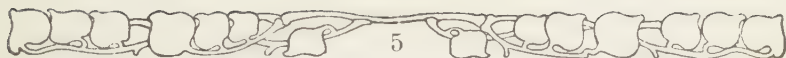
Und nun, meine Freunde, hören wir in unserm Textabschnitt einen Mann reden, der auch nicht nur von Glück und Sonnenschein und Erfolg weiß. Im Gegenteil, er spricht von Trübsal, Angst, Verfolgung, Hunger, Blöße, Gefahr, Schwert, Tod, dämonischen Mächten. Er spricht davon als einer, der all diese Dinge am eigenen Leib erfahren hat und jeder Zeit wieder erfahren kann. Und kein Mensch wagt ihm zu antworten: „Paulus, du malst zu schwarz, so arg war's doch auch für dich nicht!“ Nein, er könnte aus eigenem Erleben heraus zu jedem dieser Worte seitenlange Ausführungen



schreiben. Er gibt nur Andeutungen. Auch wenn wir das erste Kapitel im zweiten Korintherbriefe lesen, wo der Apostel uns einen etwas tiefern Einblick tun läßt, so können wir doch nur einigermaßen ahnen, was alles auf den Schultern und auf der Seele dieses Mannes lastete. Da sind Dinge, von denen auch der Geplagteste unter uns nichts weiß. Aber Paulus brach nicht zusammen. Er steht nicht vor uns als einer, der an allem irre geworden ist und enttäuscht und müde die Hände sinken läßt. Wir sehen ihn nicht in titanischem Troß sich auflehnen gegen diese schlechteste der Welten oder sich einschlüsseln in eine bitter lächelnde Resignation. Nichts von alledem; aber Ungezählten vermittelt er neues Leben, füllt ihr Dasein mit neuem Inhalt, führt sie aus den Niederungen in die Höhe, aus der Finsternis ins Licht, aus der Lüge in die Wahrheit; er hilft ihnen allem Schein und allen bösen Mächten zum Troß an das Kommen des Reiches Gottes glauben und dafür arbeiten. Wer will's sagen, was für Impulse, was für Kräfte zum Guten, was für Wirkungen von Paulus ausgegangen sind und durch die Jahrhunderte hindurch weiter von ihm ausgehen!

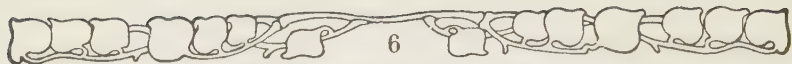
Wollen wir nicht zu diesem Manne kommen und ihn fragen: Wie ist dir das möglich geworden? Wir suchen ihn auf in einem Moment, da er von Trübsal, Angst, Verfolgung, Blöße, Gefahr, Schwert, Tod redet. Wie redet er davon? Geschieht es nicht mit einem Leuchten in den Augen? Hören wir nicht einen triumphierenden Klang in seiner Stimme? Und das ist's doch, was auch wir suchen. Kraft und Mut möchten wir haben für die Kämpfe, die uns bevorstehen; Zuversicht und Hoffnung in den Dunkelheiten, die uns erwarten; einen gewissen Geist in all den Rätseln und Fragen der Zukunft; ein festes Herz in all den Unbeständigkeiten, Widerwärtigkeiten und Versuchungen der kommenden Tage; innere Ruhe in all der äußern Unruhe. Der Apostel besitzt diese kostbaren Güter, und nichts ist ihm lieber, als uns sagen zu dürfen, wo auch wir sie finden können. Er beginnt die Aufzählung all der schweren, dunkeln Dinge mit der triumphierenden Frage: Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Er unterbricht sie mit der getrosten Versicherung: In dem allem überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat. Er läßt das Ganze ausklingen in den Jubel: Ich bin gewiß, daß





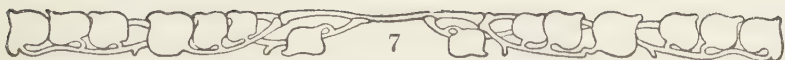
nichts uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die uns in Christus Jesus, unserm Herrn geoffenbart ist! Wir müßten mehr als schwerhörig sein, wenn wir nicht merkten, daß er uns hier zu der Quelle führt, aus der er Kraft und Zuversicht, Mut und Hoffnung schöpft. Mit den Worten: „Die Liebe Gottes, die uns geoffenbart ist in Christus Jesus, unserm Herrn“, deckt er uns das Geheimnis seiner Stärke auf. Ihm ist in Jesus gewiß geworden, daß Gott ihn liebt. Nun mag kommen, was will, nichts kann ihm diese Gewißheit mehr rauben. Mögen Wolken von überall her sich aufstürmen, — eine Stelle, um in den Himmel hineinzuschauen, können sie ihm niemals verdecken. Mögen Wasser heranbrausen, hier eine Welle und da eine Welle, — er kennt eine Höhe, an die sie nie heranreichen. Die griechische Sage erzählt von einem Riesen, dem niemand widerstand, weil er nur die Erde anzurühren brauchte, um von dieser seiner Mutter immer wieder frische Kraft zu empfangen. Endlich besiegte ihn ein Gewaltiger, indem er ihn in die Höhe hob und ihn da erwürgte. Der Apostel Paulus kann in die Tiefe geführt und in die Höhe gehoben werden, überall kennt er eine Kraft, die ihn davor bewahrt, zu Fall gebracht zu werden.

Sich von Gott geliebt wissen und dies durch alles hindurch festhalten, darin steckt das Geheimnis, um aus Freude und Leid, aus Glück und Unglück Werkzeuge des Segens zu machen und das neue Jahr zu einem Jahr des Heils zu gestalten. Ja, sagst du, das ist aber nun gerade die Schwierigkeit, immer an Gottes Liebe zu glauben. Es gibt so vieles, was uns daran irre machen will. Sind wir noch nie so weit gewesen, daß wir dachten: Jetzt haben es die Ungläubigen leichter als wir; sie haben sich nur irgendwie mit dem Unglück abzufinden; wir aber haben es außer dem Unglück auch noch mit der quälenden Frage zu tun: Wie reimt sich dies nun mit dem Glauben an Gott, an den Gott der Liebe? So haben wir außer der Last, die uns auferlegt ist, noch diese Frage, noch diese Zweifel, noch diesen Kampf zwischen Glaube und Unglaube, noch diese Angst, wir könnten unterliegen. Nun, meine Freunde, das hat der Apostel Paulus auch gekannt. Gerade daran hat er in unserm Textabschnitt gedacht. Was tut er denn hier anderes, als daß er eine Liste von Dingen aufstellt, die uns den Glauben an Gott und seine Liebe



rauben wollen. Wenn wir diese Liste ansehen, so werden wir finden, daß sie sehr vollständig ist. Und nun, nachdem er seine Gedanken über alles Dunkle hat streifen lassen, erklärt er: Was es auch sein mag, es kann mir den Glauben an Gottes Liebe nicht nehmen. Weßhalb nicht? Weil ich sofort an eine Tatsache denke, die mir Gottes Liebe in solchem Licht offenbart, daß dies Licht durch nichts verdunkelt werden kann. Ich denke an Jesus. Ich sehe Jesus. Ich wende mein Auge von allem andern ab und blicke auf Jesus. Da füllt sich mein Auge und mein Herz so mit Licht, daß ich nun Licht in alles hineinsehe. Da werde ich so erfaßt von der Gewißheit, daß Gott mein Bestes will, daß sich die Angst löst, daß die umklammernden Zweifel geknickt niederfallen! So ist der Apostel ein Freier, ein Überwinder, ein Erlöster geworden. Auch wir können und sollen es werden.

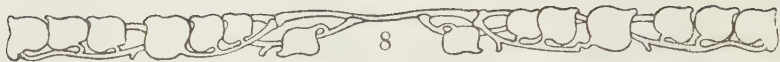
Auch wir können in Jesus der Liebe Gottes gewiß werden, daß wir uns als seine Kinder wissen und ihn als unsern Vater kennen. Haben wir es nicht vielleicht erfahren, welche eine Kraft, welche eine Aufrichtung, welche eine Bewahrung für einen Menschen darin liegt, wenn er sich sagen darf: Der Segen meiner Eltern, ihr Gebet, ihr Gedenken, ihre Zufriedenheit ist mit mir? Aber nun zu wissen, daß die Liebe Gottes mit uns ist! Laßt uns still über jedes dieser Worte nachdenken. Wenn uns nun Schönes und Erfreuliches zuströmt, und wir sagen uns: Es kommt von Gott und ist ein Geschenk von ihm, — wird uns dann dies Schöne und Erfreuliche nicht noch tausendmal herrlicher und heiliger? Ist's nicht ein Emporgehobenwerden, wenn wir niederknien und sprechen: Vater im Himmel, dir danke ich dafür? Und wenn die dunkeln Tage kommen, die verhüllten Gestalten, die Wolken, die Nebel, die Lasten, die Schwierigkeiten, aber jedem als Begleitzettel das Wort aufgeheftet ist: Ich komme von Gott, — da sträuben und wehren wir nicht mehr mit Händen und Füßen, sondern wir sprechen: Komm herein, denn da Gott dich schickt, so mußt du irgend einen Segen mitbringen; ob du willst oder nicht, du sollst mir zum Besten dienen. Der Gott der Liebe hat dich nicht gesandt, mir zu schaden, mich zu verderben, sondern er will mein Heil, mein Wachstum, meine Förderung, meine Errettung. Er hilft mir tragen,



er hilft mir kämpfen, er ist mir nahe, und darum werde ich überwinden. O welch ein Licht, wenn wir so in die Zukunft hineingehen mit dem Glauben: Was auch kommen mag, was mir auch auferlegt, was mir auch genommen werden mag, wohin ich auch zu gehen habe, — immer wird der Gott der Liebe mit mir sein. Ja, da muß selbst der Tod uns dazu dienen, daß es noch heller um uns wird, weil wir dann den Herrn sehen von Angesicht zu Angesicht.

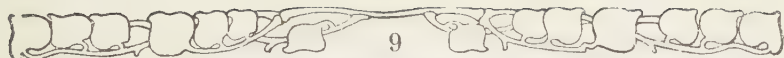
Aber kann uns denn wirklich gar nichts von ihm scheiden? Auch unsere Sünden, unser Fallen, unsere Untreue, unsere Lauheit nicht? Nein, auch all dies nicht, wenn wir es bereuen, wenn wir demütig und bußfertig davon ablassen, wenn wir es bekämpfen. Nur etwas kann uns von ihm scheiden, nämlich wenn wir nichts mehr von ihm wollen. Ist's möglich, daß wir das neue Jahr, das er uns geschenkt hat, brauchen wollen, um uns von ihm zu entfernen, um uns von ihm loszumachen? Ist nicht das Weihnachtsfest, ist nicht die Jahreswende eine Mahnung gewesen, ihm näher zu kommen? Können wir von dem Gott der Liebe hören, ohne daß uns schmerzlich zum Bewußtsein kommt, wie elend wir ihm oft seine Liebe vergolten haben? Wenn wir heute die Gewißheit, daß nichts uns scheiden kann von der Liebe Gottes, als Licht, als Kraft, als Trost mitnehmen in die kommenden Tage, so wollen wir doch ja auch die Mahnung nicht übersehen, die darin liegt. Die Mahnung, all das zu meiden, was Gott betrüben müßte. Halten wir uns das vor: Gott liebt mich, — dürfen wir uns nun noch gemein machen und erniedrigen? Gott liebt mich, — dürfen wir nun noch Freundschaft halten mit Dingen, die sich mit Gott nicht vertragen? O, wenn wir wirklich durchdrungen, erfaßt sind von dieser Tatsache: „Gott liebt mich!“ dann tragen wir in uns etwas, was uns treibt und stärkt, treuer, entschlossener, rücksichtsloser, sieghafter den Kampf zu führen gegen unsern alten Menschen. Die warmen Frühlingswinde und der Lenzregen und die liebe Sonne lösen die Winterstarre und wecken neues Grünen und Sprießen. Wo der Glaube an Gottes Liebe einziehen kann, da fällt auch allerlei Gebundenheit, und ein neues Werden hebt an. Wenn die Versuchung uns naht, dann laßt uns daran denken, daß der Gott, der uns also geliebt hat, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, um uns zu retten, auf





uns sieht und fragt: Das kannst du mir antun? Das willst du dir antun?

Aber Gott liebt nicht bloß mich. Er liebt ebenso gut die andern, die ganze Menschheit. Daran richten wir uns auf, wenn uns der Gedanke an irgend einen Menschen sehr bange macht. Gott geht auch ihm nach im neuen Jahr. Und wenn uns all das Drunter und Drüber im Volksleben und in der Menschheit bedrücken will, wenn wir an die Macht des bösen Beispiels denken, an die Mächte der Verführung, an die erschlassenden und zersetzenden Wirkungen naturalistischer Theorien, wenn wir auf die religiöse, politische, soziale Zerrissenheit unseres Geschlechts schauen, — o da brauchen wir wahrlich die Zuversicht, daß über dem allem doch der Gott der Liebe steht und trotz allem sein Reich herbeiführen wird. Aber freilich: Wir sollen dabei helfen. Und es wird uns auch gar nicht anders möglich sein, wenn auch nur etwas von dem Glanz der göttlichen Liebe unser Herz erleuchtet, und wir auch nur einen Anfang gemacht haben im Glauben, daß Gott der Vater all dieser andern ist und sie liebt und ihr Heil will. Niessche ruft einmal: „Erlöster müßten die Christen aussehen, daß ich an ihren Erlöser glauben lernte.“ Wir werden uns der Berechtigung dieser Forderung nicht verschließen wollen. Erlöster müssen wir werden von Bitterkeit und Unversöhnlichkeit, erlöster von Rechthaberei und Lieblosigkeit, erlöster von Gleichgültigkeit in bezug auf das Ergehen der andern, erlöster von Selbstsucht, erlöster vom Geld, erlöster von Menschenfurcht, erlöster von uns selbst. Wir müssen mehr Geduld haben mit dem andern, mehr Verständnis für ihn; wir müssen uns besser in ihn hineindenken. Ach, wir sehnen uns doch danach, daß wir aus den Hemmungen, aus dem Streit und Unfrieden herauskommen; wir sehnen uns danach, daß Not und Elend und schlechte Wohnungen verschwinden, daß mehr Reich Gottes auf Erden zu sehen ist. Was hilft uns dazu? Sicher nichts so sehr wie Menschen, die vom Geist der Liebe erfaßt sind, Menschen, denen die Gewißheit der Liebe Gottes, ihre beseligende Größe und Herrlichkeit aufgegangen ist, und die es nun treibt, sich dankbar dafür zu zeigen und alle Welt diese Herrlichkeit erfahren zu lassen. Wie oft haben Menschen alles getan, selbst ihr Leben aufs Spiel



gesetzt, um andere unter die Herrschaft eines despotischen, grausamen, blutdürstigen Tyrannen zu bringen! O laßt uns doch mehr tun, um die Herrschaft dessen auszubreiten, der durch die Liebe ein Reich des Friedens, der Gerechtigkeit, der Freiheit, der Brüderlichkeit aufrichten will! Laßt uns ins neue Jahr hineingehen mit diesem Glauben und Willen: Nichts soll uns scheiden von der Liebe Gottes! In diesem Zeichen werden wir siegen, werden wir gesegnet sein und zum Segen werden. Amen.





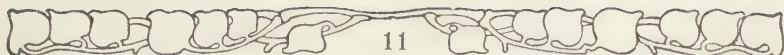
## Trachtet nach dem Reich Gottes.

Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches Alles zufallen. Matth. 6, 33.

Ein bekanntes Sprichwort sagt: „Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.“ Wir würden verstehen, wenn es hieße: mit schlechten Vorsätzen. Aber es heißt wirklich: mit guten. Also ist's offenbar besser, wenn wir gar keine Vorsätze mehr fassen? Nein, so ist's nicht gemeint. Jenes Sprichwort will nur sagen: Du mußt ja nicht glauben, daß die Menschen, die in die Hölle kommen, nie sich Gutes vorgenommen haben. Im Gegenteil, sie haben so viele treffliche Vorsätze gefaßt, daß der Weg, den sie gegangen sind, damit dicht besät ist. In Haufen liegen diese guten Regungen, diese bessern Anwandlungen herum. Aber leider blieben es Anläufe, leider wurden die Vorsätze nicht ausgeführt. Es waren totgeborene Kinder. Es waren Knospen, die immer wieder durch einen Reif vernichtet wurden. Und darum haben diese guten Vorsätze die Menschen, die sie faßten, nicht vor dem Verderben bewahrt. Man möchte fast sagen: sie haben eher noch geschadet, sie haben den Weg ins Verderben gangbarer gemacht. Die Menschen haben sich mit diesen guten Regungen und Anläufen nur über sich selbst und ihren wahren Zustand getäuscht.

Dennoch, wie bereits bemerkt, will dies Sprichwort uns nicht hindern, gute Vorsätze zu fassen. Es will uns nur eindringlich zum Bewußtsein bringen, daß es damit noch nicht getan ist, sondern daß sie dann auch ausgeführt werden müssen. Aber bevor wir sie ausführen, müssen sie doch gefaßt werden. Und nun scheint mir, daß kaum eine Zeit uns dies näher legt, als die, in welcher wir gerade jetzt stehen. Kann man in ein neues Jahr hineintreten, ohne daß man die Frage vernimmt: was willst du mit diesem Jahr anfangen? Kann einer unter uns auf die vergangene Zeit zurückschauen, ohne daß er manches ungeschehen, manches anders getan haben möchte?

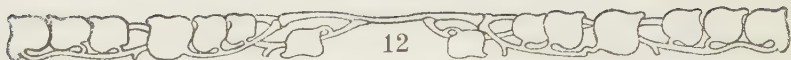




Da kommt's ja ganz von selbst, daß man sich allerlei vornimmt: wie es hier anders gehen, wie dort Wandel geschaffen werden müsse. Wenn wir auch nicht auf ein so völlig verfehltes, dem Leichtsinne, der Viederlichkeit, dem Laster preisgegebenes Leben zurückschauen müssen, wie es in der „Neujahrsnacht eines Unglücklichen“ geschildert ist, so muß doch mancher sich fragen: Ist die Richtung meines Lebens die richtige? Wohin komme ich auf dem Wege, den ich eingeschlagen habe? Wenn er aufrichtig ist, so muß er sich sagen: So kann es unmöglich gut kommen. Und auch, wenn wir das Bewußtsein haben dürfen, daß wir uns ungefähr auf dem richtigen Weg befinden, so sind wir doch hier und dort nebenaus gegangen, wir sind stehen geblieben, statt vorwärts zu marschieren, wir sind gegen die, die neben uns wanderten, nicht gewesen, wie wir sollten.

Nun steht das neue Jahr vor uns, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der eine sich vorgenommen hat: ich will mit diesem und diesem brechen. Und der andere hat sich gesagt: ich muß mich bemühen, mehr über mich Meister zu sein. Und der Dritte will treuer, eifriger, energischer sein in der Erfüllung seiner Aufgaben. So soll hier etwas geflickt und da etwas korrigiert werden, hier etwas ausgereutet und da ein bisher brachliegendes Stücklein Land angepflanzt werden. Gewiß ist dies gut. Aber es gibt etwas noch viel Besseres. Es gibt etwas, was all diese kleinen Reparaturen und Korrekturen unfehlbar in sich schließt. Etwas, was unserm ganzen Leben den besten Inhalt gibt. Etwas, was wert ist, daß wir alle Kräfte dafür einsetzen. Etwas für den Größten und den Kleinsten, für Gesunde und Kranke. Etwas, was wir von einem Jahr ins andere hinübernehmen können, was nicht vergeht. Etwas, dem selbst der Tod nichts anhaben kann.

Wir können mit aller Gewißheit sagen, daß es für das neue Jahr nichts Wichtigeres, nichts Besseres gibt als dies Etwas. Und wenn du dies Etwas nicht hast, dann mag das Jahr ein Füllhorn über dich ausschütten, du magst bei bester Gesundheit sein, du magst gute Geschäfte machen, du magst alle möglichen Wünsche erfüllt sehen, — es ist doch kein Jahr des Heils für dich. Und hast du dies Etwas, dann mag dies Jahr das schwerste werden, das du noch erlebt hast, — es kann dir nicht schaden.



Und was dies ist, auf das unser Sinnen, unser Wollen gerichtet sein muß, wenn wir nicht ins Blaue oder vielmehr ins Dunkle hineinleben sollen, wenn wir Antwort haben wollen auf die ernste Frage: Wohin und wozu? wenn wir Menschen mit einem großen, unvergänglichen Lebensziel sein wollen, wenn wir unserm Dasein den höchsten Inhalt geben wollen, das läßt sich nicht kürzer und nicht besser sagen, als es hier geschieht mit dem Wort: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit.

Zuerst, meine Freunde, lenkt eure Aufmerksamkeit darauf, daß es heißt: Trachtet. Die hl. Schrift ist voll von derartigen Aufforderungen: Ringet, strebet, jaget nach, kaufet aus, gehet ein, wandelt, kämpft, suchet, wachet. Wir sollen im neuen Jahr etwas wollen, etwas im Auge haben, etwas erstreben, etwas tun. Gott hat uns nicht ein neues Jahr gegeben, damit wir faulenzten. Wir sollen nicht die Hände in den Schoß legen. Wir sollen nicht wie Schlafwandler durchs Leben gehen. Wir kennen alle das Gleichnis von den anvertrauten Zentnern. Es ist gut, wenn wir uns gleich zu Anfang eines neuen Lebensabschnittes dessen erinnern, daß wir Rechenschaft darüber ablegen müssen, was wir mit all dem uns Anvertrauten, mit dem Geld, mit den körperlichen Kräften und Fähigkeiten, mit den Geistesgaben, mit der Zeit, mit unsrer religiösen Erkenntnis angefangen und ausgerichtet haben. Wir sollen wachsen, wir sollen Fortschritte machen, wir sollen nützen, wir sollen säen und vielleicht auch ernten. Mancher hätte im verflossenen Jahr ganz andere Fortschritte machen können. Aber er hat nicht darnach getrachtet. In der Schule nicht, in der Lehre nicht, in seinem Beruf nicht, in seinem sittlichen und religiösen Leben nicht. Es klagt mancher über böse Zeiten und über alles mögliche, aber der Fehler liegt bei ihm. Es würde in mancher Haushaltung besser stehen, wenn der Mann oder die Frau oder auch beide darnach trachteten, ihre Arbeit, ihre häuslichen Geschäfte besser zu besorgen, den Kindern ein besseres Beispiel zu geben. Es würde weniger Neid und Verbitterung da sein, wenn jeder trachtete, den andern zu verstehen, sich in die Lage des andern hineinzudenken. Wenn jeder darnach trachtete, zuerst selbst seine Pflicht zu tun, bevor er die Gesellschaft reformieren will. Wenn jeder, der mit irdischen

Gütern gesegnet ist, trachtete, davon den besten Gebrauch zu machen. Darum mahnt uns unser Wort: Trachtet. Seid nicht träge, nicht faul, nicht gleichgültig, sondern tut die Augen auf, rührt die Füße und die Hände, steckt euch Ziele und geht drauf los.

Aber nicht wahr, meine Freunde, wir können uns sehr gut vorstellen, daß einer der Mahnung: Trachtet! nachkommt und doch nicht auf dem rechten Weg sich befindet. Es könnte mancher antworten: O, ich habe durchaus im Sinne, die Tage und Stunden dieses Jahres auszunützen; ich habe ein sehr bestimmtes Ziel vor Augen, ich werde mit meinem Rahn nicht nur am Strande schaukeln und ich werde auch nicht aufs geratewohl hinausfahren.

Gut also. Aber welches ist denn nun dein Ziel? Auf was ist dein Streben gerichtet? Wonach trachtest du?

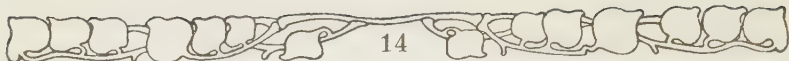
Niemand wird sich verhehlen, daß die Beantwortung dieser Frage von der entscheidendsten Bedeutung ist. Es gibt unfehlbar Menschen, deren Sein und Streben auf Dinge gerichtet sind, die ihnen selbst und andern schädlich sein werden. Ja, sagst du, das ist möglich. Aber wie ist's denn, wenn ich darnach trachte, im Irdischen vorwärts zu kommen? wenn ich darnach strebe, mein Wissen zu vermehren, wenn ich darauf ausgehe, mir eine Stellung, wenn möglich eine bessere Stellung im Leben zu verschaffen? Sind das nicht erlaubte oder sogar sehr gute Ziele?

Nun, meine Freunde, wenn das alles ist, dann ist es eines Tages nichts. Wer weiter nichts will als Vermögen machen, wer nur sein Wissen zu vermehren strebt, wer nur in seiner Lebensstellung vorwärts zu kommen sucht, der entgeht kaum der Gefahr, sein Gewissen und seine Seele zu verlieren. Was ist aber ein Mensch ohne Gewissen und ohne Seele? Und gesetzt auch, es gelänge ihm sein Streben, — glücklich wird er dabei nicht sein, denn er wird immer noch solche sehen, die weiter sind als er.

Und wie, wenn der Mißerfolg sich einstellt und die Enttäuschung? Und auch im günstigsten Fall — wird nicht unfehlbar der Tag kommen, da er das Wort hört: Du Narr, was bleibt dir nun?

Ich sage nicht, daß man nicht suchen soll, im Irdischen vorwärts zu kommen, daß man nicht seine Kenntnisse vergrößern soll und





was dergleichen Dinge mehr sind. Nur darf dies nicht unser Erstes und Letztes, nicht unser Alles, nicht unser Einziges sein. Es darf nicht das Ausschlaggebende, nicht das im Mittelpunkt Stehende sein. Unser Sinn muß höher stehen.

Worauf muß er gerichtet sein? Wenn wir diese Frage stellen, dann schwebt wohl manchem die Antwort auf den Lippen: „Daß wir selig werden.“ Wie manche Ansprache haben wir schon gehört, wie manchen erbaulichen Artikel, wie manches Gedicht, wie manches Buch schon gelesen, da dies „Nur selig“ uns als das Ziel alles wahrhaft christlichen Strebens vor Augen gestellt wurde. Sogar ein Dichter wie Dehmel, den wir sonst anders kennen, hat in einer Stimmung, wie wir sie manchmal plötzlich bei den Modernen finden, gesungen:

Ich trat in ein Haus,  
Da gingen viel Sünder ein und aus;  
Aber auf einer grauen Wand  
Und mit leuchtenden Lettern stand:  
Nur selig!

Ich sah eine Menschengestalt  
Mit Leidenszügen mannigfalt;  
Aber wie Grüße der blassen Hand  
Und im Lichte der Augen stand:  
Nur selig!

Ich ging bald fort  
Durch einen trüben, armseligen Ort;  
Aber über dem ganzen Land  
Und mit leuchtenden Lettern stand:  
Nur selig!

Und doch, meine Freunde, finde ich, daß Jesus uns das Ziel anders zeigt. Es wäre töricht, behaupten zu wollen, er suche nicht die Rettung, das Seligwerden jedes einzelnen Menschen. Aber als der größte Menschenkenner weiß er, daß selbst in das Streben, das die Lösung trägt: „Nur selig“, sich allerlei mischen kann, an dem die Engel im Himmel keine Freude haben können. Eine Frömmigkeit mit der Parole: „Nur selig“ kann ein so selbstüchtiges, enges Ding sein, daß es einem davor angst wird. Dies „Nur selig“ kann zu einem sich mit Selbstbeobachtung und kleinlichem Gesezestreiben und ängstlicher Selbstquälerei abmühenden Wesen führen, das dem Geist Jesu recht fremd ist.

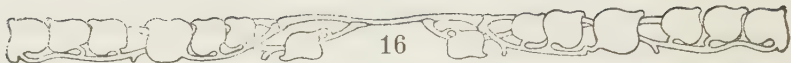


Darum hat Jesus als der größte Erzieher die Sache so angefaßt, daß er vor unser Auge eine wunderbar hohe Aufgabe stellt, daß er unsere Seele füllt mit der Begeisterung für eine leuchtende Idee, daß er in unsre Herzen und Köpfe hineinwirft den größten Gedanken, der je gedacht worden ist, vom Kommen des Reiches Gottes auf Erden. O, wer das schildern könnte, was alles in diesem Gedanken drin liegt, daß Gottes Reich kommen soll! Da ist ja all das Beste und Schönste drin, was je von Menschen mit sehnenenden Augen und Herzen geahnt worden ist, vom Paradies und vom goldenen Zeitalter und vom Friedensreich der Propheten und vom Zukunftsstaat. Ein Reich, da Gott herrscht, da nur sein Wille gilt, da sein Geist alles durchdringt und beseelt, da jeder ihm vertraut, jeder auf seinen Wegen geht, ein Reich, da jeder des Nächsten Wohl sucht, da kein Unfriede, kein Unrecht, keine Lieblosigkeit, kein Schmutz, kein Elend, kein Herzeleid, kein Trinker, keine mißhandelte Frau, kein unglückliches Kind, keine seufzende Kreatur mehr ist. Wer einmal wirklich innerlich von diesem Gedanken erfaßt worden ist, den läßt er nicht mehr los. Wir sehen auf der Erde so viel Kummer, so viel Nacht und Nebel, so viel Schmerz und Not, so viel Wüste und Verderben, und da greift oft der Ekel und die Verzweiflung nach uns. Aber nun vernehmen wir das Wort vom Gottesreich auf Erden. Da sehen wir auf dieser Erde eine selige Umwandlung sich vollziehen, viel wunderbarer noch, als wenn eine Wüste zum Garten wird. Und will uns dann eine Stimme zuraunen: „Das sind Träume, das sind Utopien“, dann halten wir dem entgegen: Es sind keine Wahnideen, erzeugt im Gehirn des Toren, des Schwärmers, darum nicht, weil es sich um ein Reich Gottes handelt. Gott selbst hat es sich vorgenommen, und darum wird es kommen.

Und es handelt sich nicht um eine Utopie, weil es sich nicht bloß um eine Umwälzung der äußern Verhältnisse handelt, sondern, um Gerechtigkeit, um das Werden neuer Menschen.

Spüren wir nicht, daß wir dadurch emporgehoben werden, daß damit in das neue Jahr etwas Großes hineinkommt, wenn wir uns vornehmen: Ja, das will ich, ich will an meinem Teil mithelfen, daß dies Gottesreich kommt?

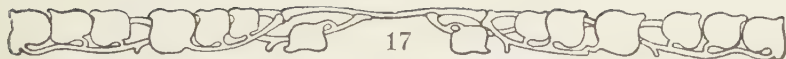
Fragest du, wie kann ich das? Ich glaube, unser Gewissen gibt



uns die Antwort. Ein Blick auf Jesus wird uns helfen, daß wir Klarheit bekommen. Es ließe sich ja wohl ein Buch schreiben über die Frage: Was kann ich tun, daß das Gottesreich kommt? Wir könnten hinweisen auf alle die Anstrengungen, die von Einzelnen und von Vereinen, Gesellschaften, Kirchen und Anstalten gemacht werden, um leibliche und seelische Not zu bekämpfen. Es ist groß, was da geschieht in den Werken der innern und äußern Mission, der humanitären, der sittlichen und religiösen Bestrebungen unter uns und in der Ferne. Aber es soll sich jeder fragen: Tue ich, was ich kann, tue ich überhaupt etwas? Und wenn ja, ist mein Herz dabei, handle ich im Geist der Liebe, die nicht das Ihrige sucht, die sich nicht verbittern läßt, die alles hofft?

Es ist ganz klar, daß wir am Kommen des Reiches Gottes mitarbeiten sollen, indem wir zunächst selbst dazu gehören und darnach trachten, immer bessere Glieder desselben zu sein. Wir alle stehen wohl in einem gewissen, mehr oder weniger engen Verhältnis zu Gott. Aber selbst derjenige, der von uns allen die engste Gemeinschaft mit Gott hat, wird bekennen, daß es noch nicht ist, wie es sollte. Für viele ist Gott nur etwas Gelegentliches. Man macht ihm ab und zu seine Aufwartung, um es nicht mit ihm zu verderben, da man doch vielleicht noch einmal froh über ihn ist, aber vorläufig kann man es ziemlich ohne ihn machen. Religion ist vielen ungefähr dasselbe, was ein Zylinderhut. Wir sind vielleicht ein bißchen weiter. Aber trifft uns die Wahrheit gar nicht, die in jenem Wort liegt: „Ihr wollt bei eurem irdischen Sinnen die Seligkeit nebenbei gewinnen“? Müssen wir nicht bekennen, daß wir Gottes Wort doch oft so verstehen, wie es uns paßt, daß wir nehmen, was uns zusagt, und übersehen, was uns unbequem ist? Wir gehen zur Kirche, wir lesen in der Bibel, wir beten. Aber ist das nicht etwas, was wir nebenbei tun, etwas, wie wenn einer einen Beruf hat und daneben in seinen Freistunden Schmetterlinge sammelt? Geht von unserm Kirchenbesuch, unserm Beten und Bibellese eine bestimmende Kraft in unser Familienleben, in unser Verhalten zu den Menschen, in unser Verhalten in finanziellen Fragen, in Not und Schwierigkeiten und trübe Zeiten über? Meine Freunde, ich kann das jetzt nicht ausführen. Aber wir verstehen alle ganz gut, was für



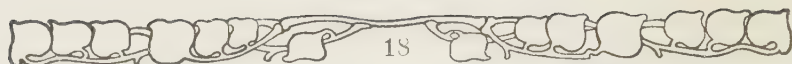


Gedanken Jesus uns heute nahe legen will. Wir sollen die Religion nicht als Luxusartikel, sondern als das tägliche Brot haben. Sie soll nicht neben dem andern Leben einhergehen, sondern unser ganzes Leben durchdringen und beeinflussen. Wir sollen nicht irgendwo auch noch Gott haben, sondern alle Linien unseres Lebens sollen von ihm gegeben werden und in ihm wieder ihre Vereinigung finden.

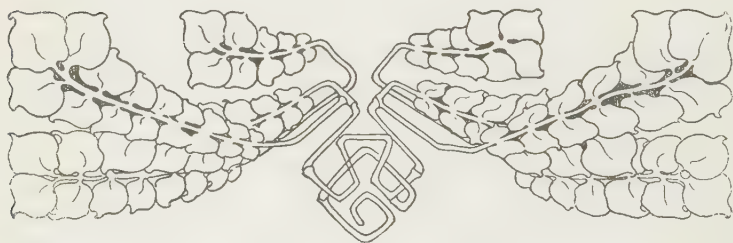
Gut, sagst du, aber ich muß doch meinen Beruf ausüben. Gewiß. Aber wenn du diese deine Aufgabe im Gehorsam gegen Gott treu und gewissenhaft erfüllst, wenn du bei ihm die Kraft suchst, deine Sache recht zu machen, wenn du ihm dankst für das Gelingen, wenn du die Enttäuschungen im Vertrauen auf ihn still und tapfer trägst, dann erfüllst du diese Mahnung Jesu vielleicht viel besser, als mancher, der predigt.

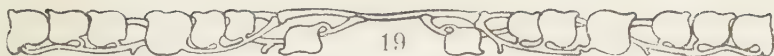
Und wenn du durch Krankheit an irgend einer Tätigkeit völlig verhindert wärest und keinen Schritt tun und keinen Finger rühren könntest, — wenn du nichts tust, wenn du still bist im Sinne der Bitte: „Dein Wille geschehe!“, so tust du das Größte, so hilfst du mit, die Bitte erfüllen: „Dein Reich komme!“

Und das ist sicher: wenn wir am ersten trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird uns alles andere hinzugegeben werden. Wir gehen vielleicht mit allerlei Sorgen und Fragen der Zukunft entgegen. Sorgen in irdischen Dingen, Sorgen auch im Blick auf unser geistliches Leben. Aber laßt uns getrost sein! Es gibt nur Eine Sorge, und weil Gott dabei ist, wird es nie ein unrichtiges, verzagtes Sorgen sein. Das ist die Sorge, daß Gottes Sache auf Erden vorwärts geht. Wir wachsen innerlich. Wir werden in den alltäglichen Aufgaben um so treuer und freudiger und tüchtiger sein. Wir tragen den Frieden in uns. Gottes Segen wird auf uns ruhen. Wir werden wie die Jünger auf die Frage: Habt ihr je Mangel gehabt? antworten können: Herr, nie keinen. Was wir nötig haben und was uns heilsam ist, wird Gott uns schenken, wenn wir mit ihm sind. Ich sage nicht, daß Gott es uns immer bequem und leicht und nach Wunsch machen wird, aber er wird's wohl machen. Wenn wir übrigens wirklich ihm dienen wollen, so werden auch unsre Wünsche sehr oft anders sein als bisher.



Was haben wir für Wünsche an dieses Jahr? Was für Befürchtungen? Was für Hoffnungen, was für Absichten, was für Vorsätze, was für Pläne? Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß kein einziger etwas Besseres für sich und die andern haben kann, als den Vorsatz: Ich will am ersten trachten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit. Laßt dies unsre Lösung sein für das neue Jahr, und wir werden, wo wir auch am Schluß des Jahres sein mögen, unfehlbar danken dürfen, und andere mit uns. Und im Himmel wird Freude sein, weil dann auf Erden mehr Himmel ist. Amen.





## Heilig durch Gottes Wort.

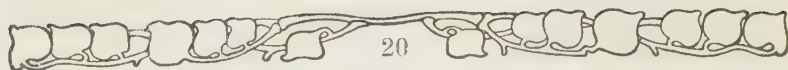
Darum so begüret dieenden eures Gemütes, seid nüchtern, und setzet eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird durch die Offenbarung Jesu Christi, als gehorsame Kinder, und stellet euch nicht gleich wie vorhin, da ihr in Unwissenheit nach den Lüsten lebtet, sondern nach dem, der euch berufen hat und heilig ist, seid auch ihr heilig in allem eurem Wandel! Denn es siehet geschrieben: „Ihr sollt heilig sein, denn Ich bin heilig.“

1 Petri 1, 13–16.

Wir kennen alle das fünfzehnte Kapitel im ersten Korintherbrief. Wenigstens kennt jeder etwa die Worte daraus: Es wird gesät verweslich und wird auferstehen unverweslich, oder jenen Jubelruf: Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus! In glänzender, unübertroffener Weise verteidigt der Apostel in diesem Kapitel den christlichen Auferstehungsglauben; und dann läßt er seine Ausführungen ausklingen in die Mahnung: Darum, meine lieben Brüder, seid fest! Genau dasselbe „Darum“ finden wir auch hier im ersten Kapitel des ersten Petrusbriefs. Auch Petrus redet seinen Lesern zuerst von der Auferstehung und läßt vor ihren Augen das Große und Herrliche, die Güter, die der Auferstehungsglaube in Gegenwart und Zukunft in sich birgt und verbirgt, aufleuchten. Dann fährt auch er fort: Darum, und leitet mit diesem Darum seine Forderungen und Ermahnungen zu christlicher Lebensführung ein.

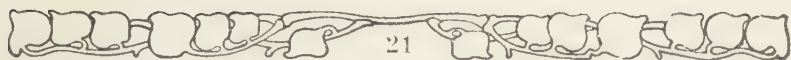
Es lohnt sich wohl der Mühe, einen Augenblick bei diesem „Darum“ stehen zu bleiben. Stoßen wir doch hier auf den Zusammenhang zwischen Glauben und Leben, zwischen Religion und Sittlichkeit. Wir wissen alle, daß es heute Bestrebungen gibt, die das Gebot der Nächstenliebe gelten lassen, ja erst recht zur Geltung bringen, aber mit den christlichen Glaubenslehren, mit den „Dogmen“ aufräumen wollen. Man faßt diese Bestrebungen unter dem Namen: „ethische Kultur“ zusammen. Es werden da neben den rationalistischen Zweifeln und Einwänden gegen das Dasein Gottes,





gegen die Wunder usw. auch allerlei Vorwürfe und Anklagen gegen die christlichen Glaubenslehren erhoben, die sich als Hemmungen des moralischen, kulturellen und sozialen Fortschritts der Menschheit erweisen sollen. Da heißt es z. B., die Religion richte den Blick des Menschen nach dem Himmel und mache ihn blind für die Aufgaben der Erde; sie lasse den Frommen andächtig schwärmen und täusche ihn damit über die Pflicht des Guthandelns hinweg; die Vergebung der Sünden durch Gott oder durch das Blut Christi lähme die eigene sittliche Kraftanstrengung; je mehr man sich zu Gott hindränge, um so weiter entferne man sich von den Brüdern; je mehr man sich einbilde, seine Sünde direkt vor Gott abmachen zu können, desto weniger ernst nehme man es mit der Pflicht, den Bruder um Verzeihung zu bitten.

Können wir diesen Behauptungen alle und jede Wahrheit und Berechtigung absprechen? Leider nicht. Es ist eine Tatsache, daß es je und je Christen gegeben hat, deren Christentum in der Zustimmung zu gewissen Glaubenssätzen, im Reden in der Sprache Kanaans, in der Verdammung Andersdenkender bestand. Es ist eine Tatsache, daß wir alle es oft daran fehlen lassen, unserm Glauben entsprechend zu handeln. Aber wenn wir das zugeben und mit Schmerz und Scham bekennen wollen, so müssen wir nun doch jenen Anklagen gegenüber mit aller Entschiedenheit betonen, daß die Schuld nicht das Christentum trifft. Aus tausend Worten des Neuen Testaments, aus jeder Seite der Evangelien und der Briefe tritt jedem, der lesen kann, die Tatsache entgegen, daß nur der Glaube etwas gilt, der in der Liebe tätig ist, daß Früchte, gute Früchte an uns gesucht werden, daß eine bessere Gerechtigkeit von uns verlangt wird, als die der Pharisäer und Schriftgelehrten war. Hören wir nicht immer wieder aus dem Munde Jesu die Forderung, den Willen Gottes zu tun? Wahrhaftig, es braucht eine abgrundtiefe Unwissenheit oder eine eiserne Stirn, um behaupten zu können, die Religion hindere die Entfaltung der Sittlichkeit. Wenn wir Christen je zu solchen Beschuldigungen Anlaß geben, so soll das „Darum“ unseres Textwortes uns doch recht deutlich daran erinnern, daß die, welche wirklich an die Auferstehung glaubten, welche die Sehnsucht nach der völligen Vereinigung mit dem ewig Reinen in



sich trugen, welche die Hoffnung auf den Herrlichkeitszustand der Vollendung mit dem Moment der Wiederkunft des Verklärten unfehlbar zur Wirklichkeit werden sahen, es auch als eine selbstverständliche Folge dieses Glaubens und dieser Hoffnung betrachteten, daß man in der Arbeit der Heiligung und der Reinigung vorwärtsschreite.

Wenn so dieses „Darum“ uns daran erinnert, daß Religion ohne Sittlichkeit ein Baum ohne Frucht ist, so liegt anderseits auch die Wahrheit darin, daß die Sittlichkeit in der Religion ihre stärkste Verankerung, ihre beste Begründung, ihr reinstes Quellgebiet hat. Wo man von einem ewigen Leben redet, wo man in diesem ewigen Leben das Ausreifen der Persönlichkeit zur Vollkommenheit erwartet, wo man in der Gemeinschaft mit Jesus, der Sünde, Grab und Tod überwunden hat, auch für sich Siegeskräfte erwarten kann, da hat das Darum sein volles Recht, auch wenn es die höchsten Forderungen einleitet.

Aber streicht den Glauben an Gott und an das ewige Leben, dann könnt ihr nicht mit „Darum“ fortfahren, dann heißt es vielmehr: laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! dann stehen die sittlichen Forderungen in der Luft. Es wäre zwar lächerlich, zu behaupten, daß nicht auch von solchen, die mit dem christlichen Glauben angeblich völlig gebrochen haben, sittliche Forderungen erhoben werden, und selbstverständlich suchen sie ihre Forderungen auch zu begründen; aber diese Begründungen machen mehr ihrem guten Herzen als ihrem Verstand und ihrer Logik Ehre. Ein Führer der französischen Freidenker, ein Professor an der Sorbonne hat in einem Buch über den Atheismus es ehrlich ausgesprochen, daß ein konsequenter Atheismus vernünftigerweise zum Selbstmord führe; glücklicherweise gebe es aber keine vollkommen konsequenten Gottesleugner; würde die menschliche Gesellschaft aus wirklich konsequenten Atheisten bestehen, so würde sie wahrscheinlich am Selbstmord zugrunde gehen. Es ist das große Verdienst Nietzsches, um deswillen wir ihn ehren, daß er als einer der seltenen Menschen, die zu Ende denken und die letzten Konsequenzen ziehen, gezeigt hat, daß die Rede, die mit dem Wort beginnt: „Gott ist tot“, enden muß mit der Erklärung: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt.“

Gewiß, man braucht nicht konsequent zu sein. Man braucht nicht bis zu Ende zu denken oder gar zu gehen. Man braucht nicht jenseits von Gut und Böse zu stehen. Man kann zwischen Gut und Böse hin und her pendeln; nur hat man kein Recht, andern zu verbieten, weiter zu gehen. Die Erfahrung lehrt denn auch tausendfach, daß mit dem Schwinden des religiösen Glaubens ein Sinken der Sittlichkeit stattfindet. Der bekannte Zürcher Gelehrte Förster hat in seiner Jugendlehre bekannt, daß, solange er ohne Religion auf freidenkerischem Boden eine sittliche Erziehung vertrat, er stets unter dem Eindruck gelitten habe: Du kannst diese Forderungen der Moral ja gar nicht recht begründen! Und es handelt sich ja nicht bloß um die verstandesmäßige Begründung; es handelt sich auch um die Kraft, das als gut Erkannte und Gewollte nun auch wirklich zu tun. Wenn der Apostel Paulus klagt: Das Gute, das ich will, das tue ich nicht, und das Böse, das ich nicht will, das tue ich; wenn ein Schiller von dem Riesenkampf der Pflicht spricht und daran verzweifelt, ihn weiterzukämpfen; wenn wir auf unsern Lebensweg zurückblicken und so manches Denkmal unserer Niederlagen sehen, so wird es uns klar, daß mit dem bloßen Wissen auf sittlichem Gebiet noch nicht geholfen ist. Darum werden auch die, welche auf dem moralischen Gebiet im engern Sinn des Wortes durch bloße Aufklärung helfen, wehren und heilen wollen, es erleben, daß bloßes Aufklären und Wissen in vielen Fällen gar nichts nützt, in vielen aber sogar schadet. Wissen ist noch nicht Beherrschen. Wissen ist nicht immer Macht, sondern manchmal sogar nur Reiz. Wissen weckt oft nur Schlafendes auf. Was not tut, ist eine auf religiöser Grundlage ruhende Erziehung des Charakters, ist Stählung des Willens, ist die Installierung eines neuen Motors, einer höheren Kraft, eines neuen Geistes in uns. Ohne diesen neuen Geist ist Gefahr vorhanden, daß man unter dem niederschlagenden Eindruck der Niederlagen allen Mut zum Weiterkämpfen verliert und erklärt: es nützt doch alles nichts, ich komme nicht vorwärts, ich gebe den Kampf auf! oder die andere Gefahr ist da, daß man die Forderungen auf ein landläufiges Minimalmaß herunterschraubt und sich schließlich etwas darauf zu gute tut, daß man nie im Zuchthaus gefessen ist. Man vergleicht sich mit diesem und jenem

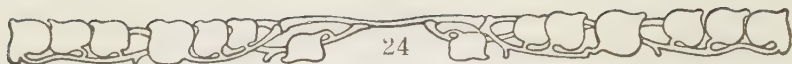




und findet: so gut wie der bin ich auch noch; was will man mehr von mir? Ist das nicht eine sehr verbreitete Gefinnung? Haben wir uns noch nie von ihr anstecken lassen?

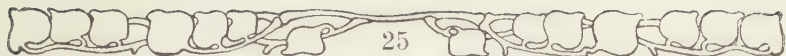
Aber die Heilige Schrift läßt sich auf dieses Abmarkten und Herunterschrauben nicht ein, und zwar darum, weil sie sich nicht an den Menschen, sondern an Gott orientiert, an dem Heiligen, dem Vollkommenen. Ihn sehen die Männer der Heiligen Schrift, und dann lehren sie sich zu den Menschen und halten ihnen die Vollkommenheit als das Ziel vor, dem sie nachstreben sollen. So tönt es im Alten Testament schon: Darum sollt ihr heilig sein, denn ich bin heilig! Der Apostel nimmt diese Forderung auf; hat doch auch sein Herr und Meister in heiliger Stunde zu den Seinen gesprochen: Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist!

Das ist ein Ziel, welches die menschliche Vernunft nie von sich aus aufgestellt hätte. Im Gegenteil, kaum hört man dieses Wort, so rebelliert etwas in uns dagegen und spricht: Das kann man ja doch nicht! Nun freilich, es ist ein Ideal, das uns da vor Augen gehalten wird, und Ideale sind wie Sterne, die man nicht mit der Hand greift, nach denen man aber schaut, um sich die Richtung weisen zu lassen. Wer will es bestreiten, daß unser Leben und Streben die Richtung aufs Höchste hin bekommt, wenn dies Wort in uns lebendig ist: Ihr sollt heilig sein? Noch sind wir erst wenige Schritte ins neue Jahr hineingegangen. Was haben wir uns für dieses Jahr vorgenommen? Vielleicht dies und jenes Gute für unsern Beruf, für unsere Familie. Wohlan, wird nicht alles Gute inbegriffen sein, wenn wir uns vornehmen: Ich will in diesem Jahr darnach trachten, dem Ideal näher zu kommen, das mir vorgestellt ist mit dem Wort: Ihr sollt heilig sein? Wozu ist uns denn das Jahr gegeben, wenn nicht dazu, daß wir, wie der Apostel hier sagt, die Lenden gürten? Wenn der Orientale mit weit ausholendem Schritt marschieren will, dann muß er sein wallendes Obergewand mit einem Gürtel hoch schürzen; auf das geistliche Gebiet übertragen bedeutet dieser Zuruf: „Gürtet eure Lenden!“ soviel wie: vorwärts, macht euch auf den Weg, nehmt einen neuen Anlauf, tut weg, was euch hindert, Fortschritte zu machen! Wozu ist uns dieses neue Jahr



gegeben, wenn nicht dazu, daß wir nach der Mahnung des Apostels als gehorsame Kinder unser Leben nicht mehr gestalten nach den Lüsten, die uns früher beherrschten? Wir werden nicht leugnen können, daß in der Vergangenheit unser Leben, Wollen und Handeln vielfach durch ganz andere Dinge bestimmt gewesen sind als durch den Willen Gottes. Ach, durch was alles haben wir uns beeinflussen, dirigieren, leiten lassen! Was für Winde blasen in die Segel unseres Lebenschiffleins? Was für Mächte stehen am Steuerruder? Trifft es auf uns gar nicht zu, wenn der Apostel von beherrschenden Lüsten redet? Wovon haben wir uns leiten lassen im Verkehr mit den Mitmenschen? wovon in unserm Erwerbsleben? wovon bei unserm Verhalten in Krankheit und Leid? Als gehorsame Kinder Gottes, sagt der Apostel. Wir aber sehen ins Leben hinein und bemerken, wie so oft von Gehorsam gegen Gott nichts zu sehen ist, wie nicht sein Wille regiert, sondern die Selbstsucht, die Eitelkeit, die Geldgier, die Vergnügungssucht, der Neid, die böse Laune, die üble Stimmung. Soll es wirklich so weiter gehen? Der Apostel sagt später einmal: Es ist genug, daß wir die vergangene Zeit des Lebens zugebracht haben nach heidnischem Willen. Nun, dieses „es ist genug“, es ist mehr als genug, das soll auch unser Wort sein. Wir wollen ins neue Jahr hineingehen mit dem Entschluß: Es soll ein Stück vorwärts gehen, es sollen Umwandlungen stattfinden, ich will meinem Gott gehorsam sein! Ich will wachsen, nein, nicht ich, sondern Christus soll in mir wachsen, Gottes Wille soll in mir zur Herrschaft kommen!

Ich habe von einem Maler gelesen, der sich vornahm, an dem Bild, das er vorhatte, jeden Tag wenigstens etwas zu arbeiten, und wär's auch nur einen Pinselstrich, jeden Tag einen Pinselstrich. Meine Freunde, wir malen jeden Tag an unserm Lebensbild; wir können gar nicht anders. Aber die Frage ist die: Wollen wir in diesem Jahr jeden Tag einen Pinselstrich zu malen uns bemühen, der unser Bild dem Bild Jesu Christi ähnlicher macht? Ich meine, daß jede Tat der Liebe, jede Selbstüberwindung, jedes Bekämpfen von Laune und Empfindlichkeit, jeder Sieg über das Niedere, jedes Eintreten für Reinheit und Gerechtigkeit, jede treue Pflichterfüllung, jedes tapfere Tragen einer Last ein solcher Pinselstrich sei.



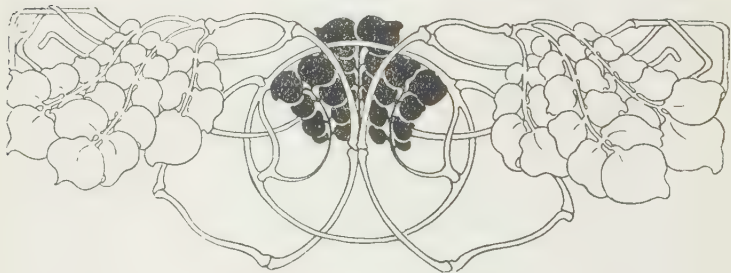
So kommen wir dem Ziel, dem Ideal näher, und dabei bleibt der, der in Gottes Wort gewurzelt ist, doch bewahrt vor allem ungesund, überspannten, schwärmerischen Treiben. Es ist lehrreich, daß der Apostel seine Mahnungen zum Streben nach der Heiligung einleitet mit den Worten: Seid nüchtern! Gewiß ist es für gewöhnlich nötiger anzuspornen als zurückzuhalten, und man kann die Worte: „Seid nüchtern!“ auch als Mahnung auffassen, aufzuwachen aus dem Rausch der Lüfte, aus der Umnebelung der Sinne durch die Dinge der Welt. Aber es gibt auch eine geistliche Trunkenheit, wo man meint, schon am Ziele zu sein, wo man in hohen Worten schwärmt und in seligen Gefühlen schwelgt. Da wähnt man jenseits vom Bösen zu sein; da glaubt man in der ersten Begeisterung im Flug alle Hindernisse nehmen zu können. Da haben wir dann die Leute, die wähnen, sie seien vollkommen und sündigen nicht mehr. Wie oft schon ist auf diesen geistlichen Hochmut ein tiefer Fall gefolgt! Da haben wir dann die Leute, denen die Forderungen Jesu und seiner Apostel, die Forderungen der Nächstenliebe viel zu einfach sind; sie wollen lieber in Zungen reden oder über das Jenseits nachgrübeln. Ja, da tut die Mahnung des Apostels not: Seid nüchtern!

Er fährt fort: Setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird in der Offenbarung Jesu! Das ist ein Wort, das unbedingt zu der Forderung gehört: Ihr sollt heilig sein! Der Apostel gibt uns damit ein Schutzmittel gegen alle Selbstgerechtigkeit. Vielleicht wächst uns ein Krönlein, wenn wir einen Sieg davontragen, wenn wir etwas Gutes tun. Wie leicht stellt sich da geistlicher Hochmut und jene Sicherheit ein, die spricht: Wenn alle sich an dir ärgern, so werde doch ich mich nicht ärgern! Wie nahe ist da die Gefahr des Nichtens und Verdammens! Wird das aber nicht alles niedergeschlagen durch die Erwägung: aus Gnade bin ich, was ich bin?

Der Lohn für diese demütige Beugung vor Gott bleibt nicht aus. Wer seine Hoffnung ganz auf die Gnade setzt, der hat daran auch den besten Schild gegen alle Verzagtheit und Sorge. Wer schon so oft gefallen ist wie wir, der kann nicht mit der Mahnung: Ihr sollt heilig sein! ins neue Jahr hineingehen,



ohne im Gedanken an die eigne Unzuverlässigkeit und Schwachheit hänge die Frage aufzuwerfen: Ist es denn überhaupt möglich, daß es vorwärts geht, daß es noch gut kommt? Ach, diese Frage quält uns ja auch sonst noch im Blick auf so manches: im Blick auf allerlei Verfehlungen, im Blick auf die dunkle Zukunft, auf eine wichtige Entscheidung, auf eine schwere Aufgabe, auf einen steilen Weg, im Blick auf unsre Gesundheit, auf unsre Angehörigen, im Blick auf die Arbeit, in der wir stehen, auf die uns Anvertrauten, auf die Kämpfe und Strömungen der Gegenwart. Worauf setzen wir da unsre Hoffnung? Ich meine, wir gehen nur dann getrost weiter, wenn wir mit beiden Händen das Wort ergreifen: Setzt eure Hoffnung ganz auf die Gnade, die euch angeboten wird in der Erscheinung Jesu Christi, auf die bewahrende, auf die suchende, auf die vergebende, auf die tragende, auf die unendliche Gnade dessen, der uns also geliebet hat, daß er seinen eingebornen Sohn gab. Da mag denn dieses Jahr das letzte sein, da mag unser Lebensbild noch recht unvollkommen sein, — wir hängen doch nicht im Gedanken an den Heiligen, weil wir unsre Hoffnung darauf setzen, daß er einst in seiner Barmherzigkeit um Jesu willen unter unser Leben die Worte schreiben wird: Angenommen aus Gnaden! Amen.





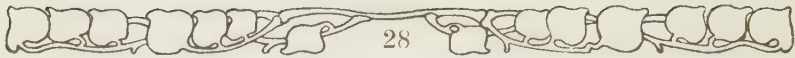
## Der Wandel der Erlösten.

Weil ihr den als Vater anruft, der ohne Ansehen der Person richtet nach eines Jeglichen Werk, so führet euren Wandel, so lange ihr hier wasset, mit Furcht, und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von eurem eiteln Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes, der zwar zuvor erschen ist, ehe der Welt Grund gelegt ward, aber geoffenbaret zu den letzten Zeiten um eureswillen, die ihr durch ihn glaubet an Gott, der ihn auferwedet hat von den Toten und ihm die Herrlichkeit gegeben, auf daß ihr Glauben und Hoffnung zu Gott haben möchtet.

1 Petr. 1, 17—21.

Der Apostel Petrus schreibt seinen Lesern: Seid allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist! Er denkt an den Fall, daß Christen befragt werden: Was glaubt ihr denn, und warum glaubt ihr dies? Und er ist der Meinung, daß ein Christ darauf Red und Antwort stehen soll und stehen kann. Er kennt den Köhlerglauben nicht, welcher spricht: Ich glaube, was die Kirche glaubt, sondern für ihn ist der Christenglaube eine persönliche Überzeugung, etwas, wofür man eintreten kann, etwas, was sich vor keinem menschlichen Denken und keiner Wissenschaft zu verstecken braucht, sondern sich mit dem schärfsten Verstand und dem umfassendsten Wissen sehr wohl vereinigen läßt. Das muß heute immer wieder betont werden, weil viele verwirrt sind durch die Stimmen derer, die behaupten, man müsse wählen zwischen Wissenschaft und Christenglauben. Die einfache, unwiderlegliche Tatsache, daß viele der bedeutendsten Gelehrten, Denker, Erfinder und Führer der Menschheit sich zum Christenglauben bekennen, straft eine solche Behauptung Lügen. Und die Erwägung, daß Tausende von Ungebildeten den Christenglauben fahren lassen, muß doch den Gedanken nahe legen, daß andere Dinge als die Wissenschaft dem religiösen Glaubensleben gefährlich und verderblich sind.

Aber wir wollen jetzt nicht weiter auf dieses Thema eintreten. Was uns an die Mahnung des Apostels, Rechenschaft von unserm

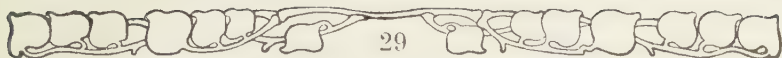


Glauben abzulegen, erinnerte, das war die Beobachtung, daß er selbst dieser Mahnung auch nachkommt, und zwar eben in dem Abschnitt seines Briefes, der uns heute beschäftigt. In den vorhergehenden Versen hat er die Forderung der christlichen Sittlichkeit mit dem in den Himmel hinaufweisenden Wort: Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig! an seine Leser gestellt. Nun gibt er auch sofort Rechenschaft, weshalb er diese Forderung stellt. Nun gibt er seinen Lesern die Gründe an, die dazu treiben, dieser Forderung nachzukommen. Wenn wir diese Gründe ansehen, dann kommt uns unwillkürlich der Grundsatz Luthers in Erinnerung, daß in der Erziehung Apfel und Rute, d. h. Milde und Ernst, Liebe und Strenge nebeneinander sein müssen.

Es ist zuerst der Ton des Ernstes, der Ton des Gerichts, den der Apostel anschlägt. Weil ihr den zum Vater anrufet, der ohne Ansehen der Person *r i c h t e t* nach eines jeglichen Werk, so führet euren Wandel, solange ihr hier waltet, mit Furcht!

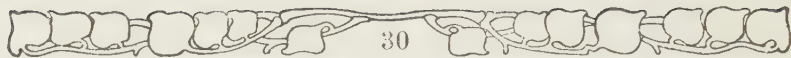
Bedenket, ruft er seinen Lesern zu, vor wem ihr stehet, von wem ihr gesehen werdet, vor wem ihr Rechenschaft ablegen müßt! Ihr redet ja wohl nun von Gott als eurem Vater. Ihr zittert nicht mehr wie ehemals als Heiden vor neidischen Göttern; ihr braucht nicht mehr wie ehemals, da ihr als Knechte des Gesetzes Gottes Zufriedenheit und eure Seligkeit erwerben und verdienen wolltet, in Angst zu vergehen vor dem Gedanken: Wer kann, Herr, vor dir bleiben? Ihr dürft nun eure Hoffnung auf die Gnade des Vaters in Christo Jesu setzen. Aber vergeßt über dem Vertrauen nicht die Ehrfurcht, über der Gnade nicht die Heiligkeit Gottes! Gott ist doch nicht nur dazu da, um uns zu helfen, um uns zu erhören, um uns zu behüten, um uns zu sich in den Himmel zu nehmen! Es ist nicht so, wie Heine einmal sich äußerte: Gott wird mir verzeihen, das ist sein Handwerk!

Wohl kann man mit Recht sagen, daß im Alten Testament mehr von Gott als verzehrendem Feuer, mehr von Gottes Heiligkeit und Gerechtigkeit die Rede ist, im Neuen Testament mehr von der Liebe des Vaters im Himmel. Aber wie auch das Alte Testament ergreifende Aussagen über Gottes Liebe bietet, so hat das Neue Testament auch erschütternde Gerichtsworte. Es ist ein Evangelium, in dem das Wort steht: Gehet weg von mir, ihr Verfluchten, in das



ewige Feuer; ich kenne euch nicht! Gott ist auch im Neuen Testament kein Spielzeug, kein Eli, der seine Kinder ungestraft das Heilige in den Not treten läßt. Es gilt noch immer und gilt für ewig: Gott läßt seiner nicht spotten. Wir tun gut, uns zu vergegenwärtigen, wer er ist, und wer wir sind, und wenn wir die Frage stellen: Ist er für uns da, oder sind wir für ihn da? so ist es uns sicher zum Heil, wenn wir uns in der Beantwortung von Calvin leiten lassen, der als Zweck und Aufgabe des menschlichen Daseins das hinstellte, daß Gott geehret werde, und zwar nicht nur in einzelnen Momenten, in der Kirche und am Sonntag, sondern durch den Gehorsam des ganzen Lebens.

Aber fällt uns in unserm Textabschnitt nicht vielleicht die Wendung auf: Führet euren Wandel mit Furcht? Wohl sagt auch der Apostel Paulus im Philipperbrief: Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern! Aber wie reimt sich dies mit dem uns allen bekannten Wort: Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht? Sagt nicht auch Johannes: Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die völlige Liebe treibt die Furcht aus? Aus dem Lobgesang des Zacharias jubelt es uns entgegen: Daß wir ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist. Hier also ohne Furcht, dort mit Furcht; wie bringen wir das in Einklang? Dadurch, meine Freunde, daß wir uns vergegenwärtigen, daß Furcht und Furcht zweierlei Dinge sind. Es gibt eine knechtische Furcht, die Furcht des Hundes, die Furcht der Sklaven vor einem launischen, unberechenbaren Herrn. Das ist die Furcht, wie wir sie bei heidnischen Religionen finden, da die Heiden selbst gestehen: Unsere Herzen sind voll Furcht; wir dienen nicht Göttern des Lebens, sondern des Todes. Aber neben dieser Furcht gibt es eine andere, die wir die kindliche Furcht, die heilige Ehrfurcht nennen, wie sie das Kind gegenüber seinen Eltern empfindet, und wie sie in unendlich viel höherem Maße am Platz ist gegenüber dem ewigen und allmächtigen Gott, der das All in seiner Hand hält, dessen Kleid das Licht, und dessen Wesen die Heiligkeit ist. Es ist die Ehrfurcht, die anbetend niederkniet vor den Wundern seiner Weisheit. Es ist die Ehrfurcht, die in unbedingtem Vertrauen zu ihm

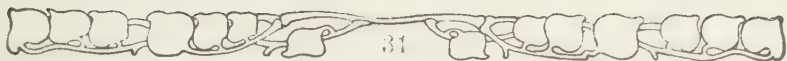


in die Dunkelheit hineingeht. Es ist die Ehrfurcht, die uns vor dem Unrecht zurückbeben läßt mit dem Ruf: Wie sollte ich ein solch großes Übel tun und wider Gott sündigen?

Wer will sagen, daß diese Furcht uns schwäche und erniedrige? Ist es nicht so, daß wer Gott fürchtet, sonst nichts in der Welt fürchtet? Sind nicht die Männer, die von dieser Furcht erfüllt waren, die Propheten, die Apostel, die Reformatoren Helden gewesen? Glauben wir nicht, daß es ein ungeheurer Fortschritt wäre, wenn wir uns nur noch fürchteten den zu betrüben, dem ungehorsam zu sein, der ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf Stellung, Reichtum und Namen einen jeglichen richtet nach seinen Werken, nicht nach dem Schein, nicht nach Außerlichkeiten, nicht nach Einzelheiten, sondern nach dem ganzen Lebenswert, nach der ganzen Richtung unsres Lebens? Der Gedanke: was sagt der Allwissende? was sagt der, welcher ins Verborgene sieht, der auch die heimlichsten Beweggründe unseres Tun und Lassens kennt? er hat doch eine ganz andere Kraft als die Frage: Was werden die Leute sagen? Ach, wenn auf dem obersten Richterstuhl nur Menschen sitzen, wie oft genügt da der schöne Schein, wie oft entscheidet da der äußere Erfolg, wie oft kommt es da nur darauf an, daß die Sache nicht bekannt werde! Wie laß können diese Richter sein, und wie verschieden der Maßstab, den sie anlegen! Wem dagegen das Urteil Gottes maßgebend ist, der hat klare Richtlinien, unverrückbare Marksteine, deutlich lesbare Wegweiser. Da ist Sünde Sünde, Unrecht Unrecht. Da fürchtet man sich nicht erst davor, das Unrecht könnte auskommen; da fürchtet man sich vor der Sünde selbst. Da beschönigt und rechtfertigt man nicht alle mögliche Gemeinheit, um dann dem Gefallenen verächtlich den Rücken zu kehren; da spielt man nicht in Büchern und Zeitungen und Theatern mit der Sünde, um dann den Erstaunten und Entsetzten zu spielen, wenn das, was man mit tönenden Worten als Vorurteilslosigkeit, als Abwerfen einer engbrüstigen Moral, als modern und frei gepriesen hatte, in seiner praktischen Anwendung und Ausführung sich als Verrohung, als Anarchie, als Ehebruch mit Lug und Trug, als Verbrechen, als Verhöhnung jeder Autorität und Ordnung entpuppt.

Meine Freunde, wir wollen uns prüfen: Wovor fürchte ich

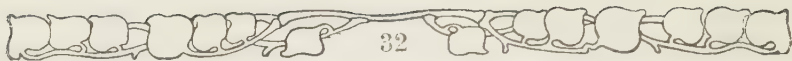




mich? Fürchte ich mich vor nichtsnutzigen Kameraden? Fürchte ich mich, für fromm angesehen zu werden? Fürchte ich mich davor, über mich selbst ins Klare zu kommen? Fürchte ich mich, da und dort anzustoßen? Fürchten wir die Zungen der Menschen? Fürchten wir finanzielle Einbuße? Fürchten wir für unsere Beliebtheit? Müssen wir uns fürchten vor dem Ankläger in uns? Ist eine heimliche Furcht vor dem Gerichte Gottes in uns? O all diese Furcht verschwindet, wenn es nach dem Wort geht: Weil ihr den Vater anrufet, der ohne Ansehen der Person richtet nach eines jeglichen Werk!

Aber der Apostel weist nicht nur darauf hin, daß wir zu erscheinen haben vor dem, der ohne Ansehen der Person richtet nach eines jeglichen Werk, — er hat noch einen zweiten Punkt zur Begründung seiner Forderung der Heiligung. Hat er dort mahnend den Finger aufgehalten, — hier rührt er uns ans Herz: „Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von euerm eiteln Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes!“

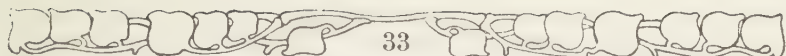
Hier stehen wir vor der tiefsten Begründung aller christlichen Sittlichkeit. Wie oft ist die Behauptung aufgestellt worden, der Christ tue das Gute nicht um des Guten willen, sondern aus Lohnsucht! Nun hat freilich sogar Jesus selbst sich nicht geschemt, Worte zu sprechen wie das: Es soll euch im Himmel wohl belohnet werden. Aber er erwähnt damit einfach eine Tatsache, und kann sie ruhig seinen Jüngern vorhalten, weil er weiß: ihr ganzes Vertrauen steht doch nicht auf dem, was sie tun, sondern auf dem, was ich tue, und auf der Gnade des himmlischen Vaters. Er weiß: was sie treibt, mir nachzufolgen, an sich und für Gottes Reich zu arbeiten, das ist das Erfaktsein von dem Herrlichen, das ihnen in mir aufgegangen ist. Das ist ja eben der grundlegende Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Bunde. Dort heißt es: Wir müssen dies und dies und noch vieles tun, dann werden wir Gottes Wohlgefallen erwerben. Hier heißt es: Gott steht zu dir wie ein Vater zu seinem Kinde; nun sei ihm gehorsam! Dort heißt es: Laßt uns ihn dienen, dann mag er wohl freundlich auf uns blicken. Hier heißt es: Er hat uns zuerst geliebet; nun laßt uns ihn auch lieben! Da ist nichts



mehr von Verdienst, da ist alles Gnade. Da ist nichts mehr von Lohnsucht, da treibt nur noch die Dankbarkeit, und das ist doch wohl die stärkste Triebfeder, die uns unser Bestes tun läßt.

Denket doch, ruft der Apostel seinen Lesern zu, was es gekostet hat, euch zu erlösen aus dem alten Wesen, aus der Sklaverei der Sünde mit ihren verderblichen Folgen! Es gilt als etwas vom Betrübendsten, wenn ein Mensch der Sklave eines andern Menschen ist; aber ist es nicht möglich, daß dieser Herr seinen Sklaven ordentlich behandelt, und ist es nicht möglich, daß er um eine Summe Geldes freigekauft werden kann? Gewiß, beides ist möglich! Aber mit der Gebundenheit, in der sich der gottferne Mensch, in der sich die Welt vor und außer Christus befindet, verhält es sich ungleich trostloser. Dort in jenem Abhängigkeitsverhältnis kann der Sklave innerlich frei sein, wie Jesus ein Freier war, auch als er gebunden vor Pilatus stand, auch als sie ihn ans Kreuz schlugen. Aber hier in der Abhängigkeit von ererbten Sünden, von überlieferten verkehrten religiösen Vorstellungen und Gebräuchen, in der Macht alter siegesgewohnter Begierden, unter der Führung eines abgestumpften Gewissens, im Banne finsterner Gewalten, in der Knechtschaft der Trunksucht, der Viederlichkeit, der Weltlust, der Verlogenheit, der Verdorbenheit, — was ist da zu hoffen? Wohin treibt da das Lebensschiff? Hat da nicht der Apostel recht, wenn er von eitem Wandel redet? Ja, das Wort eitel scheint uns noch fast zu schwach. Es heißt besser übersetzt: aus euerm nichtigen Wandel, der zum Verderben, zum Tode führte, und von dem es um so weniger Rettung zu geben schien, als er ja von den Vätern ererbt war, alteingewurzelt, allgemein verbreitet.

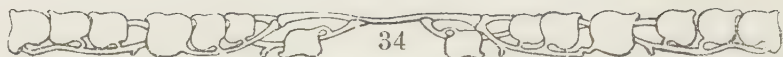
Meine Freunde, es ist nicht möglich, dies Wort vom eiteln, nichtigen Wandel zu hören, ohne daß sich die Frage erhebt: Paßt dieses Urteil auch auf uns, auf unser Dichten und Trachten, auf unser Wollen und Streben? Was füllt unsere Gedanken, unser Herz, unsere Stunden, unsere Tage, unser Leben? Ist es Kleinliches, Nichtiges? Ist es gar Gemeines und Niederträchtiges? Ist es eine beständige Unzufriedenheit, eine beständige Zerstreuungssucht, eine beständige Beschäftigung mit uns selber, eine fortwährende Jagd nach Genuß, nach Geld, nach Anerkennung? Ist es eine Jagd nach



Dingen, von denen wir sagen müssen: Sie sind vergänglich? Ach, auf wieviele Lebensläufe muß das Wort geschrieben werden: Ein eitler, nichtiger Wandel, der in Schmutz und Sumpf endet, der versandet, dem das Gepräge der Hohlheit und Leere aufgedrückt ist, eine Hülse ohne Kern, ein Vogel ohne Gesang, eine klappernde Mühle ohne Mehl, eine Wolke ohne Regen, wenn nicht etwas noch viel Schlimmeres! Gehen wir nicht weg von diesem Wort des Apostels, ohne daß wir uns darüber klar werden: Was gilt von meinem Wandel, meinem Leben, das Wort nichtig, oder das Wort richtig?

Es ist ja nur zu wahr, daß alles Silber und Gold einen Menschen nicht vom schlechten auf den rechten Weg bringen kann. Alle Diamanten Südafrikas können keinen Menschen erwecken und bessern. Mit allen Goldfeldern der Welt kann ich mein Verderben, die Macht des Bösen und meine Verschuldung nicht lösen. Dazu braucht es mehr als alle Schätze der Welt, mehr als alle Wissenschaft der Gelehrten, mehr als alle Moralsysteme der Weltweisen, mehr als alle sittlichen Anläufe der edelsten Menschen. Dazu braucht es das teure Blut Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. Das mußte geschehen, um den Bann zu brechen, um die Ketten zu sprengen, um die verblendeten Augen zu öffnen, um den versperrten Zugang zu Gott zu öffnen, um mit Einem Wort die Menschen aus dem Machtbereich der Finsternis herauszuführen und auszutilgen, was zwischen dem heiligen Gott und dem sündigen Menschenkind steht: daß er, der nur Gutes tat, dem die Versuchung nichts anhaben konnte, der als ein Reiner durch dieses Leben ging, daß er auch noch ans Kreuz ging und dort sein Blut vergoß. Das hat es gebraucht, und das hat geholfen und hat den Menschen das Herz abgewonnen, und hat ihnen Christi Frieden gegeben und hat sie aus Knechtschaft, Furcht und Trostlosigkeit herausgeführt zu neuem Leben, zum Hoffen, zum Frohwerden, zum tapfern Kämpfen, zum Freiwerden von allerlei Drückendem und Quälendem, zum Siege.

Wenn wir uns nun das vergegenwärtigen, was Jesus getan und gelitten hat, um uns zu helfen, wenn wir uns sagen dürfen: Um seinetwillen darf ich meine Schuldenbürde von mir werfen,



wenn wir uns sagen können: Nun brauche ich nicht mehr über meine Ohnmacht und über erbliche Belastung und über meine Gebundenheit zu seufzen, sondern wenn ich mich mit ihm verbinde, so wird mir herausgeholfen, -- ja dann, meine Freunde, kommt es über uns, daß wir rufen: Ich darf, ich kann, ich will nicht mehr im Alten fortfahren, will ihn, der so Großes für mich getan hat, nicht betrüben! Es erfasst uns das Gefühl der Freude und Dankbarkeit, daß wir es haben wie jener Neger, der von einem reichen, gütigen Engländer auf dem Sklavenmarkt um zwanzig Goldstücke losgekauft wurde. Sein Wohltäter schenkte ihm sogar noch einen Betrag, um sich ein Stück Land kaufen zu können. Bin ich nun wirklich frei und kann gehen, wohin ich will? fragte der Schwarze. Gewiß! lautete die Antwort. Nun, dann erlaube, Herr, daß ich dein Knecht werde! Ich bin dir alles schuldig, bitte, nimm mich zu deinem Diener an! Der Herr willfahrte ihm und hat niemals einen treueren Diener gehabt. Ich sollte aber, erzählt er, von meinem dankbaren Neger etwas lernen, nämlich, was es sei um das Wort: Wißet, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid von euerm eiteln Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes!

Gott gebe, daß es bei uns allen heiße: Es soll nicht umsonst sein, was du, Herr, für mich getan hast! Amen.





## Gamaliels Rat.

Da stand aber auf im Rat ein Pharifäer, mit Namen Gamaliel, ein Schriftgelehrter, wohlgehalten vor allem Volk, und hieß die Apostel ein wenig hinaustun, und sprach zu ihnen: Ihr Männer von Israel, nehmet euer selbst wahr an diesen Menschen, was ihr tun sollt. Vor diesen Tagen stand auf Theudas, und gab vor, er wäre etwas, und es hingen an ihm eine Zahl Männer, bei vierhundert; der ist erschlagen, und alle, die ihm zuhielen, sind zerstreuet und zu nichte geworden. Darnach stand auf Judas aus Galiläa in den Tagen der Schagung, und machte viel Volks abfällig ihm nach, und er ist auch umgekommen, und alle, die ihm zuhielen, sind zerstreuet. Und nun sage ich euch: Laßt ab von diesen Menschen und laßt sie fahren. Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen. Ist es aber aus Gott, so könntet ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen. Da fielen sie ihm zu und riefen die Apostel, stäubten sie und geboten ihnen, sie sollten nicht reden in dem Namen Jesu, und ließen sie gehen. Sie gingen aber fröhlich von des Rats Angesicht, daß sie würdig gewesen waren, um seines Namens willen Schmach zu leiden. Und hörten nicht auf, alle Tage im Tempel und hin und her in den Häusern zu lehren, und zu predigen das Evangelium von Jesus Christus. Apostelgesch. 5, 34—42.

„Gamaliels Rat.“ So wird gewöhnlich der Abschnitt, den wir eben gehört haben, überschrieben. Wir kennen wohl Alle die nähern Umstände, unter denen dieser Rat erteilt worden ist. Die Apostel Petrus und Johannes stehen zum zweitenmal vor der obersten jüdischen Behörde, weil sie dem Befehl, von Jesus zu schweigen, nicht Folge gegeben haben. Mit heftigen Worten fährt der Hohepriester sie an. Aber wenn er gehofft hatte, damit die Angeklagten einschüchtern zu können, wenn er eine Entschuldigung oder das Versprechen, fortan zu schweigen, einen Widerruf erwartet hatte, so sah er sich gründlich getäuscht. Mit der Ruhe, aber auch mit der Bestimmtheit des von der Wahrheit seiner Sache überzeugten antwortete Petrus: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.

So spitzt die Situation sich zu. Wir wundern uns nicht, wenn im hohen Rat die Stimmen derer sich mehren, die finden, es sei an der Zeit, die schärfsten Maßnahmen anzuwenden, um mit der



Sache und den Anhängern des Nazareners fertig zu werden. Da verlangt einer der angesehensten Gesetzeslehrer das Wort. Es ist besser, wenn die Angeklagten nicht hören, wie er den Fall beurteilt. So werden sie abgeführt. Dann beginnt Gamaliel mit seinem Votum. Geschickt glättet er zunächst die hochgehenden Wogen der Erregung, indem er zuerst darauf hinweist, daß wiederholt schon Menschen aufgetreten seien mit dem Vorgeben, Propheten oder gar der Messias zu sein. Wohl fanden sie Gläubige und Anhänger und spielten eine Zeitlang eine Rolle. Aber wie bald und wie kläglich brach die ganze Herrlichkeit jeweilen zusammen, weil sie nicht auf der Wahrheit, sondern auf der Lüge und dem Irrtum aufgebaut war. Weshalb also bei dieser jekigen Bewegung sich so aufregen? Ist dieser Jesus nichts anderes als jene andern, als Theudas und Judas, so wird seine Sache ebenso sicher Fiasko machen wie die der Genannten. Haben wir es aber hier mit einer Bewegung zu tun, hinter welcher der Allmächtige steht, wer unter uns möchte dann zu deren Bekämpfern gehören? Nutzlos wäre es, dagegen kämpfen zu wollen, und der entsetzlichsten Sünde würden wir uns schuldig machen. Darum geht meine Meinung dahin: Nicht zu rasch zu verfahren, — wir tun am besten, noch abzuwarten.

Gamaliel hatte gesprochen. Und ein beifälliges Gemurmel ging durch den Sitzungsaal. Mochten auch einige nicht einverstanden sein, die Mehrheit stimmte doch zu.

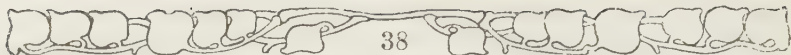
Nun, meine Freunde, es werden über dies Votum des Gamaliel die entgegengesetztesten Urteile gefällt. Die einen schütten geradezu ihren Spott und ihre Verachtung aus über diese abgetönte Mattherzigkeit. Sie nennen den Gamaliel einen schlauen, berechnenden Diplomaten, einen lauen, charakterlosen Menschen, auf den das Wort zutreffe: Ach, daß du kalt oder warm wärest! Sie glauben, der Mann habe nicht gewagt, Farbe zu bekennen, und was dergleichen Beschuldigungen mehr sind. Dagegen preisen ihn andere als das Muster der Toleranz, der Mäßigung, der Weisheit, der offenbar nicht fern vom Glauben an Jesus gestanden sei, und durch seinen Rat die Behörde vor Gewalttat und Blutvergießen bewahrt, und der jungen Christengemeinde ihre Häupter am Leben erhalten habe. In einer spätern Legende wird direkt von ihm als einem Christen ge-

redet. Dies ist zweifellos eine Sage. Hingegen ließe sich die Frage aufwerfen, ob er nicht vielleicht aus verwandtschaftlichen Gründen der Sache Jesu gegenüber eine freundlichere Stellung eingenommen habe, da auch er aus dem Hause David gewesen sein soll. Doch läßt sich seine hier eingenommene Haltung auch einfach daraus erklären, daß er überhaupt nach allem, was wir von ihm wissen, ein Mann besonnener, nüchterner, praktischer Denkweise gewesen sein muß, wie ihm denn auch in der jüdischen Literatur ein ehrendes Denkmal gesetzt worden ist mit den Worten: „Seit Rabban Gamaliel der Alte gestorben ist, gibt es keine Ehrfurcht vor dem Geseze mehr, und zugleich starb auch Reinheit und Enthaltbarkeit.“

Aber lassen wir seine Person auf der Seite! Wenden wir uns seiner Stellungnahme zu, wie sie ausgesprochen ist in dem Wort: „Ist der Rat oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet als die wider Gott streiten wollen“. Was haben wir von diesem Wort und der Gesinnung, aus welcher es stammt, zu halten?

Ich bekenne, daß ich diejenigen durchaus verstehe, die dies Wort und seinen Sprecher nicht leiden mögen, weil ihnen da Halbheit, Geteilttheit, Unentschiedenheit entgegentrete, die viel schlimmer sei als offene, entschiedene Gegnerschaft. Gewiß, wir würden es lieber hören, wenn Gamaliel sich klar und entschieden zu Jesu bekannt hätte.

Aber es scheint mir doch falsch, ihn nun als einen schlauen Politiker zu bezeichnen, der sich alle Türen offen behält. Es scheint mir falsch, einfach Mattherzigkeit und Lauheit hinter seiner Stellungnahme zu sehen. Ja, wenn nichts anderes als Schlaueit oder Lauheit hinter seinen Worten stehen könnte, dann möchten wir mit dem Dichter urteilen: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Nicht.“ Da wäre Gamaliel uns weiter nichts als ein abschreckendes Beispiel, und wir würden lieber nicht von ihm reden. Aber, meine Freunde, versetzen wir uns doch in die damalige Zeit, halten wir uns die Umgebung, den Bildungsgang dieses Mannes vor Augen, vergegenwärtigen wir uns die Ansicht vom Messias, unter der ein Mann jener Kreise aufwuchs, die Urteile, die er täglich von den Führern Israels über den Ge-



kreuzigten hörte, dann verstehen wir wohl, wie schwer es einem Schriftgelehrten werden mußte, zur Klarheit zu kommen. Müssen wir nicht hinter diesen Worten einen Mann suchen, der noch nicht wußte, wo die Wahrheit liegt, der innerlich noch nicht ins Reine gekommen war? Müssen wir nicht sagen: der Mann gab, was er hatte? Und ist dies nicht das ehrlichste?

Wir werden die Stellung, die Gamaliel zu Jesu einnahm, niemals preisen, wenn sie etwas Definitives sein soll. Aber als ein Durchgangsstadium müssen wir sie unbedingt begreifen und gelten lassen. Wir tun damit nur etwas, was Jesus selbst getan hat. Als die Jünger einmal einen Menschen trafen, der im Namen Jesu Heilungen vollzog, ohne sich dem Jüngerkreis zuzugesellen, da verboten sie ihm, den Namen Jesu zu brauchen. Doch als sie dies dem Meister erzählten, fanden sie seine Billigung nicht. Ihr sollt es ihm nicht verbieten — sprach er — denn es ist niemand, der eine Tat tue in meinem Namen und möge bald übel von mir reden. Die Jünger hatten nur das Unfertige gesehen. Jesus sah einen Anfang und freute sich. Die Jünger sahen das, was nicht da war; Jesus sah das, was da war. Die Jünger sahen nur das Negative; Jesus sah auf das Positive. Das wollen wir auch bei Gamaliel tun und auch ihm das Wort zugute kommen lassen: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.

Und wir wollen so urteilen, auch wo es uns viel schwerer fällt, nämlich Erscheinungen der Gegenwart gegenüber. Es hat vielleicht keine Zeit wie gerade die unsrige gegeben, in welcher so viele Menschen, so viele Kreise sich ungefähr auf dem Punkte befanden, da Gamaliel stand. Die Frage: Wer war Jesus? ist erwacht und beschäftigt Tausende. Die Behauptung, das Christentum habe abgewirtschaftet, und die Menschheit sei über den religiösen Glauben hinaus, wird wohl da und dort noch mit großer Redlichkeit aufgetischt, aber sie findet Widerspruch in Kreisen, die vor nicht langer Zeit wirklich mit aller Religion fertig zu sein schienen. Aber freilich, die Antworten, die auf die Frage: wer war Jesus? gegeben werden, lauten für den, der Jesus wirklich kennt, oft noch sehr unklar, unfertig, unbefriedigend. Es gibt Richtungen innerhalb der christlichen Kirche, die nach unserer Überzeugung Jesus noch nicht erkannt haben



und ihn nicht verkündigen als das, was er wirklich ist. Wir haben vielleicht mit jungen Leuten zu tun, die für viel Großes an Jesus empfänglich sind, aber auch wieder Äußerungen tun und Urtheile fällen, die uns nicht nur unreif scheinen, sondern uns verlegen. Und da ist nun die Gefahr sehr nahe, daß man demgegenüber wie die Jünger nur Abweisung hat. Aber ist das nicht so, wie wenn der Landmann im Frühjahr zornig auf dem Acker herumstampfen würde, weil da nur grünes Gras, nicht aber Halme und Ähren zu sehen sind? Gewiß wollen wir denen, die Jesus den edelsten Menschen, den einzigen Übermenschen, das größte religiöse Genie nennen, die ihn nur als den sozialen Reformator, als den Verkündiger einer bessern Gerechtigkeit und des Gebotes der Liebe, als den Bringer einer neuen Moral verehren, mit aller Bestimmtheit erklären: Jesus ist mehr! Aber müssen wir deswegen erklären, wie ich kürzlich gelesen habe: wo er nicht als Sohn Gottes erkannt wird, da ist jede Anerkennung, jede Verehrung Jesu wertlos, ja eigentlich Sünde gegen das Gebot: Ihr sollt nicht Menschen dienen, sondern Gott? Nein, so müssen wir nicht reden; das ist der Geist der Jünger, nicht der Geist Jesu. Wir, denen Jesus Gottes Sohn ist, wir müssen Geduld haben können, wir müssen warten können, wir müssen Verständnis haben für die, denen es im Gären unserer Zeit schwer wird, klar zu sehen; wir müssen uns nicht ärgern, daß sie noch nicht ganz oben sind; wir müssen uns freuen, daß sie nicht mehr ganz unten sind; wir müssen sie nicht von dem untern Tritt, auf welchem sie stehen, herunterstoßen, sondern mit freundlicher Hand ihnen auf den obern Tritt hinaufzuhelfen suchen.

Wir tun überhaupt gut, in unserm Urtheil vorsichtig und zurückhaltend zu sein. Wir schließen manchmal aus recht äußerlichen Gründen, daß die und die religiös ganz gleichgültig seien. Und dann machen wir plötzlich bei einer Gelegenheit die Beobachtung, daß sie gar nicht aller Religion abgeneigt, gar nicht reine Diesseitigkeitsmenschen, gar nicht ohne höhere Bedürfnisse sind, wie wir meinten, sondern daß sie ein inneres Leben haben, daß sie suchen, fragen und kämpfen, daß sie aus dem Glauben an Gott heraus handeln, wie es mancher, der viel von seinem Glauben redet, nicht tut.

Was ich von Gamaliel sagte, daß wir ihn aus seiner Umgebung, aus seiner Erziehung heraus beurteilen müssen, das gilt auch von andern. Es ist falsch, wenn man heute tut, als sei der Mensch weiter nichts als das Produkt äußerer Faktoren. Herodes und Menahem sind zusammen aufgewachsen und zusammen erzogen worden — beide hatten dieselbe Nahrung, dieselbe Luft, dasselbe Klima, dieselbe Atmosphäre, dieselbe Umgebung — und der eine ist der Mörder Johannes des Täufers geworden; den andern nennt uns die Apostelgeschichte als Evangelisten in Antiochien. Aber es ist doch richtig, auch die äußern Verhältnisse in Betracht zu ziehen. Wir urteilen dann gerechter über Menschen, deren Ansichten uns fremd sind. Wie oft hört man die Frage erheben: Wie können nur gebildete Katholiken dies oder dies glauben? Glaubt der Papst denn, was er da verkündigt? Und in der Frage klingt oft schon recht deutlich die Meinung mit: Diese Leute sind doch sicher nicht ehrlich. Ich glaube, wenn wir uns vorstellen, in welchen Auffassungen diese Leute von Jugend auf erzogen werden, mit welcher Lektüre sie genährt werden, dann werden wir immer noch ihre Gegner bleiben, aber Gegner, die verstehen, wie der andere zu seinen Ansichten kam, Gegner, die nicht gleich an Heuchelei und Schlaueit denken, sondern die so lange an die Ehrlichkeit des andern glauben, bis sie die Beweise vom Gegenteil in Händen haben.

Es ist auch keine Frage, daß die bedächtige, abwartende Haltung Gamaliels gegenüber allerlei Bewegungen das richtigste ist. Es wird dies immer das richtige sein, wenn wir über irgend eine Sache nicht recht im Reinen sind. Es zeigen sich heute auf religiösem Gebiet mannigfache Erscheinungen, die durchaus nicht immer auf den ersten Blick in ihrer Wahrheit oder Falschheit durchschaut werden können. Es gehen geistige Strömungen durch das Leben unserer Zeit, es werden Gedanken und Ideen laut, es machen sich Bestrebungen geltend, die uns neu sind, und vielleicht nicht nur neu, sondern unbequem, störend. Hüten wir uns, daß wir da nicht mit einer vielleicht sehr schönen Begründung, aber aus Gründen, die mit Antipathie, mit Neid, mit Bequemlichkeit, mit Verknöcherung, mit Egoismus, mit Standesvorurteil, mit Feigheit, mit persönlichen oder Parteiinteressen sehr viel zu tun haben, rasch fertig sind mit

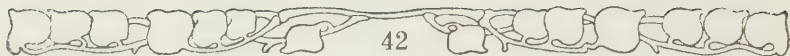
dem Urtheil. Wie vielem ist schon zugejubelt worden, und bald einmal schämte sich manch einer, unter den Jubelnden gewesen zu sein. Wie vieles ist schon bekämpft, verkehrt, verhöhnt worden, und bald einmal wünschte manch einer nicht mehr daran erinnert zu werden, daß er gespottet hatte. Es tut heute sehr not, die Mahnungen der Heiligen Schrift zu betonen: Seid nüchtern, prüfet die Geister!

Aber freilich: Prüfet! d. h. sucht ein klares Urtheil zu bekommen. Ewig kann man in der unentschiedenen, abwartenden Haltung des Gamaliel nicht verharren, jedenfalls Jesu gegenüber nicht. Er läßt uns eine Zeitlang das Wort zugute kommen: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Aber es kommt die Zeit und die Gelegenheit in unserm Leben, da es heißt: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

Wir müssen Jesu gegenüber Stellung nehmen. Wir müssen es, weil er es verdient. Es hat keiner der Menschheit so Großes gebracht, wie er. Es sind von ihm Wirkungen ausgegangen wie von keinem andern. Wenn es als Zeichen der Bildung gilt, mit Goethe vertraut zu sein, so sagen wir: es ist ein Beweis von Unbildung, an Jesu vorübergehen zu wollen. Wahrscheinlich ist es aber ein Zeichen von noch viel Schlimmerem als von Unbildung.

Wir müssen uns mit Jesus auseinandersetzen, weil wir Stellung zu ihm nehmen müssen, ob wir wollen oder nicht. Es gibt ihm gegenüber auf die Dauer keine Möglichkeit neutral zu sein; irgendwo und irgendwann müssen wir ja oder nein zu ihm sagen, vielleicht nicht mit Worten, aber mit der Tat. Da kann es ja wohl vorkommen, daß einer mit dem Munde Ja sagt und mit der Tat Nein und deshalb verworfen wird, und daß ein anderer in Worten Nein sagt und mit dem Leben Ja und deshalb angenommen wird. Das kann sein. Aber wir wollen am liebsten in Wort und Tat uns zu ihm bekennen.

Wir können so gut wie die ersten Jünger zu einem klaren Urtheil über Jesus kommen. Wir müssen nur wie sie ihm nachfolgen. Wenn so viele, die in ihrem Leben auch ungefähr da standen wo Gamaliel, immer mehr zu den Gegnern Jesu gehören und ihm entfremdet sind, so liegt die Schuld sehr oft daran, daß man in Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit nicht darnach rang weiter zu kommen.

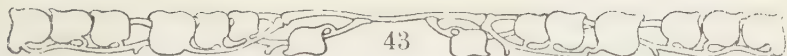


klarer zu werden. Bei vielen ist's auch direkt ein fauler Punkt, der sie zurückbrachte. Wer aber ehrlich und entschlossen sucht und kämpft, der kommt von einer gewissen Sympathie für Jesus, einem gewissen sich Angezogenfühlen, einer gewissen Bewunderung und Anerkennung weiter, und zwar nicht bloß dahin, daß er ihn als ideales Vorbild, als erhabenen Lehrer, als besten Menschen verehrt, sondern daß er bekennt: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. Dahin kommen wir auf intellektuellem und auf praktischem Wege. Auf intellektuellem: ich möchte nur darauf hinweisen, daß, wenn Jesus bloß ein Mensch war, ich nicht verstehe, weshalb von den 1500 Millionen, die jetzt leben, nicht wenigstens ein Duzend ihm gleich sind, oder wenigstens einer. Auf praktischem Wege: wer Jesu wirklich nachfolgt, der lernt von sich je länger je kleiner und von Jesu je länger je größer denken, und das Bekenntnis kommt ganz von selbst: Mein Herr und mein Gott.

Sind wir dahin gekommen, dann wollen wir den Jüngern gleich mit aller Freudigkeit und Entschlossenheit für Jesus eintreten. Damit werden wir natürlich ganz anders als Gamaliel andern zum Licht werden; denn Großes wird nur durch die Entschlossenen und Überzeugten geschaffen; Ganzes wird nur durch Ganze getan. Überhaupt gibt es Dinge, denen gegenüber eine unentschiedene, abwartende Haltung ein Unrecht wäre. Es gibt Dinge, da kann ein auch nur einigermaßen sittlich denkender Mensch keinen Augenblick im Zweifel sein, was davon zu halten ist. Und je mehr wir unser Gewissen an Gottes Wort schulen, desto feinfühligter wird es für Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge. Und wo uns Gottes Wort, wo uns unser Gewissen erklärt: es ist nicht recht, da haben wir nicht abzuwarten und zuzusehen, und nicht vom Erfolg uns beeinflussen, nicht von dem Urtheil der Menschen uns bestimmen zu lassen; da ist es ganz gleichgültig, ob Menschen, die selbst minderwertig sind, oder die durch Schadenfreude oder durch Interesse sich leiten lassen, oder die oberflächlich schwagen, ohne die Sache zu kennen, uns heruntermachen. Wir haben einfach unserm Gewissen und unserer Überzeugung zu folgen und im übrigen uns über nichts zu verwundern.

Es ist wohl nicht nötig zu sagen, daß das Wort Gamaliels nicht





bloß falsch wäre, wenn es etwas Definitives sein sollte, sondern daß es auch falsch wäre, wenn wir nach jenem Wort unser Urtheil vom Erfolg oder Mißerfolg einer Person oder einer Sache abhängig machen wollten. Da könnten wir in vielen Fällen Jahrhunderte alt werden und doch noch nicht wissen, woran wir sind. Nach unserer Überzeugung war die Reformation aus Gott. Sie ist in Spanien und Frankreich und anderwärts so gründlich unterdrückt worden, daß in jenen Ländern derjenige, der Recht oder Unrecht einer Sache nach dem Erfolg oder Mißerfolg beurteilt, noch zur Stunde sagen kann: die Reformation war nicht von Gott. Wir nennen Mohammed einen falschen Propheten und betrachten den Islam als einen Rat oder ein Werk von Menschen. Aber Mohammeds Sache lebt heute noch und ist im Vordringen, das uns mit Sorge erfüllt. Es gibt Menschen genug, die nur auf den Erfolg sehen. Sie sind bereit, alles zu entschuldigen, wenn einer nur obenauf kommt. Sie willigen in alles ein, wenn nur am Schluß Gewinn und Genuß winkt. Sie werfen alle Bedenklichkeiten, alle Moral, alle Wahrheit beiseite, sie benützen die elendesten Mittel, sie werfen einen Haß auf alles, was sich ihnen entgegenstellt: Prinzipien, Religion, Kirche, Sitte, warnende Menschen. Und das schlimmste ist dies, daß, wenn sie Erfolg haben, sie sicher sein können, daß viele, die erst den Kopf schüttelten, ihnen Beifall geben. Man wirft den Jesuiten den Grundsatz vor: Der Zweck heiligt die Mittel. Ob es nicht viele Protestanten gibt, die nach dem Satz handeln: Der Erfolg rechtfertigt alles? Nein, wir wollen diesen Götzen nicht anbeten! Nicht er hat uns das Urtheil über gut und böse, wahr und unwahr zu geben, sondern das lassen wir uns von Gottes Wort und unserm Gewissen bilden.

Aber ist es nicht doch wahr, daß untergehen wird, was bloß von Menschen, und eher bestehen wird, was aus Gott ist? Ist's nicht wahr, daß nicht gedämpft werden kann, was aus Gott ist? Ist's nicht diese Überzeugung, die die Apostel über alle Verfolgungen hinübertrug, die Luther auf dem Reichstag zu Worms seinen Gegnern entgegenhielt, die Tausende und Tausende ermutigt hat, auf scheinbar aussichtslosem Posten zu verharren, zu arbeiten und nicht zu verzweifeln, wiewohl keine sprießende Saat zu sehen war?



Ist's nicht der Glaube an den Sieg des Guten, der in so viel hartem Kampf gegen Laster und Trunksucht und Finsternis uns aufrecht erhält? O doch, meine Freunde, das ist unsere feste Überzeugung, daß Gott das letzte Wort sprechen wird, und daß keine Arbeit, die in dem Herrn getan wird, vergeblich geschieht. Nichts Gutes wird umsonst getan. Nur wollen wir kurzlebige Menschen nicht glauben, daß wir, gerade wir immer den Sieg des Guten sehen müssen. Was wäre es denn Großes, für das Gute einzutreten, wenn es sich immer gleich lohnte? Wie heißt es denn hier von den Aposteln? Sie gingen fröhlich von des Rates Angesicht; warum? Weil sie den Sieg des Guten sahen? Keineswegs. Sie wurden ja gezüchtigt. Aber sie gingen fröhlich fort, weil sie würdig gewesen waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden. Fröhlich waren sie, nicht weil sie äußerlich Erfolg sahen, — sie spürten doch wohl mehr von Mißerfolg, — sondern weil sie innerlich ihrer Sache gewiß waren, und da konnten sie sogar den Leiden eine gute Seite abgewinnen. Da steckt das Geheimnis, daß wir der Wahrheit, der Gerechtigkeit einer Sache innerlich gewiß werden; dann können wir, ohne Erfolg zu sehen, dafür eintreten; dann können wir dafür leiden und doch getrost und froh bleiben.

Was wir heute brauchen, das sind Menschen, die Verständnis haben für die Suchenden und Fragenden. Es sind Menschen, die in sittlichen und religiösen Fragen klare, aus Gottes Wort geschöpfte Überzeugungen haben und dafür eintreten durch alles hindurch. Dann werden wir über viel Dünste und Nebel und Finsternis, die sich verwirrend und verderblich über unser Geschlecht legen wollen, hinaussteigen und andre hinausführen zu lichten, sonnigen Höhen. Amen.



## Jesus bringt das Schwert.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.  
Matth. 10, 34.

Eine hiesige Zeitung brachte kürzlich als Feuilleton in einigen Artikeln Szenen aus den Glaubensverfolgungen in Schottland unter König Jakob II., wie sie der berühmte englische Geschichtsschreiber Macaulay schildert. „Erschütternde Bilder!“ sagt jenes Blatt mit Recht zum Schluß und fährt dann fort: „Aber wie viel Ähnliches ist überall auf der ganzen Erde vorher und nachher im Namen der Religion der Liebe gefrevelt worden! Als Segen gemeint, in Fluch verwandelt — das ist in großem Überblick die Geschichte der Religion Christi. In diesem Zusammenhang berührt allerdings auch das ihrem Stifter zugeschriebene Wort peinlich: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“

Ja, meine Freunde, haben nicht auch wir vielleicht schon über dies Wort den Kopf geschüttelt? Es stimmt so gar nicht zu den Anschauungen, die wir uns sonst von Jesus machen. Wir nennen ihn ja doch den Friedefürsten. Wir denken daran, daß die Engel sein Kommen begrüßten mit dem Wort: „Friede auf Erden!“ und daß er von seinen Jüngern Abschied nahm mit der Verheißung: Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Und nun plötzlich dies wie eine Kriegsfanfare tönende Wort: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Was sollen wir davon halten? Vor unserm Auge tauchen wirklich auch die Religionskriege auf und Bilder von entsetzlichen Glaubensverfolgungen innerhalb der Christenheit, Greuel, die im Namen des Christentums verübt wurden. Wir haben es schon oft gehört und gelesen, daß die Gegner des Christentums auf dies alles hinweisen und höhnisch sagen: seht doch da die herrlichen Früchte eurer Religion! Krieg hat sie entzündet, zu Fanatikern hat sie Menschen



gemacht; zu Teufeln, die sich weideten an den namenlosen Qualen solcher, die nicht dieselben Formeln brauchten wie sie; Scheiterhaufen hat sie aufgerichtet; Folterkammern hat sie mit Opfern gefüllt. Bartholomäusnächte hat sie auf dem Gewissen; Galeerensträflinge verdanken ihr ihr entsetzliches Los; Hunderte und Tausende wurden ihretwegen mitten im Winter von Haus und Hof vertrieben. Kein Wunder, wenn der Stifter dieser Religion selbst erklärt hat: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu senden, sondern das Schwert. Darauf können sich ja doch all jene Ketzerrichter und Verfolger berufen.

Können sie das wirklich, meine Freunde? Trägt Jesus mit Schuld, daß das Christentum andere um ihres Glaubens willen verfolgt hat? Wir müssen auf diese Frage mit einem entschiedenen Nein antworten. Wie darf der Verfolger sich auf den berufen, der gesprochen hat: Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen? Aber auch wenn wir kein so klares Wort hätten, so müßte jeder, der Jesus auch nur einigermaßen kennt, der seines Geistes auch nur einen Hauch verspürt hat, es wissen, daß es ein Jesu völlig fremdes Wesen, ein seinem Verhalten direkt entgegengesetztes Vorgehen, ein unmöglich von ihm herstammender Geist ist, was uns auf den von Christen mit blutiger Hand geschriebenen Blättern der Kirchengeschichte entgentritt. Der Anhänger Mohammeds kann sich bei seinem Fanatismus und seinem wilden Haß, seiner Verachtung Andersgläubiger und seinen Schandtaten an den Christenhunden auf seinen Propheten berufen. Der hat zum Schwert gegriffen. Der hat die Seinen in die Schlacht geführt, der hat an einem Tag 700 Juden, die nicht an ihn glauben wollten, hinrichten lassen. Der hat jedem, der im Kampf mit den Andersgläubigen fällt, das Paradies verheißen. Wo darum in der mohamedanischen Welt zum „heiligen Krieg“ und zu Mekeleien aufgefordert wird, da setzt man sich nicht in Gegensatz zu seinem Religionsstifter, sondern wandelt treulich in seinen Fußtapfen. Wo aber Christen Glaubensverfolgungen erheben, da setzen sie sich in Widerspruch zu dem, dessen Namen sie tragen wollten, da lassen sie sich von einem Geist treiben, der anderswoher als von ihm kam.



Nicht weil sie Christen waren, taten sie derartiges, sondern weil sie schlechte Christen waren.

Aber was soll denn das Wort Jesu: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert? Ich glaube, wir können zunächst sagen: Dieser Ausspruch gehört in die Reihe der zahlreichen Worte, in welchen Jesus den Seinen voraussagt: Ihr werdet gehaßt und verfolgt werden. Nicht sie sollen das Schwert in die Hand nehmen, aber andere werden es gegen sie erheben, darum daß sie Jesu Jünger sind; darum, daß die Welt die Finsternis mehr liebt als das Licht. Da sollen denn die Seinen nicht erschrecken und nicht stutzig werden; sie sollen nicht ängstlich von ihrem Glauben zurückgehen, oder mit ihrem Glauben in die Stille gehen, — er, ihr Herr und Meister hat es ja doch vorausgesehen und vorausgesagt, daß um seinetwillen Unruhen, Streit und Verfolgungen ausbrechen werden. Sie sollen sich darüber nicht wundern, sie sollen sich dadurch nicht irre machen lassen.

Wie muß Jesus von der Größe und Herrlichkeit dessen, was er der Menschheit zu geben hatte, überzeugt gewesen sein! Er täuscht sich und den Seinen keine lächelnde Zukunft vor, er träumt nicht von ruhiger Fahrt auf gefahrlosen Wassern, sondern er sieht schwarze, schwere Wolken sich ballen und Blitze zucken und hört Donner grollen. Er horchte in die Jahrhunderte hinaus, und er verhehlt sich und andern nicht, daß das Gebrüll, das an sein Ohr schlägt, das Gebrüll des Hasses gegen die Seinen ist, und daß die flammende Lohe, die ihm entgegenschlägt, von Scheiterhaufen kommt, auf denen Bekenner seines Namens ihr Leben aushauchen. Und er spricht offen und deutlich aus, was er sieht und hört, und ist doch überzeugt, daß trotz alledem ihrer viele ihm nachfolgen und nicht von ihm lassen werden, darum daß sie in ihm so Hohes und Herrliches gefunden haben, daß er auch über die größten Leiden hinüberträgt.

Wie muß Jesus von der Wichtigkeit und Notwendigkeit dessen, was er in die Welt bringt, durchdrungen gewesen sein! Klar steht vor seiner Seele die Gewißheit, daß um seinetwillen Erregung und Zwist entstehen wird, daß um seinetwillen Vater und Sohn sich trennen, und Brüder gegen Brüder sein werden. Feindschaft wird entstehen, und Schwerter werden gezogen, und Blut wird fließen.



Das alles mag herrschsüchtige Eroberer kalt lassen. Was sind ihnen Menschen? Aber Jesus, der die Liebe ist, der gekommen ist, zu suchen und zu retten, was verloren, — muß nicht seine Seele zittern und beben, da sie diese Schrecken der Zukunft sieht? Wir haben den Eindruck, daß es großen Gottesmännern wie Luther und andern in den ersten Zeiten ihres Auftretens vollständig verborgen war, zu welchen Krisen ihre Tätigkeit führen werde. Gott ließ sie nur Schritt vor Schritt sehen und gehen. Erst wenn das Bäumchen erstarkt war, zog er seine schützende Hand etwas zurück und ließ die ersten Stürme brausen. Erst wenn kein Bedenken mehr möglich war, ob sie sich als Werkzeuge Gottes brauchen lassen wollten, ließ Gott sie weiter sehen. Jesus, dessen Seele voll Mitleid war, sah in die Zukunft und sah Greuel. Und doch zauderte er nicht. Auch nicht einen Moment sehen wir ihn bedenklich werden. Das ist nur möglich bei einem völlig gewissenlosen, maßlos herrschsüchtigen Menschen, oder aber bei einem, der seiner Sache so sicher ist, daß er sagt: Es muß sein, was auch kommen mag.

Wie muß Jesus vom Glauben an die Wahrheit seiner Lehre, vom Glauben an den Sieg der Wahrheit, vom Glauben an seine göttliche Sendung getragen gewesen sein! Er sieht Feindschaft und erbitterten Widerstand gegen seine Sache sich erheben, und mit einer Ruhe ohnegleichen spricht er davon. Was trifft er denn für Vorkehrungen, um dieser Feindschaft zu begegnen? Eigentlich keine. Sie muß ja kommen, damit die Gedanken der Menschen offenbar werden. Er schreitet ruhig die Aderfurchen auf und nieder und säet und säet. Und ob er auch wenig sprießen sieht, er hat nie auch nur mit einem Seufzer verraten, daß er sich etwa gefragt hätte: Bin ich nicht vielleicht zu früh, zu spät gekommen, bin ich nicht umsonst gekommen? Er ist dessen gewiß, daß aller Widerstand und alle Gegnerschaft nicht imstande sein werden, das Senfkorn daran zu hindern, ein Baum mit mächtigen Ästen und Zweigen zu werden.

Aber laßt uns nun noch näher auf das Wort eintreten: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Das Wort ist wahr im Blick auf den einzelnen Menschen wie im Blick auf das Leben der Völker und der Menschheit. In das ureigenste Leben des Einzelnen trägt Jesus den Kampf. Gewiß, man kann

eine Art Gewohnheitschrist sein. Da wird man von Kampf nicht viel wissen. Aber wer nicht bloß einen ererbten Glauben, sondern eine persönlich erworbene Überzeugung hat, der weiß von Kampf zu reden. Von Kampf mit Zweifeln und Fragen, von Kampf mit Einwänden des eigenen Verstandes, die so oft ihre geheimen Quellen tief mitten im Herzen und in allen möglichen Verhältnissen haben. Er weiß von heißen Auseinandersetzungen mit den irreligiösen Anschauungen, die ihm auf Schritt und Tritt entgegentreten. Gerade heute sind auf diesem Gebiet schwere Kämpfe durchzufechten. Selbst in den Kreisen, die von Wissenschaft herzlich wenig verstehen, sucht man von diesem Boden aus den Glauben lächerlich zu machen. Spott und Hohn oft schon in der Schule oder dann von Kameraden, von Nebenarbeitern, im Geschäft, auf dem Arbeitsplatz, in der Werkstatt sucht dich einzuschüchtern. Und wenn wir daran denken, welchen Kampf die zu bestehen haben, die vom Judentum oder vom Islam oder vom Heidentum aus sich Jesu nähern! Hier Jesus, ja wohl, — aber nicht ohne daß man bricht mit all dem, was bis dahin gegolten hat, nicht ohne daß man den Schmerz der Seinen sehen muß und ihren Haß zu fühlen bekommt, nicht ohne daß man vielleicht Vater, Mutter, Geschwister, Frau, Kinder verliert, ausgestoßen ist, verflucht ist, verachtet ist, seine Stellung, seine Ehre verliert und einsam und arm dasteht, seines Lebens keinen Augenblick sicher. Es gibt Menschen, die machen dem Christentum einen Vorwurf daraus, daß es selbst in die Familien hinein Streit und Entzweiung trage. Dieser Vorwurf ist gerechtfertigt, wenn der Christenglaube und das Heidentum gleich viel wert sind. Aber wenn das Christentum das höhere ist, wenn es den Fortschritt bedeutet — und wer will dies bestreiten? — wenn es, wie wir glauben, den Menschen das Höchste und Beste in Zeit und Ewigkeit zu geben hat, dann dürfen auch Dinge, die uns wehe tun, uns nicht davon abhalten, dafür einzustehen. Und wenn man meint schelten zu müssen, so soll man nicht das Bessere schelten, sondern das Schlechtere, das sich dem Höhern feindlich entgegenstellt. Wer die Heidenmission nicht will darum, daß sie in die Familien hinein Entzweiung trägt, der muß auch die Reformation verdammen, der muß es überhaupt verdammen, daß irgend einer eine



andere Überzeugung hat als diejenige seiner Umgebung. Wer Persönlichkeiten will, wer Überzeugung will, wer Wahrheit und Fortschritt höher stellt als Überlieferung und Bequemlichkeit, der darf auch vor Kampf und Opfern nicht zurückbeben. Und wahrhaftig tut es not, daß man unserm Geschlecht, das vielfach so oberflächlich ist und genußsüchtig, beherrscht von den materiellen Interessen, gerichtet auf die Außenseite des Lebens, geleitet von Schlagwörtern, zuruft: Werdet doch tiefer, grabt und gleitet nicht so über die Fragen hinweg an Dingen vorüber, die nur Tore leicht nehmen können. Schwacht doch nicht nach, weder dem Unglauben noch dem Glauben. Jesus ist der Größte, der über die Erde gegangen ist, und du darfst nicht ruhen, bis du mit ihm im Reinen bist. Ich will dich achten, wenn du sagst: Ich bin von ihm losgekommen, aber es geschah unter Tränen in schlaflosen Stunden mancher Nächte. Aber kämpfe um die Wahrheit, ringe nach Klarheit! Und Besseres kann dir nicht werden, als daß du durch diese Kämpfe hindurch und über alles, was dich an Jesu irre machen will, dahin gelangst, zu sprechen: Herr, wohin sollen wir gehen? du hast Worte des ewigen Lebens.

Aber in andere Kämpfe noch führt uns Jesus. Er drückt uns das Schwert in die Hand gegen unser eigenes Ich. Er will uns anders haben, als wie wir sind. Er will, daß wir aus den alten Geleisen herauskommen auf neue Wege. Er will, daß wir nicht weiter in der Tiefe unten dahingehen, sondern in die Höhe steigen. Er will, daß wir brechen mit diesen Gewohnheiten und jenen Neigungen. Wir waren bis dahin recht ordentlich zufrieden mit uns. Aber wenn er vor uns hintritt, da ist's, wie wenn plötzlich die seit Jahren verschlossenen Fensterläden geöffnet werden, daß die Sonne hineinleuchten kann. Er tritt vor den Geldmenschen, er tritt vor den Genußmenschen, er tritt vor den Sinnenmenschen, er tritt vor den Kompromißmenschen, er tritt vor den Schmenschen — er, der Ganze, er, der Reine, er, der Selbstlose, er, der Wahre und Gerechte, er, der Gottesmensch, — ist's ein Wunder, wenn sie da unruhig werden? Ist's ein Wunder, wenn ihrer viele ihn als Störenfried empfinden? Ist's anders möglich, als daß es da zum Kampfe kommt? Zum Kampf entweder gegen ihn für das eigene alte Ich, oder aber unter seiner Fahne gegen das alte Wesen? Haben wir versucht, unter



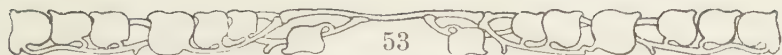
seiner Führung zu kämpfen gegen unsere Fehler und schlimmen Neigungen, gegen unsere Lüste und Begierden, gegen unsere Ungeduld und unsere Verzagtheit, gegen unsere Schwachheit und unsern Trotz, gegen unsern Geiz und unsere Selbstsucht? Ach, wie mancher hat einen guten Anfang gemacht, und dann hat er wieder Frieden geschlossen mit dem Feind und hat die Waffen niedergelegt! Aber ist's nicht ein schimpflicher Friede? Ist's nicht ein fauler Friede, bei dem uns doch nicht wohl ist? Wenn wir so bald mutlos geworden, wenn wir so bald unterlegen sind, ist's nicht vielleicht deshalb, weil wir das Schwert, das Jesus uns in die Hand drückte, die Waffe des Gebets, zu lässig handhabten? Wie sagt der Apostel? Es wird niemand gekrönt, er kämpfe denn recht! Darum laßt uns mit neuer Entschlossenheit im Aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens, mit Geduld laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist gegen all das, was uns hinunterzieht, was uns befleckt und erniedrigt, was uns unfrei und unfroh macht, was uns von Gott trennt. Wir werden mitten in diesem Kampf einen Frieden kennen lernen, der uns unendlich viel glücklicher macht als ein Frieden ohne diesen Kampf. Wie muß erst der Friede dessen sein, der siegt!

Aber noch sind wir nicht fertig mit unserm Wort. Ich meine nicht, es ausschöpfen zu können. Aber darauf wollen wir doch hinweisen, daß Jesus wie kein anderer den Kampf in die Welt gebracht hat gegen alle Ungerechtigkeit und alle Finsternis, gegen alle Laster und Schäden, gegen alles, was Menschen an Leib und Seele verderbt. Was will er? Er will das Reich Gottes aufrichten. Wer darum zu ihm gehören will, der darf nicht feige oder bequem oder hoffnungslos zurückstehen von dem Kampf gegen alles, was das Kommen dieses Reiches hindert. Hätten die Christen, statt Begriffe und Formeln aufzustellen und sich darum zu streiten, sich mehr darauf besonnen, daß Jesus neuen Geist schenken, neues Leben vermitteln, neue Menschen und neue Zustände schaffen will, daß er ein Freund und Helfer aller Mühseligen und Armen und Bedrängten und Verlorenen ist und den Seinen vor allem das Gebot der Liebe ans Herz legt und sie vor allem darnach trachten heißt, hier auf Erden ein Gottesreich, ein Reich der Gerechtigkeit aufzurichten, —



o meine Freunde, ich meine, da hätten wir den Islam wohl gar nicht, da hätten wir nicht mehr 800 Millionen Heiden, da hätten wir nicht so viel Klassenhaß, da hätten wir weniger Mammonismus und weniger Sorge und Not. Ach, was sage ich: wir hätten! Laßt mich doch lieber sagen: wir sollen und können haben. Was haben? Mehr Reich Gottes und weniger Herrschaft des Bösen. Wir müssen nur besser kämpfen als bisher. Wer ist ein Christ, wer ist ein Jünger Jesu? Der, der getauft ist? Der, der konfirmiert ist? Der, der in der Bibel liest? Der, der Jesus Gottes Sohn nennt? Das ist alles gut und schön. Aber Jünger Jesu sind wir erst, wenn wir im Gehorsam gegen ihn, aus Liebe zu ihm, im Vertrauen auf seine Hilfe, in der Kraft seines Geistes mithelfen, daß es auf Erden besser wird. Es muß irgendwo auf Erden durch uns etwas besser geworden sein, sonst sind wir umsonst da gewesen. Es ist nicht nötig, daß wir selbst sehen, daß es besser wird; aber es ist nötig, daß wir dafür arbeiten. Wir können nicht überall dabei sein, aber wir wollen uns fragen, ob wir nicht mehr als bisher uns beteiligen können an dem Kampf für Wahrheit und Freiheit, Gerechtigkeit und Heil, Reinheit und Licht. Tußt du etwas für die Mission? Tußt du etwas im Kampf gegen den Alkoholismus? Tußt du etwas im Kampf gegen die Unsittlichkeit? Da sind humanitäre Werke, da sind Bestrebungen, um die Jugend vor sittlichen Gefahren zu schützen, da sind Bemühungen, die Armen besser zu stellen, ihnen bessere Wohnungen zu verschaffen, da ist alles mögliche. Wo helfen wir mit? Ich meine nicht nur mit einem vielleicht noch recht widerwillig gezeichneten Beitrag, sondern mit Liebe, mit Interesse, mit Herz, mit Hingebung, mit Ausdauer, mit Opfern?

Meine Freunde, es will mir scheinen, wir Christen gehen nicht Zeiten des Friedens entgegen. Es sieht aus, als ob die Feindschaft gegen den Glauben zum Vorstoß blase. Das Freidenkertum organisiert sich. Die sozialdemokratischen Jungburschenvereine haben beschlossen, die christlichen Jünglings- und Jungfrauenvereine zu bekämpfen. Es tut uns leid, diese Feindschaft zu sehen. Aber wir wollen uns auch nicht verhehlen, daß die Friedenszeiten nicht immer die besten sind. Es ist ein gutes Zeichen, wenn der Gegner sich rührt. Ich möchte sonst fragen: Ist unser Glaube so schwächlich, daß die Gegner sich

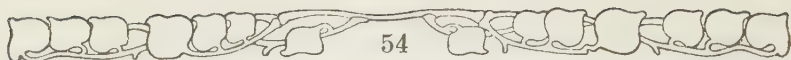


sagen: Laßt ihn doch, er stirbt ja ohnehin, wir brauchen seinetwegen nicht mehr Unruhe und Mühe zu haben! Nein, laßt den Gegner zum Kampf blasen. Er soll sehen, daß sein Vorgehen uns nur näher zu Jesus treibt, uns nur tiefer in den Glauben hineinführt und uns überzeugter, treuer, eifriger werden läßt. Wir wollen kämpfen für Jesus und seine Sache. Aber wir wollen es nicht tun mit fleischlichen Waffen, sondern in Beweisung seines Geistes und seiner Kraft, nicht mit vergifteten Waffen, sondern mit Waffen der Gerechtigkeit. Wir wollen nicht darauf ausgehen, den Gegner zu vernichten, sondern ihn zu gewinnen, ihm zu helfen, ihn erfahren zu lassen, daß in Jesu das Heil ist und ein Friede, wie ihn die Welt nicht geben und nicht nehmen kann. Es bleibt dabei:

Es kann nicht Friede werden,  
Bis Jesu Liebe siegt,  
Bis dieser Kreis der Erden  
Zu seinen Füßen liegt.

Amen.





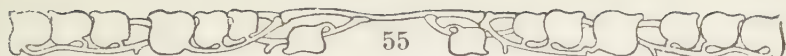
## Die Taufe Jesu.

Zu der Zeit kam Jesus aus Galiläa zu Johannes, daß er sich von ihm taufen ließe. Aber Johannes wehrte ihm und sprach: Ich bedarf wohl, daß ich von dir getauft werde, und du kommst zu mir? Jesus aber antwortete und sprach zu ihm: Laß jetzt also sein, also gebühret es uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Da ließ er es ihm zu. Und da Jesus getauft war, stieg er bald herauf aus dem Wasser, und siehe, da tat sich der Himmel auf über ihm. Und Johannes sah den Geist Gottes, gleich als eine Taube, herabfahren und über ihn kommen. Und siehe, eine Stimme vom Himmel herab sprach: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe.

Matth. 3, 13—17.

Die Taufe Jesu ist einer der Abschnitte in den Evangelien, die nicht gerade oft zum Gegenstand der Betrachtung gemacht werden. Es scheint ja wohl auch, als sei er weniger als viele andere nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Zurechtweisung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit. Es gibt Worte, deren Wichtigkeit für uns sich ohne weiteres aufdrängt. Es gibt Geschichten, die man nicht lesen kann, ohne daß sofort Saiten in uns zum Schwingen kommen. Mögen sie 1900 Jahre zurückliegen, sie haben es doch mit unsern Problemen und Anliegen zu tun, und ganz von selbst spinnen sich Fäden herüber und hinüber. Das scheint bei dieser Geschichte hier weniger der Fall zu sein. Und doch, wenn man sich in sie hineinsenkt, so beginnt auch sie zu uns zu reden. Gewinnt sie nicht schon dadurch Interesse, daß hier zwei ganz Große sich begegnen? Daß wir hier das erste Wort des aus seiner Verborgenheit zur Erlösertätigkeit tretenden Heilandes haben? Man braucht nur schon bei diesen zwei Punkten etwas zu verweilen und sich das Verhalten des Täufers und Jesu genauer anzusehen, man braucht nur über dieses an der Schwelle der öffentlichen Tätigkeit gesprochene Wort Jesu etwas tiefer nachzudenken, so fängt man an sich zu schämen, daß man diese Geschichte für weniger bedeutungsvoll und lehrreich ansehen wollte als andere. Und richtet man seine Gedanken dann auf das, was Jesus dort nach der Taufe erlebte, so beginnt einem die Er-





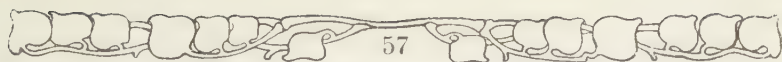
kenntnis aufzugehen, daß wir hier einen Blick tun dürfen in Vorgänge, die für Jesus und seine Wirksamkeit, damit aber auch für uns von ausschlaggebender Bedeutung sind. Hier geben uns die Evangelisten einen Schlüssel in die Hand, der unbedingt nötig ist zum Verständnis Jesu.

Gewiß, er ist für uns als der Gottgesandte, als das Licht und die Wahrheit und das Leben, als der Erlöser beglaubigt durch sein Leben und sein Sterben, durch die Wirkungen, die all die Jahrhunderte hindurch von ihm ausgegangen sind, durch die Erfahrungen, die wir selbst mit ihm machen. Aber ist in uns die Frage noch nie aufgestiegen: Wie und wann und wo ist er selbst dessen gewiß geworden, daß er der von den Propheten verheißene Messias sei? Wir sehen ja, wie er Ansprüche erhebt und Ansprüche über sich selbst tut, die bei jedem andern unerträglich wären, die uns im Munde irgend eines andern noch so Großen wie Wahnsinn und Lästerung erscheinen würden. Er stellt sich in den Mittelpunkt seiner Verkündigung. Er knüpft das Heil für alle an seine Person. Er vergibt mit absoluter Souveränität Sünden. Er verlangt, daß man um seinetwillen alles, aber auch alles müsse fahren lassen können. Er sieht die Schrift in seiner Person erfüllt. Er bezeichnet sich als das Licht, die Wahrheit, den Weg, als die Tür zum Vater. Er macht den Glauben an ihn zur Bedingung für alles Kommen zu Gott. Er nimmt das Weltgericht als sein Amt in Anspruch. Was sollen wir fortfahren? Das ist uns ja alles bekannt. Ebenso bekannt ist uns, daß nicht die Menschen ihn in diesen seinen Ansprüchen und Verheißungen bestärkt haben; im Gegenteil. Seine eigenen Angehörigen glauben nicht an ihn und wollen ihn aus seiner Tätigkeit heimholen. Die religiösen Führer Israels erheben nach kurzer Beobachtung Widerspruch, der bald sogar vom grimmigsten, tödlichsten Haß erfüllt ist und auf sein Verderben sinnt. Die Massen wenden sich ab, sobald sie merken, was er will und nicht will; auch sein Herold, Johannes der Täufer, ist an ihm irre geworden. Und was hat er an den wenigen, die ihm nachfolgen? Wenn man die Lebensbeschreibungen hervorragender Menschen liest, so sieht man ja freilich auch oft, daß sie lange mit Verständnislosigkeit, Verkennung, Gleichgültigkeit und noch Schlim-

merem zu kämpfen hatten. Aber sie fanden doch oft sehr rasch Anhänger, deren Bewunderung, deren Hingebung, deren Vertrauen und Verständnis sie stärkte und aufrichtete; Anhänger, die sich mit ihrem Geld, ihrem Namen, ihrem Können rückhaltlos in den Dienst der neuen Sache stellten; Anhänger, die glaubten, wenn der Meister selbst müde und irre werden wollte. Hat Jesus an seinen Jüngern etwas Derartiges gehabt? Sehen wir nicht vielmehr, wie unendlich viel Mühe er auch mit ihnen bis zuletzt hatte, wie er Geduld mit ihnen haben mußte, wie er sie tragen und ihnen Halt sein mußte, wie er allezeit der Gebende war und sie die Empfangenden, wie er ohne sie und gegen sie seinen Weg finden und gehen mußte? Und nun sehen wir ihn inmitten aller Zweifel, alles Unglaubens und Kleinglaubens, aller Widersprüche der Menschen seinen Weg gehen, seine Aufgabe erfüllen, seine einzigartige Stellung beanspruchen mit einer Sicherheit, einer Selbstverständlichkeit, einer Stetigkeit, die uns einfach unerklärlich wäre, wenn uns nicht die Evangelisten diese Geschichte hier aufgezeichnet hätten.

Man mag sich die Vorgänge nach der Taufe zurechtlegen, wie man will, man kann das Sichöffnen, das Zerrissenwerden des Himmels bildlich fassen, wie ja auch die Taube ein Symbol voll tiefer Bedeutung ist für den heiligen Geist. Das ist sicher, daß Jesus hier von Gott die Bestätigung erhielt: Du bist der, der da kommen soll. Lukas erzählt uns, Jesus habe damals gebetet. Den Gegenstand des Gebets nennt er nicht; aber dürfen wir nicht die Erfüllung mit dem heiligen Geist und das Wort: „Du bist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“, als Antwort ansehen, aus der wir auf den Inhalt des Gebets zurückschließen können? Wird er nicht gebetet haben: Vater im Himmel, mache mich dessen ganz gewiß, daß die Stimme in mir Deine Stimme ist, Deine Stimme, die mir sagt, daß ich der Verheißene bin, Deine Stimme, die mich heißt die Hand ans Werk der Menschheitserlösung legen. Sieh, hier bin ich, bereit, mich Dir ganz zu geben; mache mich dessen gewiß, daß Du mich brauchen willst, daß Du mit mir bist, daß ich jetzt ans Werk gehen soll, und rüste Du mich aus mit der Fülle Deines Geistes, um Dich vor den Menschen zu verkären, um zu retten, was verloren ist!

Gott hat ihm geantwortet, und aus dieser Gewißheit: Gott



will es, erklärt sich nun auch die Ruhe Jesu, erklärt sich die Unermüdllichkeit, mit der er sein Werk tut, erklärt sich seine Zuversicht allen Enttäuschungen, allen bittern Erfahrungen zum Trotz. Es liegt in nichts eine solche Kraft, wie in der Gewißheit, daß der Weg, den wir gehen, die Sache, die wir vertreten, Gottes Weg und Gottes Sache ist. Die Begeißerung ist etwas Schönes; der Idealismus ist etwas Schönes; der Beifall der Menschen ist etwas Schönes. Aber wenn diese Dinge allein die Quelle sind, woraus wir schöpfen, so werden wir oft sein wie eine Lampe ohne Öl. Und wenn wir Antrieb und Richtschnur für unser Handeln uns geben lassen aus der Meinung der Menschen, aus unserm eigenen Belieben und Förgutfinden, ach dann wählen wir eine Windfahne als Wegweiser. Ja, sagst du, aber es ist manchmal nicht ganz leicht, zu wissen, was in diesem und jenem Fall Gottes Wille ist; ich möchte es gern wissen und möchte mich darnach richten; aber ich sehe nicht klar. Will Gott, daß ich diese oder jene Richtung einschlage; will er, daß ich gehe oder daß ich bleibe? O, was gäbe ich darum, wenn mir dies auf irgendeine Weise unverkennbar deutlich gezeigt würde! Meine Freunde, haben wir noch nie so oder ähnlich gedacht und gesprochen? Nun, da gibt uns unsere Geschichte einen Fingerzeig. Jesus hat von Gott Antwort bekommen; warum wohl? Ich meine, wir sehen jedenfalls zwei Gründe ganz sicher: einmal den, daß Jesus entschlossen war, gar nichts zu tun als Gottes Willen und sich durch gar nichts anderes leiten und bestimmen zu lassen; zum andern den, daß er betete. Gerade in diesen zwei Punkten fehlt es eben oft bei uns. Es ist uns oft gar nicht einmal recht darum zu tun, Gottes Willen zu kennen. Oder wir lassen allerlei Neben-erwägungen, allerlei eigene oder fremde menschliche Wünsche und Neigungen, Befürchtungen und Berechnungen ihren Einfluß auf die Kompaßnadel ausüben. Es gilt sicher auch hier das Wort: Übung macht den Meister. Je mehr wir uns entschließen, Gottes Wege zu gehen, je reiner wir die Zugänge zu unserm Herzen halten, je mehr wir nach Gott fragen, desto feinhöriger werden wir für die Stimme von oben, desto feinfühligter werden wir für jeden noch so leisen Druck und Wink des Führers. Es geht uns Gott gegenüber, wie es unter den Menschen geht, daß sie so vertraut werden können, daß



sie einander alles von den Augen ablesen, daß einer voraus spürt und weiß, was der andere sagen und tun wird. Die Bereitwilligkeit, dem andern Freude zu machen, schärft den Sinn für das, was dem andern lieb ist. Da ist dann Gottes Gesetz in unser Herz geschrieben; da leitet er uns mit seinen Augen. Selbst wenn wir einmal einen Weg eingeschlagen haben, den nicht Gott, sondern unser Trotz, unser Eigenwille, unser Hochmut, unser Leichtsinns wollte; — wenn wir nun kommen und sagen: Herr, es schmerzt mich, es reut mich, nicht sowohl der Folgen wegen — die will ich tragen, — aber es schmerzt mich, daß ich dir ungehorsam war; vergib und hilf mir, daß ich wenigstens fortan dir diene, — wenn wir so kommen, dann mögen wir wohl an dem Platz, wo Gott uns eigentlich nicht haben wollte, in der Umgebung, in den Verhältnissen, in die nicht er uns hineinstellte, doch eine ganz besondere Aufgabe erhalten und erfüllen.

Auch darin liegt etwas für uns, daß Jesus von Gott ausgerüstet und gestärkt wird, bevor die Versuchung kommt, und bevor er an sein Werk gehen muß. Wir müssen auch in Versuchungen und Anfechtungen, in Schwierigkeiten und Dunkelheiten, in dürre Zeiten und Einöden hinein. Aber wir brauchen nicht in eigener Kraft oder Ohnmacht hineinzugehen. Auch uns will der Herr das Nötige auf die Reise mitgeben. Haben wir es nicht schon erfahren, daß wir noch eine ganz besondere Stärkung erfahren haben, ehe der Weg steil und das Tal dunkel wurde? Wir würden noch viel mehr von solchen Erquickungen zu reden wissen, wenn wir sie nur suchten, statt so oft, wie die Jünger im Garten Gethsemane, zu schlafen. Wie ganz anders hätten wir dann schon so manche Prüfung bestanden! Wir wollen uns doch wieder sagen lassen: Du brauchst nicht in schwere Kämpfe und trübe Lagen hinein, ohne daß Gott dich dazu ausrüstet. Wiederum, wenn wir besondere Stärkungen erfahren, so wollen wir uns sagen: Offenbar wartet meiner eine Probe; ich muß mich darauf gefaßt machen, damit mich die Gefahr nicht ungerüstet treffe.

Aber, meine Freunde, darin, daß Gott hier antwortet und eingreift, liegt noch mehr als das bisher Gesagte. Es liegt darin etwas, was für unsere Beurteilung der Person Jesu, seiner Lehre und seines Werkes von der größten Wichtigkeit ist. Jesus wird



hier nicht nur von Johannes als der Größere anerkannt, obschon auch dies schon voll Bedeutung ist. Wie leid tun einem doch die, welche an Jesus achtlos vorübergehen oder gar geringschätzig von ihm reden! Der Täufer, diese überragende Persönlichkeit, den die Häupter des Volkes fragen lassen: Bist du der Messias? vor dem die Massen sich beugen wie Binsen vor dem Winde, der Täufer, den Fürsten fürchten, er hält sich nicht für wert, Jesus zu taufen. Aber, sagst du, ich denke nicht gering von Jesus, ich reihe ihn unter die leuchtendsten Sterne der Menschheit ein. Ist das nicht die Anerkennung, die ihm gebührt, wenn ich ihn einen religiösen Heros, ein Genie nenne, wenn ich ihn neben die ganz Großen stelle? Nein, meine Freunde, das ist nicht genug. Wenn hier der Prophet Jesus über sich stellt, und wenn hier Gott ihn seinen lieben Sohn nennt, so wird Jesus als eine einzigartige Persönlichkeit über alle andern hinausgehoben. Es ist auch gar keine Frage, daß er selbst sich in einem einzigartigen Verhältnis zu Gott und zu den Menschen weiß. Es ist nicht wahr, daß er sich Gottes Sohn nennt in dem Sinne, wie auch wir uns Kinder Gottes nennen. Er lehrt uns sprechen: Unser Vater. Aber er hat, wenn er von oder zu Gott redete, gesagt: Mein Vater. Wir kommen nicht über die Tatsache hinweg, daß Jesus in einer Art und Weise von sich redet, die ihn entweder als einen an fürchterlicher Selbstverblendung, an grenzenloser Anmaßung und Einbildung, an Größenwahn Leidenden erscheinen läßt, oder aber als den in übermenschlicher Einzigartigkeit dastehenden Sohn Gottes. Je länger wir uns aber dem Eindruck seiner Persönlichkeit hingeben, je besser wir ihn kennen lernen, je treuer wir in seine Nachfolge treten, je völliger wir ihn erleben, desto herrlicher steht er vor uns da, und wir bekennen: Nein, du bist nicht bloß ein Mensch, du bist auch nicht bloß der beste, der vollkommenste Mensch, — denn wie käme es da wohl, daß auch nicht einer von den ungezählten Millionen sich mit dir vergleichen läßt? Wärest du, was wir, dann sollten doch wenigstens einige werden, was du wärest, — sondern du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.

Darum ist er auch nicht bloß unser Lehrer und Vorbild, sondern unser Erlöser und Versöhner. Darum sind wir sicher, daß wir Gott ergreifen, wenn wir ihn ergreifen. Darum sind wir gewiß, daß

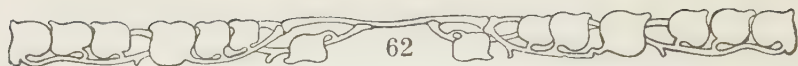


nicht ein anderer kommen und uns noch etwas Höheres und Besseres bringen kann, als Jesus es tat. Man hört heute manchmal von der Entwicklung des Christentums reden. Nicht nur reden Ungläubige vom Christentum als von etwas Überwundenem, sondern selbst in christlichen Kreisen wird geredet, als ob man über das in Jesu Geoffenbarte hinaus gelangen könne. Wenn man uns sagt, wir hätten vieles in der Verkündigung Jesu noch gar nicht verstanden, wir hätten gewisse Forderungen, gewisse Seiten noch völlig übersehen, gewisse Konsequenzen noch nicht gezogen, dann antworten wir: Ja, das ist wahr; da ist für den Einzelnen und für die Christenheit noch eine unendlich große Weiterentwicklung möglich. Wie gering ist doch in weiten Kreisen die religiöse Erkenntnis, wie schwächlich unser Wille, Ernst zu machen mit der Nachfolge Jesu! Aber wenn man uns sagt: Wir wollen euch dank den Fortschritten der Neuzeit Besseres und Höheres geben, als was Jesus zu geben vermochte, wir müssen über ihn hinausgehen, — dann erkennen wir in solchen Reden eine Verkennung Jesu, eine Unkenntnis dessen, was man angeblich überbieten will, und eine Unkenntnis des eigenen Ichs. Wie urteilt doch Goethe? „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, — über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen.“

Auch der heute weitverbreiteten Ansicht, als ob die christliche Religion einfach ein menschliches Geistesprodukt sei, tritt unsere Geschichte aufs schärfste entgegen. Wie mühen sich manche Gelehrte ab, nachzuweisen, wie dies von hieher und jenes von dorthier stamme, und wie ganz von selbst die Ansichten der Menschen über Gott sich geklärt und geläutert haben! Wie kommt es denn aber, daß sie sich nur da läutern, wo das Christentum hinkommt? Und daß sie selbst auf christlichem Gebiet sehr bald wieder heidnisch werden, wenn die heilige Schrift unter den Scheffel gestellt wird? O man mag noch so viel hübsche und interessante religionsgeschichtliche Dinge aufdecken, — Jesus erklärt man weder aus seinem Milieu noch aus Babel, sondern einzig und allein aus einem Wort, wie dieses hier:

Johannes sah den Geist Gottes wie eine Taube herabschweben und über ihn kommen. Damit ist deutlich genug gesagt, daß, was Jesus bringt, nicht Menschengedanken über Gott, sondern Gottesgedanken über die Menschen sind, daß er nicht eine Blüte, meinetwegen die schönste Blüte am Stamme der Menschheit ist, sondern der Baum des Lebens, den Gott in die Menschheit gepflanzt hat, daß in ihm ein Sichmittheilen Gottes, ein Sichoffenbaren Gottes in unüberbietbarer Weise stattfindet.

Wenden wir uns nun noch kurz dem Teil unserer Geschichte zu, der von der Taufe Jesu durch Johannes handelt! Es ist nicht zufällig, daß Jesus gerade hier die göttliche Bestätigung und Ausrüstung erhält, sondern es hängt dies damit zusammen, daß Jesus hier die Gesinnung an den Tag legte, die nötig war, um das Werk der Erlösung zu vollbringen. Wer ließ sich taufen im Jordan? Waren es nicht die, die von der Predigt des Täufers im Innersten getroffen, erschüttert ihre Unreinheit erkannten und nun gelobten: Es muß anders werden? In dem Hinuntersteigen und Sichuntertauchen lag ein offenes Sündenbekenntnis und das herzliche Verlangen, rein und frei zu werden, das Sinnbild der Versekung aus dem alten in einen neuen Zustand, und das Gelübde, in aufrichtiger Sinnesänderung nach innerer Reinheit zu trachten, wie der Körper durch das Wasser rein wird. Wohlan, wer will bestreiten, daß auch nicht ein einziger Mensch das Recht hatte, zu behaupten: Ich bedarf der Taufe nicht? Nicht ein einziger — außer Jesus. Er allein konnte sagen: Ich habe nichts zu bekennen, nichts zu bereuen, nichts zu ändern. Er allein durfte als der Reine zur Seite stehen und die andern alle an sich vorüberziehen lassen zur Taufe. Die Pharisäer taten so; er hat es nicht getan. Er trat in die Reihe derer, die in den Jordan stiegen, und als Johannes mit dem Scharfblick des Propheten und auf Grund einer Zweisprache in ihm den Großen erkennend sich weigert, ihn zu taufen, da spricht Jesus: Laß nur; so ziemt es sich für uns, alle Gerechtigkeit zu erfüllen. Jesus will dadurch, daß er sich taufen läßt, sich zu Johannes bekennen. Er zeigt damit, daß er nicht gekommen sei aufzulösen, sondern zu erfüllen. Er unterzieht sich der Taufe als dem Zeichen der Liebe und der völligen Hingabe an



Gott. Er erklärt sich damit solidarisch mit der sündigen Menschheit. Er beweist seine Demut und seine Bereitwilligkeit, unten durch zu gehen. Er wird nichts verlangen, was er nicht selbst getan hat.

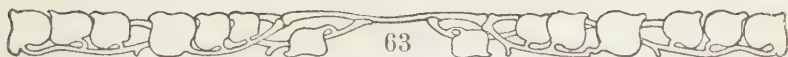
Wir haben damit noch lange nicht die Bedeutung der Taufe Jesu erschöpft. Aber schon in diesen wenigen Bemerkungen liegt viel Licht.

Der Täufer ein so Großer und so demütig. Wer kann ihn sehen, ohne zu beten: Herr, hilf mir doch auch immer demütiger werden? Es ist wirklich überall so, auch auf dem Gebiete der Wissenschaft, daß die ganz Großen gewöhnlich bescheiden von sich denken und willig sind, die Verdienste, die Größe anderer anzuerkennen. Und wiederum ist's auch so, daß Gott den Demütigen Gnade gibt. Johannes hatte sich nicht für wert gehalten, die Schuhriemen des Verheißenen aufzulösen; nun darf er an ihm die Taufe vollziehen.

Jesus läßt sich taufen. Er beginnt sein öffentliches Auftreten mit einer Tat der Selbstlosigkeit, des Hinuntersteigens, des Opfers. Er denkt nicht an sich, er denkt an die andern. Er bleibt nicht in der Höhe stehen, sondern er steigt herunter zu uns in die Tiefe und nimmt die Folgen unserer Sünden auf sich. Damit mahnt er zugleich auch uns: Wenn du helfen willst, so tue es als einer, dem die Not und das Elend der andern zur eigenen Not wird, als einer, der sich zu ihnen unter ihre Last stellt und sie versteht und mit ihnen leidet, ihnen aber auch die Hand reicht, damit sie wieder in die Höhe kommen.

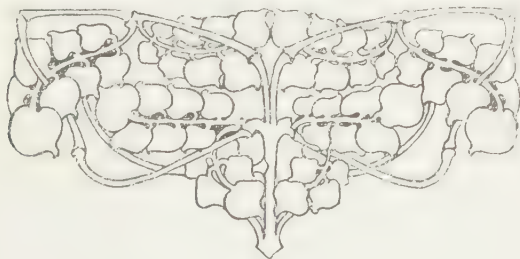
Die Taufe war von Seiten Jesu auch eine Tat des Mutes, eine Tat des Glaubens. Er hätte sich davon abhalten lassen können durch die Frage, ob diese Handlung nicht mißdeutet werde, ob es nicht eines Tages heißen werde: du hast dich ja unter Johannes gestellt, du hast ja auch als einer der vielen Sünder dich untergetaucht. Jesus hat sich um mögliche Mißdeutungen nicht gekümmert. Er hatte den Glauben, daß es niemals Schaden könne, das Rechte zu tun. Es ist richtig, die Wirksamkeit des Täufers anzuerkennen; es ist richtig, die Notwendigkeit der Buße und Sinnesänderung und ihre Sinnbilder anzuerkennen; es ist richtig, eine Tat der Demut, der Unterwerfung unter Gott, der Liebe zu den

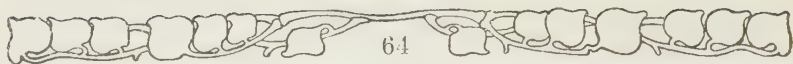




Menschen zu tun. So ließ er sich taufen. Ob es in der Welt nicht um vieles besser stünde, wenn man sich leiten ließe von der Frage: ist es recht? statt so oft von der Frage: welches sind die Folgen, wie wird es von den Leuten aufgefaßt, wie wird es uns ausgelegt? Hätten wir nicht schon manchmal gegen etwas protestiert, wenn wir nicht gedacht hätten, wir könnten uns damit schaden? Hätten wir nicht schon manchmal nachgegeben und die Hand zum Frieden geboten, wenn wir nicht gedacht hätten: da könnte es noch scheinen, als seien wir der schuldige Teil? Hätten wir nicht schon oft irgendwo mitgeholfen, wo wir die Notwendigkeit sehr wohl einsahen; aber wir ließen uns zurückhalten durch den Gedanken: Was werden die und die denken, wenn sie mich sehen?

Meine Freunde, es ist eine tiefe Geschichte, die uns heute beschäftigt hat. Ich höre noch viele heimliche Quellen rauschen. Möge jedes von uns selbst noch weitergraben! Wir wollen schließen mit der Frage: Kann Gott auch an uns Wohlgefallen haben? Laßt uns daran denken, daß der, welcher dort mit den Sündern in den Jordan stieg, gekommen ist, uns dazu zu helfen! Amen.





## Das auserwählte Geschlecht.

Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, daß ihr verkündigen sollt die Tugenden des, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht.  
1 Petr. 2, 9.

In der Rüstkammer der Gegner unseres Glaubens liegt unter anderem auch als je und je benützte Waffe der Vorwurf, das Christentum pflanze in seinen Gläubigen eine knechtsselige Gesinnung, es breche im Menschen alles Starke und Hohe und drücke ihm den Stempel des armen Sünders auf. Können wir diesen Vorwurf ohne weiteres als unwahr und ungerecht abweisen? Ich meine, es ist mit ihm wie mit so vielen andern gegen das Christentum erhobenen Anklagen. Sie sind wahr und sie sind nicht wahr. Sie sind wahr, wenn sie gewisse Erscheinungen und Strömungen innerhalb der Christenheit treffen sollen. Aber sie sind nicht gerechtfertigt, wenn sie sich gegen Jesus richten. Nehmen wir zum Beispiel die beliebte Beschuldigung, das Christentum habe zur Intoleranz, zur Verfolgung Andersgläubiger, zu Religionskriegen, zu den Greueln der Inquisition mit ihren Folterkammern und Scheiterhaufen geführt, so werden wir zugeben, daß all dies innerhalb der Christenheit vorgekommen ist; aber nur der Unwissende oder Übelwollende wird die Schuld dem Christentum zuschieben. Es wird ihm ganz unmöglich sein, diese Dinge als aus der Lehre oder dem Vorbild oder dem Geist Jesu herkommend nachzuweisen. Nicht anders steht es mit jener Beschuldigung der Knechtseligkeit. Ohne Zweifel begegnen wir da und dort der Erscheinung, daß man sich nicht genug tun kann in Selbsterniedrigung. Gewöhnlich ist der Mensch eher geneigt, sein Verhalten und seine Fehler zu beschönigen; aber es kommt auch das Umgekehrte vor, nicht Schönfärberei, sondern Schlimmfärberei. Es ist dies eine Gefahr bei öffentlichen Sündenbekenntnissen. Aber auch sonst ist man der Gefahr nicht



immer entronnen, den Grad der Frömmigkeit nach der Stärke der Ausdrücke über die Grundverdorbenheit des Menschen zu bestimmen. Es ist durchaus nicht immer die Selbstgerechtigkeit, sondern manchmal ein gesundes Empfinden, das sich da abgestoßen fühlt. Nur darf man eben auch hier nicht Jesus die Schuld beimessen.

Gewiß, nichts ist ihm mehr zuwider gewesen als die falsche Selbstgerechtigkeit. Sein Kommen setzt die Heilsbedürftigkeit der Menschheit voraus. Seine erste Mahnung lautet: Tut Buße! Er beginnt seine Bergpredigt damit, daß er die geistlich Armen, die Leidtragenden, die nach Gerechtigkeit Hungernden und Dürstenden selig preist. Es tut not, dies heute zu betonen; denn die Worte Sünde und Buße werden in unsern Tagen von vielen der Kumpelkammer überwiesen. Wenn wir Christen dies aber nicht tun, sondern Sünde Sünde nennen, dann kann es wohl geschehen, daß Leute, die sich sonst um Jesus nicht kümmern, uns auf ihn hinweisen, der in grenzenlosem Erbarmen sich selbst der Ehebrecherin und des Schächers am Kreuz noch angenommen habe. Ja wohl, antworten wir, er hat die schlimmsten Sünder noch angenommen, aber doch nur die, welche ihre Sünde bereuten, die sich aus ihr heraus sehnten. Wahrhaftig, die haben mit Jesus nichts gemein, die uns eine neue, im Grund uralte, in Wirklichkeit gar keine Ethik schenken wollen, indem sie, vielleicht oft um sich selbst einen Ablasszettel zu verschaffen, sagen: Alles verstehen heißt alles verzeihen! und unter dem „alles verzeihen“ den Verzicht auf jedes moralische Urteil verstehen. So sehr wir uns durch Erkenntnis unsrer eigenen Schwachheiten und Verfehlungen vor allem pharisäischen Hochmut bewahren sollen, so sehr wir uns vor allem kalten und harten Verdammen des Irrenden zu hüten haben, so sehr wir bereit sein sollen, dem Gefallenen freundlich, taktvoll, hoffnungsfreudig zurecht zu helfen und das, was er gefehlt hat, der Vergangenheit zu überlassen, so entschieden müssen wir es ablehnen, darin Fortschritt und Hilfe für die Menschheit zu erblicken, daß man zu dem Gefallenen sagt: du bist gar nicht gefallen! Es ist ein feines Wort, das ich irgendwo las, „daß nur der, welcher seine Schuld als groß empfindet, auch wirklich größer werden kann als seine Schuld“. Nun ist es ja wahr, daß nirgends so wie in der Nähe Jesu uns die Augen



aufgehen für unsre Verstrickung, unsre Gebundenheit, unser Zurückbleiben, unsre Verfehlungen. Keiner wie er läßt uns den Abstand zwischen dem, was wir sein sollen und was wir sind, so deutlich und so schmerzlich erkennen. Aber ist das denn Anechtung? Ist das nicht vielmehr Befreiung? Ist nicht die Unzufriedenheit mit dem, was ist, ist nicht der Glaube, daß etwas Größeres, Besseres möglich sei, die erste Bedingung, um weiter zu kommen? Wenn nun einer in den Menschen den Glauben weckt, daß sie zu Großem, Herrlichem berufen sind, so ist es Jesus. Wenn einer noch eine Pflanze, die alle als abgestorben auf den Schutthaufen werfen wollen, begießt und pflegt, ob sie nicht doch noch wieder ausschlagen wolle, so ist er es. Wenn einer unter der Asche noch nach einem Fünklein sucht, um es anzublasen, so ist er es. Wer hat den Wert der einzelnen Menschenseele so ins Unendliche erhöht, wie er es getan hat, und wie es ihm seine Apostel nachtun? Wie macht Paulus wieder und wieder darauf aufmerksam, daß wir teuer erkauft seien! Selbst unsern Leib nennt er einen Tempel des heiligen Geistes und gibt ihm damit eine Würde, eine Heiligkeit, deren Verletzung und Schändung als eines der schlimmsten Verbrechen anzusehen ist.

Mit welch hohen Worten redet nun hier in unserm Textwort Petrus seine Leser an! Er gibt ihnen eine ganze Reihe von Ehrennamen: Ihr seid ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschar, ein heiliges Volk, ein Volk zum Eigentum Gottes erkoren! Denken wir daran, wie die ersten Christengemeinden sich vielfach aus Leuten rekrutierten, die nichts waren vor der Welt, die gestoßen und getreten wurden, die in den finstern Hintergäßchen wohnten, und nun hören sie sich angeredet als Priester und Könige, als Auserwählte! Wie hat doch der Christenglaube in ihr Leben hinein Licht und Labung und Bereicherung getragen! Während auf den Gesichtern ihrer Umgebung Stumpfsinn oder Verbitterung liegt, leuchtet aus ihren Augen ein warmer Glanz, eine stille Freude. Dabei ist aber die Gefahr der Einbildung, des Hochmuts, der Menschenvergötterung ausgeschlossen; denn was sie sind und haben, das ist Gabe Gottes in Christus Jesus. Wir weisen hier auf eine der vielen herrlichen Früchte am Baum des Christenglaubens. Der Mensch ohne Gott ist in steter Gefahr, das Gleichgewicht zu ver-



lieren: jetzt fühlt er sich als Tier, jetzt als Gott; jetzt verzweifelt er, und jetzt rühmt er, wie herrlich weit wir's gebracht hätten; jetzt ist er mutlos, und jetzt übermütig und hochmütig. Vor diesem Hin- und Herschwanken bleibt der bewahrt, dessen Schiff den Anker des Gottesglaubens mit sich führt. Er sieht sich als Werkzeug Gottes; das ist seine Kraft, sein Stolz und seine Größe; das hebt ihn aus dem Staub der Vergänglichkeit in die Höhe der Ewigkeit; das füllt ihn mit Vertrauen und Mut und Zuversicht. Gott braucht mich! Kann es einen Gedanken geben, der mehr Licht in unser Leben hineingießt, uns in unsrer Arbeit größere Bedeutung zumessen, unserm Streben mehr Erfolg verbürgen kann und uns dabei doch in der Demut erhält, weil wir uns eben nur als Werkzeuge wissen?

Aber treten wir nun den Worten, mit denen der Apostel die Christen bezeichnet, noch etwas näher! Es ist ja klar, daß jeder dieser Ausdrücke Stoff genug zu einer besondern Betrachtung enthält, so daß wir uns hier mit einigen Andeutungen begnügen müssen. Alle diese Ausdrücke sind nicht neu. Sie fließen dem Verfasser des Briefes von da und dort her aus dem Alten Testament zu. Sie waren schon dem Volke Israel zugerufen worden und hatten ihm seinen hohen Beruf, seine herrliche Aufgabe kundtun sollen. Israel hat sie nicht erfüllt. Als es Jesus verwarf und ans Kreuz schlug, da hat Gott dieses Volk auf die Seite gestellt und sich aus der Heidenwelt ein Geschlecht auserwählt, das die Stelle derer einnahm, die nur nach dem Fleisch, nicht aber nach dem Geiste Kinder des Glaubensmannes Abraham waren. Petrus kann seine Leser als *e i n a u s e r w ä h l t e s G e s c h l e c h t* bezeichnen, weil sie durch den Glauben an Jesus und durch ein Leben in seiner Nachfolge von ihrer Umgebung sich abheben, gleichsam herausgerettet sind wie ein Brand aus dem Feuer. Soll das bedeuten, daß die andern von Gott fürs Verderben bestimmt sind? Wir wissen, wie Calvin in seiner Prädestinationslehre eine göttliche Vorherbestimmung der einen zum Heil, der andern zum Verderben gelehrt hat. Aber stehen dem nicht Worte entgegen wie diese: „Also hat Gott die Welt geliebt“? „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde“? O sicher, meine Freunde, Gott will unser aller Heil! Wenn nun von Erwählung der



einen geredet wird, so will dies nicht bedeuten, daß die andern durch Gottes Willen verloren gehen sollen, sondern wenn sie verloren gehen, so ist es darum, weil sie das angebotene Heil verschmäht haben. Stellt sich nicht ganz von selbst bei uns die Frage ein: Wie steht's mit mir? Gehöre ich zu denen, die der Apostel anreden darf: Ihr seid das auserwählte Geschlecht? Ich meine, wir dürfen darüber getrost sein, wenn wir mit dem gleichen Apostel sagen können: Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe!

Petrus nennt seine Leser weiter eine königliche Priesterschar. Christen sind Königsfinder. Er, dem alle Kniee sich beugen sollen, nennt sie seine Brüder. Er will sie teilnehmen lassen an seiner Herrlichkeit. Aber königlicher Würde sind wir nur wert, wenn wir Herr werden über alle die Mächte, die uns gefangen nehmen wollen. Vergessen wir nicht, daß es auch gestürzte Könige und Schattenkönige gegeben hat. Laßt uns regierende Könige sein! Und Priester! Wie mag dies Wort wohl den ersten Lesern unseres Briefes geklungen haben! Ob sie von den Juden oder von den Heiden hergekommen waren, sie waren alle gewöhnt an einen besondern Priesterstand, durch dessen Vermittlung Opfer dargebracht wurden. Nun sollen sie alle selbst Priester sein. Aber nicht mehr Früchte des Feldes, nicht mehr Tiere gilt es als Opfer darzubringen, sondern das eigene Herz, den eigenen Willen, ein Leben des Danks, des Gehorsams, der Liebe. Wir wissen, daß die römische Kirche entgegen den klaren Worten des Neuen Testaments wieder einen eigenen Priesterstand geschaffen hat, der sich zwischen Gott und die einzelne Seele stellt und sich vermißt, über Seligkeit oder Verdammnis der Menschen zu entscheiden. Da hat man sich verirrt bis zu dem Wort: „Der Priester kann mehr als Gott; Gott hat nur die Welt geschaffen, der Priester aber schafft im Sakrament des Altars Gott. Bete zu Gott, zu Jesus, zur Jungfrau Maria, zu allen Heiligen, daß deine Sünden dir vergeben werden möchten, — es wird dir nichts helfen, wenn du nicht zum Priester kommst und ihm beichtest und von ihm die Absolution erhältst.“ Die evangelische Kirche weiß nichts von einem mit solchen Vorrechten und Machtbefugnissen ausgerüsteten Priesterstand; sie lehrt das allgemeine Priestertum. Wir wollen uns aber nicht täuschen; es

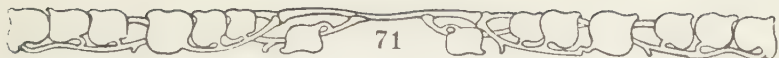
ist auch unter uns noch nicht aller alte Sauerteig ausgelegt. Es ist auch in der evangelischen Christenheit noch mancher bereit, den Pfarrer für sich glauben und beten zu lassen. Die Zahl derer ist groß, die offenbar auch eine Arbeitsteilung in dem Sinne vollziehen, daß sie das Weltliche besorgen, dem Pfarrer aber das Geistliche, die Sorge für das Reich Gottes überlassen. Wie viele schelten über die Kirche, ihre Versäumnisse, ihre Mängel, ihre Einflußlosigkeit! Sie finden, in dieser oder jener kleinern Gemeinschaft sei viel mehr Eifer und Wärme. Das mag sein. Aber sollten die, welche schelten, nicht lieber sich selbst prüfen, ob sie nicht auch mit Schuld tragen? Sind sie sich der Pflichten, die das allgemeine Priestertum mit sich bringt, innerhalb ihrer Kirche auch bewußt gewesen? Haben sie irgend etwas getan, um ihnen nachzukommen? Haben sie sich nicht bloß auf die Teilnahme, vielleicht noch auf eine recht seltene Teilnahme an dem, was der Pfarrer tut, beschränkt? Haben sie nicht vielleicht sogar bei ihren eigenen Kindern die Pflege des religiösen Lebens vollständig andern überlassen? Gibt es nicht etwa gar solche, die dem Einfluß der Unterweisung, in die sie ihr Kind schicken, entgegenarbeiten? Ich antworte nicht, ich frage. Aber das ist mir klar, daß nicht nur viele in der evangelischen Kirche für sich und ihr Haus und ihre Umgebung das Wort vom allgemeinen Priestertum noch nicht verstanden haben, sondern daß auch die Kirche selbst es noch nicht verstanden hat, die Quellen des Lebens, die in dieser Wahrheit verborgen sind, springen zu lassen und in richtiger Weise auf die dürren Fluren zu leiten. Es wäre sehr viel zu tun, und es sind viele Kräfte vorhanden; es sind auch viele bereit zu helfen und Hand anzulegen, sie wissen nur nicht recht wie und wo. Es brennt, und hier sind Spritzen; aber es ist nur Einer da, um sie zu bedienen, und dort steht eine ganze Menge von Leuten; aber sie haben keine Spritze. Ich sage: es brennt. Man muß blind sein, um nicht zu merken, daß die Gegner des Christenglaubens mobil machen. Man muß schlafen, um nicht zu sehen, daß die sozialen Fragen entweder gegen uns oder durch uns gelöst werden müssen. Man muß merkwürdig kurzfristig sein, um nicht zu erkennen, daß die gewaltigen Bewegungen in der Völkermwelt, in der Türkei, in China, Japan und anderswo dem Christentum plötzlich



Eingangsmöglichkeiten verschaffen, die eine zum Größten bereite Christenheit verlangen. Darum muß unter uns das Wort von dem allgemeinen Priestertum ganz anders beherzigt und betätigt werden als bisher. Darum müssen wir alle ganz anders als Priester, als Seelsorger, als Zeugen, als Missionare, als Streiter Jesu, als Evangelisten, als Diakonen und als Diakonissen uns fühlen, zunächst im engsten Kreise, dann aber weiter und weiter, bis alle Lande voll sind der Ehre des Herrn.

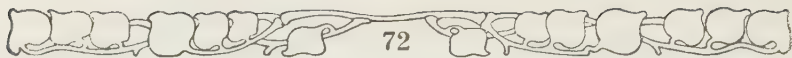
Aber freilich, dazu ist nötig, daß das weitere Wort in unserm Text von uns gelte: ein heiliges Volk. Wohl wissen wir, daß die Apostel in ihren Briefen Leute so bezeichnen, an denen sie noch vieles zu tadeln haben. Wir wissen, daß bei der Bezeichnung „Heilige“ mehr die religiöse als die sittliche Eigenart ins Auge gefaßt ist, so daß es so viel bedeutet wie „geweiht, zur Gemeinschaft und zum Dienst Gottes der Welt entnommen“. Aber wenn wir das sein wollen, so müssen wir uns eben doch in unserem Wesen und Wandel von der Welt je länger desto mehr unterscheiden. Wenn unser Glaube nicht einmal uns selbst zu ändern vermag, was wollen wir denn andere ändern? Wie viel Unheiliges, Unlauteres, Unwahres, Untreues ist noch bei uns! Wie lau und gleichgültig führen wir den Kampf mit unsern Fehlern! Wir werden aufgefodert, der Heiligung nachzujagen; aber statt dessen ist es im besten Fall oft ein Nachfriechen, ein Nachhinken, ein Nachseufzen; viele Anfänge, aber keine Fortsetzung; viel Parlamentieren, aber keine Übergabe an Gott; da und dort etwas Gluckarbeit, aber keine durchgreifende Umwandlung. Fast will es scheinen, daß wir über all der Arbeit an der Welt nicht mehr zur Arbeit an uns selbst kommen. Ein Mann wie Sombart äußert sich: „Nichts hat die moderne Kultur für unser inneres Leben, für unser Glück, unsre Zufriedenheit, unsre Tiefe geleistet“. Wohl erhebt sich der Ruf nach Charakterbildung wieder lauter. Einsichtige beginnen zu merken, daß all die Theorie von sich Ausleben, all die Strömungen in Kunst und Literatur, die nur auf den Sinnenkitzel ausgehen, all die ausschließliche Betonung der Verkehrs- und Geschäftsinteressen uns verödet, vertiert, verhärtet. Man ruft nach einer Persönlichkeitskultur, damit unser Leben doch nicht nur zwischen Arbeit und Genuß verrinne. Aber, meine Freunde, einen rechten





Ansporn und Grund, an sich und andern zu arbeiten, hat man doch nur da, wo man den Glauben festhält, daß es eine unsterbliche Seele zu bewahren und zu erlösen gilt. Warum sich verleugnen, warum sich in harter Zucht halten, warum verzichten, warum sich überwinden, wenn schließlich das Ende von allem doch nur die Verwesung ist? Wir aber, die wir glauben, daß dieses Leben der Anfang eines ewigen Lebens sei, wir wollen nicht nachlassen, im Hinblick auf Jesus, erfaßt und regiert von seinem Geist in der Arbeit der Heiligung zu stehen, so daß es heißen kann: Ich lebe, aber nun nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir.

Sollten wir nicht je länger je mehr göttliches Gepräge tragen? Nennt uns doch der Apostel: Volk zum Eigentum Gottes erkoren. O darin liegt ja nun der stärkste Trost: Wir gehören Gott an! Das Kind, das wir in der Taufe ihm darbringen, gehört ihm an! Und wenn wir eines unsrer Lieben hingeben müssen, wollen wir da nicht leise vor uns hinsagen: es ist nicht verloren, es ist Gottes Eigentum? Laßt uns die erste Frage im Heidelberger Katechismus wieder einmal hören: „Was ist dein einziger Trost im Leben und im Sterben? Daß ich mit Leib und Seele, beides im Leben und Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin.“ Aber sind wir's wirklich? Ist Gott tatsächlich unser Besitzer, oder haben wir einen andern Herrn? Ach, mancher will nicht Gottes Eigentum sein; er will sein eigener Herr und Meister sein und gerät damit in die ärgste Sklaverei, in Abhängigkeit von sich selbst, in Abhängigkeit von Menschen, in die Ketten irgend einer Sucht, in die Tyrannei des Mammons, des Alkohols, der Sinnenlust, unter das Joch der Furcht und der Sorge. O warum so sich erniedrigen und verlieren? Soll es auch von uns heißen: Er kam in sein Eigentum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf? Das Höchste für uns ist, daß es gelten kann: Alles ist euer, ihr aber seid Christi! Nun, wir wollen heut aufs neue geloben: „Ich will dein eigen sein, Erlöser meiner Seele, und ewig bist du mein!“ damit die Worte des Apostels auch uns gelten: Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, das heilige Volk, das Volk des Eigentums! Amen.



## Die Wahl der Armenpfleger.

In den Tagen aber, da der Jünger viele wurden, erhob sich ein Murren unter den Griechen, wider die Ebräer, darum, daß ihre Wittwen übersehen wurden in der täglichen Handreichung. Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen, und sprachen: Es taugt nicht, daß wir das Wort Gottes unterlassen, und zu Tische dienen. Darum, ihr lieben Brüder, sehet unter euch nach sieben Männern, die ein gutes Gerücht haben, und voll heiligen Geistes und Weisheit sind, welche wir bestellen mögen zu dieser Nothdurft. Wir aber wollen anhalten am Gebet und am Amt des Wortes. Und die Rede gefiel der ganzen Menge wohl; und erwählten Stephanus, einen Mann voll Glaubens und heiligen Geistes, und Philippus, und Prochorus, und Nicanor, und Timon, und Parmenas, und Nicolaus, den Judengenossen von Antiochia. Diese stellten sie vor die Apostel, und beteten, und legten die Hände auf sie. Und das Wort Gottes nahm zu, und die Zahl der Jünger ward groß zu Jerusalem. Es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

Apostelgesch. 6, 1—7.

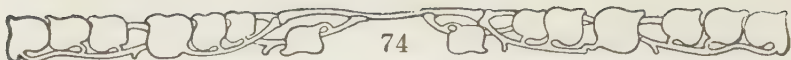
Es ist merkwürdig, mit wie viel Schwierigkeiten das Gute zu kämpfen hat. Kaum hat sich die von den jüdischen Behörden drohende Gefahr etwas gelegt, so kommt den Aposteln aus den Christenkreisen selbst von links und von rechts allerlei zu Ohren, was sie bedenklich stimmen muß. Mitten in der Gemeinde glimmt ein gefährliches Feuerlein. Wehe, wenn es nicht rechtzeitig erkannt und erstickt wird! Dann ist es aus mit dem schönen Zeugnis: „Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele.“ Der Geschichtschreiber erzählt, es habe sich in der Christengemeinde ein Murren erhoben unter den Griechen wider die Ebräer, daß ihre Witwen übersehen, zurückgeseht wurden bei der täglichen Verpflegung. Unter den Griechen oder Hellenisten haben wir uns Juden vorzustellen, die im Ausland gelebt und dort die griechische Sprache angenommen hatten. Viele von ihnen kehrten nach Jahren der Abwesenheit wieder in die Heimat zurück. Aber begreiflicherweise fühlten sie sich, zumal wenn sie im gleichen Lande gewesen waren, durch mancherlei gemeinsam Erlebtes untereinander verbunden; sie hatten ihre eigenen Synagogen, in welchen das Alte



Testament in griechischer Sprache gelesen und erklärt wurde. Offenbar haben sich ihrer viele der Christengemeinde angeschlossen. Aber nun finden sie, daß die Witwen in ihren Kreisen bei der täglichen Unterstützung zu kurz kommen im Vergleich zu der den Ebräern, d. h. den im Lande oder in Jerusalem selbst Aufgewachsenen und stets hier Ansässigen gewährten Hilfe. Es mag an dieser Klage etwas Berechtigtes gewesen sein. Die Apostel waren mit Arbeit überhäuft und mochten Mühe haben, sich immer richtig zu informieren. Die Ortsangehörigen werden auch vielleicht zum Teil sich eher um Unterstützung beworben haben als die Zugewanderten; jene waren bekannter als diese; man wußte auch eher etwas über sie und ihre Verhältnisse. Wir können den Aposteln die besten Absichten und die größte Unparteilichkeit zutrauen, und doch ist es möglich, daß hier jemand zu viel erhielt, und dort jemand zu wenig. Hätte man doch die Apostel einfach darauf aufmerksam gemacht!

Aber nein, es entstand ein Murren, ein Murren. Und das war das Gefährliche; denn es war versteckt, es war hintenherum. Es kam natürlich Übertreibung und Unwahrheit dazu; der Neid redete mit, und der Klatzsch hauchte auf; die Verdrehtheit suchte nach bösen Gründen, und der Teufel tat alles, damit die Folgen recht schlimm würden. So war alles da, um in die Gemeinde Mißtrauen, Unfrieden, Bitterkeit, Spaltung zu bringen, um zu lähmen und zu hemmen.

Nun, meine Freunde, dieses Murren ist in der Christenheit noch heute nicht verstummt. Ich will selbstverständlich jetzt nicht von Leuten reden, denen es überhaupt kein Mensch und kein Engel vom Himmel und Gott selbst nie recht machen kann; von Leuten, die nie zufrieden wären, man könnte ihnen helfen und geben, soviel man wollte; von Leuten, die systematisch darauf ausgehen, Unzufriedenheit zu säen und alles Gute, was getan wird, zu begeißern. Ich denke nicht an Feinde der Religion, denen in ihrem Haß jedes Mittel gut genug ist, um der Kirche und ihren Vertretern eins zu versetzen. Ich denke an solche, die zur Christengemeinde gehören wollen. Da ist es nun nicht nur möglich, sondern sogar sicher, daß wie dort bei den Aposteln, so heute bei uns Predigern manches zu wünschen übrig läßt. Soll da nun auch nur ein Murren

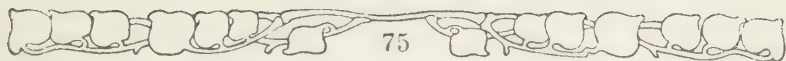


entstehen? Ist's nicht das richtigste, wenn einer dem andern gegenüber sich ausspricht, sobald wirklich ein Anlaß vorliegt? Das ist allerdings selbstverständlich, daß etwas vorliegen muß, was geeignet ist, Schaden anzurichten; andernfalls möchte ich an eine Geschichte erinnern, die ich neulich gelesen habe. Es hatte ein Prediger von einer Dame, die an allem Möglichen Anstoß nahm, viel zu leiden. Eines Tages setzte sie ihm umständlich auseinander, daß die Bänfchen an seinem Kanzelrock zu lang seien; ob er ihr nicht erlauben würde, ein Stückchen abzuschneiden. „Warum nicht?“ sagte er und ließ es geschehen. Als sie fertig war, ersuchte er sie um die Scheere und erklärte, er möchte sie nun um die Erlaubnis bitten, etwas abzuschneiden, was ihm schon lange an ihr zu lang und zu spitz erschienen sei, sie möge ihm den Gefallen tun und einmal ihre Zunge herhalten.

Gerade im Unterstützungsweisen ist es so leicht möglich, Fehler zu begehen: irgendwo zu geben, wo es schlecht angebracht ist, und wiederum verschämte Arme zu übersehen. Da wird dann auch gemurmelt und hintenherum gescholten. Wäre es nicht richtiger, diejenigen, denen die schwierige Aufgabe der Armenpflege obliegt, zu orientieren, wenn wirklich infolge ungenügender Kenntnis der Personen und der Verhältnisse Fehler begangen werden? Vielleicht stellt es sich dann auch manchmal heraus, daß, während man gemurrt und gescholten hatte, weil diese unterstützt werden, die es nicht verdienen, und jenen dagegen niemand helfe, die es doch so nötig hätten und würdig seien, in Wirklichkeit jene oft und viel unterstützt, und diese abgewiesen wurden.

Jedenfalls wird heute oft geklagt, man bekomme den Pfarrer nur auf der Kanzel zu sehen. Ohne Zweifel liegt hier etwas vor, was uns veranlassen muß, wie die Apostel es getan haben, darüber nachzusinnen, ob dem Verlangen nach mehr Seelsorge entsprochen werden kann. Wir stehen hier vor der gleichen Tatsache wie die Apostel, daß nämlich der Jünger viele werden, daß die Gemeinden groß sind. Das ist der Nachteil großer Kirchen gegenüber den kleinen Gemeinschaften. Sobald letztere wachsen, was ja doch ihr Bestreben sein muß, stellen sich natürlich auch bei ihnen die Nachteile der großen Körperschaften ein. Wer sie deshalb um dieses ihres





eben genannten Vorzugs willen rühmt, der muß sich hüten, ihnen beizutreten, sonst hilft er die Gefahr heraufbeschwören, daß sie ihres vielleicht einzigen Vorzugs verlustig gehen. Es ist Pflicht eines jeden, dem an dem Gedeihen der Kirche und des religiösen Lebens gelegen ist, statt zu murmeln darüber nachzudenken, wie das, was Anlaß zu Aussetzungen gibt, verbessert werden könne. Manch einen darf man wohl auch fragen: Hast du es überhaupt einmal einem Pfarrer gesagt, daß du seinen Besuch wünschst? Man kann doch schließlich auch nicht aufs Geratewohl irgendwohin gehen und fragen: Ist Ihnen mein Besuch angenehm, oder sind Sie vielleicht katholisch, oder gehören Sie irgend einer Gemeinschaft an, oder ziehen Sie es vor, mich hinauszubefördern?

Es ist überhaupt gut, wenn uns unser Textwort Anlaß gibt, uns auf das Murmeln hin etwas zu prüfen, auf das Murmeln über Angehörige, über Nachbarn, über Lehrer, über Behörden, über Arbeitgeber, über Arbeiter, über Reich, über Arm, über Meisterleute, über Dienstboten. Wie oft passiert es uns, daß wir reden, tadelnd reden, scharf reden, und wenn wir uns genauer erkundigt haben, dann schämen wir uns!

Es ist einzelnen Menschen und ihrer Tätigkeit, es ist manchen Bestrebungen und Anstalten, es ist dem Reich Gottes schon viel Abbruch getan worden mit dem Murmeln. Steht nicht gar oft des Feindes List dahinter, der Unkraut säet und darauf ausgeht, die Sache des Evangeliums zu schädigen? Wir brauchen nur an allerlei Verdächtigungen und Vorwürfe zu denken, die über die Mission ausgestreut werden, oder an den Vorwurf, welcher der evangelischen Bewegung in Oesterreich gemacht wird, daß sie nicht religiös, sondern politisch sei.

Aber nun ist's doch auch merkwürdig und muß uns zum Trost gereichen, daß es immer und immer wieder gilt: sie gedachten es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht. Es ist richtig, wenn der Dichter von der Macht der Finsternis redet als der Macht, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Jenes Murmeln in der Christengemeinde zu Jerusalem, das die Gefahr verderblicher Zwietracht in sich barg, mußte schließlich dazu dienen, daß eine der Gemeinde sehr förderliche Institution geschaffen wurde,



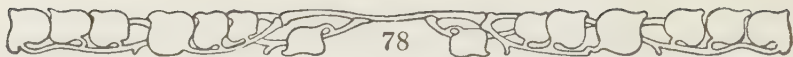
daß die Apostel sich auf ihre eigentliche Aufgabe konzentrierten, daß Männer hervorgezogen wurden, die dann die segensreichste Wirksamkeit entfalteten. Unser Abschnitt fängt an: es erhob sich ein Murren; aber er schließt mit der Bemerkung: das Wort Gottes nahm zu, und die Zahl der Jünger ward sehr groß zu Jerusalem; es wurden auch viele Priester dem Glauben gehorsam.

So kann Gott alles zum Guten lenken, und es ist das beste, wenn wir alle trüben Erfahrungen, alle Widerwärtigkeiten, alle Gegnerschaft, alles Unrecht, das wir erleiden, alle dunkeln Fühungen, alle bittern Erlebnisse so ansehen und so nehmen, daß wir sagen: es soll irgend etwas Gutes dabei herauskommen. „Im allgemeinen ist jedes Übel, dem wir nicht unterliegen, ein Wohltäter“, sagt Emerson. Die Gegner mögen es böse meinen; aber ihre Kritik treibt in die Selbstprüfung, bewahrt vor Sichgehenlassen. Hier liegt auch das Gute in einer Sache, die manchen Christen oft recht bedrückt: ich meine die Spaltungen in der Christenheit, in den verschiedenen Kirchen und Gemeinschaften. Gewiß steht vor uns allen das Ideal, das ausgesprochen ist in den Worten: Eine Herde und Ein Hirt, und wir mögen manchmal seufzen, daß wir so weit davon entfernt sind. Es liegt uns auch fern, den jetzigen Zustand der Christenheit zu verherrlichen. Aber wenn wir von allerlei aus bösem Geist stammenden Reibungen absehen, so werden wir sagen: es hat doch auch sein Gutes, daß verschiedene Kirchen und Gemeinschaften sind, und es ist vielleicht vorläufig auch nötig; es kann darin ein unerläßlicher Ansporn liegen. Der bekannte katholische Priester und Schriftsteller Hansjakob schreibt einmal: „Wenn der katholische Klerus in Deutschland eifriger und unterrichteter ist als der Österreichs, so kommt das lediglich daher, daß er dem im deutschen Reich viel mächtigeren Protestantismus gegenüber sich regen und wehren muß, ob er will oder nicht. In Österreich ist der Katholizismus in der Vorherrschaft und in der überwiegenden Majorität. Da bringt es die menschliche Natur mit sich, daß man sich gehen läßt. Wer unbestritten im Besitz einer Sache ist, wird sich keine besondere Mühe um dieselbe geben. Man schaue nur nach Italien und Spanien.“ Was der römische Priester hier für seine Kirche zugibt, daß sie dem Protestantismus Förderung zu verdanken

hat, das können wir auch umgekehrt zugeben. Alle Gegnerschaft wirkt anregend; alle Konkurrenz wirkt fördernd. „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“, sagt der griechische Weise. So wirkt ja auch das Heidentum belebend auf uns, und es ist wohl nicht zufällig, daß Jesus seine Wiederkunft auf den Zeitpunkt verheißt hat, da das Evangelium aller Welt verkündigt sein wird; denn wenn die Christen hier keine Aufgabe, keine Gegner, keinen Antrieb mehr haben, so werden sie in Gefahr sein, einzuschlafen. Es muß da etwas Neues kommen.

Erfahren wir nicht auch im kleinen, im persönlichen Leben, daß das Murren wider uns sein Gutes haben kann? Ich denke, es wird mancher jenem Seelsorger recht geben, der einem Mann auf seine Klagen über die böse Nachbarschaft antwortete: „Diese Leute meinen es allerdings böse, aber solche Aufstauer und Axtredner machen uns behutsamer, vorsichtiger im Wandel, in Worten und Werken, im Tun und Lassen. Man meidet auch den bösen Schein, weil man weiß, daß man Leute zu Nachbarn hat, die es einem leicht übel auslegen könnten. Nun lebt man nicht nur ehrbar vor der Welt, sondern auch christlich vor Gott, und wer weiß, endlich schämt sich auch der Nachbar und nimmt sich wohl gar ein Exempel und bessert sich, so daß er auch noch einmal im Himmel wieder unser Nachbar sein kann.“

Nun gibt uns Petrus hier das schönste Beispiel, wie man Kritik aufnehmen soll. Es hat eine Zeit gegeben, da hätte er diese Murrer gescholten, da hätte er sich verteidigt, da hätte er wohl den Spieß umgedreht. Er hätte sagen können: Da haben wir Apostel uns alle Mühe gegeben, haben uns schier aufgerieben, — und nun haben wir den Dank; man kann es den Leuten doch nie recht machen; man kann tun, so viel man will, sie sind doch nicht zufrieden. Nichts von alledem hören wir. Da ist noch kein unfehlbarer Papst, der jede ihm unangenehme Meinungsäußerung mit Gewaltmaßregeln ersticht, sondern da ist ein Mann, der sich durch Jesus in die Demut hat führen lassen. Da ist kein Kirchenfürst, der in erster Linie Recht haben und Herrschaft ausüben will, sondern da ist ein Mann, der vor allem darauf bedacht ist, alles zu meiden, was der Sache des Evangeliums Schaden könnte, der lieber Unrecht leidet und sich Angriffe



und Vorwürfe gefallen läßt, als daß er zwar obenauf ist, aber heimlich die Unzufriedenheit durch die Gemeinde schleicht; ein Mann, der nicht vor allem seine Ehre, sondern das Gedeihen der Gemeinde sucht, der nicht regieren, sondern dienen und helfen will. Seine Frage ist nicht: Wie kann ich meine Macht befestigen? sondern: Wie kann jeder dem Evangelium in der Christengemeinde drohende Schaden abgewehrt werden? Dazu ist er bereit, auch wenn er selbst zu diesem Zweck zurücktreten muß. Hier ist die Liebe, von der der Apostel spricht: Sie sucht nicht das Ihre, sie bläht sich nicht, sie läßt sich nicht erbittern.

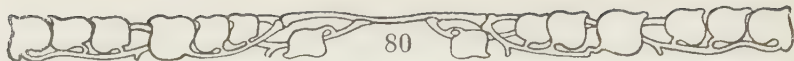
Wie viel können wir doch von Petrus lernen! Man braucht kein Papst und kein Kirchenfürst zu sein und kann doch die größte Mühe haben, dieses Zurücktreten, wie Petrus es hier übt, zu lernen, wie wir es bei Johannes gegenüber Jesus und bei Barnabas gegenüber Paulus sehen. Es tut uns so wohl, wenn wir den Menschen etwas sein können. Wenn wir nun sehen, daß ein anderer ihnen mehr sein kann, vielleicht unserm eigenen Kinde mehr sein kann als wir, da hält es so schwer, sich ohne Reid und Bitterkeit drein zu finden und zu denken: Wenn nur gute Frucht ersprießt; ob ich sie nun gesät habe oder ein anderer, das tut nichts zur Sache! Petrus hat dies gekonnt, und je mehr der Geist Jesu, der nicht sich, sondern Gottes Ehre und der Menschen Heil sucht, in uns wohnt, desto besser können wir es auch. Man kann doch anders werden, das beweist uns allerlei modernen Theorien gegenüber das Beispiel des Petrus.

Weiter wollen wir von Petrus lernen, uns sagen zu lassen. Das wollen die wenigsten gern. Wie viele nehmen sofort eine abwehrende Haltung ein, sobald ihnen irgend eine Bemerkung gemacht wird! Sie sind äußerst empfindlich und leicht verletzt. Sie fragen nicht: Hat der Tadler recht, kann ich etwas aus seinen Auseinandersetzungen lernen? — sie suchen sich nur zu verteidigen. Augenscheinlich kann nur der, welcher Gott hat, sich ruhig sagen lassen. Jeder andere hat nur sich und die Ehre, die ihm von Menschen gezollt wird. Da muß er ängstlich wachen, daß diese nicht angegriffen wird, sonst sinkt er vor sich und den Menschen zusammen. Der Christ aber bekommt seinen Wert nicht von der Welt, sondern er hat ihn darin, daß er ein Kind Gottes ist; dies kann ihm kein Mensch nehmen. Anderer-



seits kennt er sich als einen sündigen Menschen; er weiß, daß er es noch nicht ergriffen hat; er ist in der Arbeit an sich selbst; da ist er dankbar für jeden Wink. Ja, auch wenn ihm Unrecht geschieht, nimmt er das Unrecht als ein Mittel zum Wachstum. Das wollen wir uns zur Mahnung gesagt sein lassen. Wir verschanzen uns so gern hinter unsre Natur, unser Temperament, unsre Nerven, unsre Umgebung, unsern Beruf. Gewiß, es mag wohl sein, daß du mit gewissen Fehlern mehr zu kämpfen hast als ein andrer; aber so sicher Petrus und Johannes und seither Tausende und Tausende in der Gemeinschaft Jesu, in der Berührung mit ihm andre, neue Menschen geworden sind, so sicher kannst du diese umgestaltende Wirkung auch erleben. Wir können anders werden. Wir wollen uns das zum Trost sagen. Es seufzt wohl mancher: Ach, ich bin doch immer wieder der alte Mensch! und müde will er den Kampf aufgeben. Nein, nur das nicht! Sieh, ist denn das nicht schon etwas, daß du unzufrieden bist mit dir, daß du leidest unter deinen Fehlern, daß du sehnüchtig ausschaut nach etwas Besserem? Das ist so viel, daß Jesus schon darüber sein Selig ausgesprochen hat. Du sollst noch weiter kommen. Laß dir nur diesen Glauben von dem, der ein Lügner ist von Anfang an, nicht rauben. Es geht wahrscheinlich durch ein Auf und Nieder; aber wenn du immer auf Jesus schaust, wird das Auf das letzte sein.

Es ist klar, meine Freunde, daß diese Erzählung von der Wahl der sieben Armenpfleger uns eine ganze Menge von Fragen nahe legt. Wir rühren da an das Gebiet der christlichen Liebestätigkeit; wir rühren an die Frage, ob unter den heutigen Verhältnissen, wo der Staat und die Gemeinde so vieles übernommen haben, was einst die mitten in heidnischer Umgebung wie Inseln im Ozean, wie Oasen in der Wüste sich abhebenden Christengemeinden tun mußten, die Kirche sich nicht bloß als Kultusgemeinschaft zu betrachten hat, die sich auf die Verkündigung des Evangeliums, die Verabreichung der Sakramente, auf den Religionsunterricht, auf die Pflege christlicher Gesinnung zu beschränken hat? Solche Stimmen werden je und je laut, und gegenüber der Auffassung, die den Pfarrer nur nach seiner Tätigkeit in humanitären Bestrebungen wertet, tut es not, an die Apostel zu denken, die der Überzeugung waren, im Gebet



und im Dienst des Wortes Arbeit und Wirksamkeit zu finden. Aber wir wollen jetzt auf diese weittragenden Fragen nicht näher eintreten. Wenn nur jedes von uns sich durch diese Geschichte wieder recht daran erinnern läßt, daß die ersten Christen keinen Moment daran zweifelten, daß sie sich der Not, der Armut, der Bedrängnis aufs beste annehmen müßten, und daß sie, sobald sich Mängel und Schäden zeigten, darauf bedacht waren, eine andere Organisation der Liebestätigkeit einzuführen! Wir hören heute auch ein Murmeln in weiten Kreisen. Da wollen wir Christen nicht einfach erklären: Ach, die Menschen sind nie zufrieden! Wir wollen wie die Apostel uns fragen: Hat nicht manches in unserer Zeit und in unsern Verhältnissen sich überlebt, was einst ganz recht und genügend war? Müssen nicht neue Wege im sozialen Leben gesucht und beschritten werden? Wer weiß, ob es dann nicht geht wie dort in Jerusalem, daß viele, die bisher ferne standen, sich der Christengemeinde anschließen, weil sie den Hauch warmer Liebe und eines Wahrheits, Gerechtigkeit und Hilfe bringenden Geistes verspüren?

Wir wollen uns vom Geiste dessen, der umhergezogen ist und Gutes getan hat, vom Geiste dessen, der das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt und gefordert hat: Gehe hin und tue dergleichen! der gesprochen hat: Was ihr einem der Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan; vom Geiste dessen, der für uns gestorben ist, beleben lassen und wollen helfen, wo wir können und so viel wir können. Draußen spielten die Kinder. Plötzlich kommt ein Knabe zur Lehrerin ins Zimmer gesprungen und schluchzt: „Ich will kein Priester mehr sein!“ Was sagst du? „Ich will kein Priester mehr sein!“ Da geht sie hinaus und sieht, wie die Kinder den barmherzigen Samariter spielen. Der heulende Junge sollte dabei der Priester sein; aber er wehrte sich, er schämte sich dieser Rolle, er wollte lieber bei denen sein, die dem Verwundeten halfen. So wollen wir auch sagen: Ich will kein Priester sein, sondern ein Jünger Jesu! Amen.



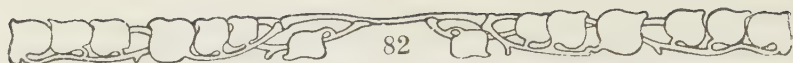
## Der Kampf Jesu in Gethsemane.

Und sie kamen zu dem Hofe mit Namen Gethsemane. Und er sprach zu seinen Jüngern: Setzet euch hier, bis ich hingehe und bete. Und nahm zu sich Petrus und Jakobus und Johannes, und fing an zu zittern und zu zagen. Und sprach zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis an den Tod; bleibet hier und wachet. Und ging ein wenig weiter, fiel auf die Erde und betete, daß, so es möglich wäre, die Stunde vorüberginge. Und sprach: Abba, mein Vater, es ist dir alles möglich, überhebe mich dieses Kelchs; doch nicht, was ich will, sondern was du willst! Und kam und fand sie schlafend. Und sprach zu Petrus: Simon, schläfst du? Vermochtest du nicht eine Stunde zu wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Versuchung fallet! Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Und ging wieder hin und betete, und sprach dieselben Worte. Und kam wieder und fand sie abermal schlafend; denn ihre Augen waren voll Schlags, und sie wußten nicht, was sie ihm antworteten. Und er kam zum drittenmal und sprach zu ihnen: Ach, wollt ihr nun schlafen und ruhen? Es ist genug, die Stunde ist gekommen. Siehe, des Menschen Sohn wird überantwortet in der Sünder Hände. Stehet auf, laßet uns gehen; siehe, der mich verrät, ist nahe. Und alsobald, da er noch redete, kam herzu Judas, der Zwölfen einer, und eine große Schar mit ihm, mit Schwertern und mit Stangen, von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten und Ältesten. Und der Verräter hatte ihnen ein Zeichen gegeben, und gesagt: Welchen ich küssen werde, der ist es, den greift und führet ihn gewiß! Und da er kam, trat er bald zu ihm, und sprach zu ihm: Rabbi, Rabbi! und küßte ihn. Die aber legten ihre Hände an ihn und griffen ihn. Einer aber von denen, die dabei standen, zog sein Schwert aus, und schlug des Hohenpriesters Knecht, und hieb ihm ein Ohr ab. Und Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Ihr seid ausgegangen als zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen, mich zu fangen. Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen und habe gelehret, und ihr habt mich nicht ergriffen; aber auf daß die Schrift erfüllet werde. Und die Jünger verließen ihn alle und flohen.

Mark. 14, 32—50.

Jährlich wallfahren Tausende zu den Stätten, wo ein für die Geschichte unseres Volkes und unseres Landes wichtiges Ereignis stattgefunden hat. Wir errichten Denkmäler und graben in Stein oder Erz die Kunde von dem, was an diesem Ort geschehen ist. Wir führen unsere Jugend dorthin und suchen in Wort und Lied und Bild die Vergangenheit für sie lebendig und wirksam zu machen. Der Gedanke: Hier stehe ich an dem Ort, da vor Jahrhunderten tapfere und freiheitsliebende Männer die ersten Steine zusammen-

Wesbacher, Ich lebe, und ihr sollt auch leben.



trugen zum Bau des Schweizerhauses; hier stehe ich auf der Stätte, da eine kleine Schar todesmutig der Übermacht sich entgegenstellte, das Leben aufs Spiel setzte und das Blut vergoß, um die schwer bedrohte Freiheit und Unabhängigkeit der Heimat zu retten; dieser Gedanke füllt unsre Seele mit den Gefühlen der Ergriffenheit, der Dankbarkeit und läßt in uns den Entschluß keimen und wachsen, uns der Güter, die dort erstritten und verteidigt worden sind, würdig zu erweisen, sie auch zu schirmen und hochzuhalten. Wehe uns, wenn Namen wie Rütli, Sempach, Morgarten und Murten uns nichts mehr bedeuten!

Aber, meine Freunde, es gibt auf dieser Erde eine Stätte, die einen noch unendlich viel wichtigeren Kampf gesehen hat als die Orte, die ich eben nannte. Da ist eine Entscheidung gefallen von einer Bedeutung und Tragweite, mit der nichts anderes sich vergleichen läßt. Millionen von Menschen auf der ganzen Erde wallfahren in ihren Gedanken in dieser Zeit dorthin, und ob mancher Ort auf Erden ihnen teuer ist, es gibt keinen, an dem sie sich so unter dem Eindruck befinden: Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehst, ist heiliges Land. Es ist die Stätte, an die unser heutiger Textabschnitt uns führt, die Stätte Gethsemane. Durch ein Tor an der Ostseite der Stadt ist Jesus mit den Elfen hinausgetreten. Sie steigen hinunter in das um diese Jahreszeit trockene Bett des Kidron, gehen über die Brücke und schreiten nun den Abhang des Ölbergs hinauf, und nach einer Wanderung von etwa zwanzig Minuten gelangen sie in den von einer Steinmauer eingefassten Garten Gethsemane. Am Eingang läßt er acht seiner Jünger zurück, und nur Petrus, Jakobus und Johannes treten mit ihm in den Garten. Aber auch diese läßt er zurück mit der Mahnung, zu wachen. Ganz allein geht er noch eine kleine Strecke weiter, um mit Gott allein zu sein. Und nun folgt jener Kampf, jenes Gebetsringen, von dem kein auch nur einigermaßen empfänglicher Mensch ohne Erschütterung Zeuge sein kann.

Wie viel ist über diesen Seelenkampf Jesu im Garten Gethsemane schon geredet und geschrieben worden! Auch der Zweifel hat vor dieser Geschichte nicht Halt gemacht und hat ihre herzerzreifende Macht zu erschüttern versucht mit dem Einwand: Wer weiß denn,



was Jesus gebetet hat? Die einzigen Zeugen, die Jünger, haben ja doch geschlafen. Wir wollen uns dem gegenüber nicht damit helfen, daß wir sagen, der Auferstandene habe sie ja noch einweihen können in die Vorgänge jener Stunde. Darüber sagen uns die Evangelien nichts. Jener Einwand läßt sich vielmehr damit entkräften, daß wir unter dem Schlafen der Jünger sicher mehr ein dumpfes Hinbrüten zu verstehen haben, das Hinbrüten von Menschen, die spüren, daß etwas Furchtbares in der Luft liegt, und die unter diesem Druck, wie vor den Kopf geschlagen, apathisch der Dinge warten, die da kommen sollen. Jesus hat sie vor diesem Zustand bewahren wollen um seinetwillen und um ihretwillen; aber sie ließen sich gehen. Sie griffen nicht zu dem von Jesus empfohlenen Mittel, dem Gebet, das über solche tote Stellen hinüberhilft. So sind sie wie gelähmt, sind unfähig zu denken. Aber daß sie die abgebrochenen Worte und Seufzer Jesu hören, das ist doch ganz selbstverständlich. Gewiß hören sie die Worte wie aus weiter Ferne, wie im Traum, wie geistesabwesend, wie etwas, das sie nichts angeht. So hören sie ja auch das, was er zu ihnen sagt, ohne daß es eine Wirkung ausübt. So brauchen wir uns ihren Zustand nur richtig vorzustellen und uns klar zu machen, daß Jesus sicher in seiner Seelenangst bald wortlos, bald mit einem lauten Ruf betete, so ist die Frage, woher weiß man denn, was er gebetet hat? beantwortet.

Aber, meine Freunde, ein anderer Einwand führt uns tiefer, und darum wollen wir ihn auch erwähnen. Man hat Anstoß daran genommen, daß Jesus gezittert und gezagt habe. Man hat ihm einen Vorwurf daraus machen wollen. Man glaubte, seinem Bild damit einen Schatten geben zu können. Man wies darauf hin, daß andere tapfer, ja freudig in den Tod gegangen seien, daß sie also Jesus darin übertroffen hätten.

Was wollen wir dazu sagen? Nun, wir können darauf hinweisen, daß so viele, die tapfer, ja freudig dem Tod ins Auge schauten, dies gerade deswegen vermochten, weil ein anderer für sie gekämpft, gelitten und gesiegt hatte. Es ging bei ihnen in Erfüllung, was Paul Gerhardt bittet: „Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, Dann reiß mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein.“



Weiter ist zu antworten: dieses Zurückbeben vor dem Tod ist etwas so Gesundes, so Natürliches, daß wir es nicht missen möchten. Ja, wenn es Feigheit gewesen wäre, dann möchten wir uns wohl daran stoßen. Aber wer wagt es, Jesus Feigheit vorzuwerfen? Wer will behaupten, daß die, welche ruhig sterben, dies immer aus Tapferkeit tun? Kann es nicht auch Troß sein? Kann es nicht auch Schein und Täuschung sein? Kann es nicht Gebrochenheit und Müdigkeit sein? Unsrer Zeit, die so viel von Lebenserziehung redet, sollte doch Verständnis haben dafür, daß hinter dem Zurückbeben vor dem Tod Kraft und Lebenswille steckt. Schlägt nicht dieses Verhalten Jesu all das Gerede von dem weltfremden und lebensfeindlichen Charakter des Christentums und seines Stifters nieder? Es spukt noch oft in christlichen Kreisen die Meinung, als sei die Hauptaufgabe des Christentums die, uns zu einem sanften Sterben zu helfen. Ach, dazu allein und vor allem brauchten wir das Christentum nicht; das könnte die Chemie wahrscheinlich sicherer besorgen. Es plagen sich auch oft Christen damit, sie hätten keine rechte Sterbensfreudigkeit; es sei also wohl mit ihrem Glauben und ihrer Frömmigkeit noch recht schlecht bestellt. Meine Freunde, ist das nicht ungefähr dasselbe, wie wenn man meint, es sei fromm, über die Welt zu seufzen? Was kommt denn dabei heraus? Nicht viel anderes als heimliche Selbstzufriedenheit, die mit dem Pharisäer spricht: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin wie andere! Carlyle hat einmal den Ausspruch getan: „Der Mensch soll nicht über seine Zeit klagen; dabei kommt nichts heraus. Die Zeit ist schlecht; wohlان, er ist da, sie besser zu machen.“ Das hat uns Jesus doch alles vorgelebt. Wie wenig ist bei ihm von Klagen, Seufzen und Schelten, und wie viel von Hoffen, Lieben, Helfen, Heilen! Es ist so viel mehr Ja bei ihm als Nein, so viel mehr Säen als Ausreißen. So steht er auch hier vor uns als einer, der nicht in Resignation und Ekel und Müdigkeit und Weltschmerz und Lebensüberdruß den Tod herbeisehnt, sondern als einer, der das Leben will. Nie hat er vom Leben erlösen wollen wie Buddha, dem das Nichtmehrsein das Höchste ist. Jesus ist vielmehr gekommen, uns das Leben zu geben, wahres, volles, ganzes Leben. Erlösen will auch er, aber erlösen von all den lebehemmenden, lebensfeindlichen Mächten.

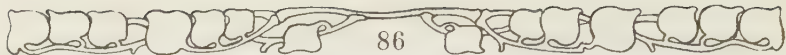
Buddha will vom Selbst erlösen, Jesus von der Selbstsucht. Jener vernichtet das Ich, dieser reinigt und veredelt es. Jener ist Schluß, Schlaf, Sumpf. Dieser ist Anfang, Anstoß, Quelle. Jener lehrt uns fliehen; dieser lehrt uns kämpfen. Darum ist es auch mehr buddhistisch als christlich, wenn man etwa beim Tod eines Kindes den Trost hört, es sei ihm ja gut gegangen, es hätte doch nur Schweres und Trübes gehabt. Liegt darin für uns Christen nicht mehr Anklage als Trost? Sollten wir nicht daran arbeiten, daß die Zustände und Verhältnisse verschwinden, die den Tod eines Kindes eher wünschenswert erscheinen lassen?

Aber, meine Freunde, noch haben wir das Tiefste nicht berührt. Denen, die an dem Zittern und Zagen, an dem Kampf Jesu im Garten Gethsemane Anstoß nehmen, müssen wir sagen: Ihr beweist damit, daß ihr nicht wißt, worum es sich dort gehandelt hat. Nun wird zwar kein Mensch behaupten wollen, daß er verstehe, was alles dort auf Jesus lag. Aber wenn wir jetzt versuchen, auch nur einiges zu nennen, so muß es jedem klar werden, daß es sich hier um Dinge handelt, wie nie ein Mensch sie durchzumachen hatte.

Halten wir uns vor, daß nie einer auf Erden so ganz und gar nur Gottes Sache, Gottes Willen, Gottes Ehre suchte und wollte wie Jesus. Halten wir uns vor, daß nie einer so gar nichts anderes suchte als das Heil der Menschen wie Jesus.

Darum hat auch nie auf einem Menschen die Unklarheit darüber, was Gottes Wille sei, so furchtbar gelastet wie auf Jesus. Wer in seiner Nachfolge steht, der weiß auch etwas von der Bangigkeit der Frage: Was ist nun da Gottes Wille? Aber wie ganz anders mußte Er unter diesem Dunkel leiden, er, dessen Speise es war, den Willen Gottes zu tun, und wie unendlich viel folgenschwerer war es dort, daß der richtige Weg erkannt und gewählt wurde!

Weiter, meine Freunde, glauben wir nicht, daß die Angst, er könnte eine Entscheidung treffen, die nicht in Gottes Willen lag, ihn in einer Weise niederwarf, wovon wir kaum eine Ahnung haben? Was uns quält, das ist doch meistens der Gedanke, die Furcht, es könnte nicht so gehen, wie wir es gern möchten. Aber leiden wir auch darunter, daß es in der Welt nicht nach Gottes Willen geht? Leiden wir darunter, daß wir selbst so oft ungehor-



sam und untreu sind? Die Gefahr, daß Jesus etwas gegen Gottes Willen tun könnte, war sehr klein, und doch hat der Gedanke an diese Möglichkeit ihn mit erschütternder Wucht gepackt und ihn rufen lassen: Vater, Vater, nicht wie ich will! Wir sind schon so oft unterlegen in der Stunde der Versuchung; wir haben schon so oft eigene Wege eingeschlagen. Möchten wir doch endlich etwas lernen von dieser Sorge, von dieser Angst, wir könnten untreu sein, wir könnten schwach sein, wir könnten nicht bestehen! Gehen wir nicht leichtsinnig oder schlafend, nicht mit Unterschätzung der Gefahr und nicht mit Überschätzung der eigenen Kraft, auch nicht als schwer Geschlagene hoffnungslos der Gefahr entgegen, sondern lassen wir uns von Jesus die Waffen zum Sieg in die Hand drücken mit dem Wort: Wachet und betet!

Aber noch haben wir kaum einen Blick geworfen auf die Brandung, die an der Seele Jesu emporstürmte. Ist darunter nicht auch die Welle, die wir aus dem 42. Psalm kennen, wo der Fromme seufzt: Meine Tränen sind meine Speise Tag und Nacht, weil man täglich zu mir sagt: Wo ist nun dein Gott? Jesus hatte Gott gedient wie nie einer. Und nun? Mußte es nicht scheinen, als habe Gott ihn verlassen? Jesus hat nie an Gottes Dasein gezweifelt, wie wir in solchen Fällen so leicht tun; aber war es für ihn nicht fast noch furchtbarer, zu wissen, daß Gott ist, aber nun unter dem Gefühl zu stehen: Er hat mich verlassen? Ob da die Fragen: wie reimt sich das mit Gottes Gerechtigkeit? wo bleibt da das Recht? sich wie Bluthunde auf ihn stürzten, — ich weiß es nicht. Aber daß das Gefühl, von Gott verlassen zu sein, für den, der ganz nur in Gott atmete und lebte, etwas so Entsetzliches war, wie wir, die wir es so leicht ohne Gott machen, gar nicht ahnen können, das muß sich uns doch aufdrängen. Vielleicht können wir uns einen leichten Begriff davon machen, wenn wir es erlebt haben, daß ein Mensch, den wir liebten, an dem wir hingen, sich von uns abwandte und nichts mehr von uns wollte, oder daß ein Mensch, der, wie man so sagt, uns alles war, starb. Aber Gott war für Jesus noch etwas ganz anderes, als was je ein Mensch dem andern war, und Gott hat sich nun für ihn in Dunkel gehüllt; Gottes Weg ist ihm dunkel, Gottes Führung unbegreiflich; Gott überläßt ihn den Gott-





lösen. Fangen wir an, das Wort zu verstehen: Lasse diesen Kelch an mir vorübergehen? Merken wir, daß es sich dabei nicht vor allem um die äußern Entsetzlichkeiten der kommenden Stunde, um die Schmerzen, um Dornen und Schläge und Nägel handelt, sondern um Qualen und Ängste der Seele?

Es handelt sich ja auch nicht um ihn. Wann hat es sich denn bei ihm um das eigene Ich gehandelt? Es geht um Gottes Sache. Für sie hat er gearbeitet ohne Unterlaß, — und nun muß er an das Holz des Fluchs. Ist damit nicht die Sache Gottes geschmährt, getroffen, besiegt? Und bei der Sache Gottes handelt es sich um die Sache der Menschheit. Wann stand die Menschheit trostloser, elender vor dem, der sie retten wollte, als damals, da er in den Tod gehen sollte? Wann zeigte sich die Menschheit mehr in der Macht der Finsternis als damals? Berghoch stand hier die Sünde vor dem Reinen. Schrie ihm denn nicht alles zu: du hast umsonst gearbeitet? Schrie ihm nicht alles zu: Du bist ja völlig einsam und von den Menschen verlassen? Deine Nächsten verraten dich, verleugnen dich, lassen dich allein, und die andern ratschlagen über deinen Tod. Wem bist du nun etwas geworden? Wer läßt sich von dir helfen und zu Gott führen? Sie wollen dich nicht.

Warum ist das für Jesus so entsetzlich? Darum, weil ihm die Gewalt der gottfeindlichen Mächte damit in ihrer Riesengröße erscheint. Darum, weil die Frage sich auf ihn wirft: Glaubst du noch an die Möglichkeit, dieser Menschheit zu helfen? So hat sich die Sünde der Menschen auf ihn gelegt und seinen Glauben an die Erlösung der Menschen auf eine Probe ohnegleichen gestellt. Was das für den war, der als der Reine der Sünde gegenüberstand; was das für den war, der die Menschen so liebte, daß er sich verzehrte in tiefem Erbarmen um ihre Not und Gebundenheit; was das für den war, der wußte, daß er ihnen zur Freiheit und zum Leben helfen könne, wenn sie nur nehmen wollten von dem Wasser, das er bot! Ach, mußte er nicht verzweifeln an der Macht Gottes, an dem Sieg des Guten? Mußte es ihm nicht scheinen, als wolle Gott die Menschen dahingeben? Mußte er nicht umtobt sein vom Triumphgeheul der Hölle? Mußte nicht sein Herz bluten vom Jammer über die Menschen? Mußte er nicht kämpfen gegen die



Gefahr, sich von dieser Menschheit abzuwenden mit Bitterkeit oder Verachtung oder Hoffnungslosigkeit? Gott im Dunkel, und die Menschen im Dunkel, und die Vergangenheit im Dunkel, und die Gegenwart im Dunkel, und die Zukunft im Dunkel!

Aber durch all das hat Jesus sich hindurchgekämpft. All das Fragen, ob es denn nicht andere Möglichkeiten gäbe, ob denn das Kreuz nicht der Untergang sei, alle die Wünsche, er möchte doch anders geführt werden, hat er zur Ruhe gebracht mit dem Entschluß, nichts anderes zu tun als den Willen Gottes. Dieser Wille ist ihm im Gebet immer klarer geworden. Immer deutlicher wird es ihm, daß sein Weg über Golgatha geht, und daß es eben doch Gott ist, der ihn diesen Weg führt.

Wie es in der Welt geworden wäre, wenn jener Kampf in Gethsemane anders geendigt hätte, wer will es sagen? Nur das wissen wir: Er ist der Erlöser geworden, weil er ans Kreuz ging. Und das wissen wir, daß Millionen von Menschen aus dem Wort: „Vater, es ist dir alles möglich, überhebe mich dieses Kelchs; doch nicht was ich will, sondern was du willst!“ die Kraft geschöpft haben, den eigenen Willen in Gottes Willen zu ergeben, den Sieg über sich selbst zu erringen, den dunkeln Weg zu gehen und in der Finsternis zu hoffen. Es wäre merkwürdig, wenn nicht manch einer unter uns gerade jetzt es nötig hätte, im Blick auf Gethsemane das Wort zu lernen: Vater, nicht was ich will, sondern was du willst! Wenn nicht manch einer nötig hätte, sich den Glauben stärken zu lassen, daß der dunkelste Weg dennoch richtig ist, wenn es nur Gottes Weg ist. Ob wohl keiner da ist, der auch für sich Mut schöpfen möchte aus dem Gedanken, daß Jesus nicht einmal den Judas von sich stieß, sondern ihn noch suchte? Und ob wir nicht für unser Verhalten zu irgend einem Menschen daraus lernen sollten, daß auch wir Geduld haben, daß auch wir hoffen, daß auch wir vergeben, daß auch wir uns nicht verbittern und verschließen?

Nun, was du, Herr, erduldet,  
Ist alles meine Last;  
Ich, ich hab es verschuldet,  
Was du getragen hast.

Schau her, hier steh ich Armer.  
Der Zorn verdienet hat;  
Gib mir, o mein Erbarmen,  
Den Anblick deiner Gnad!

Amen.

## Sokrates und Jesus.

Als Jesus solches geredet hatte, ging er hinaus mit seinen Jüngern über den Bach Kidron; da war ein Garten, darein ging Jesus und seine Jünger. Judas aber, der ihn verriet, wußte den Ort auch; denn Jesus versammelte sich oft daselbst mit seinen Jüngern. Da nun Judas zu sich hatte genommen die Schar, und der Hohenpriester und Pharifäer Diener, kommt er dahin mit Fackeln, Lampen und mit Waffen. Als nun Jesus wußte alles, was ihm begegnen sollte, ging er hinaus und sprach zu ihnen: Wen suchet ihr? Sie antworteten ihm: Jesus von Nazareth. Jesus spricht zu ihnen: Ich bin's. Judas aber, der ihn verriet, stand auch bei ihnen. Als nun Jesus zu ihnen sprach: „Ich bin's“, wichen sie zurück und fielen zu Boden. Da fragte er sie abermal: Wen suchet ihr? Sie aber sprachen: Jesus von Nazareth. Jesus antwortete: Ich habe es euch gesagt, daß ich es sei. Suchet ihr denn mich, so laßet diese gehen. Auf daß das Wort erfüllet würde, welches er sagte: Ich habe derer keinen verloren, die du mir gegeben hast. Da hatte Simon Petrus ein Schwert, und zog es aus, und schlug nach des Hohenpriesters Knecht, und hieb ihm sein rechtes Ohr ab; und der Knecht hieß Malchus. Da sprach Jesus zu Petrus: Stecke dein Schwert in die Scheide. Soll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein Vater gegeben hat?

Joh. 18, 1—11.

„Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, da du stehst, ist heiliges Land!“ Dieses Wort drängt sich einem unwillkürlich jedesmal auf, wenn man sich anschickt, die Passionsgeschichte zum Gegenstand der Betrachtung zu machen. Wenn wir von einem Fleck Erde als von heiligem Land reden, so werden wir es tun von der Stätte, zu welcher uns der heutige Textabschnitt führt, von Gethsemane. Jesus in Gethsemane! Man sollte nicht davon reden; Johannes redet auch nicht davon. Es ist, als wollte er uns damit sagen: Nimm eines der Evangelien zur Hand und geh in die Stille und schlage den Abschnitt auf und lies, was geschrieben steht von dem Mann, der dort von allen verlassen ringt und betet. Und dann schließe das Buch zu und laß, was dort geschehen ist, vor deinem Auge lebendig werden. Ich sehe den Garten am Abhang des Ölbergs, die alten Bäume, durch deren Äste gespenstisch das Mondlicht bricht, die Mauer, die sich um den Garten zieht. Da kauert eine Schar Männer, dort noch drei,



und einen Steinwurf weit weg von ihnen Jesus. Auf der Erde kniet er, die Hände krampfhaft verschlungen, durch seinen Leib geht ein Zucken und Zittern. Er steht auf, sein Auge sieht Gott, seine Arme recken sich gen Himmel: „Vater, Vater dort oben, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!“ Und wieder sinkt er in die Kniee. Sein Blick gleitet hinüber nach der Stadt. Er sieht im Geist den Verräter zum Hohenpriester eilen: Machet vorwärts, er hat Kunde von unserm Vorhaben! Eilt euch, ihn zu fangen, bevor er auf und davon ist! Rasch sind die Knechte bewaffnet; rasch erhalten sie die nötigen Instruktionen; nun brechen sie auf. Vater, ist's möglich, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber! Warum soll denn die Hölle triumphieren? Warum verlässest Du mich, der ich Dir, nur Dir gedient habe? Warum soll denn meine Sache, nein, Deine Sache unterliegen? Kann das Dein Wille sein? Soll denn nicht Dein Reich kommen? Willst Du denn nicht, daß die Menschen zum Licht, zum Heil, zur Wahrheit, zu Dir geführt werden? Sollen sie denn verderben?

Dann steht Jesus auf und geht zu den Jüngern. Bei ihnen, denen er all die Jahre hindurch sich gegeben hat, wird er ein Mitfühlen, ein Mittragen finden, das einen Strahl von Licht in die Dunkelheit fallen läßt! Da muß doch etwas zu sehen sein, daß er nicht umsonst gearbeitet hat! Aber wie er zu ihnen tritt, da findet er sie schlafend, und wie er mit unsagbarem Weh in der Stimme sie anruft, da heben sie die Köpfe empor, langsam, müde, verwirrt, verängstigt, ratlos.

Da geht er zurück, einsamer noch als zuvor, mit noch mehr Last auf der Seele. Diese Jünger, die beim ersten Mal, da er etwas von ihnen verlangt, so völlig versagen, die in der Stunde der Gefahr sich des Schlafes nicht erwehren können, die sind nun der Ertrag seines Lebenswerkes! Ist es nicht nötiger denn je, daß er bei ihnen bleibt? Und er wirft sich nieder auf die Erde: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber!“ Er ringt und ringt, und wie wenn Blut aus einer geöffneten Ader rinnt, so rieselt der Schweiß von ihm hernieder.

Nach und nach wird er stiller. Es hat einmal ein Kind auf die Frage: Was hat dem Heiland geholfen, stille zu werden? womit



hat der Engel, von dem Lukas erzählt, ihn gestärkt? geantwortet: Er wird ihm die Seelen der Millionen Menschen gezeigt haben, die er erlösen sollte. So singt die Dichterin Droste-Hülshoff:

Ein Blitz durchfuhr die Nacht; im Lichte schwamm  
Das Kreuz, o, strahlend mit dem Marterzeichen;  
Und Millionen Hände sah er reichen,  
Sich angstvoll flammernd um den blutgen Stamm.  
O Händ' und Händchen aus den fernsten Zonen!  
Und um die Krone schwebten Millionen  
Noch ungeborner Seelen, Funken gleichend;  
Ein leiser Nebelrauch, dem Grund entschleichend,  
Stieg aus den Gräbern der Verstorbenen Flehen.  
Da hob sich Christus in der Liebe Fülle,  
Und: Vater, Vater, rief er, nicht mein Wille,  
Der Deine mag geschehn! —

Es ist ein feiner, tiefer Gedanke, der in den Worten des Kindes und der Dichterin seinen Ausdruck gefunden hat. Doch können wir uns dies sagen: Jesus ist von Anfang an entschlossen gewesen, nicht gegen Gottes Willen zu handeln. Aber ist das wirklich Gottes Wille, daß er den Tod am Kreuz sterben soll? Ist das nicht vielmehr menschliches, teuflisches Werk? Kann, will, muß Gott ihn nicht anders führen? Nein, nein, es ist unmöglich; das kann nicht dein Wille sein, Vater im Himmel! So heißt es zuerst. Und da ist's in seiner Seele, wie wenn die Wogen brüllend gegen einen Felsen stürmen und in brandendem Toben an ihm emporpeitschen. Aber schon der Entschluß, nicht gegen Gottes Willen zu handeln, wirkt als Wellenbrecher. Je länger er betet, desto fester wird dies Wollen: Nur nicht gegen Gott! Während zuerst die Seele erfüllt war von dem Gedanken: es gibt doch auch andere Möglichkeiten als das Kreuz, während zuerst die Fragen und Zweifel, ob denn das Kreuz das Gottgewollte, das Richtige sein könne, wie dunkle Wolken sich vor das Licht schoben, während zuerst die Angst und das Bangen vor diesem Ausgang und das Verlangen nach einer andern Lösung wie Sturmstöße die Seele peitschten, — so gewinnt nun je länger je mehr der Gedanke die Oberhand: Nur ja nicht gegen Gottes Willen! Und dieser Gedanke wirkt wie Öl auf wildbewegter See, und eine Stimme, die anfangs sich noch kaum vernehmbar machen konnte, wird lauter und lauter, die Stimme, die sagt: Wie, wenn nun eben



das Kreuz doch Gottes Wille wäre? — Und immer klarer wird es Jesus. Es ist nicht anders möglich, als daß hinter allem und über allem doch der Wille des Vaters steht.

Als es ihm möglich geworden war, zu glauben, daß der Weg über Golgatha der Weg Gottes sei, da erhob er sich und sah gen Himmel mit dem Ausdruck, der sprach: Ja, Vater, dann freilich, dann will ich ihn gehen. Ich komme! — Nun war er stille geworden und stark. Es ward die Stille und Stärke dessen, der Meister geworden ist, die Stille und Stärke des Entschlossenen.

Nun soll er zu uns reden. Ich weiß nicht, ob hier unter uns auch solche sind, bei denen der Eindruck, den Gethsemane machen will, in Gefahr ist, abgeschwächt zu werden durch die Frage: Woher wissen wir denn überhaupt, was dort geschehen ist, woher wissen wir, daß Jesus gebetet hat: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!“? Die Einzigen, die Zeugen sein konnten, haben ja doch geschlafen. Nun, meine Freunde, auf diesen Einwand ist zu entgegnen, daß die Jünger sicher nicht vom ersten bis zum letzten Moment geschlafen haben. Wir werden uns ihren Zustand überhaupt weniger als einen Schlaf denn als eine Art Betäubung, eine Art von dumpfem Hinbrüten, eine Art Lähmung vorzustellen haben. Dieser Zustand ist gerade die Folge davon, daß sie hörten, wie ihr Herr und Meister unter namenlosem Druck rang und betete. Da legte sich das Gefühl eines unsagbaren, aber mit ehernen Schritten nahenden furchtbaren Geschehens mit Zentnerschwere auf sie und drückte sie nieder. Und wenn sie auch in eine Art Schlummer fielen, wer will darum leugnen, daß sie nicht je und je aufschreckten und hinhorchten, wenn wieder ein lauterer Gebetwort herüberklang? So scheint uns jener Einwand ganz und gar hinfällig.

Aber etwas anderes wird noch gesagt, um den Eindruck Gethsemannes zu schwächen. Es werden Stimmen laut, die finden, andere seien tapferer, heldenhafter in den Tod gegangen als Jesus. Man weist hin auf Sokrates. Auch dieser ist unschuldig zum Tod verurteilt worden. Der Tag wird ihm verkündigt, da er den Giftbecher trinken muß. Freunde wollen ihm zur Flucht verhelfen. Er weigert sich. Er ist vollständig ruhig. Kein Kampf, keine Tränen, kein

Zittern und Zagen. Am Morgen seines Todestages muß man ihn aus festem Schlaf wecken. Da kommt sein Weib schluchzend ins Gefängnis. Er wendet sich an seine Freunde: „Führet das Weib nach Hause,“ sagte er, „was soll sie uns die letzten Stunden unsres Beisammenseins mit ihrem Klagen und Wimmern stören?“ Dann verlangt er ein Bad. „Wozu sollen die Totenweiber nachher noch Mühe haben, meinen Leib zu waschen?“ Fröhlich lächelnd kehrt er zu den Freunden zurück. Der Kerkermeister reicht ihm den Todesbecher. Scherzend fragt Sokrates: „Kann man von diesem Becher auch den Göttern etwas spenden?“ Nun setzt er ihn an die Lippen. Die Freunde brechen in lautes Jammern aus. Er verweist es ihnen: „Hier ist kein Unglück zu beklagen, im Gegenteil, ich bin dem Asklepios, dem Gott der Heilkunst, einen Hahn schuldig zum Dank für die Genesung.“ Dann legt er sich und wartet die Wirkung des Giftes ab.

Nun vergleichen wir damit den Kampf Jesu im Garten Gethsemane. Er seufzt: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod! Zittern und Beben geht durch seinen Leib und seine Seele. Er sucht Teilnahme bei seinen Jüngern. Welcher Abstand von dem Sterben jenes griechischen Weisen! Müssen wir nicht denen recht geben, die finden, das Sterben des Sokrates habe etwas ungleich Heldenhafteres, Imponierenderes als das Sterben Jesu?

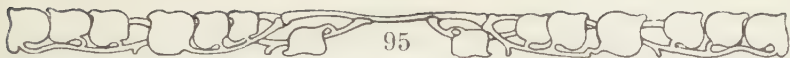
Wir wollen nicht darauf hinweisen, daß Sokrates als 70jähriger Greis, der das Leben hinter sich hatte, gestorben ist, während Jesus in der Blüte der Jahre dahinging; daß Sokrates umgeben war von der Teilnahme edler Freunde, während Jesus von allen verlassen ist; daß Sokrates einen raschen Tod starb, während Jesus die entsetzlichsten Martern zu bestehen hatte. Das alles läßt sich ja mit Recht anführen. Aber wir halten denen, die Sokrates heldenhafter finden als Jesus, anderes entgegen. Liegt nicht in dem Sterben jenes Griechen trotz allem etwas Theatralisches, etwas wie Pose, etwas Gesuchtes und Gemachtes? Ist nicht der Kampf Jesu viel wahrer, viel natürlicher, viel menschlicher? Hat nicht der den stärkeren Willen zum Handeln, zum Wirken, zum Kämpfen, dem es schwerer fällt, sich zerbrechen zu lassen? Stirbt nicht dort in Athen einer, der es nur mit sich selbst zu tun hat, der seine Richter ironisch



behandelt, der seiner weinenden Frau den Rücken kehrt? Ganz anders der, welcher dort den Weg nach Golgatha betreten muß! Der hat es nicht mit sich zu tun, sondern mit Gottes Sache und mit der Rettung der Menschen; der hat es zu tun mit Himmel und Erde und Hölle; der muß sich für Gott und für die Menschen über alle Macht der Finsternis hinüberglauben; der kümmert sich um die, welche ihn einsam lassen, um den, der ihn verrät, um die, welche ihn richten. Der kümmert sich um die weinenden Frauen, um die Mutter unter dem Kreuz, um den Verbrecher nebenan. Ist nicht sein Kampf ein Beweis seiner Größe? Ein Beweis von der Größe seiner Aufgabe? Jener griechische Weise hat nichts anderes zu tun, als nach getaner Arbeit seinem Leben einen würdigen Abschluß zu geben. Jesus hat sich durchzukämpfen zu dem Glauben, daß sein Sterben das eben angefangene Werk der Rettung der Menschheit nicht vernichtet, sondern fördert. Würden wir es ertragen, wenn er da heiter lächelnd und scherzend sich uns zeigte? Ist da die steinerne Gleichgültigkeit des Stoikers oder die Resignation des Fatalisten am Platz? Nein, wo Entscheidungen getroffen werden, wo die Zukunft auf dem Spiel steht, wo es gilt Neues heraufzuführen, da geht es nicht anders als durch Krisen und Kämpfe. Je wichtiger die Entscheidung, desto furchtbarer ist der Kampf. Wer durch den furchtbarsten Kampf hindurchgeht und ihn gewinnt, der ist der größte Held. Es ist aber nie einer durch einen schwerern Kampf gegangen, und es hat nie einer um Wichtigeres gekämpft, und es hat nie einer einen völligeren Sieg errungen als Jesus. Darum steht sein Sterben so unendlich hoch über dem des Sokrates, daß sie sich nicht vergleichen lassen.

Wie wunderbar steht Jesus auch in seinem Verhalten zu den Menschen da! Denken wir jetzt nur an die Jünger. Sie sind noch die Besten, und wie sind sie, diese Besten? Wie schwach, wie unzuverlässig! Nicht einmal seine ergreifende Bitte, mit ihm, der ihnen nur Liebes erwiesen und sie nun zu Vertrauten seiner schwersten Stunde macht, zu wachen, erfüllen sie. Wäre es ein Wunder, wenn Bitterkeit und Verachtung ihn ergriffen hätte? Ein Wunder ist es, daß dies nicht geschah. Kein Wort der Empörung, des Scheltens hören wir. Nur ein wehes Gefühl der Einsamkeit, nur Sorge und Bangen um sie, nur warnende Liebe, nur Verständnis, Vergebung

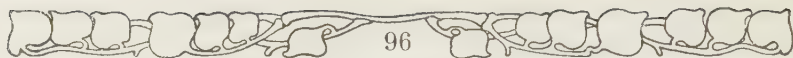




und Einstehen für sie. Wo ist einer wie er? Ja, nun wagen auch wir es, mit unsrer Schwachheit und Untreue zu ihm zu kommen und zu glauben, daß er auch für uns noch Erbarmen hat. Und wenn wir von den Menschen Undank und Lieblosigkeit erfahren, und unser Herz hart und bitter werden will, dann steht der Mann dort in Gethsemane vor uns und schaut uns an, und wir können nicht anders als ihm versprechen: Ja, Herr, ich will suchen zu vergeben und geduldig zu bleiben und dem Bösen Gutes entgegenzusetzen, ob es gleich schwer ist; denn du hast es getan, und du tust es noch täglich an mir!

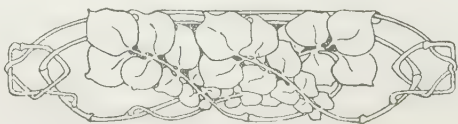
Hier in Gethsemane und in der Passionsgeschichte geht uns deutlich auf, was das Schwerste und Größte ist. Es ist nicht das, was die sogenannten Modernen predigen, welche die Größe und Freiheit des Menschen in der unbedingten Lebensbejahung, in der ungehemmten Entfaltung der Individualität, in dem schrankenlosen Sichausleben suchen. Das sind ja schöne Worte; aber wenn wir sie in gewöhnliche Prosa übersetzen, so heißen sie nichts anderes, als der Mensch soll tun können, was ihn gelüstet; er soll durch nichts gehindert seinen Trieben und Regungen freien Lauf lassen. Will man denn nicht sehen, daß dieses Sichgehenlassen nicht Stärke, sondern Schwäche ist? Will man nicht sehen, daß dieses Waltenlassen aller Instinkte und Triebe nicht zur Freiheit führen kann, sondern nur zur elenden Sklaverei? Wer ist der Stärkere und Freiere: der, welcher von seinem Zorn sich hinreißen läßt, oder der, welcher ihn bezwingt? Der, welcher seiner Sinnlichkeit nachgibt, oder der, welcher sie in Zucht hält? Diese Fragen stellen heißt sie beantworten. Und wenn unsere Zeit so viel redet vom Willen zur Macht und von rücksichtsloser Selbstbehauptung, so gibt Jesus für jeden, der sehen will, den deutlichsten Beweis dafür, daß der vielmehr die größte Macht über die Menschen gewinnt, der die vollkommenste Macht über sich selbst besitzt, und daß der die segensreichste Macht ausübt, der Gott am gehorsamsten ist.

Ist es nicht für viele unter uns nötig und heilsam, daß sie ihren Blick auf den Kämpfer im Garten Gethsemane richten? Manch einer unter uns ist auch von Dunkel umgeben. Er sieht auch einen schweren Weg vor sich und versteht nicht, warum er den gehen



soll. Er ist in einer Lage, die sein Herz mit schluchzendem Weh erfüllt und ihn mit zitternden Lippen fragen läßt: Warum? wozu? Meine Freunde, wenn ich eine Führung Gottes nicht verstehe, dann denke ich, daß die Führung Jesu noch viel unverständlicher war, und daß doch dort sehr bald klar geworden ist, daß Gottes Gedanken höher sind als der Menschen Gedanken. Darum sprich zu deiner Dunkelheit und zu deiner Last: Ich verstehe dich nicht; aber der, welcher aus Gethsemane und Golgatha Stätten des Heils gemacht hat, der hat auch mit dir etwas Gutes im Sinn. Ob Gott uns nicht schon oft viel weiter hätte bringen können, viel Besseres uns schenken, wenn er nicht durch unser Klagen, unser Ausschlagen, unser Verzweifeln gezwungen worden wäre, die Behandlung zu unterbrechen?

Aber dürfen wir denn nicht bitten, Gott wolle uns die Last abnehmen? Gewiß, auch Jesus bittet darum. Nur soll uns heute das Wort wieder recht zum Bewußtsein kommen: Aber nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Wir dürfen Gott bitten um Hilfe, um Errettung, um Großes, um Kleines, um Himmlisches, um Irdisches. Aber wir wollen ihm nicht etwas vorschreiben, nicht etwas von ihm zu erzwingen suchen. Wir wollen je länger je mehr dahin zu kommen trachten, daß wir das Gebet nicht als Mittel ansehen, Gott für uns zu gebrauchen, sondern uns von Gott gebrauchen zu lassen. Wenn der Heide betet, so tut er es, um von der Gottheit einen Dienst zu erhalten. Der Christ will nicht Gott in seinen Dienst, sondern sich in Gottes Dienst stellen. Unsere Bitten dürfen nicht nur lauten: Herr, bewahre mich vor diesem Unangenehmen! Herr, gib mir diesen Erfolg! Herr, hilf mir da zu einer Freude! sondern je länger je mehr muß dies unser Gebet werden: Herr, hilf mir, daß ich dir heute treu und gehorsam sei, daß ich dir diene, in Freud und Leid dich verherrliche, deine Sache fördere auf Erden und an meinem Teil mithelfe, daß dein Reich komme, dein Wille geschehe, dein Name geheiligt werde! Amen.

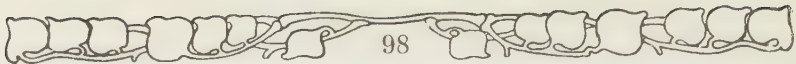


## Jesus und Judas.

Und als er noch redete, siehe, da kam Judas, der Zwölfe einer, und mit ihm eine große Schar mit Schwertern und mit Stangen, von den Hohenpriestern und Ältesten des Volks. Und der Verräter hatte ihnen ein Zeichen gegeben und gesagt: Welchen ich küssen werde, der ist's; den greifet! Und alsbald trat er zu Jesus und sprach: Vegrüßet seist du, Rabbi! und küßte ihn. Jesus aber sprach zu ihm: Mein Freund, warum bist du gekommen? Da traten sie hinzu, und legten die Hände an Jesus und griffen ihn. Und siehe, einer von denen, die mit Jesus waren, reckte die Hand aus, und zog sein Schwert aus, und schlug des Hohenpriesters Knecht, und hieb ihm ein Ohr ab. Da sprach Jesus zu ihm: Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen. Oder meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel? Wie würde aber die Schrift erfüllet? Es muß also gehen. Zu der Stunde sprach Jesus zu den Scharen: Ihr seid ausgegangen als zu einem Mörder, mit Schwertern und mit Stangen, mich zu fassen. Bin ich doch täglich geseßen bei euch, und habe gelehret im Tempel, und ihr habt mich nicht gegriffen. Aber das ist alles geschehen, daß erfüllet würden die Schriften der Propheten. Da verließen ihn alle Jünger und flohen.

Matth. 26, 47—56.

Es mochte abends um acht Uhr sein, da wurde dem Hohenpriester Kajaphas gemeldet, daß jemand in einer sehr dringenden Angelegenheit ihn zu sprechen wünsche. Er soll kommen! befahl der Priesterfürst. Lauernnd hing sein Blick an der Türe, und die Spannung wuchs noch, als man den Mann einließ, der vor kurzem hier in diesem Raum sich bereit erklärt hatte, Jesus zu verlassen, zu der Gegenpartei überzugehen und ihr seine Dienste zur Verfügung zu stellen. Was war das für ein Triumph für Kajaphas gewesen! Wenn er, der Entschlossene, seinen Gesinnungsgenossen davon redete, daß man diesen Jesus nicht länger gewähren lassen dürfe, dann wurde ihm entgegengehalten, ob ein gewalttätiges Vorgehen nicht zu gewagt sei im Blick auf die vielen Anhänger dieses Galiläers? Und nun? Nun kommt einer der Zwölfe, einer der Vertrautesten dieses Jesus und erklärt sich enttäuscht von ihm, so enttäuscht, daß er bereit ist, zu seinem Sturze die Hand zu bieten. Kajaphas trium-



phiert. Freilich, er ist als kluger Mann durchaus dafür, keine übereilten Schritte zu tun. Man mag mit der Gefangennahme warten, bis die zum Fest herbeigeströmten Scharen aus Galiläa wieder fortgezogen sind. Judas wird darüber verständigt. Um so erstaunter ist nun der Hohepriester von seinem Erscheinen. Er ahnt, daß Wichtiges sich ereignet haben muß. Er sieht es dem ganzen Gebaren des Eintretenden an, und wirklich, die Mitteilung, die ihm nun gemacht wird, ist dringend genug. In aller Hast erzählt der Verräter, was am Abend vorgefallen war. „Jesus weiß um meine Schritte. Nun darf nicht gezaudert werden. Nun heißt es zuschlagen, sonst ist er fort; auch wenn er nur ahnt, was da vorgeht, so wäre er ja ein Tor, wenn er den gefährlichen Boden nicht verlasse.“ Schnell entschlossen gibt Kajaphas seine Weisungen. Seine Boten eilen durch die Straßen der Stadt, um die Mitglieder des Hohen Rates zu benachrichtigen, sie möchten sich schleunigst zu einer äußerst wichtigen Sitzung einfinden. Andere Diener bekommen Befehl, sich zu bewaffnen und sich mit Fackeln und Stricken zu versehen. Noch einige letzte Abmachungen zwischen dem Hohenpriester und dem Verräter, einige orientierende Mitteilungen an den Befehlshaber der Schar: es handle sich um die Gefangennahme jenes Jesus von Nazareth, der sich um diese Zeit am Ölberg im Garten Gethsemane aufzuhalten pflege; es liege der Behörde sehr viel daran, dieses gefährlichen Menschen in aller Stille habhaft zu werden; es gelte hier geschickt zu operieren; Judas solle etwas vorangehen, um unter der Maske der Freundschaft sich Jesus zu nähern, ihn festzuhalten und den Häschern kenntlich zu machen. Nun ein kurzes Kommandowort, und der Zug setzt sich in Bewegung. Was sich dann weiter zutrug, haben wir soeben aus dem Munde des Evangelisten gehört.

Zu allen Zeiten hat die Tat und die ganze Handlungsweise des Judas das Entsetzen der Menschen erregt. Es gehört zum Schlimmsten, was wir sagen können, wenn wir einen Menschen einen Judas nennen. Manchen erschien dieser Verrat so unmöglich, daß sie erklärten, Judas habe nichts anderes gewollt, als den Herrn zur Entscheidung, zur Offenbarung seiner Macht zu drängen; nie und nimmer habe er gedacht, daß Jesus sich seinen Gegnern ausliefern werde. Als dies dann doch geschah, da habe ja der Jünger in seiner





Verzweiflung sich das Leben genommen. Aber, meine Freunde, so sympathisch dieser Versuch, den Judas zu entlasten, berührt, wir müssen ihn doch als unrichtig ansehen. Er kann sich nicht auf die Evangelien stützen. Da ist nichts, was diese Erklärung rechtfertigt. Auch der Selbstmord ist deutlich damit motiviert, daß Judas zu seinen neuen Freunden kommt, um in ihren Dankes- und Anerkennungsbezeugungen sein erwachtes, schreiendes Gewissen zur Ruhe zu bringen, aber nun statt des Dankes den Verräterlohn in kalter, hochmütiger Verachtung und Abweisung erhält. Da sieht er sich betrogen, und geht hin und erhängt sich.

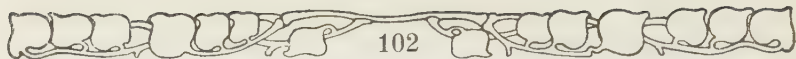
Wie ist Judas zum Verräter geworden? Wir sind uns dessen bewußt, daß das Werden dieses Menschen sicher durch manches beeinflusst worden ist, das wir nicht kennen. Was wissen wir über sein Elternhaus? Was über seine Jugend? Gar nichts. Was lag hinter ihm, als er zu Jesus kam und sich bereit erklärte, sein Jünger zu werden? Wir wissen es nicht. Was ist in den Jahren seines Zusammenseins mit Jesus alles durch seine Seele gegangen? Wir können Vermutungen aufstellen; Sicheres wissen wir wenig. Aber das wäre jedenfalls falsch, wenn wir ihn von vornherein für einen grundverdorbenen Menschen ansehen wollten. Es wird in der Seele dieses Mannes ausgesehen haben wie in der Seele von ungezählten Menschen; es lag Gutes und Schlimmes nebeneinander und durcheinander; es war die Möglichkeit da, zu steigen und zu sinken, gerade wie bei uns allen. Nicht nur selbstsüchtige Hoffnungen und Bestrebungen werden ihn getrieben haben, zu Jesus zu sagen: „Ich will dir nachfolgen.“ Vergessen wir zudem nicht, daß auch die andern Jünger ehrgeizige Wünsche und irdische Erwartungen mit der Nachfolge Jesu verknüpften. Aber nun ist die Entwicklung nicht dieselbe. Die Elfe lassen sich, wenn auch unter allerlei Hemmungen und Irrungen, von Jesus in sein Denken und Wollen mehr und mehr hineinführen. Sie verstehen ihn nicht immer; aber sie sehen je länger je deutlicher seine Herrlichkeit und werden um so williger, rückhaltlos sich dem Einstömen seines Geistes zu öffnen. Die Liebe zu Jesus wächst; die Selbstsucht nimmt ab. Nicht also bei Judas. Er hält an seinen selbstsüchtigen, irdisch gestimmten Wünschen und Erwartungen fest. Er hält das Verlangen nach Macht und Ehre und



Geld fest in seinem Herzen, und wenn Jesus mit seinen Worten daran rührte, dann hat er sich zuerst diese Worte zurechtgelegt, wie es ihm paßte, und dann hat er nicht mehr hingehört; es schlossen sich sofort, wie unter einer unangenehmen Berührung, gewisse Partien in seinem Innern zu. Mußte er doch hören, so schrie etwas in ihm: „Nein!“ Er ärgerte sich und wurde unwillig. Es bildete sich ein Widerstand gegen Jesus heraus. Waren früher weite Strecken in ihm offen und empfänglich für Jesus gewesen, hatte dies ihn angezogen und jenes ihm eingeleuchtet, und war — ihm selbst zunächst fast unbewußt — nur Ein bestimmter Punkt nicht im Einklang mit Jesu Willen gewesen, so entzog er nach und nach immer bewußter dieses Gebiet der Einwirkung der Bestrahlung durch Jesus. Damit aber nahm das Verhältnis zu Jesus einen Schaden, der naturgemäß von dem Einen Punkt aus verhärtend, vergiftend um sich griff; ein inneres Widerstreben wuchs heran, wo vorher Empfänglichkeit gewesen war. Die Bereitwilligkeit zu hören machte einem Widerspruchsgeist Platz, einer verbissenen, feindseligen Stimmung, und statt daß Judas die schwache Seite seines Wesens von Jesus hätte heilen lassen, fing er an, ihr auch in der That nachzugeben, indem er Unehrlichkeiten beging. Sein anklagendes Gewissen suchte er dadurch zum Schweigen zu bringen, daß er sich einredete, wenn da Schuld vorliege, so sei vor allem Jesus mit seiner lebensfremden Art daran schuld. Damit wird das Licht in dem Mann immer kleiner; die Finsternis nimmt zu. Er redet sich ein, er sei von Jesus eigentlich betrogen, getäuscht worden, und mit einer Art Wut und Haß hört er ihn von seinem bevorstehenden Tode reden. Da ist dem Judas der Gedanke durch den Kopf gegangen: Wie, wenn er das offenbar sinkende Schiff verlasse, rechtzeitig noch zum Gegner überginge und sich die ganze Situation klug zunutze machte? Er sah mißtrauisch nach den andern, ob auch keiner seine Gedanken, die ihn selbst schier erschreckt hatten, erraten habe. Aber wieder und wieder kommt der Gedanke, und er hängt ihm nach und malt sich die Folgen aus und widerlegt die Bedenken. Da kam er eines Abends aus dem Zimmer des Hohenpriesters, als es ihm plötzlich war, als habe er das Wort „Verräter“ gehört; da umklammerten seine Hände fester die Goldstücke, und er wiederholte sich die Lobsprüche und Ver-

iprechungen des hohen Herrn, und ein Zug der Befriedigung ging über sein Gesicht.

Meine Freunde, ist Judas so ganz anders als wir? Wir befinden uns sicher in einer argen Täuschung, wenn wir dies glauben. Wie mancher Mensch ist vom Glauben abgefallen und in die Reihen der Gegner getreten und hilft nun dort Jesus und seine Sache bekämpfen! Wie mancher handelt an irgend einem Menschen wie Judas an Jesus, daß er ihm die Treue bricht, daß er ihn hintergeht, daß er ihm von Freundschaft und Interesse und Liebe redet und doch nur das Eigene sucht! Ob wir wohl noch gar nie und in keiner Weise Ähnliches getan haben wie der verachtete Verräter? Wir brauchen uns nur die Frage vorzulegen: „Will ich wirklich überall das, was Jesus will?“ Wir haben es heute nicht mit Herodes und Kajaphas und Pilatus zu tun, nicht mit Leuten, die sich nie unter den Einfluß Jesu gestellt haben. Vor uns steht Judas, und Judas ist ein Mensch, der Jahre lang ein Glied des Jüngerkreises gewesen ist und von Tausenden für einen Jünger Jesu gehalten wurde. Was soll uns das? Das soll uns sagen: Beruhige dich nicht damit, daß du von Jesus hörst, sondern prüfe dich, ob du auf ihn hörst, ob du willig bist, ihm die Gestaltung deines Denkens und Wollens und Tuns immer völliger zu überlassen! Es kann nicht deutlich genug gesagt werden: Jesus will uns verändern, er will uns umgestalten, er will uns mit seinem Leben erfüllen, er will uns neu machen. Christ sein heißt Christus immer ähnlicher werden. Findet von diesem Werdeprozeß nichts bei uns statt, so mögen wir jeden Tag die frömmsten Versammlungen besuchen, wir haben mit Jesus doch nichts gemein. Entziehen wir irgend ein Gebiet der Einwirkung Jesu und wollen da aus irgend einem Grunde seine Lichtstrahlen ferne halten, so begeben wir uns in die Gefahr, der Judas erlegen ist. Eine einzige Sünde, die man nicht ernst nimmt, eine einzige böse Sucht, eine schlimme Neigung, die man nicht entschlossen bekämpft, eine schwache Seite, die man nicht befestigt, ein Funke, den man nicht auslöscht, eine Unkrautwurzel, die man nicht ausrottet, ein Tau, das unser Schiff noch an die Küste der alten Welt bindet, ein einziger Schlüssel, den man dem Feinde überläßt, — es mag genügen, um uns die Entwicklung des Verräters nehmen



zu lassen. Möchte doch dieser Unglückliche uns zur Warnung dienen!

Wenden wir uns nun aber J e s u s zu! Wir wissen, wie er am Abend noch den Judas zu warnen suchte, und auch hier, bei der Gefangennahme sehen wir nichts als grenzenlose Trauer über den Verlorenen. Man hat die Tatsache, daß ein Judas sich unter den Jüngern befand, schon wiederholt gegen Jesus auszubenten gesucht: er habe bei der Wahl dieses Menschen nicht gerade großen Scharfblick und tiefe Menschenkenntnis bewiesen, er habe hier einen Mißgriff getan, der ihm kein gutes Zeugnis ausstelle. Aber, meine Freunde, was liegt in solchen Urteilen doch für eine gründliche Verkennung dessen, was Jesus will! Ist er denn nicht gekommen, Sünder zu suchen und zu sich zu ziehen und zu retten? Sind nicht auch alle die andern Jünger Menschen mit Fehlern und Irrtümern gewesen? Hat nicht gerade der Jesus am nötigsten, der die größten Gefahren in sich trägt? Jesus will keinen von sich stoßen, der zu ihm kommt, und am wenigsten den Schlimmsten. So hat er auch den Judas aufgenommen, ihm seine Liebe und Arbeit zugewandt und ihn teilnehmen lassen an allem, was die Jünger in seiner Nachfolge erlebten. Aber offenbar hat er nicht gemerkt, was in diesem Menschen vorging, sonst hätte er ihn doch wohl fortgeschickt? Ja, meine Freunde, das hätten wir sehr wahrscheinlich getan. Aber Jesus steht eben auch hier wieder himmelhoch über uns. Verschiedenes zeigt uns deutlich genug, daß er den Judas durchschaute; aber er duldete ihn bei sich, um ihm bis zuletzt Gelegenheit zu geben, die Wahrheit zu hören, das Licht zu sehen und in sich zu gehen. Gewiß, zum Guten zwingen konnte und wollte Jesus ihn nicht; das tut auch Gott nicht, er respektiert unsere Freiheit; aber ihm bis zuletzt Gelegenheit und Möglichkeit geben, zum Guten zu kommen, das konnte und wollte Jesus. Das mußte er, wenn anders er der Göttliche war, der nicht gekommen ist zu richten, sondern zu retten. Anstatt daß man hier von Mißgriff und Kurzsichtigkeit redet, sollte man erkennen, was für eine Selbstüberwindung, was für eine Geduld es brauchte, um einen solchen Menschen in nächster Nähe um sich zu dulden. Wahrhaftig, das Verhalten Jesu Judas gegenüber würde uns allein schon seine Göttlichkeit beweisen.





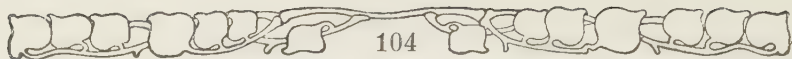
Wollen wir die beste Illustration zum dreizehnten Kapitel im ersten Korintherbrief sehen, zu den Worten von der Liebe, die nicht das Ihre sucht, die sich nicht erbittern läßt, die alles hofft und duldet, dann laßt uns hieher blicken!

Hier bekommen wir einen Eindruck davon, mit was für einer Liebe auch wir geliebt werden, mit welcher Geduld auch wir getragen werden. Fürwahr, wenn wir verloren gehen, dann ist es nicht deshalb, weil der Herr uns verstoßen hat, sondern weil wir ihn fahren ließen, weil wir uns von ihm losmachten! Man kann nicht die Geschichte von Jesus und Judas kennen und noch der Stimme Glauben schenken, die uns zuflüstert: „Gott will nichts mehr von dir, Jesus gibt dich auf!“ Wie sagt ein moderner Dichter?

„Und ruft uns blutend das Gewissen zu:  
Was Judas tat, das hast getan auch du;  
Auch du hast oft, wenn nicht durch Wort und Taten,  
Doch in Gedanken deinen Herrn verraten,  
Türmt Sünde sich verklagend himmeln an  
Und will die Schatten bis ins Jenseits treiben, —  
Des Heilands Blick auf Judas zu mir spricht:  
Ob groß die Schuld, ob groß auch das Gericht,  
Die Liebe wird am allergrößten bleiben!“

Aber freilich, meine Freunde, das spüren wir ja wohl auch, wie gerade diese unendliche Geduld unsere Verantwortlichkeit steigert. Hätte Jesus den Judas von sich gewiesen, so hätte der Jünger wohl zu seiner Entschuldigung sagen können: „Er hat nichts mehr von mir gewollt; hätte er noch gewartet, wer weiß, ob es nicht mit mir doch noch anders geworden wäre!“ Aber nun hatte Judas keine Entschuldigung, und die Stunde kam, da ihm dies schrecklich deutlich wurde. Wie muß es sein, wenn der Ungläubige einmal erkennt, daß die Gründe für seine Abkehr von Gott keine Gründe sind?

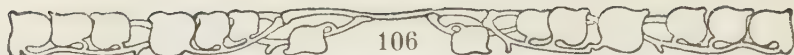
Doch denken wir noch an etwas anderes! Oder sollte die Beobachtung über das Verhalten Jesu zu Judas uns nicht noch etwas zu sagen haben? Mit welcher Geduld hat er ihn getragen! Wie hat er sich um ihn bemüht, — und wir? Wie rasch sind wir oft mit einem Menschen fertig, wie schnell haben wir ein abschließendes und absprechendes Urteil über ihn in der Tasche, wie leichten Herzens geben wir ihn auf! Es braucht uns einer nur etwas Mühe zu



machen, so heißt es bald: „Ach, mit dem ist doch nichts anzufangen!“ Es braucht uns einer nur etwas unsympathisch zu sein, so überlassen wir ihn seinem Schicksal. Hier haben wir Gleichgültigkeit, und da Geringschätzung, und da Abneigung oder Verachtung, und da ein selbstsüchtiges Interesse. Aber wo haben wir den Geist Jesu, der in jedem Menschen eine unsterbliche Seele sieht, die mehr wert ist als alle Schätze der Erde? Wo ist die Liebe, die leidet unter dem Gedanken, daß Menschen auf Erden hungern und frieren, daß Kinder mißhandelt und verwahrloßt werden, daß Menschen in elenden Wohnungen ohne Licht und Luft zusammengepfercht sind, daß Menschen der Verführung erliegen und an Leib und Seele zugrunde gehen, weil niemand ihnen die helfende Hand bietet, daß die Macht des Heidentums noch so groß ist? Wie kurz ist das Leben, und wie viel Schweres bringt es! Warum, meine Freunde, machen wir es einander oft noch viel schwerer? Warum müssen wir einander wehe tun und einander plagen? Warum nicht lieber freundlich zueinander sein und Geduld miteinander haben, Rücksicht und Nachsicht üben und einander helfen? Warum Nesseln aufschießen lassen, wo Blumen wachsen könnten? Warum Disteln säen, wo Korn sprießen würde? Wenn Jesus mit einem Judas so viel Geduld hatte, wollen wir als Väter, als Erzieher, als Lehrer, als Meisterleute nicht mehr Geduld haben? Wenn er auf die Rettung eines Menschen so viel verwendete, wollen wir nicht auch mehr als bisher daran denken, daß in der Nähe und in der Ferne Menschen sind, denen wir etwas zu sein uns bemühen sollen? Und ernten wir Undank, sind unsere Bemühungen umsonst, so laßt uns auf ihn schauen, dem dort Judas mit dem Verräterfuß naht!

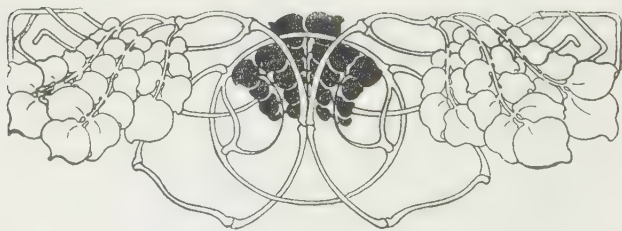
Meine Freunde, wir wollen nicht schließen, ohne noch einen Augenblick des Jüngers gedacht zu haben, der sein Schwert zog und schlug des Hohenpriesters Knecht und hieb ihm ein Ohr ab. Johannes bezeichnet Petrus als diesen Jünger, dem Jesus dann wehrte mit den Worten: „Stecke dein Schwert an seinen Ort; denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen!“ So begreiflich diese Aufwallung des Jüngers und dieses Dreinschlagen war, so nutzlos, ja schädlich war es, und so wenig entsprach es dem Geiste Jesu. Niemals hat er gelehrt, seine Sache mit Gewalt zu

verfechten und zu verbreiten. Wo dieses geschehen ist, da ist es im Widerspruch zu Jesu Lehre und Vorbild geschehen. Er lebte der Überzeugung, daß der, welcher für eine Sache leidet, mehr zu ihrem Sieg beiträgt, besseres Zeugnis für ihre Trefflichkeit ablegt, als der, welcher andere durch sie leiden macht. Das hat sich tausendfach bestätigt in der Geschichte der christlichen Kirche und bestätigt sich immer wieder in der Mission. Die, welche für ihren Glauben litten und starben, haben ihm Bahn gebrochen und Herzen gewonnen. Es ist ja auch klar, daß ich mich am ehesten einem Menschen öffne, von dem ich merke: er will offenbar nichts als mein Bestes, er will mir helfen, er ist sogar bereit, Opfer zu bringen. Wahrscheinlich würden wir mit unserm Reden und Eintreten für unsern Glauben auch mehr ausrichten, wenn wir auch den Schein vermeiden würden, es aus rechthaberischen Gründen zu tun, wenn wir uns hüten würden, die Ansicht der andern lächerlich zu machen und zu schelten. Es ist gut, wenn dieser Vorfall im Garten Gethsemane uns zur Prüfung antreibt: Trete ich für die Sache Jesu ein, und wie tue ich es? Geschieht es mit Waffen des Geistes, und zwar des Geistes Jesu, oder des Fleisches? Geschieht es in Liebe, oder ist es ein Eifern mit Unverstand, Ungeduld und Bitterkeit? Wer z. B. mit römischen Gegnern zu tun hat, dem wird es fast immer auffallen, daß hier nicht das Bestreben ist, den andern zu belehren, zu gewinnen, sondern ihm eins zu versetzen, ihm eins anzuhängen, ihn als dumm oder schlecht hinzustellen, ihn irgendwie, sei's finanziell, sei's moralisch, da es heute körperlich nicht mehr so leicht geht, zu schädigen und zu vernichten. Und in den geistigen Kämpfen unserer Zeit, in den Weltanschauungskämpfen, in dem sozialen Ringen, wie viel mehr von dem aufbrausenden, zornigen, dreinschlagenden, verletzenden, sich rächenden, gewalttätigen Geist des Petrus ist da zu merken als von dem Geist Jesu! Darum werden so viele Wunden geschlagen, und ist so viel Feindschaft und Unfrieden. Die Gewalttätigkeit ruft eben wieder der Gewalttätigkeit, der Verbitterung und dem Widerstand. Man kann ja Gegner töten; aber damit hat man sie nicht gewonnen, sondern verloren; man ist selbst tief gesunken und hat sich der Macht des Bösen ausgeliefert. Man kann die Sache Jesu, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit so



vertreten, daß es eher ein Zertreten ist, daß man mehr abstößt als anzieht. Die Bibel ist ein wunderbares Buch; aber wenn man sie einem an den Kopf wirft, tut sie doch weh. O daß wir in der rechten Weise für Jesus eintreten möchten! Wie oft tun wir's gar nicht und sind feig, lau, gleichgültig! Wie oft fangen wir's falsch an und müssen uns dann schämen, daß wir der guten Sache mehr geschadet als genützt und Jesus Unehre gemacht haben! Wo steckt der Fehler? Zumeist im Mangel an rechter Liebe, und daß wir zu wenig in der Gemeinschaft mit Jesus stehen.

O meine Freunde, hat uns nicht heute alles wieder von seiner Herrlichkeit geredet? Wir haben vieles nicht berührt, wir haben nicht gesprochen von seinem Eintreten für die Jünger, nicht gesprochen von der vollkommenen Ruhe, mit der er kraft seiner Ergebung in Gottes Willen nun den Leidensweg geht. Aber ich meine, das Wenige, was wir gesehen haben, genügt, um uns in der Gewißheit zu stärken, daß, wer ihm nachfolgt, nicht wandeln wird in Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben, und daß es darum das Beste ist, zu tun, wozu der Hebräerbrief uns auffordert: Lasset uns aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens! Ihm sei Lob und Ehre, Preis und Anbetung in alle Ewigkeit! Amen.



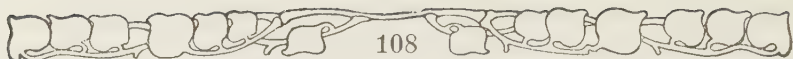


## Das Schweigen Jesu.

Jesus aber stand vor dem Landpfleger, und der Landpfleger fragte ihn, und sprach: Bist du der Juden König? Jesus aber sprach zu ihm: Du sagst es. Und da er verklagt ward von den Hohenpriestern und Ältesten, antwortete er nichts. Da sprach Pilatus zu ihm: Hörest du nicht, wie hart sie dich verklagen? Und er antwortete ihm nicht auf Ein Wort, also, daß sich auch der Landpfleger sehr verwunderte. Auf das Fest aber hatte der Landpfleger die Gewohnheit, dem Volk einen Gefangenen loszugeben, welchen sie wollten. Er hatte aber zu der Zeit einen Gefangenen, einen sonderlichen vor andern, der hieß Barabbas. Und da sie versammelt waren, sprach Pilatus zu ihnen: Welchen wollt ihr, daß ich euch losgebe, Barabbas oder Jesus, von dem gesagt wird, er sei Christus? Denn er wußte wohl, daß sie ihn aus Neid überantwortet hatten. Und da er auf dem Richtstuhl saß, schickte sein Weib zu ihm und ließ ihm sagen: Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten: ich habe heute viel erlitten im Traum von seinem wegen. Aber die Hohenpriester und die Ältesten überredeten das Volk, daß sie um Barabbas bitten sollten und Jesus umbrächten. Da antwortete nun der Landpfleger, und sprach zu ihnen: Welchen wollt ihr unter diesen zweien, den ich euch soll losgeben? Sie sprachen: Barabbas! Pilatus sprach zu ihnen: Was soll ich denn machen mit Jesus, von dem gesagt wird, er sei Christus? Sie sprachen alle: Laß ihn kreuzigen! Der Landpfleger sagte: Was hat er denn Uebels getan? Sie schrien aber noch mehr, und sprachen: Laß ihn kreuzigen! Da aber Pilatus sah, daß er nichts schaffte, sondern daß ein viel größer Getümmel ward, nahm er Wasser und wusch die Hände vor dem Volk und sprach: Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten: sehet ihr zu! Da antwortete das ganze Volk und sprach: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder! Da gab er ihnen Barabbas los; aber Jesus ließ er geißeln und überantwortete ihn, daß er gekreuziget würde. Da nahmen die Kriegsknechte des Landpflegers Jesus zu sich in das Rhythaus, und sammelten über ihn die ganze Schar, und zogen ihn aus, und legten ihm einen Purpurmantel an, und flochten eine Dornenkrone, und setzten sie auf sein Haupt, und ein Rohr in seine rechte Hand, und beugten die Kniee vor ihm, und verspotteten ihn, und sprachen: Begrüßet seist du, der Juden König! Und speieten ihn an, und nahmen das Rohr, und schlugen damit sein Haupt.

Matth. 27, 11—30.

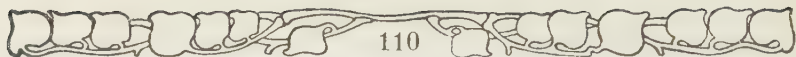
Wer diesen Abschnitt der Leidensgeschichte liest, der steht sicher unter dem Eindruck, daß der Mann nicht fehl gegangen ist, der ihm die Überschrift gab: „Das größte Verhör der Weltgeschichte“. Wir tun freilich gut, auch die Berichte der andern Evangelisten bei-



zuziehen, um ein recht anschauliches Bild der Verhandlungen vor Pilatus zu bekommen. Aber schon Matthäus gibt so vieles, daß es unmöglich ist, in dieser Stunde auf alles einzutreten. Wir wollen auch ja nicht auf das Einzelne eingehen, bevor wir erst einmal das Ganze in seiner erschütternden Wucht auf uns einwirken lassen. Es hat etwas Großartiges, etwas Monumentales, wie uns die Evangelisten die Leidensgeschichte Jesu erzählen. Ohne sich mit irgendwelchen Betrachtungen zu unterbrechen, ohne ihrem Entsetzen, ihrem Abscheu Worte zu verleihen, reihen sie einfach Tatsache an Tatsache und lassen diese reden. Und sie reden so gewaltig, daß man am liebsten nichts weiter tun möchte, als jedem zurufen: Nimm in der Passionszeit dein Neues Testament zur Hand und lies die Leidensgeschichte langsam und aufmerksam für dich durch, und dann schließ die Augen zu und halte den Stimmen still, die zu dir zu reden beginnen! Erstens mag es die Stimme der Entrüstung sein über die Menschen, die dort in irgend einer Weise das Leiden Jesu verschuldet und vermehrt und zu seinem Tode mitgeholfen haben. Dann die Stimme des Mitleids mit ihm, der den entsetzlichen Leidensweg zu gehen hatte. Dann die Stimme der Bewunderung, und dann manch andere, noch eine und noch eine, wie wenn die Glocken eines Doms zu läuten beginnen. Aber, meine Freunde, wenn die Passionsgeschichte ihren Zweck an uns erfüllen soll, so müssen wir auf alle Fälle die Stimme hören, welche die Frage an uns richtet: Und du, wie stehst denn nun du zu ihm? Damit, daß wir uns über die Gegner Jesu entsetzen und entrüsten, ist sehr wenig Gutes getan. Wir können uns im Gegenteil damit viel von der Wirkung und dem Segen der Leidensgeschichte rauben. Es ist Selbstgerechtigkeit, wenn wir diese Menschen als tief unter uns stehend betrachten. Es ist falsch, wenn wir sie als besonders schlimme Leute ansehen, wenn wir glauben, daß zwischen ihnen und uns eine abgrundtiefe Kluft liege. Nein, meine Freunde, das ist Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut! und was sie taten, das geschieht auch heute, das können auch wir tun. Unendlich viel heilsamer und wichtiger als eine billige Entrüstung ist die Erkenntnis, daß es so alltägliche Dinge wie Geldgier, Ehrsucht, Neid, Welt sinn, religiöse Gleichgültigkeit, Rechthaberei, das selbstsüchtige Interesse am Bisherigen, Feigheit,

Verständnislosigkeit, Undankbarkeit waren, die Jesus ans Kreuz brachten, und daß das eine oder andre dieser Dinge uns gar nicht ferne und fremd ist. Damit erst sind wir auf dem Wege zu einer fruchtbringenden Betrachtung des Leidens Jesu.

Auch mit einem sentimentalischen Trauern über sein Geschick kommen wir nicht weit. Es ist nicht schwer, über das Leiden Jesu so zu reden, daß die Tränen fließen in heißem Mitleid, und sicher ist dieses Mitleid besser als Gleichgültigkeit. Aber, so seltsam es klingt, es ist doch wahr, daß die Tränen und das Mitleid nicht viel anderes als eine Art von Genußsucht sein können. Wir kennen ja alle die Geschichte von den Frauen, die beim Anblick des unter seinem Kreuz Niedersinkenden in Wehklagen ausbrachen. Gewiß war dieses Mitleid dem Gemarterten wohlthuender als die Roheit und Stumpfheit der Männer. Aber doch ruft er ihnen zu: Weinet nicht über mich; weinet über euch! In dem Weinen über das Los Jesu liegt ein schlaffes, hilfloses Sichabfinden mit dem Entsetzlichen, ein ohnmächtiges Gehenlassen, das weder ihm noch irgend jemandem nützt. Die Tränen, die Frucht schaffen, sind die der Reue und Buße, da wir uns aufmachen, um die Dinge, die uns das Herz mit Trauer füllen, zu bessern. „Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert“, hat der bekannte Menschenfreund „Vater Werner“ gesagt, dessen hundertster Geburtstag in diesem Monat weit über die Grenzen seiner engeren Heimat Württemberg hinaus gefeiert worden ist. Niemals hat Jesus geseufzt: Tränen sind meine Speise Tag und Nacht! sondern er spricht: Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat. Klagen über die Gottlosigkeit bessern nichts. Wenn wir uns nur rühren lassen durch die Schilderungen sozialer Übelstände unter uns oder des Elends in der Heidenwelt, so können wir ebensogut ins Theater gehen. Wenn wir uns in den Schmerz über irgend ein Leid vergraben, wenn wir ihm nachhängen, wenn wir vor jeder rauhen Berührung mit Menschen oder Erlebnissen erschrecken, wenn uns über jedes Fehlschlagen unsrer Hoffnungen, über jede Enttäuschung ein schluchzendes Bedauern mit uns selbst erfaßt, dann wehe uns! Es wird niemand leugnen, daß wir viel eher geneigt sind, uns rühren zu lassen, als die Hand zu rühren zum Besserungswerk. Man ist viel eher bereit über



Zustände und Verhältnisse zu klagen, als die Schuld bei sich selbst zu suchen. Tausend Beobachtungen zeigen deutlich, daß unser Geschlecht außerordentlich empfindsam und genussfähig ist. Aber diese Seite darf nicht überwuchern, daß man vom Leben nur noch Genuß verlangt und über jedes Mißgeschick ein schreckliches Begehren erhebt. Manch einem könnte man sagen: weine nicht über das Leben, weine über dich, daß du so feig, so weichlich bist! Wir brauchen unbedingt wieder mehr von der heroischen Lebensauffassung, die das Leben nicht zum Spiel und Genuß macht, nicht zum Sportplatz, sondern zur Stätte entschlossener, treuer, gewisserhafter Arbeit, zur Stätte des unablässigen Kampfes für das Gute.

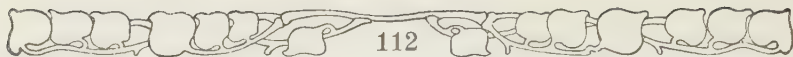
Etwas mehr vom Geist Calvins sollten wir haben, oder sagen wir lieber vom Geist Jesu! Gerade in dem Abschnitt, der uns heute beschäftigt, tritt uns besonders deutlich entgegen, wie tapfer, wie entschlossen Jesus das Leben nimmt. Das sehen wir auf Schritt und Tritt; aber besonders deutlich redet das Wort: Er antwortete nichts; er schwieg stille. Selbst ein Pilatus hat sich dem Eindruck dieses Schweigens nicht ganz entziehen können, und ich denke, wir spüren alle etwas von der Majestät und Größe dieses Schweigens, etwas von seinem Ernst.

Es ist das Schweigen dessen, der im Vertrauen und im Gehorsam gegen Gott bei sich selbst sagt: ich nehme es, wie er's gibt. Wir wissen, daß auch Jesus zu kämpfen hatte, um sich darein zu finden, daß der Weg nach Golgatha der Weg Gottes sei. Er war allezeit entschlossen, den Willen Gottes zu tun; aber es kam der Moment, da schreckte seine Seele zurück vor dem Gedanken, daß es der Wille des Vaters im Himmel sein könne, ihn am Kreuz sterben zu lassen. Im Gebet ist's ihm klar geworden, daß doch auch hier der Wille des Vaters sich vollziehe, und da kam die große Ruhe über ihn, die den erfüllt, der im Glauben an Gott als den himmlischen Vater auch da, wo er zunächst schauernd nur Dunkelheit zu sehen vermochte, nicht bloß Unabänderliches, sondern Richtiges sich vollziehen sieht. Möchten wir sie nicht auch besitzen, diese Ruhe? Denken wir nicht an so manches in unserm Leben zurück, da wir redeten, da wir klagten, jagten, murrten, — und dann? Dann haben wir uns hintendrein rechtschaffen geschämt; denn es ging dann alles



so viel besser, als wir gemeint hatten. Es stellte sich heraus, daß wir unnötig gesorgt hatten. Es zeigte sich, daß der Weg, den wir gehen mußten, ja wohl schwer und steil war, uns aber auf eine Höhe brachte, welche uns für die vorausgegangene Mühsal tausendfach entschädigte. Müssen wir nicht gestehen, daß es doch oft unbeachtende Dinge sind, deretwegen wir uns auflehnen? Aber freilich, es gibt Dinge, die uns das Schweigen schier unmöglich machen wollen. Wir zittern selbst davor, wir könnten etwas wider Gott sagen, das uns gereuen würde; aber die Last drückt so sehr, daß wir den Moment kommen sehen, wo die Angst und die Erregung sich Luft schaffen werden. Wirklich, meine Freunde, sollten wir nicht stille sein können, wenn wir den Blick fest auf den Dorngekrönten gerichtet halten? Das ist sicher, daß viele bei ihm das Schweigen lernten auch in den schwersten Zeiten, nicht das stumpfe, verbißene, störrische, harte, sondern das tapfere, ergebene, getroste, hoffende Schweigen. Ja, nicht nur stille sein, sondern sogar loben und danken konnten sie. Sollte Jesus nicht auch uns aus den Niederungen des Klagens und Fragens, des Zweifelns und Verzweifeln hinauf- führen können auf eine Höhe, da die Nebel unter uns liegen und wir in den blauen, lichten Himmel hineinschauen?

Beachten wir aber weiter, meine Freunde, daß Jesus nicht nur Gott, sondern auch den Menschen gegenüber stille geworden ist. Er hört die Lügen, die Entstellungen, die Verdrehungen an und schweigt. Er hört die Worte des wildesten Hasses, der Todfeindschaft, und er schweigt. Er sieht die Augen derer, denen er Gutes erwiesen hatte, in janatischer Erregung oder in gemeiner Schaulust auf sich gerichtet, und er schweigt. Gibt es irgend ein Wort des Abscheus, des Zorns, der Verachtung, das diese Menschen nicht verdient hätten? Aber auch nicht Ein solches Wort kommt aus dem Munde Jesu. Was half ihm schweigen? Ich glaube, das war's, daß er sich sagte: Diese Menschen sind allesamt zu bedauern. Meint ihr nicht, daß sein Blick, der auf Pilatus oder auf Kajaphas oder auf irgend einen in der schreienden Menge gerichtet war, sagte: Du armer Mensch, wie leid tust du mir! Brauchen wir die Lehre, die darinnen liegt, nicht? Es geschieht ja wohl auch uns Unrecht von Menschen. Auch deine Liebe wird mit Füßen getreten. Auch dein Vertrauen wird miß-



braucht. Auch deine Wohltaten ernten Undank. Auch dein Wollen wird verkannt. Unsere Fehler werden vergrößert, unser Bereutes immer wieder aufgewärmt. Auch auf uns spricht die Verleumdung ihren Rot. Da erfaßt uns Empörung, und das Bedürfnis, dem andern auch wehe zu tun, macht sich geltend. Der Zorn flüstert uns scharfe, giftige Worte ein. Wir brennen auf die Gelegenheit, dem andern unsre Meinung zu sagen, daß er sie nicht mehr vergesse. Ja, ist das nicht sehr begreiflich? Ist es nicht geradezu Pflicht, dem andern die Augen für seine Schlechtigkeit zu öffnen? Ist es vielleicht besser, wenn man feige zurückhält? Das sind Fragen, welche in uns aufsteigen, und wenn auch zwischenhinein plötzlich die Erinnerung an einen Fall, da man besser geschwiegen hätte, da mit dem Zürnen und Lautsein gegeneinander nichts besser geworden ist, unliebsam auftaucht, so heißt es doch: man wird doch nicht zu allem Unrecht schweigen sollen! Nun, meine Freunde, das ist sicher, daß es das beste ist, wenn vor allem und über allem das Mitleid mit dem Fehlenden in uns wach ist, so daß wir uns sagen: Er schadet sich selbst ja am meisten, er sinkt, er verdirbt, er gerät in Knechtschaft, er verirrt sich; er ist zu bedauern, daß er gefangen ist in Hochmut, in Selbstsucht, in der Lüge, in der Heftigkeit, in irgend einer Leidenschaft, daß er von der Ungerechtigkeit regiert wird, daß von ihm kein Segen ausgehen kann. Über diesen Erwägungen sinkt die lodernde Flamme der Entrüstung über das Unrecht, das uns angetan wird, in sich zusammen; das milde Licht des Mitleids mit dem, der Unrecht tut, steigt empor, und wir können nicht bloß schweigen, sondern wir können für ihn beten.

Freilich, meine Freunde, das Schweigen Jesu hat auch etwas Beängstigendes, etwas Richtendes. Es heißt, vor Kajaphas, vor Herodes und vor Pilatus habe Jesus geschwiegen. Wenn wir näher zusehen, so sagt dieses Schweigen jedesmal: Du weißt ja die Wahrheit, aber du willst sie nicht wissen! Ich kann mir nichts Ärgeres denken als dieses Schweigen. Wir wundern uns oft, wir halten uns darüber auf, wir stoßen uns daran, daß es dem und jenem so gut geht, daß er so glatt durchkommt, obschon er auf schlechten Wegen geht. Ach, meine Freunde, ist das nicht das Fürchterlichste, wenn Gott einen Menschen machen läßt, wenn Gott schweigt? Heißt

das nicht so viel als: Gott hat ihn aufgegeben, weil doch alles umsonst war? Darin liegt auch für unser Verhalten ein Wink. Gewiß sollen wir nicht schweigen aus Feigheit und Bequemlichkeit. Wir sollen niemanden im Zweifel lassen über unsern Glauben. Wir sollen Menschen nicht zu rasch aufgeben. Wir sollen durch alles hindurch den Wunsch und die Möglichkeit ihrer Befehrung im Auge behalten. Aber wo wir sehen, daß ein Mensch für alles Höhere völlig unempfänglich ist, daß er nur seinen Spott damit treibt und sich so veründigt, daß er aus Gottes Wort nur einen Gegenstand des Disputierens und Streitens machen will, da bleibt nichts anderes übrig als zu schweigen. Es gibt Menschen, für die darin ein Trost liegt. Sie quälen sich, weil sie den und den nicht für die Wahrheit gewinnen konnten. Aber wenn Jesus eine Unempfänglichkeit angetroffen hat, der gegenüber selbst er nur noch schweigen konnte, so werden wir uns nicht wundern dürfen, wenn auch uns solches geschieht.

Das Schweigen Jesu ist auch das Schweigen des guten Gewissens; das Schweigen dessen, der sich auf der Seite der Wahrheit weiß und unbedingt an den Sieg der Wahrheit glaubt. Wir verstehen es, daß der Landpfleger sich verwunderte. Wie trostlos sah es mit Jesus und seiner Sache aus! Wird er nicht das Äußerste tun, wird er nicht erklären, verteidigen, beschuldigen, flehen, um wenigstens ihn, den Richter, auf seine Seite zu bekommen? Andere suchten durch keckes Auftreten den Richter von dem Recht ihrer Sache zu überzeugen. Andere suchten sein Mitleid zu erregen oder ihn zu gewinnen, indem sie seinem Machtgefühl schmeichelten. Jesus gibt schlicht und ruhig Auskunft, wo er es für geboten erachtet; sonst schweigt er. Ob er aber redet oder schweigt, — dem Richter ist es, als ob dieser Gefangene zu ihm sage: Nicht über mich, sondern über dich wird in dieser Stunde entschieden; wenn du mich verurteilst, so ist es nicht, weil ich schuldig bin, sondern weil du schuldig bist; wie hoch du auch stehst, meine Sache steht in noch höheren Händen, und auch dein Todesurteil kann ihr nichts anhaben! Darum diese Unsicherheit, diese Unruhe, dieses Schwanken des sonst so stolzen, selbstsichern und in der Wahl seiner Mittel unbedenklichen, in seinem Handeln skrupellosen Römers. Das ist die Macht Jesu. Das

ist die Gewalt der Wahrheit. Es tut uns not, darauf hingewiesen zu werden. Wir leben in einer Zeit, da auch sehr viele Jesus und seine Sache vor ihren Richterstuhl fordern. Immer neue Blätter und Zeitschriften tauchen auf, um das Christentum zu bekämpfen. Die Apostel des Freidenkertums ziehen von Ort zu Ort, um mit feinem oder gröbern Waffen Kirche und Religion anzugreifen. Vereine werden gegründet, um die Gegner des Christenglaubens zu organisieren. Und nicht nur dies, sondern überall tritt uns die Wahrnehmung entgegen, daß wir uns in einer Zeit der Gärung befinden. Die einen wollen uns grundstürzend mit „Neuen Werten“ beglücken; die andern wollen uns wenigstens „Neue Bahnen“ eröffnen. Manch einer fragt da ängstlich: Steht denn eigentlich gar nichts mehr fest? Wo hinaus will das alles? Ich glaube, es ist das richtigste, wenn wir im Blick auf das Allgemeine festhalten an der Überzeugung, die Jesus in noch viel dunklerer Zeit Ruhe verliehen hat, daß Gottes Reich doch kommen muß. Und für unser persönliches Verhalten mitten in diesem Schieben und Brodeln, da man sich fragt, wohin soll ich hören? wohin mich stellen? Ich möchte nicht überlebtes festhalten, aber ich möchte ebensowenig Irrlichtern folgen, — da ist es das beste, wenn wir nichts anderes wollen, als auf der Seite Gottes stehend erfunden zu werden. Das ist alles, was nötig ist. Da brauchen wir nicht zu schreien, wie es der Unglaube tut. Da brauchen wir nicht zu Übertreibungen zu greifen oder Spektakel zu machen, wie es auch auf christlicher Seite geschieht, um die Leute zur Aufmerksamkeit zu zwingen. Nießsche pries die Weisheit der stillsten Worte und die bezwingende Macht der Gedanken, die mit Taubenfüßen kommen. Aber als Jahr um Jahr verging, ohne daß er Beachtung fand, da schrie er seine maßlosen Worte in die Welt hinaus und vergaß seine eigenen Worte und die Lehre des Goetheschen Ausspruchs: Durch Hektigkeit ersetzt der Irrende, was ihm an Wahrheit und an Kräften fehlt. Jesus schrie nicht. Er war stark genug, zu schweigen und zu glauben, zu glauben ganz allein an Gott und an den Sieg Gottes. Wenn wir sehen, wie diese Gemeinschaft läuft und Propaganda macht, wie jener um seine Ansichten wirbt, so ist man versucht, selbst in dieses Kesseltreiben hineinzugeraten. Wenn man uns sagt: Wir müssen die Gaben der ersten Christen besitzen, wir



müssen das Zungenreden wieder haben, sonst ist es nichts mit unserm Christentum, — so ist man in Gefahr, an seinem Glaubensstand irre zu werden. Wenn man uns sagt: Wir müssen die Jugend haben, wir müssen die Gebildeten haben, wir müssen die Arbeiter haben, sonst ist es mit der Zukunft des Christentums aus, — so läßt uns dies durchaus nicht kalt. Aber wir bleiben in allen diesen Fällen und auch sonst auf der richtigen Linie, wenn wir uns sagen: die Hauptsache, das Entscheidende ist und bleibt, daß wir nicht dies und jenes, sondern Gott haben, auf seiner Seite stehen und in schlichtem, treuem Gehorsam und Vertrauen nichts suchen als seine Ehre. Es wird auch für unser irdisches Ergehen das beste sein, wenn wir vor allem dafür sorgen, daß wir auf Gottes Seite sind. Auf die Frage: Was hat man zu tun, daß man in der Welt Erfolg hat? hat ein amerikanischer Geschäftsmann geantwortet: „Wolle nicht Erfolg haben, sondern Gott gefallen, dann hast du Erfolg.“ Es ist möglich, daß man mit Lärm und Reklame Geld anhäuft, aber vorwärtskommen im umfassendsten, dauerndsten, tiefsten Sinne des Wortes wird nur der, welcher auch als Geschäftsmann und Handwerker, oder was er sein mag, sich's angelegen sein läßt, auf Gottes Seite zu stehen.

Und nun, meine Freunde, ist in unserm heutigen Textabschnitt noch vieles, was wir nicht berührt haben, und was uns doch so Wichtiges zu sagen hätte. Man kann nicht hören, wie Israel den Mörder dem Fürsten des Lebens vorgezogen hat, ohne daß die Frage aufsteigt: Gibt es nichts, was du Jesus vorziehst? Und wie vieles wird uns klar, wenn wir uns in den Charakter — wenn man von einem solchen reden darf — und die Handlungsweise des Pilatus hineinversenken. Möge jeder nun dies noch selbst tun! Aber immer soll unser Blick zurückkehren zu dem, der heute der alleinige Gegenstand unsrer Betrachtung war. Wenn sonst sein Reden es ist, was uns Licht gibt, heute soll uns sein Schweigen zum Segen werden. Gott gebe es! Amen.



## Sehet, welch ein Mensch!

Da nahm Pilatus Jesus, und geißelte ihn. Und die Kriegsknechte flochten eine Krone von Dornen, und setzten sie auf sein Haupt, und legten ihm ein Purpurkleid an, und sprachen: Sei gegrüßet, lieber Judenkönig! Und gaben ihm Backenstreichs. Da ging Pilatus wieder heraus, und sprach zu ihnen: Sehet, ich führe ihn heraus zu euch, daß ihr erkennet, daß ich keine Schuld an ihm finde! Also ging Jesus heraus, und trug eine Dornenkrone und ein Purpurkleid. Und er spricht zu ihnen: Sehet, welch ein Mensch! Da ihn die Hohenpriester und die Diener sahen, schrien sie, und sprachen: Kreuzige, kreuzige! Pilatus spricht zu ihnen: Nehmet ihr ihn hin, und kreuziget ihn; denn ich finde keine Schuld an ihm! Die Juden antworteten ihm: Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz soll er sterben; denn er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht. Da Pilatus das Wort hörte, fürchtete er sich noch mehr, und ging wieder hinein in das Richterhaus, und spricht zu Jesus: Von wannen bist du? Aber Jesus gab ihm keine Antwort. Da sprach Pilatus zu ihm: Redest du nicht mit mir? Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Macht habe, dich loszugeben? Jesus antwortete: Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von oben herab gegeben; darum, der mich dir überantwortet hat, der hat es größere Sünde.

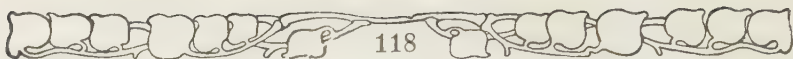
Joh. 19, 1—11.

Eine der schauerlichsten Szenen spielt sich hier vor unsern Augen ab: Jesus wird geißelt. Die Hände sind an eine Säule gebunden; der Rücken ist entblößt. Nun pfeifen die Geißeln durch die Luft; die spitzen Eisenstücke, die scharfen Knochen splitter, die in die Ochsensehnen hineingeflochten waren, bohren sich ins Fleisch ein, und bald ist nur noch eine aufgeschwollene, blutende, zerfetzte Masse zu sehen. Dazu kommt noch die uns allen bekannte, elende Verhöhnung. Kriegsknechte, Soldaten, was hat er euch denn getan, daß ihr ihn verspottet, daß ihr den Heiligen in den Kot zieht? Tut ihr's nur, weil andere es tun? Ist das eines Mannes würdig? Manch einer hat unter diesen Qualen seinen Geist ausgehaucht. Jesus lebt noch. Pilatus will ihn ja nicht töten lassen; vielmehr ist diese Geißelung sein letzter Versuch, sich aus dem fürchterlichen Dilemma zu retten: entweder muß er einen Unschuldigen zum Tode verurteilen, oder er wird die Wut, den Fanatismus, die Rache der jüdischen Führer zu kosten bekommen. Er möchte weder das eine, noch das andere.

Aber konnte denn diesem römischen Machthaber die Wut der verachteten Juden nicht völlig gleichgültig sein? Jawohl, wenn Pilatus reine Hände und ein gutes Gewissen gehabt hätte! Dann hätte ganz Israel umsonst geschrien: Kreuzige ihn! Weshalb hat er Jesus nicht freigegeben, da er doch bald erkannte, daß die Anklage auf Hochverrat eine Lüge war, da doch die Führer Israels selbst im Verlauf der hier geschilderten Verhandlungen mit den Worten: „Er hat sich selbst zu Gottes Sohn gemacht und muß nach unserm Gesetz sterben“ verraten, daß die Gründe ihres Vorgehens ganz anderswo liegen, als sie bisher vorgegeben hatten? Ja, weshalb hat Pilatus Jesus nicht freigelassen, sondern nach langem Schwanken und wiederholten Schuldloserklärungen ihn schließlich doch dem Tod ausgeliefert?

Man kann die Antwort auf diese Frage ganz kurz geben: Pilatus hat Jesus verurteilt, nicht weil Jesus schuldig war, sondern weil Pilatus schuldig war. Was den Landpfleger schließlich bestimmte, das Todesurteil auszusprechen, das waren die Drohungen der Juden: „Wenn du uns heute nicht entsprichst, so verklagen wir dich in Rom, und dann ist's mit deiner Herrlichkeit zu Ende.“ Was war es denn, was sie in Rom gegen ihn vorbringen konnten? Sie haben ja nicht einen einzigen Zeugen, nicht Einen Beweis für eine Schuld Jesu. Allerdings nicht! Aber sie haben Zeugen und Beweise genug, daß Pilatus sich Bestechlichkeit, Gewalttaten, Räubereien, unnötige Kränkungen, Hinrichtungen ohne begründeten Urteilspruch, endlose und unerträgliche Grausamkeiten hat zu schulden kommen lassen, und sie geben ihm deutlich genug zu verstehen, daß es um ihn geschehen sei, wenn er heute ihrem Verlangen nicht Rechnung trage. Da hat Pilatus die Einwilligung zur Hinrichtung gegeben. Nochmals sei es gesagt: er hat Jesus hinrichten lassen, nicht weil Jesus schuldig war, sondern weil er schuldig war.

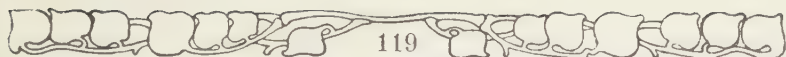
Ich glaube, daß auch heute noch in vielen Fällen dies der wahre Grund ist, weshalb Menschen sich zu Jesus und seinem Wort feindlich stellen. Ein großer Teil kommt freilich überhaupt zu keiner klaren, bewußten Entscheidung; aber die Zahl derer, die Jesus bewußt nicht wollen, die den christlichen Glauben ablehnen und bekämpfen, ist ebenfalls nicht gering. Man müßte merkwürdig



verblendet sein, wenn man nicht sehen würde, daß ihre Wortführer die größten Anstrengungen machen, dem Christenglauben das Grab zu graben. Wer Jesus liebt und in ihm das Beste gefunden hat, dem drängt sich oft die Frage auf: Wo liegt der Grund, daß andere ihn verwerfen, hassen und bekämpfen? Nun, meine Freunde, wir wollen uns ja recht hüten, leichtthin ein Urteil zu fällen! Wir können darin nicht zurückhaltend und vorsichtig genug sein; wir sehen ja nur, was vor Augen ist, und das ist oft genug falsch. Manch einer mag Jesus ferne stehen, weil er ihn nicht kennt, manch einer mag ihm fremd geworden sein, weil er an uns Christen so wenig von der Herrlichkeit Jesu zu sehen bekam; aber ebenso sicher ist es, daß viele Gott leugnen, das ewige Leben leugnen, über das Gericht spotten, weil sie ein schlechtes Gewissen haben. Es darf nicht wahr sein, was Jesus sagt; es darf nicht wahr sein, was sie da in den Kirchen sagen; es muß der Kampf gegen die Religion aufgenommen werden; denn wenn es einen Gott und ein Gericht gäbe, dann wehe mir! So macht die böse Vergangenheit manchen zum Gegner Jesu.

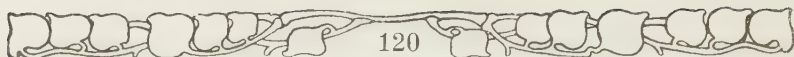
Aber das ist nicht alles; wir müssen die Sache noch von einer andern Seite betrachten. Es kam für Pilatus der Moment, wo es ihm schien: Jetzt heißt es, entweder Jesus oder ich! Entweder fällt er, oder ich falle. Pilatus hält es für das Klügere, Jesus fallen zu lassen. Für den Augenblick hat er damit allerdings Erfolg gehabt; aber wir wissen, daß er nicht lange nachher doch beim Kaiser angeklagt, seiner Stelle entsetzt worden und wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes durch Selbstmord oder Hinrichtung gestorben ist. Nun, vor dieses „Entweder Jesus oder ich“ werden die Menschen immer und immer wieder gestellt. Entweder lassen wir ihn unsere Sünde strafen, lassen uns von ihm die Augen öffnen und das Gewissen wecken, beugen uns und demütigen uns, — oder aber wir wollen den Kopf hochhalten und täuschen uns über uns selbst, nennen das Böse gut und das Licht Dunkelheit. Hier heißt es: Entweder Jesus oder das Geld, entweder Jesus oder meine gesellschaftliche Stellung, und bei manchen dürfte es wohl heißen: Jesus oder der Hochmut, Jesus oder die böse Lust, Jesus oder mein wissenschaftliches Ansehen, Jesus oder meine Karriere.





Pilatus hat sich gegen Jesus entschieden; er ließ Jesus fallen. Aber wir alle wissen, daß er selbst damit fiel. Nicht einmal für seine äußere Stellung hat er damit, daß er Jesus verurteilte, etwas gewonnen. Wir wissen nicht, was die Juden getan hätten, wenn der Landpfleger sich standhaft geweigert hätte, ihren Wünschen nachzugeben. Aber gesetzt auch, sie hätten sich zu rächen gesucht, gesetzt, sie hätten ihre Drohungen ausgeführt, hätte nicht Pilatus gerade den Fall mit Jesus benützen können, um dem kaiserlichen Richter in Rom zu beweisen, daß es seine Ankläger waren, die ihn zu einem ungerechten Urteilspruch drängen wollten? Jetzt aber, da er ihnen willfahrte, da konnte er nicht zu seiner Verteidigung anführen: Ich habe ihnen doch erst kürzlich einen Unschuldigen ausgeliefert, damit sie zufrieden seien, und nun verklagen mich die Elenden doch! Pilatus mußte es erfahren, daß es immer falsch ist, sich durch Unrecht herauszuhelfen und zu retten. Die einzige Rettung, wenn wir gelehrt haben, besteht darin, daß wir es bekennen und unbekümmert um die Folgen entschlossen auf die Seite des Guten hinübertreten. Wer dies nicht tut, der verstrickt sich nur immer mehr, und das Ende ist Schrecken.

Aber auch wenn Pilatus sich durch die Verurteilung Jesu die Juden dauernd zu Freunden gemacht hätte, so wäre er doch gerichtet. Möchte er seine Landpflegerstelle behalten bis zu seinem Tod, — indem er Jesus fallen ließ, tat er selbst den tiefsten Fall. Er hatte über Jesus zu entscheiden; aber wenn wir die Sache näher ansehen, so wird uns klar, daß es vielmehr eine Stunde der Entscheidung für den Richter war. Von dem Augenblick an, da Jesus vor Pilatus steht, beginnt in der Seele dieses Mannes ein Kampf. Es ist uns, als sähen wir das Hin und Her, das Auf und Nieder dieses Ringens. Wir hören den Engel des Lichts zu ihm sprechen: Du siehst ja seine Unschuld; du glaubst doch nicht, daß die Juden einen der Ihren, der sie vom römischen Joche befreien wollte, dir ausliefern würden? Mußt du nicht bekennen, daß dir noch keiner einen solchen Eindruck gemacht hat, wie dieser Angeklagte? Was ließ dir deine Frau sagen? Was sagt dein Gewissen? Bist du sicher, daß alles eins ist, Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Lüge? Pilatus trat einen Schritt vor und erklärte: „Ich finde keine Schuld an ihm!“ er war im Begriff zu



rufen: Der Mann ist frei! — da sah er in die Augen des Hohenpriesters, und eine Stimme raunte: Willst du es wirklich mit diesen gefährlichen Menschen verderben? Wer gibt dir etwas für deinen ängstlichen Gerechtigkeitsfanatismus? Tragen nicht diese Juden die Schuld? Ist es nicht auf alle Fälle im Interesse des Staates und im Blick auf den argwöhnischen Kaiser geratener, daß man Menschen verurteilt, wenn auch nur ein Schein von revolutionärer Gesinnung da sein sollte? Meine Freunde, was soll ich weiter aufzählen, was die beiden Stimmen alles sagten? Wir kennen ja alle diesen Kampf des Guten und des Bösen in unserer Seele, und niemals dürfen wir denken: Es ist nicht so wichtig, wie ich mich jetzt entscheide. Pilatus hatte zunächst nur geschwankt; damit hatte er aber dem Bösen einen Angriffspunkt gegeben. Noch war der Kampf unentschieden; doch wir sehen, wie er Schritt für Schritt weiter geht, wie das Böse gleich einem Treibriemen zuerst eine Hand ergreift und ihn dann ganz hineinreißt, wie ein Strudel ihn näher und näher schlürft und plötzlich verschlingt. Es hat ein norwegischer Schriftsteller in geradezu unheimlicher Weise geschildert, wie ein Mann, der zunächst nur, um eine unliebsame Erklärung seiner Frau gegenüber noch verschieben zu können, verschweigt, daß er für einen Bekannten, der eben in Konkurs geraten war, auch eine Bürgschaft geleistet habe, dann aber weiter und weiter getrieben wird, bis er einen falschen Eid tut. Dabei sehen wir zugleich, wie der Mensch, der nicht den Mut und den Willen findet, der Wahrheit und dem Recht die Ehre zu geben, nach jedem Strohalm greift, der sein Verhalten rechtfertigen könnte, und wie er da je länger je mehr sich in eine Täuschung über sich selbst und über den anderen hineinarbeitet, bis er schließlich mit aller Selbstverständlichkeit an einem Festessen teilnimmt, das zu Ehren seines Sieges veranstaltet wird. Nein, das Böse darf auch in seinen Anfängen nicht leicht genommen werden; wir wissen nicht, wohin es uns führt, wenn wir ihm auch nur einen Finger geben. Irgendwo im Schiff ein Leck, das nicht verstopft wird, und das ganze Schiff geht unter; irgendwo in dem Kampf um unsere Seele ein Schwachwerden, ein Nachgeben gegenüber dem Bösen, und von da aus kann das innere Sinken, das Sterben beginnen. So sicher wir uns irgendwo gegen Jesus entscheiden, so sicher setzen wir uns ins Unrecht. Wir müssen

wie Pilatus eine Entscheidung für oder wider Jesus treffen; bedenken wir aber wohl, daß wir damit über uns selbst das Urtheil sprechen! Daß Pilatus sich als erbärmlichen Menschen offenbarte und sich auf die Seite des Unrechts, der Lüge, der Feigheit, der Finsternis stellte und seine Seele den Mächten des Verderbens auslieferte, als er gegen Jesus entschied, das wissen wir alle. Glauben wir aber, es sei anders, wenn wir Jesus verwerfen?

Doch sehen wir nun von Pilatus weg auf ihn! Der Landpfleger selbst fordert uns ja dazu auf: Sehet, welch ein Mensch! Totenbleich, mit zerfleischtem Rücken, blutüberströmt, auf dem Haupt die Dornenkrone, so steht Jesus da. Sehet, welch ein Mensch: ein Bild der Erniedrigung, des Leidens, des Elends! Habt doch nun Erbarmen mit ihm, laßt es jetzt genug sein! Pilatus glaubte klug zu handeln, daß er den Gegnern so weit entgegenkam; er glaubte ihren Haß damit befriedigt zu haben; er glaubte damit deutlich gezeigt zu haben, wie lächerlich es sei, diesen Mann als König hinzustellen. Aber Pilatus handelte so falsch wie möglich. Diesen von dem Römer so mißhandelten Menschen wollen die Juden nun erst recht nicht; denn sie sagten sich mit Recht: Hat er ihn gefesselt lassen, — weshalb sollte er ihn nicht völlig preisgeben? Es gibt zur Stunde und vielleicht heute mehr denn je Nachahmer des Pilatus, Leute, die meinen, wenn sie den Feinden der Religion halbwegs entgegenkommen, dies preisgeben und jenes opfern, dann werde man sich finden. Aber ich glaube, daß die, welche man so versöhnen und gewinnen will, sagen werden: Kommst du so weit entgegen, so kannst du ganz herüberkommen! Sie wollen entweder nichts oder dann etwas Ganzes.

Sehet, welch ein Mensch! Ja, laßt uns nicht bloß singen: „O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn, o Haupt, zu Spott umwunden mit einer Dornenkrone!“ — sondern laßt uns dafür sorgen, daß wir in dieser Passionszeit Stunden haben, da er vor uns steht, wie er dort vor Israel stand! Und dann laß ihn zu dir reden! Wir müßten von Stein sein, wenn nicht etwas in uns vorgehen würde, was uns zwingt, flehend zu dem Dorngekrönten die Hände zu erheben und zu rufen: Ich bin auch oft in Weltlust, Selbstgerechtigkeit, Menschenfurcht, Gleichgültigkeit,



Schwachheit und Bosheit bei denen gewesen, die dich so zugerichtet haben, — vergib, ich sehe nun, was ich getan habe; hilf mir anders werden!

Sehet, welch ein Mensch! Wie viel liegt doch in diesem Wort, woran der nicht dachte, der es sprach! Und doch bezeugt er selbst durch sein ganzes Verhalten, daß es allerdings ein ganz besonderer Mensch ist, der da vor ihm steht. Ein Angehöriger des verachteten Judenthums ist es, ein Gefangener, ein Gebundener, ein von aller Welt Verlassener, — und doch ist Pilatus durch keinen in solche Unruhe, in solche Unsicherheit, in solche Kämpfe versetzt worden wie durch diesen! Er, der Römer, er, der vornehme, hohe Herr, er, der Gottesleugner, er, der moralinsfreie Streber, er, der zu den schlechtesten Mitteln unbedenklich greifende Politiker, er, der Weltmann und Weltmensch, er, der jenseits von Gut und Böse stand, — er zeigt durch sein ganzes Gebaren, daß von Jesus ein merkwürdiger Einfluß ausgeht, dem er sich nicht verschließen kann. Dieser Einfluß ist noch heute derselbe; es verspürt ihn jeder, der mit Jesus zusammenkommt. Dann blicken wir getrost in die Zukunft, auch wenn es in religiöser und anderer Beziehung noch viel schlimmer aussehen würde, als es der Fall ist! Jesus wird immer wieder seine sieghafte Macht geltend machen; er wird immer wieder allen, die mit ihren Theorien über Verantwortung und Sünde hinaus sein wollen, ruhig und bestimmt erklären: Mag auch die andern noch schwerere Schuld treffen, — auch du hast gesündigt!

Es wird freilich die Begegnung Jesu nur dem zum Segen, der ehrlich die Wahrheit will. Wer eigentlich nur sich selbst will, der wird zunächst eine Art Kompromiß zu schließen trachten, und dann wird es sich doch zeigen, daß es wahr ist: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Alle die Fragen, die da gestellt werden, sind, wie hier die Frage des Pilatus: Von wannen bist du? nicht Fragen eines nach Wahrheit, Klarheit und Gerechtigkeit dürstenden Herzens, sondern sie stammen aus einer Gesinnung, die Stoff sucht, durch Disputen sich einzuschläfern. Ich denke an einen Mann, dem auf dem Krankenlager das Gewissen erwachte. Er ließ einen schlichten, gläubigen Nachbar rufen. Vielleicht hatte er im Sinne, etwas zu bekennen. Aber als der andere vor ihm stand, da war er



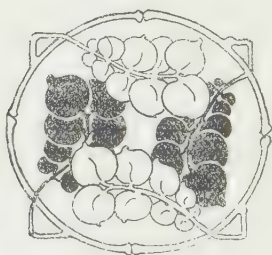
zu stolz und zu feig, dem Gewissen zu folgen. Er fing an, mit dem gläubigen Mann zu disputieren und die Wahrheit dieses und jenes Wortes in der Bibel zu bestreiten, und da er gewandter und gebildeter war als der andere, so behielt er das letzte Wort. Aber Frieden fand er damit nicht; im Gegenteil, er durchlebte Stunden fürchterlicher Angst. Mehrmals noch ließ er den gläubigen Bekannten rufen; aber immer verlief die Unterhaltung in der gleichen Weise; er fand nicht den Mut, ehrlich zu sein, und ist in Verzweiflung gestorben.

Meine Freunde, wir wollen schließen, wenn wir noch einmal auf Jesus gesehen haben! Ich glaube, daß nichts uns so stark macht, unsere Last still weiter zu tragen, als ein Blick auf den, der dort die Dornenkrone trägt und das Kreuz vor Augen sieht. Wer will es sagen, wie mancher Leidbeschwerte, in dem es Nacht werden wollte, hinaufblickte zum Haupt voll Blut und Wunden, um dann mit Tränen in den Augen, aber mit einer neuen Kraft im Herzen leise zu geloben: Ja Herr, ich will auch!

Wir sehen auf ihn, der all dem Unrecht gegenüber schweigen kann. Wie unendlich viel Anlaß hätte er gehabt, sich zu verteidigen, die andern bloßzustellen! Er schweigt. Und wir? Wir sind ja vielleicht willig, allerlei Unangenehmes für andere zu tun und auf uns zu nehmen; aber daß wir es schweigend tun können, das ist selten. Ja, vielleicht mit einem Schweigen, das ärger ist als alle Worte. Aber mit geduldigem, mit freundlichem Schweigen? Ja, wer das könnte! Meine Freunde, wollen wir nicht versuchen, ob es vielleicht möglicher wird, wenn wir im Moment, da der Ärger, die Gereiztheit, der Mißmut in uns aufsteigen wollen, sofort an das Wort des Pilatus denken: Sehet, welch ein Mensch!

Ja sehet, welch ein Mensch in seinem Glauben, daß nichts geschieht ohne den Willen des Vaters im Himmel! Mag Pilatus auf seine Macht pochen, mag er drohen, mag er lachen, — Jesus antwortet ihm mit aller Ruhe: Du vermöchtest nichts, wenn nicht Gott dir die Macht gäbe. Mißbrauchst du diese Macht zum Bösen, dann wehe dir! Nichts in der Welt vermag solche innere Ruhe, solche Furchtlosigkeit, solche Unabhängigkeit von den Menschen, von den Verhältnissen, Ereignissen, Hemmungen und Strömungen zu ver-

leihen wie die Zuversicht: Es kann mir nichts geschehen, als was Gott ausersehen! Man sagt, der Gottesglaube, die Gottesfurcht mache den Menschen knechtelig. Es gibt keine größere Lüge als diese Behauptung. Man möge doch nur die Leidensgeschichte lesen! Wie viele Personen hier auch auftreten, der einzige Freie ist Jesus. Sehet, was für armselige Menschen! so müssen wir im Blick auf alle die andern rufen. Aber wenn wir auf ihn sehen, dann kommt etwas über uns, das uns auf die Kniee zwingt und uns doch aufwärts zieht, wie nichts anderes in der Welt es tut. Das Wort: Sehet, welch ein Mensch! wird zu einem Wort der grenzenlosen Bewunderung, des großen Dankes, der demütigen Beugung und Unterwerfung, des Jubels, der Anbetung. Je länger wir Jesus sehen, desto deutlicher erkennen wir: Er allein ist der wahre Mensch, der vollkommene Mensch, der Mensch nach Gottes Willen und Ebenbild! Und das Wort: Sehet, welch ein Mensch! wird zum Bekenntnis und Gelübde: Mein Herr und mein Gott! Amen.



## Die Kreuzigung Jesu.

Die Kriegsknechte aber führten ihn hinein in das Nichthaus und riefen zusammen die ganze Schar; und zogen ihm einen Purpur an, und flochten eine dornene Krone, und setzten sie ihm auf; und fingen an ihn zu grüßen: Gegrüßet seist du, der Juden König! Und schlugen ihm das Haupt mit dem Rohr, und verspeieten ihn, und fielen auf die Kniee, und beteteten ihn an. Und da sie ihn verspottet hatten, zogen sie ihm den Purpur aus, und zogen ihm seine eigenen Kleider an, und führten ihn aus, daß sie ihn kreuzigten, und zwangen einen, der vorüberging, mit Namen Simon von Kyrene, der vom Felde kam (der ein Vater war des Alexander und Rufus), daß er ihm das Kreuz trüge. Und sie brachten ihn an die Stätte Golgatha, das heißt Schädelstätte. Und sie gaben ihm Myrrhen im Wein zu trinken, und er nahm's nicht zu sich. Und da sie ihn gekreuzigt hatten, teilten sie seine Kleider und warfen das Los darum, welcher was überkäme. Und es war um die dritte Stunde, da sie ihn kreuzigten. Und es war oben über ihn geschrieben, was man ihm Schuld gab, nämlich: Ein König der Juden. Und sie kreuzigten mit ihm zwei Mörder, einen zu seiner Rechten, und einen zur Linken. Da ward die Schrift erfüllt, die da sagt: Er ist unter die Uebeltäter gerechnet. Und die vorübergingen, lästerten ihn, und schüttelten ihre Häupter, und sprachen: Du, wie fein zerbrichst du den Tempel, und bauest ihn in dreien Tagen! Hilf dir nun selber, und steig herab vom Kreuz! Desselben gleichen die Hohenpriester verspotteten ihn unter einander, samt den Schriftgelehrten, und sprachen: Er hat Andern geholfen, und kann sich selber nicht helfen! Ist er Christus und König in Israel, so steige er nun vom Kreuz, daß wir sehen und glauben! Und die mit ihm gekreuziget waren, schmähten ihn auch. Mark. 15, 16—32.

Unser Textabschnitt birgt eine Fülle von Begebenheiten und läßt eine ganze Menge von Personen an unserm Auge vorübergehen. Da sind die Kriegsknechte, die Jesus verhöhnen; da ist Simon von Kyrene, der ihm das Kreuz tragen mußte; da sind die zwei Verbrecher, die mit ihm gekreuzigt werden; da sind die mächtigen Feinde Jesu, die nun ihr Mütchen an ihm kühlen; da sind Fernerstehende, die des Weges kommen und spotten, weil andere spotten. Und da ist Jesus, mißhandelt, gequält, verachtet, verwünscht, mit Spott überschüttet, gekreuzigt und doch eben der, um den sich alles dreht, doch der Mittelpunkt, doch der Held, doch der, welcher in all dieses ent-

seglische Dunkel Licht hineinbringt, daß man über all der Niederträchtigkeit und Gemeinheit, die uns hier entgegentritt, nicht zweifeln muß.

Sicher, meine Freunde, sind uns alle diese Züge der Roheit und Schlechtigkeit nicht erzählt, damit wir voll Verachtung auf jene Menschen herunterschauen. In dieser Verachtung würde doch nichts anderes stecken als die pharisäische Selbstgerechtigkeit, welche spricht: Ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese Elenden! Daraus würde uns nicht der mindeste Segen ersprießen. Wenn die Evangelisten uns diese dunkeln Tiefen und Abgründe aufdecken, so tun sie es, weil dadurch unser Blick für die Größe Jesu geschärft wird, weil dadurch die Macht, die Furchtbarkeit der Sünde offenbar wird, weil dadurch alles unwahre und irreführende Gerede von der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur aufs schärfste widerlegt wird, weil dadurch die Frage uns nahegelegt wird: Wem gleiche ich in jener Geschichte?

Es scheint manchmal, als ob diejenigen uns stärker und froher machen, die uns vom guten Herzen des Menschen reden, die dem Glauben an uns selbst ein hohes Lied singen. Aber wie, wenn einem dieser Glaube in die Brüche geht? Wie, wenn man an sich selbst und an den Menschen irre wird? Lassen wir die andern; denken wir an uns selbst! Es gibt da nur zwei Möglichkeiten: entweder denken wir über uns selbst gar nicht nach, wir wünschen gar nicht ins Klare zu kommen über uns, — dann gehen wir in der Selbsttäuschung eines oberflächlichen Optimismus dahin. Oder aber wir erkennen, wie schwach unser Wille, wie unrein unser Herz, wie befleckt unser Bestes ist, — dann erfährt uns ein Ekel über uns selbst und über unser Leben. Deshalb flüchten sich die Menschen immer wieder zu den Behauptungen, wir könnten nichts dafür, daß wir so und so seien, wir trügen keine Schuld daran. Sie sehen zu tief, als daß sie jenes Geschwätz eines durch jede Zeitungsnummer korrigierten oberflächlichen Optimismus von der an sich guten Menschennatur nachschwätzen könnten; ihre Selbsterkenntnis, ihre Menschenkenntnis, ihre Beobachtung des Lebens und ihre Arbeit an sich selbst zwingen sie, dem großen Kant recht zu geben, wenn er von dem radikalen Bösen in unsrer Brust spricht. Nicht mit der Befriedigung des Gemeinen, der

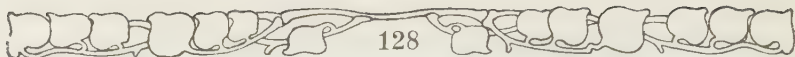


sich mit den Schwächen seiner Mitmenschen größer und besser zu machen sucht oder sich gar darüber freut, reden sie von diesem radikalen Bösen, sondern mit Scham und Schmerz, weil sie es vor allem in sich selbst mächtig sehen, und weil sie vom Menschen hoch denken möchten; sie reden davon, weil sie es als Wahrheit erkennen, und weil sie glauben, daß es besser ist, eine schmerzliche Wahrheit zu bekennen, als eine beruhigende Selbsttäuschung mitzumachen. Nun ist aber die Gefahr doch sehr groß, daß diese Erkenntnis der Wahrheit, diese Überzeugung von dem Bösen im Menschen zum Ekel, zur Verachtung, zum Pessimismus führt. Um ihr zu entgehen, biegen daher viele auf den Ausweg ab, daß sie die Schuld vom Menschen abwälzen auf Verhältnisse, Vererbung, Belastung usw. Gerät man aber damit nicht in bedenkliche Nähe jener oberflächlichen Optimisten? Läuft nicht beides praktisch schließlich auf dasselbe hinaus? Macht man mit diesen Theorien, daß die Schuld nicht am Menschen, sondern an allem andern liege, wirklich Ernst, dann hört konsequenterweise jede erzieherische Beeinflussung auf. Ist der Mensch, was er sein muß, dann kann er ja nicht anders sein, und während man uns eben noch verhieß, dem Ekel zu wehren, führt man uns nun in die Hoffnungslosigkeit.

Meine Freunde, wie unendlich viel einfacher ist doch alles auf dem Boden des christlichen Glaubens, auf dem Boden des Wortes Gottes!

Da wird uns das menschliche Verderben, die menschliche Sündhaftigkeit unerbittlich aufgedeckt. Da ist keine Schönfärberei, kein Vertuschen und Ausflüchtmachen. Da ist kein Abwägen, ob man nicht doch vielleicht etwas besser sei als diese und jene. Da ist kein Vergleichen mit diesem und jenem Unvollkommenen, sondern da stellt man sich in das Licht hinein, das von Jesus ausgeht. Da ist eine Konfrontation mit dem Vollkommenen, und wer sich dieser unterzieht, der bricht innerlich zusammen, der fühlt ein Gericht über sich ergehen, das ihm nichts anderes übrig läßt, als weinend zu bekennen: „Schuldig!“

Aber wenn das nun alles wäre, dann wäre es fürchterlich; dann wäre es sehr begreiflich, wenn die Menschen vor Jesus zu fliehen suchten; dann wären die Vorwürfe nicht ganz unberechtigt.



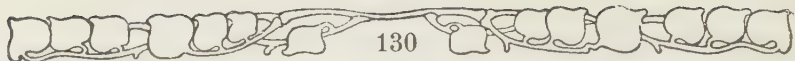
das Christentum sei der Unglaube an den Menschen, es rede ihm ewig ein, er sei ein unverbesserlicher Sünder, es sei ein ewiges Heruntersetzen und Erniedrigen, das einem allen Mut und alle Freude nehmen.

Allein, meine Freunde, muß uns diesen Vorwürfen gegenüber nicht schon die Tatsache stutzig machen, daß in den Menschen, die mit ihrem Glauben und Leben in der Bibel und in Christus wurzeln wie Paulus, wie Luther, wie Calvin, die größte Energie, die weltbewegendste Kraft glühte, daß ein Mann wie Bismarck erklären konnte: Ich begreife nicht, wie ein Mensch, der über sich selbst nachdenkt und doch von Gott nichts weiß oder wissen will, sein Leben vor Verachtung und Langeweile tragen kann? Der große Schotte Carlyle erklärt geradezu: Religion ist die heldenmäßige Form des Daseins.

Die Sache ist eben die, meine Freunde: Gottes Wort geht mit uns wohl in die Tiefe einer Selbsterkenntnis, die alle Selbstzufriedenheit, alle Selbstgefälligkeit, alles Sichdünken gründlich zerschlägt, — wir werden gründlich ausgeleert. Aber im selben Augenblick, wo es einen Menschen dahin gebracht hat, zu bekennen: „Mit unsrer Macht ist nichts getan“, läßt es ihn eine Kraft sehen und suchen und erhalten, die stärker ist als alle Mächte der Welt; im selben Moment, wo es den Menschen dahin gebracht hat, von sich selbst frei zu werden, hindert es seine Haltlosigkeit, gibt ihm vielmehr eine niemals wankende Stütze, indem es ihn mit Gott verbindet. Es lehrt ihn, von sich selbst absehen, aber nun nicht ins Nichts starren, sondern auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens schauen. Im selben Augenblick, wo es ihm die eigene Gerechtigkeit in Stücke zerbrochen vor die Füße wirft, läßt es ihn die Gerechtigkeit Jesu ergreifen; im selben Moment, wo wir gerichtet werden, werden wir auch aufgerichtet. So schwer und schmerzlich das erstere ist, so heilsam und beseligend ist uns das zweite. Darum können wir in all die Abgründe menschlicher Verderbtheit, wie die Passionsgeschichte sie uns aufdeckt, hinunterblicken und können uns ehrlich fragen und prüfen: Wem gleichst du in dieser Geschichte? und brauchen doch nicht zu verzweifeln, weil wir zugleich immer auch Jesus sehen als den, der gekommen ist zu retten.

Es ist nicht möglich, in dieser Stunde auf alles, was unser Textabschnitt uns zu sagen hat, einzutreten; wir müssen dies und jenes herausgreifen. Verweilen wir einen Augenblick bei dem grauenvollen Schauspiel der Verhöhnung Jesu durch die Kriegsknechte! Sie verspotten ihn als einen, der gern König geworden wäre; sie hängen ihm als Purpurmantel einen rotgefütterten Soldatenrock um, geben ihm einen Rohrstab als Szepter in die Hand und drücken ihm einen gewundenen Dornzweig als Diadem aufs Haupt; dann knien sie wie vor einem Monarchen vor ihm nieder, springen auf und speien unter Worten des Hohns und Gebärden der Verachtung ihm ins Antlitz. Geschieht ihm nicht auch heute noch solche Schmach? Wir wollen nicht von denen reden, die mit Flüchen und Lasterworten um sich werfen, auch nicht von denen, die mit gelehrten Abhandlungen nachzuweisen suchen, daß er wirklich ein Rebell gewesen sei, oder die mit allerlei Verbeugungen ihn schließlich doch als sündigen Menschen oder gar als Geisteskranken hinstellen. Wir wollen daran denken, daß auch wir etwas Ähnliches tun wie jene Soldaten, wenn wir ihn unsern Herrn nennen und doch unsre eignen Wege gehen; wenn wir mit dem Mund ihn preisen und mit der Tat ihm zuwiderhandeln. Wir wollen auch daran denken, daß jene Kriegsknechte wirklich nicht wußten, mit wem sie es zu tun hatten; wir aber wissen es. Sie haben zum Hohn ihre Kniee vor ihm gebeugt. Wollen wir die Schmach, die ihm hier angetan wurde, gut zu machen suchen, indem wir in Ehrerbietung, in Dankbarkeit, in Demut und Gehorsam unsre Kniee vor ihm beugen?

Mir ist diese Geschichte immer sehr lehrreich, weil es mir scheint, daß uns hier die Macht des bösen Beispiels so recht abschreckend zum Bewußtsein kommen kann. Wie hätten diese Soldaten gewagt, so an Jesus zu handeln, wenn nicht von oben her das schlechte Beispiel gegeben worden wäre? Erst als die führenden Persönlichkeiten Jesus verworfen hatten, schlug das Volk ihn ins Gesicht. Daß es unten dann etwas roher und unsflätiger geht als oben, das liegt ja in der Natur der Sache. Ist's heute etwa anders? Wenn man in unsern Tagen klagt, daß in weiten Volkskreisen, zumal in den sog. untern Klassen der Unglaube sich breit mache, und über Religion und

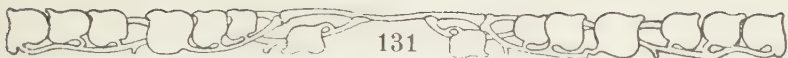


Kirche abschätzig und höhrend geredet werde, wenn überhaupt noch darüber geredet wird, so darf nicht vergessen werden, daß wir erst langsam der Zeit entwachsen, da es in geistig führenden Kreisen hieß, man werde nun die Wissenschaft an die Stelle der Religion setzen. Ist es ein Wunder, wenn nun unten noch der Bahn spukt: den religiösen Glauben verhöhnen heiße gebildet sein? Ich glaube, daß vielleicht doch mancher Gelehrte seine Behauptungen über Religion besser prüfen würde, wenn er nur dies eine bedächte, wie viele auf ihn hören, die nicht imstande sind nachzuprüfen, sondern vielmehr ein „vielleicht“ zu einem „gewiß“, Fragen zu Ausrufungen, Einwände zu Spottreden machen. Man sollte sich überhaupt des Einflusses, den man auf andere ausübt, viel bewußter sein und die damit verknüpfte Verantwortlichkeit viel deutlicher spüren. Es beschäftigt uns so oft die Frage: Was mache ich für einen Eindruck auf die andern? Wir wollen uns lieber fragen: Was übe ich für einen Einfluß auf die andern aus? Carlyle sagt: „Es ist ein hoher, feierlicher, fast schauerlicher Gedanke für jeden einzelnen Menschen, daß sein irdischer Einfluß, der einen Anfang gehabt hat, niemals — und wäre er der allergeringste unter uns — durch alle Jahrhunderte hindurch ein Ende haben wird. Was geschehen ist, ist geschehen, hat sich schon mit dem grenzenlosen, ewig lebenden, ewig tätigen Universum verschmolzen und wirkt hier zum Guten oder zum Schlimmen öffentlich oder heimlich durch alle Zeiten hindurch.“

Gerade jetzt, da wieder Tausende von jungen Leuten, die empfänglich sind für alles, ins Leben hinaustreten, muß es einem wieder recht eindringlich zum Bewußtsein kommen, wie viel das Beispiel ausmacht. Wie mancher junge Mensch ist bald nach seiner Konfirmation innerlich verdorben und äußerlich verwahrlost und gesunken, weil er unter den Einfluß des bösen Beispiels geriet! Und wiederum, Gott sei Dank, wie kann der gute Geist des Elternhauses, wie kann ein wackerer Meister, wie kann ein edler Freund, wie kann ein christlicher Verein Engelsdienste tun!

Manchmal will es einem ja vorkommen, als sei die Macht des bösen Beispiels stärker und sieghafter als der Einfluß, der von dem Guten ausgeht. Aber gerade nach dieser Seite hin macht unser





Textabschnitt uns Mut. Ich denke dabei an Simon von Kyrene, den die Soldaten zwangen, das Kreuz Jesu zu tragen. Wie ist ihm das zum Segen geworden, daß sein Weg sich mit demjenigen Jesu kreuzte, daß er mit Jesus gehen mußte, daß er beim Kreuz stehen blieb! Wenn der Evangelist die Söhne des Simon als bekannte Glieder der Christengemeinde nennt, so ist wohl anzunehmen, daß in der kurzen Zeit, da Jesus und Simon nebeneinander gingen, die Seele des Letztern einen Anstoß zum ewigen Leben erhalten hat. Simon hat sich dem Einfluß, der von Jesus ausströmte, nicht entzogen, ob schon das Kreuz, das er tragen mußte, ihn hätte verhärten und verbittern können, obschon er hätte sagen können: Ach was wird mit einem Menschen sein, den sie zum Tode führen! Er mag anfangs so gefühlt und gedacht haben; aber dann hat er alles andere auf die Seite gelegt und seinen Blick auf Jesus gerichtet; er hat ihn beobachtet und seine Worte in sich aufgenommen; durch all den äußern Schein hindurch hat er die Herrlichkeit Jesu erkannt und sich von ihm gewinnen lassen. Wollen wir unsern Glauben an die Macht Jesu stärken lassen, dann laßt uns auch daran denken, daß er auf seinem Leidensweg und am Kreuz noch Menschen aus ihren Bahnen heraus in die seine gezogen hat! Wollen wir uns der Wichtigkeit unsrer Begegnungen mit Menschen bewußt werden — und wie viele kreuzen unsre Wege und gehen kürzere oder längere Zeit mit uns! — wollen wir uns den Glauben, daß ein gutes Beispiel nicht umsonst sei, stärken lassen, dann laßt uns an Simon von Kyrene denken! Und wollen wir in dieser Passionszeit eine Begegnung mit Jesus haben, die uns wirklich weiter bringt, dann müssen wir uns den Wirkungen, die von ihm ausgehen, hingeben. Wenn wir jetzt vielleicht über eine Führung murren und sie unbegreiflich finden, wenn wir jetzt unter dem Kreuz unwillig einhergehen, dann laßt uns daran denken, wie dankbar Simon später für jenes Zusammentreffen war, das er zuerst als einen abscheulichen Zufall verwünschte, und wie froh er über das Kreuz wurde, das ihm zuerst unerträglich geschieden hatte.

Unser Textabschnitt schließt mit den höhnnenden Worten der Führer Israels: „Er hat andern geholfen und kann sich selber nicht helfen; ist er Christus und König in Israel, so steige er nun vom

Kreuz!“ Heute noch kann man hören: Hätte Jesus Wunder tun können, so hätte er sich selbst am Kreuz auch helfen können; als ob er, wenn er sich hätte retten wollen, es nicht noch auf einfachere Weise hätte tun können, indem er überhaupt nicht nach Jerusalem gegangen wäre oder sich geflüchtet hätte, statt im Garten Gethsemane zu warten! Ist denn nicht gerade das das Wunder, daß er sich nicht gerettet hat, wie es doch uns Menschen so nahe liegt? Ist nicht gerade dies das Wunder, daß er für eine solche Menschheit betend in den Tod ging? Ist nicht gerade dies das Göttliche und der beste Beweis, daß er der Helfer und Retter der Menschheit ist, daß er nicht an sich dachte, sondern an die andern? Müssen nicht alle seine Gegner unfreiwillig Zeugnis für ihn ablegen? Sprechen nicht Israels Führer über sich selbst ein vernichtendes Urteil aus, da sie rufen: Andern hat er geholfen? Liegt nicht darin seine sieghafte Gewalt, seine bezwingende, hinarziehende Größe, daß wir spüren: wir alle denken zuerst an uns, wir alle möchten, daß uns geholfen werde; er aber will nichts für sich, er will dienen, helfen, retten? Nun will er auch uns mit diesem seinem Geist erfüllen, daß wir nicht hoch einherfahren, daß wir nicht Disteln und Dornen seien, daß wir nicht in Reizbarkeit, Selbstsucht und Lieblosigkeit einander das Leben schwer machen, sondern Wärme und Licht um uns verbreiten; nun will er auch uns heraus helfen aus Gebundenheit und Schuld zu neuem Leben und zu ewigem Heil. Er konnte es, als er am Kreuz hing. Sollte er es weniger können, nun da er zur Rechten Gottes sitzt? Haben wir es nicht schon erfahren, daß er helfen kann? Hätten wir es nicht noch viel besser erfahren können, wenn wir die Gemeinschaft mit ihm nicht so oft unterbrochen hätten? Ach, wenn wir spüren, daß wir seiner Hilfe bedürfen, dann laßt uns ihm doch die Türen und Fenster unsrer Seele öffnen! dann laßt uns hinzutreten zu seinem Tisch! Er aber wird sein Wort wahr machen: „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopf an. So jemand meine Stimme hören wird, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten und er mit mir.“ Amen.

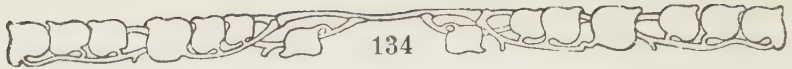
## Jesus am Kreuz.

Und von der sechsten Stunde an ward eine Finsternis über das ganze Land bis zu der neunten Stunde. Und um die neunte Stunde schrie Jesus laut, und sprach: Eli, Eli, lama asabthani? das ist: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Etliche aber, die da standen, da sie das hörten, sprachen: Der ruft den Elias. Und bald lief einer unter ihnen, nahm einen Schwamm, und füllte ihn mit Essig, und steckte ihn auf ein Rohr, und tränkte ihn. Die Andern aber sprachen: Halt, laß sehen, ob Elias komme, und ihm helfe! Aber Jesus schrie abermal laut und verschied. Und siehe da, der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke, von oben an bis unten aus. Und die Erde erbebt, und die Felsen zerrissen, und die Gräber taten sich auf, und standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen. Und gingen aus den Gräbern nach seiner Auferstehung, und kamen in die heilige Stadt, und erschienen Vielen. Aber der Hauptmann, und die bei ihm waren und bewahrten Jesus, da sie sahen das Erdbeben, und was da geschah, erschrafen sehr und sprachen: Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen! Und es waren viele Weiber da, die von ferne zusehen, die da Jesu waren nachgefolgt aus Galiläa, und hatten ihm gedient; unter welchen war Maria Magdalena und Maria, die Mutter des Jacobus und Joses, und die Mutter der Kinder des Zebedäus.

Am Abend aber kam ein reicher Mann von Arimathia, der hieß Joseph, welcher auch ein Jünger Jesu war. Der ging zu Pilatus, und bat ihn um den Leib Jesu. Da befahl Pilatus, man sollte ihm ihn geben. Und Joseph nahm den Leib, und wickelte ihn in eine reine Leinwand; und legte ihn in sein eigen neu Grab, welches er hatte lassen in einen Fels hauen, und wälzte einen großen Stein vor die Thür des Grabes, und ging davon.

Matth. 27, 45—60.

Welch eine wunderbare Wendung durch Gottes Fügung! Da haben sie vor bald 1900 Jahren einen blutüberströmten, tothblaffen Mann mit zwei andern Unglücklichen vor die Tore Jerusalems hinausgeführt. Zu Tausenden folgten sie ihm. Mit triumphierenden Mienen oder mit gieriger Schaulust sahen sie zu, wie rohe Häufte ihn packten, ihn ans Marterholz hängten und die Nägel ihm durch Hände und Füße trieben. Sie weideten sich an seinen Qualen, sie überschütteten ihn mit Hohn und Spottreden; sie wollten ihn strafen, sie wollten sein Andenken der Schande übergeben; sie wollten, daß der Name des Gehängten nur mit Abscheu ausgesprochen werde; sie



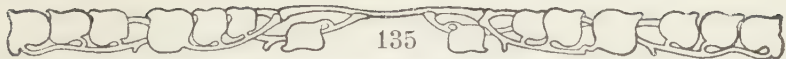
wollten ihn und seinen Einfluß vollständig vernichten; sie wollten ihn aus dem Volk Gottes und aus der Menschheit austilgen; sie wollten ihn der Verdammnis übergeben, denn „verflucht ist, wer am Kreuzesholz stirbt“.

Und nun? Nun treten Millionen Menschen in heiligster Ehrfurcht und in tiefster Ergriffenheit vor jenes Kreuz; sie kennen keine heiligere Stätte als Golgatha. Nun möchte kein Mensch mehr zu denen gehören, die dort schmähten und triumphierten. Nun glaubt kein Mensch mehr, daß sie gesiegt haben. Dem, der Jesus ferner steht, sind sie zu verächtlichen Vertretern des Fanatismus, der Intoleranz, der Beschränktheit, der Herrschsucht, des stumpfen Herdenbewußtseins geworden, und der, welcher an das erste jener Worte am Kreuz, die wie weiße Blüten in den Schmutz fallen, denkt, sieht mit einem Mitleid ohne Maßen auf diese Verblendeten. Wie hat die Kunst in Bild und Skulptur, in Worten und Melodien ihr Bestes getan, um den am Kreuz zu ehren! Das Kreuz, einst ein Gegenstand des Grauens wie Rad und Galgen im Mittelalter, steht nun auf unsern Gräbern als Zeichen des Trostes und weist auf unsern Kirchtürmen aufwärts; es steht in katholischen Landen überall an den Begräbern, und über dem Tag, der von jenem Sterben am Kreuz auf Golgatha redet, liegt eine ganz besondere Weihe.

Wie erklärt sich das alles, meine Freunde? Wie erklärt es sich, daß von jenem qualvollen und mit Schande bedeckten Sterben durch die Jahrtausende hindurch eine Wirkung ausgeht wie von keinem andern Sterben? Warum sind die Menschen immer noch bereit, davon zu hören, und wallen am Karfreitag besonders zahlreich in die Kirchen und bringen schon eine ganz besondere Stimmung mit? Warum spüren wir mehr oder weniger deutlich, daß dieses Sterben wie kein anderes für uns und für alle Menschen bis ans Ende der Zeiten eine Bedeutung hat, daß wir mit dem verflochten sind, was dort auf dem schauerlichen Hügel vor Jerusalem geschehen ist?

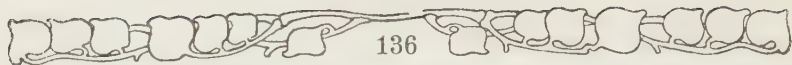
Nun, meine Freunde, wir wollen damit beginnen, daß wir uns klar werden: in diesem Leiden und Sterben tritt uns das Gute so leuchtend, so ergreifend entgegen wie sonst nirgends in der Welt; hier erreicht das Vorbild Jesu seinen Höhepunkt; hier wächst es sich aus zur Vollendung. Was er auch in seinem Leben Gutes getan,





hier tut er es unter der furchtbarsten Probe. Was er Hohes und Herrliches gelehrt, hier erfüllt er es unter Umständen, wie sie nicht schwieriger gedacht werden können. Wunderbar! Während die Feinde glaubten das Lebenswerk Jesu zu vernichten, mußten sie dazu helfen, es in einer Art und Weise zur Ausreifung, zur Vollendung zu bringen, daß es die Augen der Menschen auf sich zwingt. Ins Dunkel der Vergessenheit wollten sie ihn senken, und statt dessen mußten sie den dunkeln Hintergrund schaffen, auf dem sein Bild sich um so strahlender abhebt. Lehren kann man vergessen, Worte kann man umdeuten; aber Golgatha kann man nicht vergessen, und was an dem Kreuz auf jenem Hügel geschehen ist, kann man nicht umdeuten.

Zu den schönsten Lehren kann man sagen: Ja, ihr seid trefflich, aber ihr seid leichter zu sagen als zu tun! Jesus gegenüber können wir uns nicht so helfen; hier verstummen die Einwände und Ausreden; hier wagen wir nicht einmal mehr, uns mit der Schwierigkeit der Verhältnisse zu entschuldigen. Ich soll vergeben — was, vergeben unter diesen Umständen? Rein unmöglich! — da trifft uns das Wort: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“, und wir schämen uns unsrer Unversöhnlichkeit. Da ist ein Mensch, der seine Lebensführung nicht begreift, nicht versteht, weshalb dieses Leiden, diese Last ihm auferlegt ist, — aber wenn wir sehen, wie im Leiden das Göttliche in Jesus erst ganz in Erscheinung tritt, so lernen wir glauben, daß wohl auch unser Bestes nur reifen kann gerade durch die Hitze, in der wir uns befinden. Was für ein Trost ist es für den, der sich wie verloren vorkommt, daß er sich sagen kann: Durch dieses schauerliche Tal ist auch er gegangen, der dort am Kreuz in weher Angst schreit: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Und an die Tatsache, daß Gott ihn ja doch nicht verlassen hatte, klammern auch wir uns an, daß sie uns wie ein Rettungsring hindurchtrage durch die brausenden Wasser. In eine Welt voll Selbstsucht, in unser Herz, das bereit ist, stets zuerst und zuletzt zu fragen: Komme ich zu meinem Recht? leuchtet nun das Bild des Dorngekrönten am Kreuz und zeigt uns eine Liebe, die nicht nur hie und da, gleichsam zur eigenen Beruhigung, auch an andere denkt, sondern auch vor dem Größten nicht zurückschreckt, sich ganz gibt,



sogar das Leben gibt. Dort gehen uns die Augen auf dafür, was es heißen will: Opfer bringen, sich selbst vergessen, Geduld haben, ertragen können, nicht an sich denken, sondern an das, was dem andern frommt, an die Rettung der andern glauben, auch wo es ganz trostlos aussieht, Enttäuschungen tragen, um zu helfen. Und ob nun ein Mensch still und von der Welt unbeachtet geduldig und freundlich weiter lebt, wenn auch der andere es ihm mit Launen und Undank lohnt, oder ob draußen auf dem sinkenden Schiff der Kapitän seinen Tod findet, weil er auf seinem Posten ausharrt, bis alle gerettet sind, — dort und hier ist Geist von dem, der am mittleren Kreuz auf Golgatha hängt. Von einer schlichten und sehr schwach begabten Konfirmandin, die dem Unterricht kaum mit Verständnis folgen konnte, wird erzählt, daß sie einst ein ertrinkendes Kind mit Einsetzung ihres Lebens aus dem Wasser zog, und als sie infolge der Erkältung auf dem Sterbebette lag, wies sie auf die Frage: „Hast du denn gar nicht an dich selber gedacht?“ auf das neben ihrem Lager an der Wand hängende Bild des Gekreuzigten und lispelte: „Er hat auch nicht an sich selber gedacht.“

Hier am Kreuz sehen wir, was Ergebung in Gottes Willen, was Gehorsam ist. Sein ganzes Leben hindurch hat Jesus sich von nichts anderem leiten lassen als von der Frage: Was will Gott? Nicht der Erfolg, nicht der Mißerfolg, nicht der Wunsch der Massen und nicht die Führer Israels, nicht der Beifall und nicht Verleumdungen, nicht die Angst seiner Angehörigen und nicht die Erwägungen seiner Jünger haben ihn bestimmt, sondern der von ihm klar erkannte Wille Gottes. Aber nun führt ihn dieser Wille einen Weg, über den die Menschen geschrieben hatten: Ihr, die ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung zurück! Nun verliert sich für ihn Gottes Wille ins Dunkel. Der, welcher dort aufseufzt: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? der geht einen Weg, den er nicht mehr versteht; aber er geht ihn. Das ist Gehorsam, vollkommener Gehorsam, Gehorsam bis zum Tod am Kreuz. Daran lernen nun die Menschen all die Zeiten hindurch und haben nie ausgelernet; lernen, daß es gilt, seiner Aufgabe, seiner Ueberzeugung, der Wahrheit, seinem Gott treu zu sein und nicht zurückzuweichen noch schlaff zu werden; nicht seine Seele zu verkaufen, so hoch der Preis auch steht, sondern Gott zu dienen,

es koste was es will. Hier lernen die Menschen immer wieder, daß wahre Größe nicht da gefunden wird, wo man seinen Neigungen nachgibt, sondern wo man von sich selbst so frei geworden ist, daß man auch sein Leben für Gottes Sache geben kann. Wer will sagen, wie viele schon unter ihrer Last, auf ihrem Schmerzenslager, auf ihrem Leidensweg den Blick nach dem Gekreuzigten gerichtet und ihn lange angeschaut haben und dann leise sprachen: Du hast noch ganz andres zu tragen gehabt, und du hast es getan; du hättest es abschütteln, du hättest es vermeiden können; aber du warst gehorsam, — vergib mir, daß ich so ungeduldig war, daß ich klagte und murrte; ich hatte dich aus den Augen verloren, nun will ich auf dich schauen, und ich spüre schon, daß ich wieder still und tapfer sein kann!

Ja, meine Freunde, wer will es sagen, was für Wirkungen vom Kreuz ausgehen schon gleich vom Anfang an? Unser Textabschnitt weiß ja auch davon zu berichten. Da ist der römische Hauptmann. Der Römer verachtete den Juden. Wie mochte er auf einen blicken, der zum Tode am Kreuz verurteilt war! Aber während er in der Nähe des Kreuzes steht, wandelt sich seine Verachtung in eine Verehrung, die sich Ausdruck schafft in dem Bekenntnis: „Wahrlich, dieser ist Gottes Sohn gewesen!“ Die bisher so zurückhaltenden, unentschlossenen, vorsichtigen Männer, Joseph von Arimathia und Nikodemus lassen ihre Bedenklichkeit und Feigheit fahren und bekennen sich offen zu dem Gekreuzigten. Wenn wir später hören, daß die Söhne des Simon von Kyrene sich zur Christengemeinde hielten, so dürfen wir wohl annehmen, daß er, der gezwungen das Kreuz hinausgetragen hatte, von Jesus Eindrücke erhielt, die ihn nicht mehr losließen. Daß der Gekreuzigte einen der beiden Verbrecher noch heraushob aus dem Bann des Bösen und aus der Nacht der Verzweiflung, das wissen wir alle, und wenn das Triumphgeschrei und der Hohn der Gegner verstummt, und wir statt dessen hören: „Das Volk schlug sich an die Brust und wandte wieder um“, so geschah dies nicht bloß unter dem unheimlichen Eindruck jener Naturerscheinungen, des Erdbebens und des Orkans, der die Unmenge von feinem Sand aus der Wüste herführt und damit die Luft erfüllt, so daß die Sonne ihren Schein verliert, sondern wir lassen es uns deuten durch die Worte eines modernen Dichters:



Sie sagen, du wärst als Lamm verstummt,  
Wehrlos verblutet unter ihrem Hohn?  
Sie hätten dich zerschlagen mit der Faust  
und deinen letzten Seufzer noch verachtet?

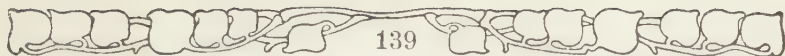
Sie lügen! . . . Nein, du warst kein wehrlos Lamm,  
Du wehrtest dich, du regungslose Kraft!  
Ich sah, du rührtest keines Fingers Glied! . . .  
Du sprachst kein Widerwort. Du blutetest,  
und deine Augen redeten Erbarmen.

Ich sah, sie wurden stumm; sie blickten scheu.  
Sie krümmten sich und wandten bleich sich ab.  
Und als sie hörten, wie du für sie batest,  
Dein Köcheln hat: „Vater, vergib du ihnen!“  
Da schlug das Volk sich heulend an die Brust  
und floh von Golgatha — — du wehrtest dich!

Nun, meine Freunde, blicken wir auf das Gesagte zurück,  
dann ist uns zweierlei klar geworden. Zum Ersten, daß wir in  
diesem Leiden und Sterben die Liebe, den Gehorsam, das Vertrauen  
in ihrer Vollkommenheit schauen. Da ist ein Licht aufgeleuchtet, das  
durch keine Macht des Bösen, durch keine Finsternis mehr ausgelöscht  
werden kann. Golgatha kann nicht aus der Menschheitsgeschichte  
herausgenommen werden; es wird immer die Blicke auf sich ziehen  
und aller Verblendung und Verirrung zum Troß die Menschen  
zwingen, das Göttliche zu sehen.

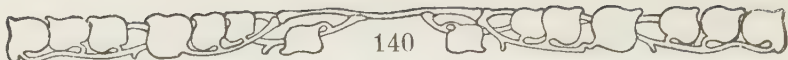
Zum andern werden die Menschen immer wieder spüren:  
Das ist für uns geschehen. Da ist nicht bloß einer für seine Über-  
zeugung gestorben, so wertvoll und groß dies auch ist; hier hat  
nicht bloß einer unschuldig gelitten, so ergreifend dies ist, sondern  
hier ist der Heilige in den fürchterlichsten Tod gegangen, weil er  
sah, daß nur so den Menschen, die seine Liebe und Hilfsbereitschaft  
mit Gleichgültigkeit, mit Stumpfheit, mit Verleumdung, mit Haß  
lohnend, geholfen werden konnte. Wir andern sagen: Wem nicht zu  
raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. Wir sagen: Wer nicht hören  
will, muß fühlen. Wir klagen und schelten, wenn man unsern guten  
Willen nicht anerkennt; wir ziehen uns zurück, wir verschließen uns  
vor der Welt, wir werden verbittert. Jesus hat gesagt: Ich will  
für sie sterben; vielleicht daß dies ihre Herzen ergreift, vielleicht  
daß dies ihnen die Augen öffnet!





Gott sei Dank, er hat sich nicht getäuscht! Das Kreuz bewährt seine Macht über die Menschenherzen. Es stellt sie vor die Frage: So warst du — wie bin ich denn? Vor die Frage: Das tust du für mich — was tue ich für dich? Es wird ihnen zur Offenbarung der Gottesliebe, die auch des Elendesten sich noch erbarmen will; es zeigt ihnen wie nichts in der Welt die Abgründe im menschlichen Herzen und die Gefährlichkeit der Sünde.

Das ist auch eine Seite, die nicht übersehen werden darf. Nicht nur das Gute zeigt sich hier in seiner Vollendung, sondern auch das Böse. Es zeigt sich in seiner ganzen Ruchlosigkeit, in seiner ganzen Nacktheit, und es wird erschreckend offenbar, wozu das Böse fähig ist, und wohin es führt. Wer die Leidensgeschichte kennt, der kann sich keiner Täuschung mehr hingeben über die menschliche Natur. Sie hat den Heiligen ans Kreuz geschlagen. Sie hat ihm nicht einen Kranz gereicht; sie hat ihm nicht Verehrung dargebracht; sie hat nicht sehnsüchtig an ihm emporgeschaut, sondern sie hat nicht geruht, bis er ausgestoßen war. Da muß alles Gerede von menschlicher Trefflichkeit verstummen und einer großen Scham und tiefen Angst Platz machen. Und nicht nur vor den Gipfeln der Sünde muß uns Angst erfassen, sondern auch vor ihren Anfängen. Was uns da in der Leidensgeschichte Jesu entgegentritt, das kommt uns wohl so schauerlich vor, daß wir glauben, nichts damit zu tun zu haben. Aber vergessen wir nicht, wie das Entsetzliche auch dort klein angefangen hat, und wie gar mancher, der dort das Todesurteil mit herbeigeführt hat, „so weit ein ganz netter Mensch“ war. Ich glaube, der Gedanke, wir könnten zu denen gehören, die Jesus töteten, erfüllt uns alle mit Entsetzen. Aber prüfen wir uns ehrlich und aufrichtig, ob wir nicht doch vielleicht auch anderes ihm vorziehen, ob er uns etwas ist, ob wir ihn lieben, ob wir ihm nachzufolgen uns bemühen, ob wir von seiner Gesinnung, seinem Geist etwas in uns tragen. Es gibt ja doch auch heute Tausende, die nichts von ihm wollen, die ihn schmähen, die es ohne ihn machen, die sich seiner schämen, die selbstgerecht seiner nicht zu bedürfen meinen, die für ihn keine Zeit und kein Interesse haben, die sein Leben für unbrauchbar und veraltet erklären, oder die zwar „Herr, Herr“ sagen, aber doch tun, was sie gelüftet. Jesus wird auch heute



noch verraten, verleugnet, verspottet, verachtet, gekreuzigt, auch von solchen, die zur Kirche gehen. Wir alle müssen bekennen, daß wir ihm oft untreu sind. Wir alle tragen von dem Geist in uns, der ihn ans Kreuz brachte. Darum geht uns das so nahe an, was dort von Israel getan wurde. Wir fühlen, daß es sich nicht um eine Sache der Vergangenheit und um einen Einzelnen handelt, sondern um eine Menschheitsache, um eine Gegenwartsache, um uns und unsere Kinder, um die Zukunft und die Ewigkeit. Wir fangen an zu verstehen, was es heißt: „Ich, ich hab' es verschuldet, was du getragen hast!“ Damit wird uns Karfreitag zu einem persönlichen Erlebnis. In Selbsterkenntnis und Schuldbewußtsein nahen wir uns dem Kreuz, in Abscheu und Entsetzen über die Sünde, die den Heiligen in den Tod bringt. Wir schauen ihn an, und es wird uns klar: Er ist in dies Leiden gegangen, um uns aus unsrer Sünde herauszuhelfen; er hat sich der Sünde als Opfer dargebracht, damit sie ihre Macht über uns verliere, uns nicht mehr täusche und knechte, uns nicht mehr unglücklich mache, nicht mehr verderbe. Quillt da nicht eine heiße Dankbarkeit in uns auf? Zwingt es uns nicht nieder auf die Kniee vor dem Gekreuzigten; ruft nicht alles in uns: Wie muß er uns lieb haben! Strecken sich nicht von selbst die Hände empor: Herr, vergib; o Herr, glaube mir, daß ich fortan besser kämpfen will; versuch's noch einmal mit mir; ich muß zu dir gehören, ich will, ich will, und du willst ja auch, sonst wärest du nicht am Kreuz!

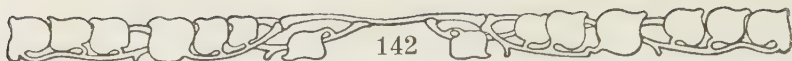
Gott gebe, daß wir alle so erfaßt werden von dem, was wir heute feiern, und daß es nicht bloß Rührungen und Stimmungen seien, sondern Wirkungen, die sich in neuem Leben offenbaren!

Aber noch haben wir nicht an das tiefste Geheimnis des Kreuzes gerührt. O es ist herrlich, wenn so sein Sterben uns in ein neues Leben hineinzieht, wenn so der ans Kreuz Erhöhte uns zu sich heraufzieht, zu seiner Geduld, seinem Gehorsam, seiner Treue und seiner Tapferkeit, seiner Liebe, seinem Vergeben, seinem Glauben; wenn so sein Blut uns von der Sünde rein macht! Wir hören durch all dies hindurch das Wort: „Für uns“. Wird's aber nicht so sein, daß, je ernster wir ringen und kämpfen, uns desto deutlicher unsre Unvollkommenheit zum Bewußtsein kommt, desto schwärzer uns unsre Sünde erscheint, desto lastender unsre Schuld auf uns drückt? Wir



spüren es, daß da keine Tiefe ist, wo man damit leicht fertig wird. Gewiß, unser Geschlecht ist bald fertig. Wenn es überhaupt noch von Sünde redet, so vergibt es sich selber auch gleich. Aber das können zum Glück nicht alle Menschen, sondern wir kennen die Qual der Frage, die einen Paulus, einen Luther schier zur Verzweiflung trieb: „Wie mag ich vor dem allwissenden, heiligen, gerechten Gott bestehen?“ Wo diese Frage in einem Herzen brennend geworden ist, da fängt man an nach Wasser zu graben auch in Stellen der heiligen Schrift, über die man bisher hinweggeschritten war. Da fängt an Erquickung zu träufeln aus den Worten: „Er hat sein Leben zum Schuldopfer gegeben; die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten; Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber.“ Da fängt der Trost an aufzuleuchten, daß es uns zu gute kommt, daß Jesus gehorsam war bis zum Tod am Kreuz. Er, der Gott die Treue gehalten hat auch in der schwersten Probe, er gehört zu Gott, und nun will er für uns eintreten als unser Mittler, wenn wir zu ihm aufsehen wie der Schächer am Kreuz, wenn wir seine Jünger zu sein uns bestreben. Um seines Gehorsams willen steht auch mir der Zugang zum Vater offen. Nicht gestützt auf meine Tugend und meine Trefflichkeit, sondern gestützt auf das, was Jesus tat, zu dem ich gehöre, will ich vor Gott treten und mich des Wortes getrösten: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und Ehrenkleid!

Und nun will er mit uns das heilige Abendmahl feiern, mit vielen zum erstenmal. Ihrer gedenken wir in dieser Stunde besonders herzlich. Möge die Feier ihnen und uns allen zum Segen sein! Wer darf und soll zum Tisch des Herrn treten? Jeder, der wünscht, daß der, welcher am Kreuz auf Golgatha gestorben ist, ihn als seinen Jünger ansehen wolle, jeder, der ihm danken will für alles, was er getan hat, jeder, der sich sehnt nach Zufluß von Kraft zum Guten, jeder, der Vergebung sucht, jeder, der die Gemeinschaft mit Jesus und durch ihn mit Gott inniger schließen will; jeder, der zu denen gehören will, die wenn auch in Schwachheit und Unvollkommenheit zum Troß aller Feindschaft und allem Hohn auf Golgatha loben und bekennen: Der am Kreuz ist meine Liebe; meine Lieb' ist Jesus Christ! Amen.



## Es ist vollbracht.

Da nun Jesus den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht; und neigte das Haupt, und verschied. Joh. 19, 30.

Gibt es etwas, was uns tiefer ergreift, uns mit größerer Bewunderung, größerer Hochachtung erfüllt, als wenn wir davon hören, daß ein Mensch für einen andern sein Leben opfert? Es ist uns wohl allen noch in frischer Erinnerung, was sich kürzlich an der holländischen Küste zugetragen hat. Alle Zeitungen waren ja voll von Schilderungen über das Schiffsunglück. Nur ein kleines Stück des Schiffes ragt empor. Da drängen sich die Überlebenden zusammen. Um sie her tobt die brandende See, heult der Sturm. Eine schneidende Kälte läßt die Glieder erstarren. Es waren Stunden unbeschreiblicher leiblicher und seelischer Qual. Aber welche ergreifende Züge von Selbstlosigkeit haben sich da abgespielt! Welchen Mut und welche Hingebung haben die Männer an den Tag gelegt, die, allen Gefahren trozend, nicht abließen, bis die letzte überlebende Person gerettet war! Man wußte nicht, sollte man die Männer mehr bewundern, die unter Einsetzung ihres Lebens den fremden Schiffbrüchigen Rettung brachten, oder die Frauen, die dort auf dem Bruch, während der Tod nach jeder von ihnen seine Hand ausstreckte, sich so benahmen, daß die Zeitungen schrieben: Es waren Christinnen; einige unter ihnen haben königliche Gesinnung bewiesen. Niemand konnte die Schilderung dieser Vorgänge lesen, ohne im Innersten ergriffen gleichsam still vor den Beteiligten sich zu beugen und leise zu sprechen: Ehre diesen heldenhaften Menschen! Ehre diesen edlen Seelen!

Mit solchen Gefühlen erfüllt auch der Karfreitag immer wieder der Menschen Seelen. Es machen sich ja sehr viele keine tiefen Gedanken darüber, was alles in dem Sterben Jesu am Kreuz auf Golgatha eingeschlossen ist. Aber das wenigstens wissen wir doch, daß dort einer sein Leben freiwillig hingegeben hat. Einer, der



nichts für sich suchte. Einer, der nichts anderes wollte als den Menschen helfen. Einer, den nur die Liebe trieb, den nur der Gehorsam gegen Gott und die Liebe zu den Menschen trieb, auch der Bosheit, der Niederträchtigkeit, der Verblendung nicht auszuweichen, sondern sich von ihr den qual- und schmachvollsten Tod auferlegen zu lassen. Seine Liebe hat den schwärzesten Undank erfahren, und dennoch läßt er die Menschen nicht, läßt nicht ab, um sie zu werben, läßt sich töten, aber hört nicht auf zu lieben. Daß dort einer seiner Aufgabe treu in den Tod ging, daß dort einer unter den schwierigsten Umständen für die Menschen, die ihn von sich stießen, sich hingab, das sieht ein jeder, und es muß ein Mensch merkwürdig roh oder oberflächlich sein, wenn er da völlig unberührt bleiben kann. Es liegt denn auch für sehr viele, die sich sonst wenig um religiöse Dinge kümmern, über dem Karfreitag etwas Besonderes. Gewiß kann dies eine bloße Stimmung sein, die dem Nebelwölklein gleich kommt und geht, ohne Spuren zurückzulassen. Aber bei vielen ist es doch nicht bloß etwas so Flüchtiges, sondern der Karfreitag führt sie nach Golgatha und läßt sie auf den Mann am mittleren Kreuz schauen, und da wiederholt sich immer wieder, was am ersten Karfreitag geschah, daß Menschen Augen bekommen für die Herrlichkeit dessen, der da stirbt; daß Menschen Augen bekommen für ihre Gottferne, und daß dann zwischen dem Gekreuzigten und ihnen eine Geschichte beginnt, die viel Ähnlichkeit hat mit derjenigen des reuigen Schächers.

Aber auch wenn diese Geschichte bei uns längst angefangen hat, ist es doch nur heilsam, wenn wir uns unter das Kreuz stellen. Man wird mit dem Kreuz nicht fertig. Es hat uns immer wieder etwas zu sagen. Manches liegt ganz klar zu Tage, und anderes ist so tief und geheimnisvoll, daß die größten christlichen Denker umsonst sich abmühten, es dem menschlichen Denken völlig verständlich zu machen. Wie wunderbar! Als jene Männer das Kreuz aufrichteten, da meinten sie damit Jesus für immer vernichtet zu haben. Sie übergaben ihn dem Tod und der Verdammnis. Sie legten den Fluch auf ihn. Nun hat aber gerade das, was Vernichtung bringen sollte, am meisten zum Sieg geholfen. Nichts wirkt überwältigender als der Anblick des Gekreuzigten. Nichts läßt so helles Licht auf ihn



fallen und webt eine solche Strahlenkrone um sein Haupt wie dies Sterben. Damit zieht er die Menschen mit heimlicher Gewalt an sich. Er hat recht behalten mit seinem Wort: „Es ist vollbracht.“

Meine Freunde, wir wollen heute dieses Wort zu uns reden lassen. Je tiefer wir in seine Bedeutung eindringen, desto klarer wird uns die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu zum Bewußtsein kommen.

Es ist eines der zwei letzten, wenn nicht das letzte Wort Jesu am Kreuz. Natürlich liegt der Gedanke am nächsten, Jesus habe damit dem Gefühl Ausdruck gegeben: Nun ist der Tod als Erlöser da. Wie ein befreites Aufatmen klingt's aus dem Wort: Gottlob, nun ist's überstanden. Weshalb sollten wir nicht auch dies heraushören? Wer ihn begleitet hat, mit ihm im Garten Gethsemane gewesen ist, mit ihm die Verhandlungen und Verhöre im hohen Rat und vor Pilatus erlebt hat, wer mit ihm hinausging auf die Richtstätte und nun in diesen letzten Stunden den Blick auf ihn gerichtet hielt, dem ist's eine Erlösung, wenn er sieht, daß es nun zu Ende geht, und es mit dem Viederdichter heißt: „Nun hab ich überwunden Kreuz, Leiden, Angst und Not.“ Vielleicht ist es für das eine oder andere unter uns auch sehr gut, wenn es sich im Blick auf sein Kreuz sagt: Auch bei mir wird es doch eines Tages heißen: Es ist vollbracht, es ist zu Ende. Es hat ja so mancher Mensch etwas Schweres zu tragen, ein Leiden oder traurige Familienverhältnisse oder sonst etwas. Manchmal ist es ihm, er könne es nicht länger aushalten, er müsse zusammenbrechen, er müsse davonlaufen, er müsse der Sache ein Ende machen, er werde noch verrückt, er nehme sich noch das Leben. Nicht also, sondern sage dir: Es muß ja doch ein Ende nehmen, vielleicht viel rascher, als es jetzt scheint, und wie froh bin ich dann, wenn ich ausgeharrt und die Last nicht nach eigenem Willen fortgeworfen habe, sondern sie nun nach Gottes Willen ablegen darf!

Aber es hieße natürlich an der Oberfläche haften bleiben, wenn wir in unserm Textwort nicht mehr suchen wollten als dies Aufatmen im Gefühl nahender Erlösung. Es liegt unendlich viel mehr darin. Wir werden etwas mehr von seinem Inhalt erfassen, wenn wir uns darauf besinnen, daß die Menschen Jesus und seine Wirksamkeit mit dem Tod am Kreuz gründlich vernichten wollten. Jesus selbst hat mit der furchtbaren Frage ringen müssen, ob nicht

sein Leben umsonst gelebt sei, ob nicht sein Werk zertrümmert sei, wenn er auf Golgatha sterbe? Wer wird da noch an ihn glauben? Wer wird noch glauben, daß Gott mit ihm sei und er mit Gott, wenn er den Tod stirbt, den das Alte Testament mit der Verdammnis verknüpft? Umsonst! vergebens! verloren! so höhnt's, so klagt's, so triumphiert's um ihn her, so kämpft und fragt es in ihm.

Aber allen diesen Stimmen, die im Kreuz Untergang, Verderben, Vernichtung sahen, stellt das Wort: „Es ist vollbracht!“ den Glauben entgegen: Ich habe nicht umsonst gelebt, ich habe meine Aufgabe erfüllt; Gottes Wille ist erfüllt, die Schrift ist erfüllt. Der Tod am Kreuz ist nicht der Strich durch das Ganze, sondern der Strich unter dem Ganzen. Er ist nicht Zusammenbruch, sondern Durchbruch. Er ist nicht Ende, sondern Vollendung. Er ist die Krönung des Ganzen. So ist das Wort: Es ist vollbracht! ein Siegesruf. Die Dunkelheit ist verscheucht, das Licht flutet herein. Die Zweifel und Fragen fliehen vor der herausziehenden Gewißheit, daß das Lebenswerk nicht untergehen wird, ja daß dieser Tod es erst zum Abschluß bringt und notwendig dazu gehört.

O meine Freunde, daß wir doch auch einst auf unser Leben zurückschauen können mit diesem Bewußtsein: Ich habe nicht umsonst gelebt! Ich habe erfüllt, was Gott von mir haben wollte! Es gibt Leute, die werden einst auf ein vergeudetes Leben zurückblicken müssen, auf ein Leben, das besser nicht gelebt worden wäre. Ich glaube, wir werden angesichts des Todes und der Ewigkeit auch nicht zufrieden sein, wenn wir nur für das Irdische gelebt haben. Ob wir noch so viel Geld zusammengebracht haben, ob wir noch so viele Kenntnisse uns erworben, ob wir noch so in Achtung gestanden bei den Menschen, — wir werden doch nicht zufrieden sein. Es handelt sich doch darum, etwas zu haben, was uns durch das Sterben nicht entrissen, sondern zur Erfüllung gebracht, zur Vollendung geführt wird. Junke erzählt irgendwo, es befinden sich auf einem Friedhof zwei Grabsteine, von denen der eine die Aufschrift trägt: *V e r g e b e n s !* während auf dem andern das Wörtlein steht: *V e r g e b e n !* Nur ein einziger Buchstabe unterscheidet die zwei Inschriften. Und doch, welcher Abgrund liegt zwischen beiden! Dort etwas wie finstere, knirschende, bittere Verwünschung, hier der



silberne Ton des Friedens. Dort schriller, weher Mißton, hier ein harmonisches Verklingen; dort ein Händeballen, hier ein Händefalten; dort Enttäuschung und Verzweiflung, hier Hoffnung und Zuversicht! Arme Menschen, die ihr Leben zusammenfassen müssen in das Wort: Vergebens! die am Schluß sich gestehen müssen, daß sie in die Irre gegangen sind, daß sie ihre Zeit vergeudet, ihre Gaben mißbraucht, ihr Kräfte an Nichtigkeiten oder gar an Schlechtigkeiten verschwenden haben, daß sie niemandem gebient, niemandem genützt haben, niemandem zum Segen gewesen sind, sondern vielmehr geschadet, verführt haben. Laßt uns doch ja nicht vergessen, daß wir dies Leben nur einmal zu leben haben, und daß es gilt, mit Gottes Hilfe etwas Rechtes daraus zu machen! Je früher wir damit anfangen, desto besser.

Aber nun wollen wir noch tiefer hineindringen in das Wort: Es ist vollbracht! Wir werden das Wort nicht ausschöpfen; aber wir können doch auf das und jenes hinweisen, was durch den Tod Jesu am Kreuz zur Ausführung, zur Vollendung gebracht worden ist.

Zuerst können wir dies sagen: Gottes Wille ist erfüllt worden. Dazu wußte sich ja Jesus gesandt. Das bezeichnet er als seine Speise, daß er den Willen tue des, der ihn gesandt hat. Während seines ganzen Lebens hat er sich von nichts anderem leiten lassen als von der Frage: Was will Gott? Nicht der Erfolg und nicht der Mißerfolg, nicht die Wünsche der Massen und nicht die Ansicht der Führer Israels, nicht der Beifall und nicht das Mißfallen, nicht die Angst seiner Angehörigen und nicht die Erwägungen seiner Jünger, nicht das Hoffen und nicht das Zittern des eigenen Herzens haben ihn bestimmt, sondern einzig und allein die Frage: Was will Gott? Nun hat dieser Wille ihn einen Weg gehen heißen, über den die Menschen geschrieben hatten: Ihr, die ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung zurück! Er ist davor zurückgebebt und ist ihn doch gegangen. Er war gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz. Wirklich, er kann sagen: Es ist vollbracht, das Werk des Gehorsams. Endlich einer, der nichts tat, als was Gott wollte, der Gott durch alles hindurch gehorsam war! Hier am Kreuz lernen die Menschen, was es ist um den Gehorsam gegen Gott, um die Ergebung in seinen Willen. Und wer will es sagen, wie viele schon unter



ihrer Last, auf ihrem Schmerzenslager den Blick nach dem Ge-  
 kreuzigten richteten und ihn lange anschauten und leise sprachen: Du  
 hast noch ganz anderes zu tragen gehabt und warst gehorsam; vergib  
 mir, daß ich ungeduldig war, daß ich klagte und murrte, ich will  
 suchen stille zu sein wie du! Es ist niemals notwendiger gewesen  
 als heute, auf den Gehorsam Jesu hinzuweisen und wie dieser Ge-  
 horsam, welcher Verzicht, Niederlage, Vernichtung zu sein schien, in  
 Wirklichkeit die größte That war, eine Erhebung über alles Selbstische,  
 ein völliges Freiwerden von sich selbst, ein Können des Schwersten.  
 Unsere Zeit liebt das Wort Gehorsam nicht. Die Beugung unter  
 Zucht und Ordnung gilt als veraltet. Jeder will sich seine eigenen  
 Gesetze oder vielmehr Freiheiten geben. Opfer und Selbstverleug-  
 rung gelten für finstere Feinde des Lebens. Man opfert lieber  
 andere als sich. Eine moderne, viel gelesene Schriftstellerin ver-  
 kündet geradezu: „Die Menschheit braucht Menschen mit dem Mut,  
 andere zu opfern, um das eigene Leben zu gewinnen.“ Die Idee ist  
 viel verbreiteter, als manche meinen, daß nur die Gesetze verbindlich  
 seien, die dem Menschen von seinem Standpunkt aus als gut und  
 zweckmäßig erscheinen. In der Ehe könne man sich nicht für das ganze  
 Leben an einen bestimmten Menschen binden, da es nicht sicher  
 sei, ob nicht die gegenseitige Liebe früher oder später erkalten  
 werde; es müsse also dem Einzelnen überlassen bleiben, sein  
 Verhalten nach persönlichem Ermessen zu regeln. Das sind An-  
 sichten, in denen heute sehr viele die Wahrheit, das Glück, die Ent-  
 wicklung, die Lebenssteigerung erblicken. In That und Wahrheit  
 bringen solche Ansichten namenloses Unglück; es lösen sich alle Bande  
 frommer Scheu; die brutale Selbstsucht ist auf den Thron gesetzt; das  
 sinnliche Subjekt mit seinen Launen, Trieben, Leidenschaften gewinnt  
 die Führung über den geistigen Menschen. Nein, nicht der ist frei, der  
 sich gehen läßt, sondern der über sich selbst herrscht und sich in Zucht  
 hält! Der ist der Freiste und Stärkste gewesen, der dort die Kraft  
 fand, Gott gehorsam zu sein und sein Leben hinzugeben. In der  
 Schule des Gehorsams gelangen wir zur Herrschaft über uns selbst,  
 zur Freiheit von uns selbst, zur Seelengröße.

Es ist vollbracht! Laßt mich dies weiter so verstehen: die That  
 des Glaubens ist vollbracht. Ich habe Glauben gehalten. Vergessen

wir nicht, daß es sich für Jesus um Gottes Reich, um das Heil der Menschen, um den Sieg der Wahrheit handelte. Dies alles war durch sein Sterben in Frage gestellt, — nein, nicht in Frage gestellt, sondern jedermann mußte sehen, daß nun alles aus sei. Hatte er mehr als einmal ausgesprochen, er sei gekommen, um Gottes Werk zu vollenden, jetzt schien es Zeit, diesen Glauben fahren zu lassen. Aber nein, er läßt ihn nicht fahren! Er hält ihn fest, er rettet ihn durch alle Zweifel und Fragen und Dunkelheiten hindurch. Er ist trotz allem an dem Sieg der Sache Gottes, an dem Sieg des Lichtes, der Wahrheit, an der Rettung der Menschen nicht verzweifelt. Hier geht der Welt auf, was Glaube ist, und wir können nichts Besseres tun, als mit unserem Zagen und Fragen, unserm Unglauben und Kleinglauben, unserer Mutlosigkeit und Niedergeschlagenheit zum Kreuz kommen.

Es ist vollbracht! Das Leben der Liebe ist mit der größten Liebestat abgeschlossen worden. Weil er uns helfen will, ist er in den Tod gegangen. Die Menschen haben sich an ihm versündigt in unglaublicher Weise; er aber kehrt sich nicht von ihnen ab, er geht ihnen nach; er warnt, er mahnt, er bittet, er läßt sich entehren, mißhandeln, kreuzigen, — und läßt nicht von ihnen. Er bittet für die, welche sich an seinen Qualen weiden; er hilft einem Verbrecher zum Frieden und gedenkt der Verlassenheit seiner Mutter. Wo ist eine Liebe wie seine Liebe? Ja, er darf rufen: Es ist vollbracht; nun habe ich alles getan, was ich tun konnte; nun habe ich alles getan, um den Menschen zu zeigen, wie grenzenlos meine Liebe zu ihnen ist. Nun habe ich ihnen Gottes Liebe und Gnade geoffenbart, die nicht abläßt, zu suchen, zu werben und sich anzubieten; es ist nicht anders möglich, als daß diese Liebe Menschenherzen überwältigt und gewinnt. Nun habe ich ihnen das Beispiel gegeben, daß die Liebe mit siegender Gewalt immer wieder auf Erden die Geister der Selbstsucht, des Neides, des Hasses verjagen, die Kräfte des Guten entbinden und zur Hingebung, zur Geduld, zur Verforschlichkeit, zur Selbstverleugnung anspornen wird, daß man sein eignes Ich hintansetzt und vergißt und sich treiben läßt vom Gedanken an die andern, und Kraft, Zeit, Geld und Herz opfert und Enttäuschungen trägt, um zu helfen, zu retten, zu bessern. Treibt uns

dazu irgend etwas in der Welt immer wieder so an, wie es das Kreuz auf Golgatha tut?

So kann Jesus sagen: Es ist vollbracht! Das neue Leben, das er in die Menschheit hineinragen will, wird durch sein Sterben nicht verdunkelt, sondern im Gegenteil so leuchtend geoffenbart, daß keine Macht es mehr aus der Welt schaffen kann. Immer wieder werden die Menschen sich fragen: Wie war es nur möglich, daß Jesus, der Reine, der Heilige, der Göttliche verworfen und getötet werden konnte? Diese Frage wird zum Gerichtsurteil über das menschliche Herz werden. Niemals hat die Welt sich selbst so bloßgestellt, sich selbst so unerbittlich verurteilt wie damals, da sie Jesus verurteilte. Wir blicken dorthin und wir sehen, was für Geister in uns schlummern. Wir blicken dorthin und wir sehen, wie das Böse aus kleinen Anfängen riesengroß emporkwachsen und uns zum Unglaublichsten antreiben kann. So hilft das Kreuz wie nichts andres, die Macht der Sünde zu offenbaren. Aber immer wieder lernen die Menschen auch gerade am Kreuz das Höchste und Edelste kennen. Dort leuchtet ihnen auf, was göttlich ist. Von da werden Antriebe, Entschlüsse und Kräfte ausgehen, welche ein Neues schaffen. Am Kreuz wird es die Menschheit lernen, daß das Böse nicht mit Gewalt bekämpft werden muß, sondern wenn nötig durch Leiden, in welchem das Gute sich am reinsten und großartigsten darstellt. Auch die christlichen Märtyrer haben die Scheußlichkeiten der römischen Kaiser nicht dadurch überwunden, daß sie andere mordeten, sondern dadurch, daß sie ein Leben der Heiligung lebten und sich lieber töten ließen, als daß sie davon abwichen.

Aber, meine Freunde, noch sind wir nicht hinuntergestiegen in die ganze Tiefe des Wortes: Es ist vollbracht! Noch haben wir das nicht berührt, was Millionen von Menschen ihr einziger Trost im Leben und im Sterben ist, was das Kreuz ihnen zur Quelle des Friedens und der Kraft macht, was sie frei und froh macht, was ihre Herzen mit Ruhe erfüllt gegenüber Tod und Gericht, was sie treibt und stark macht, den Kampf gegen die Sünde mit aller Entschiedenheit aufzunehmen, was sie getrost und freudig als Kinder Gottes sich fühlen läßt. Sie fassen es in das Wort: Jesus starb für mich. Noch hat keiner diese Seite des Sterbens Jesu völlig verständlich gemacht. Wir

rühren hier an ein Geheimnis. Aber sicher ist dies, daß Jesus selbst seinem Leiden und Sterben eine erlösende und versöhnende Wirkung zugeschrieben hat. Er gibt sein Leben zum Lösegeld für viele. Er sieht sich als das Opferlamm; wir denken an die Worte bei der Einsetzung des Abendmahles. Unsere Zeit hat im großen und ganzen für diese Seite des Kreuzestodes Jesu wenig Verständnis. Aber vergessen wir nicht, daß unsere Zeit eine Zeit der Selbstgerechtigkeit ist! Eine solche Zeit glaubt keine Versöhnung und keine Gnade nötig zu haben. Aber es werden auch wieder Tage kommen, da man über die Sünde ernster denkt als jetzt, da man an der eigenen Vortrefflichkeit und an der eigenen Kraft irre geworden ist. Da wird auch wieder die Frage vor die Menschen treten, die einen Paulus, einen Luther fast zur Verzweiflung trieb. Da werden dann die Worte des alten Bundes: Er hat sein Leben zum Schuldopfer hingegeben und vieler Sünde getragen, und das Wort des Täufers: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt! und die Worte des Apostels, der in dem Kreuzestod unsere Versöhnung, unsere Erlösung, unser Heil sah, wieder vielen zum Stecken und Stab, zum Licht werden. Aus dem Wort: Es ist vollbracht! werden sie leuchtenden Auges die Zusicherung hören: Das Werk der Rettung, der Erlösung ist vollbracht. Wenn ich reuig und bußfertig komme wie der Schächer, so will Jesus vor Gott für mich eintreten, und die Fürsprache dessen, der gehorsam war bis zum Tod am Kreuz, wird nicht umsonst sein. Um seinetwillen wird mir der Zugang zum Vater offen stehen. Sein Tod ist mein Leben. Ihm sei Preis und Anbetung!

O meine Freunde, laßt uns doch kämpfen gegen all das, was ihn in den Tod gebracht hat! Laßt uns auf ihn blicken mit dem Gedanken: Das tatest du für mich, was tue ich für dich? Laßt uns sein Beispiel vor Augen haben! Laßt uns auf die Seite derer treten, die ihn lieben! Laßt uns jetzt im heiligen Abendmahl die Gemeinschaft mit ihm suchen! Dann wird der Karfreitag, der Tag der Trauer, uns zu einem Tag des Segens; dann ist Jesus für uns nicht umsonst gestorben; dann gilt es auch für uns: Es ist vollbracht! Amen.





## Admissionsrede.

Karfreitag 1908.

Da sprach nun Jesus zu den Juden, die an ihn glaubten: So ihr bleiben werdet in meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.

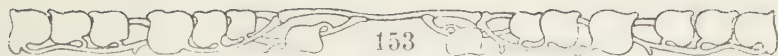
Joh. 8, 31—32.

So spät auch die Osterzeit dieses Jahr ist, so will es mir doch nun im Blick auf die Schar, die heute konfirmiert werden soll, vorkommen, sie sei noch viel zu früh. Sicher geht es vielen unter uns ähnlich. Ich denke an die Eltern, Großeltern, Anverwandten und Taufzeugen dieser Knaben und Mädchen. Wer unter dieser Schar hier eines sein Kind nennt, dem ist es heute gar eigen zu Mut. In die Freude und den Dank, daß man diesen Tag erleben durfte und daß es mit dem Kinde so weit ist, mischt sich fast etwas wie Verwunderung, fast, möchte ich sagen, etwas wie Bedauern, daß es schon so weit ist. Es will einem scheinen, als sei die Zeit noch so nahe, da das Kind klein war, und der heutige Tag in unendlicher Ferne zu liegen schien. Dann kamen die ersten Versuche zu gehen und zu sprechen. Dann kam schon viel rascher, als man meinte, der erste Schultag. Die Jahre gingen dahin. Plötzlich hieß es: Unser Kind muß in die Unterweisung. Frühling, Sommer, Herbst, Winter, wie rasch waren sie vorüber! Und nun ist die Konfirmation da.

Auch mir ist das Jahr viel zu rasch vorübergegangen. Es ist wohl niemand hier, der es nicht versteht, wenn ich sage, daß ein Unterweisungslehrer angesichts einer solchen Schar von Konfirmanden das Jahr hindurch manche Stunde hat, wo er unter dem Gefühl der Verantwortung schier erliegt. Doch kann man sich immer wieder trösten mit dem Gedanken: Du kannst ihnen ja dies und dies noch besser erklären, kannst es ihnen noch eindringlicher ans Herz legen! Aber jetzt ist es mit diesem Trost aus. Wir sind mit der

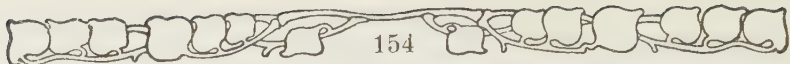
Unterweisung zu Ende. Ihr sollt konfirmiert werden; ich muß euch gehen lassen. Wenn ich auch hoffe, daß ihr fleißig die Gottesdienste besuchen werdet, wenn ich euch auch herzlich einlade, mit euren Anliegen dieser oder jener Art zu mir zu kommen, so gibt es eben doch nur Ein Unterweisungsjahr, und wenn man an seinem Schluß steht, so erfährt man etwas vom Schmerz der Trennung von solchen, die einem je länger je vertrauter und lieber geworden sind. Aber es ist noch etwas anderes, was diese Stunde zu einer ernstern macht. Unsrer Gedanken gehen in die Zukunft. Man kann nicht auf alle diese Jünglinge und Töchter blicken, man kann sie nicht ihr Ja sprechen hören, man kann sie nicht zum Altar treten sehen, ohne daß selbst bei dem, der keinem von ihnen näher steht, die Frage aufsteigt: Wie wird's in zehn, in fünfzehn bis zwanzig Jahren mit jedem stehen? wo werden sie sein? was werden sie sein? wie wird es ihnen ergehen äußerlich und innerlich?

Da steigen viel herzliche und gute Wünsche und Gebete aus treu besorgten Herzen heute für euch, liebe Konfirmanden, empor. Sie mögen teilweise äußere Dinge im Auge haben, diese Wünsche: eure Gesundheit, euer irdisches Fortkommen, eure Stellung im Leben. Selbstverständlich wünsche ich euch auch hierin das Beste. Ich hoffe und erwarte, daß ihr Männer und Frauen werdet, die je nach ihrer Begabung einen höhern oder schlichtern Platz im Leben recht ausfüllen. Ich habe euch im Unterricht nicht im Unklaren darüber gelassen, daß man nur einen solchen Menschen achten kann, der sein Bestes zu leisten sucht, der an sich selbst Anforderungen stellt, der Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit als selbstverständlich betrachtet. Aber ich habe euch auch immer wieder gezeigt, wie dies alles und noch viel dazu ganz von selbst sich einstellt, wo ein Mensch wirklich ernst macht mit dem christlichen Glauben, mit der Nachfolge Jesu. Wenn wir auch für euer irdisches Fortkommen die herzlichsten Wünsche hegen, so wird doch jeder zugeben: unendlich wichtiger noch ist das, daß ihr nicht an eurer Seele Schaden nehmet. Was nützt aller äußere Erfolg, was die schönste Stelle, was das größte Vermögen, wenn ein Mensch charakterlos geworden ist, wenn er sein gutes Gewissen, seine Unschuld verloren hat, wenn er ein Knecht irgend einer Leidenschaft ist, wenn er keine sittlichen Überzeugungen,



keine Begeisterung für das Ideale, das Edle, Schöne und Wahre mehr hat, wenn er innerlich ausgebrannt und leer ist? Seht sie doch nebeneinander die beiden, Pilatus und Jesus! Dort der Mensch, der alles hat, was die Welt an Gütern zu geben vermag, und hier Jesus, gebunden, geschmäht, gegeißelt, blutüberströmt, das Kreuz vor Augen. Nun sagt, vor welchem beugt ihr euch, mit welchem möchtet ihr tauschen? Ja, es gefällt uns wohl manches, was Pilatus sein eigen nennt; wir schrecken zurück vor dem Los, das Jesus trifft; aber wir sind auch nicht einen Augenblick unschlüssig in unserm Urtheil, daß der Römer mit all seinem Geld und seiner Macht klein, unendlich klein, elend und bejammernswert ist, wenn wir auf Jesus schauen. Woran liegt es, daß dem also ist? Woran, wenn nicht daran, daß jener wohl Irdisches, viel Irdisches, aber keinen Gott, dieser aber zwar nichts von der Erde als das Kreuz, dafür aber Gott hatte?

Darum werdet ihr es verstehen, wenn ich heute, am Schluß unseres Unterrichts, nicht von diesem oder jenem rede, sondern zum Abschied die Hauptsache, das Eine, was not ist, das Eine, in dem alles Gute eingeschlossen liegt, das, was Mittelpunkt, Kern und Stern unserer Unterweisung war, euch noch einmal recht eindringlich ins Herz lege. Das habt ihr sicher gespürt, daß ich in all den Stunden, die wir zusammen zugebracht haben, nichts anderes wollte, als euch das geben, was nach meiner Überzeugung und Erfahrung dem Menschen den festesten Halt verleiht, was ihn vorwärts bringt, was ihn bewahrt vor Irrwegen, Fall und Verfinstern, was ihn gesund, froh und frei macht, was ihn andern zum Segen werden läßt, was ihm auch über Tod und Grab hinaus noch Hoffnung und Licht schenkt. Wir haben uns bei andern Religionen umgesehen. Wir haben in der Geschichte nach leuchtenden Vorbildern ausgeschaut; wir sprachen vom Einfluß der Wissenschaft, der Naturschönheit, der Literatur, der Kunst. Wir haben die Augen nicht verschlossen vor den Lichtstrahlen, die uns von daher zugekommen sind, und ihr sollt euch ihnen auch ferner nicht verschließen. Aber wo haben wir gemerkt: Da ist nun lauter Licht und kein Schatten, da ist nun lauter Wahrheit und kein Irrtum? War es nicht da, wo wir auf Jesus zu reden kamen? Da ist uns klar geworden: An den



mußt du dich halten, der muß dein Führer durchs Leben werden, wenn es ein Leben in aufsteigender Linie sein soll. In solchen Stunden kommt es uns vor, es sei ja nicht anders möglich, als daß man diesem Herrn nachfolge. Aber, meine lieben Konfirmanden, es haben schon viele in ihrer Unterweisungszeit etwas von heiliger Begeisterung verspürt; sie haben die besten Vorsätze und Entschlüsse gefaßt; sie haben Gottes Wort gelesen, des Gebetes gepflegt; sie haben an sich selbst gearbeitet und ihre Fehler zu bekämpfen sich bemüht, so daß man von ihnen sagen konnte: Ihr lieft fein, wie Paulus den Galatern schreibt. Aber dann ging es, wie es manchmal im Frühling geht: ein Blühen, ein Sprossen, ein Grünen, es ist eine wahre Herrlichkeit! Aber plötzlich legt sich ein Reif über alles, oder es kommen kalte, stürmische Tage und Nächte und bringen den Tod, wo so frohes, schönes Wachstum war. Auch von den Christen in Galatien kann der Apostel nicht mehr sagen: Ihr lauset fein. Er muß sie vielmehr strafend fragen: Wer hat euch aufgehalten, der Wahrheit zu gehorchen? Auch in den Evangelien lesen wir: Von da an gingen viele hinter sich, weg von Jesus, so daß er seine Jünger fragte: Wollet ihr auch weggehen? So könnt auch ihr, meine lieben Konfirmanden, vom Glauben und vom rechten Weg abkommen. Es wird nicht an solchen fehlen, die euch das, was ihr in der Unterweisung erhalten habt, zu nehmen suchen. Mit angebllicher Wissenschaft, mit dem stolzen Wort vom Freidenkertum, mit spöttischen Reden, mit Verführung zum Leichtsinne werden sie euch den Glauben zu untergraben suchen. Sie werden es auf grobe und feine Weise versuchen. Sie werden euch dumm nennen, wenn ihr noch zur Kirche geht. Sie werden es nicht ungeheuer schwer haben, auch euch gleichgültig zu machen und auf Abwege zu bringen, weil in euch selbst allerlei Neigungen sind, die euch von Jesus wegziehen. Auch mögen in euerm Leben schwere Zeiten kommen, da Leid und Lust euch an Gott irre machen wollen. Darum möchte ich euch jetzt so eindringlich als möglich bitten: Werdet rechte Jünger Jesu, indem ihr **b l e i b e t** in seiner Rede.

Es ist schön, wenn man sich durch die Unterweisung zu Jesus führen läßt; aber nun muß man auch bleiben. Dem Anfang muß eine Fortsetzung folgen. Niemals wird aus einem Menschen etwas





Rechtes, der bald dies, bald jenes anfängt, aber die Sache immer wieder liegen läßt. Nur die werden etwas Ganzes und Großes schaffen, die allen Widerständen und Schwierigkeiten zum Troß auch ausführen, was sie einmal angefangen haben. Zähigkeit, Gewissenhaftigkeit, treues Ausharren, Ausdauer haben bewirkt, daß schon viele mit kleinen Gaben und Mitteln Größeres zustande brachten als mancher reich Veranlagte. Es ist im geistlichen Leben nicht anders. Auch hier gilt es, entschlossen, zielbewußt, ausharrend, treu dem Herrn nachzufolgen. Mit dem Kommen ist es nicht getan; wir müssen bleiben. Es gibt junge Leute, die meinen, mit der Konfirmation sei nun ihre religiöse Entwicklung abgeschlossen; nun seien sie ja unterwiesen, nun seien sie admittiert; nun sei alles geschehen, was nötig sei. Ja, manche betrachten die Admission wohl gar als das Auftun einer Thür in das Land der Ungebundenheit, als ob es hieße: jetzt brauchst du nicht mehr zu gehorchen, jetzt kannst du tun, was dich gelüstet, jetzt kannst du dich gehen lassen.

Meine lieben Konfirmanden, ich glaube nicht, daß ihr so denkt. Ihr müßt wissen, daß man nun mehr und Besseres von euch verlangen darf als bisher, daß es nun erst recht und je länger je mehr gilt, das, was ihr gehört habt, auch zu tun. Ich habe euch den rechten Weg gezeigt; aber nun müßt ihr ihn auch gehen. Es ist guter Same ausgestreut worden; nun soll er wachsen und Frucht bringen, und ihr müßt zusehen, daß er nicht zertreten, nicht vom Unkraut überwuchert und erstickt wird. Ihr sollt wachsen in der Erkenntnis Gottes und seines Willens. Ihr sollt Jesus immer besser kennen lernen. Wie könnt ihr das, wenn ihr nicht bei ihm bleibet, wenn ihr nicht in Gemeinschaft mit ihm steht, wenn ihr Gottes Wort links liegen laßt, wenn ihr das Gebet vernachlässigt, wenn ihr dem Gottesdienst fern bleibt? Nicht wahr, einen Menschen kennen wir doch um so besser, je mehr wir mit ihm verkehren? Sollte das mit Gott und mit Jesus anders sein? Nicht wahr, überall gilt es: Übung macht den Meister? Sollte das mit der Überwindung unsrer Fehler, mit dem Gehorsam gegen Gott, mit dem Vertrauen auf ihn anders sein? Was ist aus dem Jünger geworden, der nicht in seiner Rede blieb? Ihr wißt es; ihr kennt den Entwicklungsgang des Judas Ischarioth. Was ist aus den Männern geworden, die in

seiner Rede blieben? Wir sehen, wie sie bei ihm, unter seinem Einfluß, in der Kraft seines Geistes aus schlichten Fischern und Zöllnern zu Jüngern und Aposteln wurden, von denen durch die Jahrhunderte hindurch auf Millionen und Millionen Menschen Segen ausging. Wie sind sie aus furchtsamen Menschen zu Glaubenshelden geworden, wie demütig wurden die einst so selbstgewissen, wie einig die früher sich streitenden!

O meine lieben Konfirmanden, werdet doch auch alle seine rechten Jünger, indem ihr bleibet in seiner Rede! Das ist die Bitte, die Mahnung, die ich euch in dieser Stunde noch recht ans Herz lege. Nicht ich tue es, Jesus tut es. Denket immer daran, daß er vor euch steht und euch bittet: Bleibet bei mir und werdet meine rechten Jünger!

Ich könnte mit dieser Bitte schließen. Wenn ihr sie erfüllet, so werdet ihr ja selbst noch viel besser, als alle Worte es zu schildern vermögen, inne werden, daß ich euch das Beste geraten habe für Zeit und Ewigkeit, für Leib und Seele, für euch und für die Euren und für alle, mit denen ihr zu tun haben werdet. Aber ich möchte doch euch wenigstens noch auf das hinweisen, was Jesus selbst hier seinen rechten Jüngern in Aussicht stellt. „Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“ Wahrheit und Freiheit, das sind die zwei Kleinodien, die wir von Jesus geschenkt erhalten. Lohnt es sich nicht, für diese Dinge alles einzusetzen? Was ist denn ein Leben, wenn es sich nicht auf der Wahrheit aufbaut? Was ist ein Mensch wert, wenn er nicht wahr ist? Wie muß es sein, wenn wir eines Tages vielleicht auf dem Totenbett erst erkennen, daß es Schaum, Irrtum, Glitter, Lüge, Unrat ist, was wir dann als Ertrag in den Händen haben? Fürwahr, nicht Täuschung, nicht Irrlicht, nicht Lüge wollen wir, sondern Wahrheit.

Wir wollen die Wahrheit über uns selbst. Wir wollen uns nicht über uns selbst täuschen. Wir wollen uns auch nicht durch Menschen täuschen lassen; ihr Lob soll uns nicht benebeln, und ihr Tadel soll uns nicht feige machen. Wir wollen demütig bleiben bei allem Erfolg und Ruhm, und wir wollen, wenn wir uns auf dem rechten Weg, auf den Wegen Gottes wissen, uns durch alles Geschrei der Menschen nicht beirren lassen. Nun ist es ganz sicher, daß nie-

mand uns die Augen so öffnet, wie Jesus es tut. Wenn wir uns vor ihn hinstellen, wenn wir in sein Licht hineintreten, da werden wir uns allezeit so sehen, wie wir wirklich sind, ohne Retouchierung und Übermalung.

Das mag oft harte, demütigende Wahrheit sein; aber nun geht uns in Jesus zugleich auch eine so leuchtende, herrliche Wahrheit auf, wie in keinem andern, die Wahrheit nämlich, daß wir zu Gott hin geschaffen sind, daß uns ein Ziel gesteckt ist, das Vollkommenheit und Gotteskindschaft heißt und wie die Sonne an unserm Himmel steht. Es geht uns die Wahrheit auf und wird uns in Jesus zur Gewißheit, daß wir Meister werden können über das, was uns nach unten ziehen will; es wird uns die Wahrheit gewiß, daß Gott uns liebt trotz allem, was wir verfehlen.

Gott liebt aber nicht nur uns, sondern die ganze Menschheit. In Jesus geht uns die Wahrheit auf: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Die Wahrheit vom Reiche Gottes geht uns auf. Die Wahrheit, daß es nicht so sein muß, wie es ist, daß Lüge, Ungerechtigkeit, Elend, Not, Sünde zurückgeworfen werden sollen, und daß jeder von uns dabei mithelfen soll und kann. Da bekommt unser kleinstes Tun eine unendliche Bedeutung; denn jede kleine Pflichterfüllung hilft mit am Kommen des großen herrlichen Gottesreiches. Da haben wir für die größten Kräfte, für das mächtigste Können und Wollen Aufgaben von Riesengröße. Da lohnt es sich zu leben, da lohnt es sich zu leiden, da sind Ideale und Ziele, für die man sich begeistern kann. Möchten die Kreuzfahrer alles einsetzen, um das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, — wir wollen noch etwas Besseres tun, wir wollen tun, was wir können, um die Welt aus den Krallen des Bösen in seinen tausend Gestalten zu befreien und sie für Gott zu gewinnen, damit sein Reich komme.

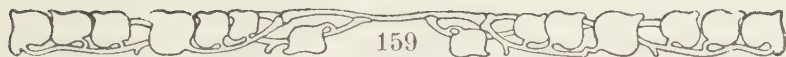
Bei Jesus werden wir auch niemals im Unklaren darüber sein, was Recht und was Unrecht, was Licht und was Finsternis, was Schein und was Echtheit, was Irrtum und was Wahrheit ist. Wir leben in einer Zeit, da eine überaus gefährliche Verwirrung um sich greift. Man will nur noch von seinen Rechten hören, aber nicht mehr von seinen Pflichten. Man lacht über den, der sich ehrlich und redlich abmüht: das einzig Vernünftige sei, sich das Leben möglichst

angenehm zu gestalten und es zu genießen. Gebote Gottes? ach was, jeder muß sich nach seiner eigenen Natur entfalten können! Sünde, das ist ein veralteter Begriff! Moral ist etwas sehr Veränderliches! Sinnenfroh muß der Mensch sein, genußfreudig, vorurteilslos! Liebe Freunde, was soll ich weiter reden von diesem Gefasel von Menschen, die nicht einmal ehrlich schlecht sein wollen, sondern noch schöne Phrasen suchen, um die Verderbtheit ihrer Herzen und die Verdrehtheit ihrer Köpfe zu verbergen? Seht, meine lieben Konfirmanden, all dieses Lügengespinnst, da Gut in Böse und Böse in Gut, Finsternis in Licht und Licht in Finsternis verkehrt werden soll, das zerreißt unfehlbar vor jedem, der mit Jesus in Gemeinschaft steht. Da sieht man den Dingen auf den Grund und läßt sich nicht verblenden, sondern man weiß, was gut und böse, was wahr und unwahr ist.

Ist es nun wohl nötig zu sagen, daß uns Jesus so auch die Freiheit gibt? Das ist ein Wort von wunderbarem Klang. Man müßte ja nicht ein Schweizer sein, um dies nicht zu empfinden, und gerade in euerm Alter ist man für dieses Wort sehr empfänglich. Manche unter euch mögen sich in diesen Tagen, da sie aus der Schule entlassen werden und vielleicht auch fortgehen, gefreut haben im Gefühl, nun mehr Freiheit zu haben als bisher. Ihr alle steht in einem Alter, da man nicht gern eingeengt ist. Wir begreifen euch vollkommen. Aber warnen möchte ich euch doch, daß ihr nicht Freiheit mit Frechheit, mit Zügellosigkeit und Ungebundenheit verwechselt. Frei ist nicht der, der sich gehen läßt, sondern der, der sich selbst in Zucht hält. Frei ist nicht der, der tut, was ihn gelüstet, sondern der, der über seine Triebe und Begierden Herr ist. Es meint mancher, er sei frei, weil er an keinen Gott mehr glaubt und sich um Gottes Wort nicht mehr kümmert; aber daß er ein Knecht seines Hochmuts und Dünkels, ein Knecht des Geizes, der Genußsucht, der Selbstsucht, ein Sklave des Alkohols ist, daß er abhängig ist vom Urteil und der Meinung der Menschen, daß er von seinem Leichtsinn geführt und verführt wird, daß er ein Knecht der Furcht ist, ja merkt er denn das nicht?

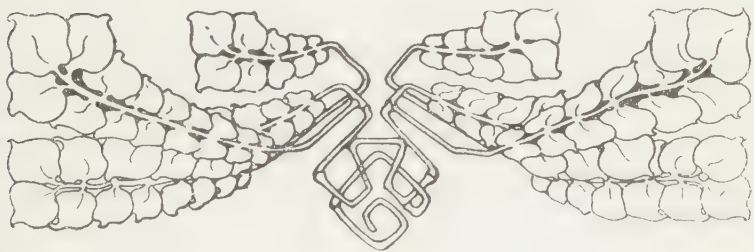
Ach, mancher hat es erst gemerkt, als es zu spät war, gerade wie jener Mann, der sein Boot auf dem Strome treiben ließ und alle





Warnungen vor den Wasserfällen lachend in den Wind schlug. Als er endlich doch anfang, über die Schnelligkeit, mit der das Boot dahinschoß, ängstlich zu werden, da mußte er zu seinem furchtbaren Entsetzen merken, daß nicht mehr er, sondern der Strom das Schifflein in der Gewalt hatte. Bedenket, meine lieben Konfirmanden, daß das Böse sich um uns schlingen kann wie die Schlingpflanzen um die Füße des Schwimmers. Ihr sollt euch nicht binden, nicht fesseln, nicht knechten, nicht umgarnen, nicht hinunterziehen lassen. Ihr sollt frei sein.

Laßt euch dazu von Jesus helfen! Ihr sollt es mir nicht nachsprechen, ihr sollt es erfahren, daß das Wort wahr ist: So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei. Aber um das zu erfahren, müßt ihr ihm nachfolgen, müßt ihr bei ihm bleiben. Ich kann euch nicht verbürgen, daß das immer ganz leicht und angenehm sein wird. Aber das verbürge ich euch, daß keiner es bereuen wird, sondern daß ihr einst, wenn wir zusammen vor Gott stehen werden, freudig zu mir sagen werdet: Du hast uns gut geraten! Amen.





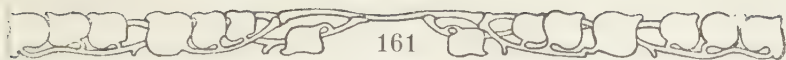
## Admissionsrede.

Palmsontag 1909.

Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.  
Psaln 119, 105.

Als ihr euch im letzten Frühjahr zum erstenmal zum Unterweisungsunterricht einfandet, da mag es euch erschienen haben, die heutige Feier liege in sehr weiter Ferne. Und nun, was denkt ihr heute in der Stunde der Konfirmation? Wenn einem in euerm Alter auch die Zeit noch nicht so davonzueilen scheint, wie es später der Fall ist, so würde es mich doch nicht wundern, wenn ihr sagen würdet: Wie schnell ist doch nun dies Jahr vorübergegangen! Ja ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß viele unter euch das nicht nur mit Verwunderung, sondern mit Bedauern sagen; ihr steht unter dem Eindruck, daß etwas zu Ende ist, was nie mehr wiederkehrt im Leben. Man hat nur Ein Unterweisungsjahr, und was da behandelt wird, ist etwas so Hohes, Herrliches, es bildet sich da zwischen dem Unterweisungslehrer und seinen Konfirmanden je länger je mehr ein so besonderes Verhältnis, daß der Gedanke: jetzt haben wir unsere letzte Unterweisungsstunde gehabt, nun kommen wir nie mehr ganz so zusammen, wie es dieses Jahr hindurch geschehen ist, uns wehmütig stimmt und wünschen läßt, es möchte noch nicht so weit sein. Manche von euch verlassen ja nun auch das Elternhaus, gehen in eine Lehre, ziehen in die Fremde, kommen unter fremde Menschen. Aber auch für diejenigen, die daheim bleiben dürfen, die ihre weitere Ausbildung in der Schule fortsetzen, bedeutet doch diese Feier etwas wie einen Markstein im Leben. So hilft allerlei mit, diesem Tag das Gepräge des Ernstes und der Heiligkeit zu geben.

Das spüren wir alle. Es ist wohl niemand hier, dem es im Blick auf diese Schar nicht feierlich zumute wäre. Unwillkürlich



steigt ja die Frage empor: Was wird aus einem jeden von ihnen werden? Wie und wo und was werden sie in zehn bis zwanzig Jahren sein? Gehen nicht die Gedanken zurück zu der Stunde unserer eigenen Konfirmation? Wird nicht allerlei Vergangenes lebendig vor uns? Melbet sich nicht die Frage:

Bist du, bist du alleweg  
Gegangen, aber rein,  
Wie du gegangen bist  
Auf Kindes Füßen klein?

Hast du, hast du alleweg  
Gesprochen also klar,  
Wie einstens deines Mundes  
Lautleise Stimme war?

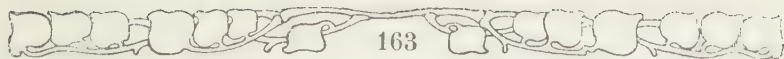
Sahst du, sahst du alleweg  
So klar ins Angesicht  
Der Sonne, wie dereinst  
Der Kindesaugen Licht?

Wollen wir diese Frage achselzuckend abtun? Wollen wir nicht lieber uns durch sie treiben lassen zu beten: Herr, bewahre du sie alle, die heute zum Altar treten, vor dem, was ich in meinem Leben ungeschehen machen möchte! Hilf ihnen ihre Begeisterung für das Gute behalten! Gib, daß ihre Vorsätze und Entschlüsse nicht verfliegen, sondern Tat und Leben werden! Bewahre sie, daß keines sich verirre, keines verderbe! Und wollen nicht wir selbst, statt nur Zuhörer oder gar nur Zuschauer zu sein, still für uns auch Konfirmation feiern und allerlei wieder fest machen, was lose geworden ist? So könnte jedem unter uns diese Feier zum Segen werden. Wenn in diesen Tagen in unserm Kanton nicht bloß die zwölftausend Kinder konfirmiert würden, sondern — ich will nicht sagen alle, aber doch wenigstens ein Teil derer, die landauf, landab zu dieser Feier sich einfinden, den Bund mit Gott, den sie vor so und so vielen Jahren auch geschlossen haben, wieder erneuern, wieder eingehen wollten, dann würde die Sorge um die Neukonfirmierten viel kleiner sein. Eltern brauchten weniger bange zu sein, ihr Kind möchte unter schlimme Einflüsse, in böse Gesellschaft geraten. Unterweisungslehrer brauchten weniger zu fürchten, daß das von ihnen Gesäte zertreten, ausgeraut, vom Unkraut überwuchert werde.

Ach ja, was bewegt jetzt alles die Herzen derer, die als Vater und Mutter ihren Sohn oder ihre Tochter unter dieser Schar wissen? Ob es nicht manchem schier wie ein Traum vorkommen will, daß ihr Kind nun schon konfirmiert werden soll? War es denn nicht eben erst noch klein? War es nicht eben erst, daß man sich freute über seine ersten Versuche zu gehen und zu plaudern? Ist es denn wirklich schon so lange her, daß es sich um seinen ersten Gang zur Schule handelte? Damals lag diese Feier in so weiter Ferne, daß man gar nicht daran dachte, und doch wie schnell kam es dann, daß es hieß: Unser Kind muß in die Unterweisung. Wie rasch ist nun der Tag seiner Konfirmation herbeigekommen! Die Gedanken gehen zurück, bleiben da und dort stehen und holen aus dem Nebel der Vergangenheit allerlei hervor, Frohes und Schmerzliches, Erinnerungen, die ein Lächeln hervorlocken, und Erinnerungen an Stunden, da man in heißer Angst um das junge Leben zitterte, oder da man mit Besorgnis und Herzeleid böse Fehler hervortreten sah. Und aus der Vergangenheit spinnen sich die Gedankenfäden hinüber in die Zukunft. Was bringt sie wohl unserem Kind? Wie wird es sich entwickeln, wie wird es sich halten? Da wollen wohl allerlei Sorgen und Wolken aufsteigen, zumal da, wo Vater oder Mutter diesen Tag nicht erleben durften. Aber wollen wir nicht die Sorgen darniederhalten mit dem Dank dafür, daß das Kind nun doch so weit ist? Wollen wir nicht mancherlei bange Fragen an die Zukunft und die Gedanken an allerlei Versäumnisse in der Erziehungsarbeit ausmünden lassen in das herzliche Gebet: Herr, hilf du weiter; vergib, wo gefehlt worden ist; behüte vor Schaden an Leib und Seele; befestige, vertiefe die empfangenen guten Eindrücke, daß alle diese Söhne und Töchter wachsen im Guten, ihren Eltern und Angehörigen zur Freude, ihren Mitmenschen zum Segen und dir zur Ehre?

Das ist auch mein herzlichster Wunsch. Jedermann wird es verstehen, wenn ich sage, daß der Konfirmationstag für den Unterweisungslehrer zu den schwersten in seinem Amte gehört. Auch wenn man das Jahr hindurch da und dort etwa einmal eine Bemerkung machen muß, auch wenn man sich manchmal sagt: Wären sie doch nur zehn oder fünfzehn Jahre älter! — ich möchte es doch heute aus-





sprechen, liebe Konfirmanden und Konfirmandinnen, daß ich euch den Unterweisungsunterricht mit Freuden und nicht mit Seufzen erteilt habe, daß ihr mir lieb geworden seid, und daß es mich hart ankommt, euch nun, da wir uns viel näher stehen und vertrauter geworden sind, gehen lassen zu müssen, euch gehen lassen zu müssen mit der drückenden Frage: Habe ich ihnen auch das, was nach meiner Überzeugung und Erfahrung das Beste in der Welt ist, eindrücklich genug ans Herz gelegt? Habe ich so geredet, daß ihnen die Wahrheit und Herrlichkeit des Christenglaubens aufgehen mußte? Habe ich eindringlich genug gewarnt vor den Dingen, die hinunterziehen, die unfrei und unfroh machen, die die Keue nach sich ziehen und das Verderben? Habe ich ihnen den richtigen Weg deutlich genug gezeigt? Ach, da wünschte man wieder von vorne anfangen zu können, um noch auf dies hinzuweisen und jenes recht ins Licht zu stellen. Das kann ich nun nicht; aber ich glaube, es würde auch nicht viel dabei herauskommen. Es würde nur eine Mahnung die andere verwischen. Das Beste, was ich in dieser Stunde tun kann, ist wohl dies: Euch ein kurzes Wort mitgeben, das alles enthält, was ich sagen möchte, und das ihr hoffentlich nicht vergessen werdet. Es ist ja wohl allen schon bekannt. Es ist das, was im 119. Psalm, Vers 105 geschrieben steht: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege.

Wir wünschen alle, ihr möchtet auf dem rechten Wege bleiben, ihr möchtet, wie man sagt, euren Weg machen, indem ihr brauchbare, tüchtige Menschen werdet, die ihren Platz in treuer, gewissenhafter Arbeit gut ausfüllen und mit Ehren dastehen. Wir wünschen, ihr möchtet allezeit den Weg der Wahrheit, der Ehrlichkeit, der Reinheit gehen, den geraden Weg, einen Weg, der aufwärts führt. Nicht wahr, da sollte man einen Wegweiser haben, einen Führer, einen Ratgeber, einen zuverlässigen Begleiter?

Nun zweifle ich keinen Moment daran, daß es euch nicht an solchen fehlen wird, die euch Ratschläge erteilen wollen. In euch selbst tragt ihr allerlei Wünsche und Neigungen, die für euren Lebensweg bestimmend sein wollen. Bald von hieher und bald von daher wird es heißen: Komm mit mir, hier geht's sicher lustig zu, hier findest du Vergnügungen und fröhliche Gesellschaft; hier kommt man

ohne große Mühe vorwärts. Wenn wir vorhin einen sprechen hörten: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte, so werdet ihr andere hören, habt wohl schon andere gehört, die euch sagen: Warum nicht gar; du wirst dich doch nicht an dieses alte Buch binden wollen? Wem fällt es denn noch ein, die alten Thranlichter von anno dazumal zu benutzen? wir Kinder des zwanzigsten Jahrhunderts sind über das hinaus. Wir haben Gas und elektrisches Licht, das ganz anders hell brennt; so ersetzen wir auch die alten Lehren der Bibel mit unserer eigenen, neuen, fortgeschrittenen Weisheit. Ja, meine lieben Konfirmanden, was werdet ihr nicht alles hören! Wie wird man hier mit angeblicher Wissenschaft, dort mit ganz gewöhnlichem Spott es euch ausreden wollen, den Glauben festzuhalten, in dem ihr nun unterwiesen worden seid, den Weg zu gehen, den ich euch gezeigt habe!

Was wollt ihr da tun? Wollt ihr euch nicht sagen: Nein, bevor ich über die Heilige Schrift urteile, will ich sie doch erst einmal recht kennen lernen? Sie kennen lernen, das heißt nicht bloß sie lesen, sondern das heißt, es mit ihr praktisch versuchen, sich an ihre Weisungen halten. Stellt euch vor, daß ein Mensch die Anordnungen eines Arztes gar nicht oder nur mit halbem Ohr anhört, oder sie zwar anhört, aber dann nicht befolgt, und nun kommt dieser Mensch und zuckt die Achseln und erklärt: Es ist nichts mit dem Arzt, — was würdet ihr von einem solchen Menschen halten? Könnte man nicht sagen: Das ist närrisch gehandelt und im höchsten Grade ungerecht geurteilt? Gut; dann handelt aber nicht so gegenüber der Heiligen Schrift! Sie führt euch ja zu dem, der im Mittelpunkt unseres Unterrichts gestanden hat, Jesus Christus. Den Eindruck nehmt ihr doch sicher mit ins Leben hinaus, daß in ihm das Göttliche in die Welt getreten ist. Denkt zurück an die Stunden, da wir uns nur mit ihm beschäftigten, da wir uns in sein Leben, in seine Worte, in sein Wollen, in sein Leiden und Sterben versenkten, da sein Bild immer klarer vor unsern Augen aufleuchtete, dies Bild so fleckenlos wie Sonnenlicht, das Bild dessen, der nichts suchte, als Gott und den Menschen zu dienen, der in grenzenloser Geduld und Milde sich auch zu dem Verkommensten neigte und ihm die Hand zum Aufstehen bot, und der wiederum in heldenhaftem Mannesmut der Heuchelei der

Mächtigen die Maske vom Gesicht riß. Was soll ich weiter sagen? Wir haben es ja erkannt, daß er das Recht hat zu sprechen: Ich bin das Licht der Welt. Wir haben es gespürt, daß in ihm das wahre, volle Leben erschienen ist, daß er wie kein anderer frei macht und stark, daß er unserm Dasein den höchsten Wert gibt und das höchste Ziel steckt. O wenn sie euch sagen, die Bibel sei ein altes, ein veraltetes Buch, dann laßt euer Gewissen reden! Es wird euch sagen: nichts zwingt so, wie seine Worte es tun, mit allen Fehlern, mit schlimmen Verhältnissen, mit ungerechten Zuständen aufzuräumen; nichts füllt auch im größten Dunkel die Herzen so mit Hoffnung, wie er es tut. Ist nicht die Reformation der größte weltgeschichtliche Beweis dafür, daß Altes stürzt und neues Leben erblüht, wo man sich auf Jesus zurückbesinnt? Ist nicht das gewaltige Werk der Mission ein je länger je weniger zu überhörendes Zeugnis dafür, daß Jesus trotz aller Feindschaft siegend vorwärts geht und nicht der Vergangenen angehört, sondern der kommende Mann ist?

Und wenn sie euch auf die Fehler des Christentums aufmerksam machen, dann laßt wieder euer Gewissen reden! Es wird euch sagen, daß ihr ja nicht an diesen oder jenen Menschen glauben sollt, daß Jesus spricht: Folge mir nach, höre auf meine Worte, sieh auf mein Tun! Da findet ihr nicht Halbheit und Unklarheit, Mängel und Irrtum, sondern je besser ihr ihn kennt, desto herrlicher, göttlicher steht er vor euch da, und ihr spürt und erfahrt es, ihm nachfolgen heißt aus dem Winter in den Frühling gehen, aus dem Kerker in die Freiheit, aus der Finsternis in das Licht, aus den Niederungen in die Höhe, aus dem Sterben ins Leben. Wenn schon der Fromme des alten Bundes bezeugt: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege, wie viel mehr können wir dies sagen, die wir Jesu Worte und Jesu Vorbild haben!

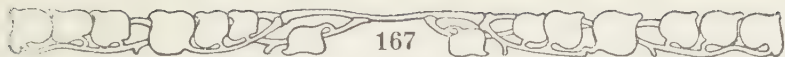
Da bekommt ihr Antwort auf die grundlegende Frage: Was soll ich aus meinem Leben machen, wozu bin ich eigentlich da? Wie viele haben darauf keine Antwort; sie leben in den Tag hinein, sie machen aus ihrem Leben etwas Verfehltes, ihr Leben gleicht dem Fluß, der im Sand verläuft, gleicht der Alpweide, die einst grün dalag und nun mit Geröll bedeckt ist. Wenn ihr auf Jesus hört und seht, dann kommt ein großer Zug in euer Leben hinein; denn ihr seht die Voll-



kommenheit vor euch stehen, und euch erfasst die Gewißheit: zu werden wie er, das ist Aufgabe und Ziel und Zweck meines Lebens. Damit seht ihr euer Leben als einen Marmorblock an, aus dem in treuer, geduldiger, steter Arbeit ein Meisterwerk geschaffen werden soll. Das macht euch nicht etwa für das irdische Leben untauglich, ganz im Gegenteil!! Ihr könnt aus euerm Leben nur etwas Gutes machen, indem ihr eure alltäglichen Pflichten und Aufgaben so gewissenhaft als möglich erfüllt, indem ihr euren Eltern Freude macht, indem ihr euren Mitmenschen dient, indem ihr für alles Gute und Schöne auf Erden offene Augen habt und, soviel in euren Kräften steht, mithelft, daß Gottes Reich, das Reich der Liebe und des Friedens, der Gerechtigkeit und der Reinheit komme.

Ihr bekommt Antwort auf die Frage: Was soll ich nun tun? Welches ist der Weg, den ich zu gehen habe? Wo ist Recht und Pflicht? Seht, ihr lebt in einer Zeit, da viele sich bemühen, wie der Fuchs mit dem Schwanz die Spuren des rechten Wegs zu verwischen. Der Prophet Jesaja klagt über Menschen, die Gut Böse und Böse Gut, Licht Finsternis und Finsternis Licht nennen. Das ist nie mehr der Fall gewesen als heute. Nie besser als heute haben Menschen es verstanden, mit schön klingenden Worten Verdrehtes, Gefährliches, Nichtsnutziges anzupreisen. Genußsucht nennt man Sinnenfreude, Zügellosigkeit des Fleisches nennt man Geistesfreiheit. Tun, was einen gelüstet, heißt freie Entfaltung der Persönlichkeit. Anbetung des Erfolgs, unbekümmert um die angewandten Mittel, heißt Sinn für das Reale. Was soll ich weiterfahren? Ich will nur sagen: wir leben in einer Zeit großer sittlicher Verwirrung. Es bemühen sich viele, alles in einen Brei aufzulösen. Da möchten wir, daß ihr Menschen mit festen Grundfäßen werdet, Menschen, denen die Worte Pflicht, Recht und Gewissen heilig sind, Menschen, die im Lichte Jesu ihrer eigenen Schwachheit voll bewußt demüthig bleiben und auf keinen andern einen Stein werfen, aber doch Sünde Sünde nennen und Unrecht Unrecht, Menschen, die sich nicht des Guten schämen, ob sie auch ganz allein stehen müßten. Hört auf Gottes Wort, seht auf Jesus, und ihr werdet allezeit wissen, was recht ist, und werdet allem Schein zum Trotz an den Sieg des Guten glauben und werdet Hilfe erfahren in euerm heiligen Kampf!





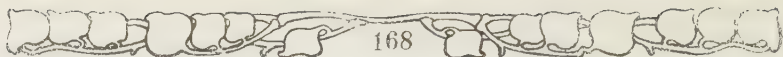
Ihr werdet auch Licht haben, wenn sich auf euerm Lebensweg allerlei Wolken drohend über euch lagern, daß euch angst und bange werden will. Wenn wir euch auch viel Sonnenschein wünschen, es wird euch doch nicht an trüben Tagen fehlen. Auch auf euerm Wege werden Steine liegen und manchmal wird es steil ansteigen. Es wird nicht immer ein Gehen auf einer baumbeschatteten Chaussee sein. Möchten wir euch die Schwierigkeiten ersparen? Ich glaube, wir Eltern würden unsern Kindern gern das Glück fix und fertig mit auf den Weg geben. Aber ob das wirklich der Fall wäre, wenn wir ihnen alles Schwere abnehmen könnten? Wäre es für die Natur gut, wenn immer die Sonne schiene? Ich meine, was wir unsern Kindern wünschen müssen, ist dies, daß sie sich nicht im Dunkel verlieren, sondern allezeit ein Licht sehen mögen, daß sie nicht mutlos werden, nicht verzweifeln, nicht versinken, sondern daß sie in allem einen Halt, einen Trost, eine Kraft kennen. Das ist der Fall, wenn man in Gottes Wort lebt. Da lebt in einem etwas auf, das uns durch alles hindurch aufrecht erhält und uns hilft, aus allem einen Segen zu gewinnen.

Darum rufe ich heute zum Abschied einem jeden unter euch zu: Halt fest an Gottes Wort, es ist dein Glück auf Erden und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden! Ich weiß nicht, was alles die Zukunft, in die ihr hineingeht, euch bringen wird. Aber eines weiß ich: Wenn ihr euern Konfirmationstext als Versprechen mitnehmt und betrachtet, so werdet ihr unfehlbar einst freudig bekennen: Es ist wahr, sein Wort hat sich mir als Licht auf meinem Lebensweg bewährt, und es erlischt auch dann nicht, wenn alle Lichter der Erde auslöschen. Möget ihr alle diese Erfahrung machen!

So zieht im Frieden eure Pfade,  
Mit euch des großen Gottes Gnade  
Und seiner heiligen Engel Wacht.

Amen.





## Admissionsrede.

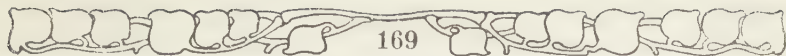
Karfreitag 1910.

Ich bin desselben in guter Zuversicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi.

Phil. 1, 6.

Es geht ohne Zweifel mit vielen Dingen im Leben so, daß sie einem um so leichter von der Hand gehen, je länger man sie betreibt. Man bekommt eine gewisse Übung, eine gewisse Vertrautheit mit der Sache, die anfängliche Schwierigkeiten je länger je mehr verschwinden läßt. Was erst Mühe verursacht hatte, macht sich nach und nach fast spielend. Was zuerst große Aufmerksamkeit forderte, läßt sich schließlich mit geschlossenen Augen verrichten. Ich gestehe, daß es mir mit der Feier, zu der wir hier versammelt sind, und mit dem Unterricht, der dieser Feier ein Jahr hindurch vorausgeht, gerade umgekehrt geht. Die Aufgabe kommt mir immer größer, die Verantwortung je länger je schwerer vor. Ich bin überzeugt, daß viele, die hier anwesend sind, mich darin verstehen. Wer kann auf eine solche Schar blicken, ohne daß er sich fragt: Nehmen sie wohl von dem Unterricht, den sie nun empfangen haben, etwas mit ins Leben hinaus, was ihnen einen Halt geben wird, was ihnen ein Licht sein wird? Sind Saatkörner in ihre Herzen gesenkt worden, die gute Frucht bringen werden?

Vor allem werden die Eltern und Angehörigen derer, die heute konfirmiert werden sollen, von solchen Gedanken und Fragen bewegt. Es ist etwas ganz Eigenes, mit seinem Kind diese Stunde zu erleben. Freude und Wehmut, Hoffnung und Bangigkeit, Kummer und Sorge ziehen gemeinsam durchs Herz. Die Gedanken eilen zurück. Sind es wirklich schon 15, 16, 17 Jahre, daß das Kindlein einem zum erstenmal in den Arm gelegt wurde? In wie weiter Ferne, schier nicht zu erleben, schien damals der erste Schultag zu liegen! Dann gingen die Jahre dahin und brachten Freude,



Freude über die Entwicklung des Kindes, Freude über gute Anlagen und Charakterzüge. Sie brachten auch manche Sorge. Man bangte um Gesundheit und Leben des Kindes und wachte angstvoll an seinem Krankenlager. Man erschrak, weil einem etwas Häßliches entgegentrat, das zu bekämpfen Mühe und Tränen kostete. An das alles und noch an manches denkt man jetzt zurück. Wie ein Traum kommt es einem vor, daß nun der Tag der Konfirmation schon da sein soll. Da denkt man wohl auch zurück an die eigene Konfirmation und läßt die Zeit, die seither vergangen ist, an sich vorüberziehen mit allem, nein, nicht mit allem, aber mit vielem, was man erlebt, gewollt, unterlassen, gefehlt hat. Um so tiefer faßt uns dann die Frage: Und unser Kind? Wie wird seine Zukunft werden, was wird sie ihm bringen? Wie wird es sich entwickeln und halten?

Wenn es auch in der Natur der Dinge liegt, daß man im Alter der Konfirmation eher mit frohen Augen und Erwartungen dem Leben entgeengeht, so haben doch manche von euch schon etwas vom Ernst des Lebens kennen gelernt, haben schon mittragen und mitklagen müssen, und da, wo es bisher ein Wandern auf den schönen Wegen einer sonnigen Kindheit war, ist man sich doch auch dessen bewußt, daß nicht immer alles so glatt und leicht gehen, nicht immer alles so gebahnt und behütet sein wird. Ich habe euch nie vor dem Leben hange machen wollen, im Gegenteil, ich wollte euch dafür stärken. Aber gerade deswegen haben wir je und je im Anschluß an all jene Aufforderungen der Schrift: Ringet, jaget nach, gehet ein durch die enge Pforte, kämpfet den guten Kampf, wachet! uns klar gemacht, daß das Leben kein Spiel, kein Traum, kein Hindämmern sein darf, sondern daß es gilt, ein hohes Ziel ins Auge zu fassen und unter Anspannung aller seiner Kräfte unermüdllich diesem Ziel zuzustreben, wie auch Goethe sagt: Ich bin ein Mensch gewesen, und das heißt ein Kämpfer sein. Ein Kämpfer gegen all die eigenen schlimmen Neigungen und Fehler, ein Kämpfer gegen alles Niedrige und Gemeine, ein Kämpfer für Wahrheit, Licht und Recht, ein Kämpfer für den Sieg des Guten auf Erden, ein Kämpfer unter der Fahne Jesu, ein Kämpfer für Gottes Sache. Dafür wollte ich euch in der Unter-

weisung werben und begeistern, und ich weiß, daß wir nicht umsonst die Nähe dessen aufgesucht haben, der in diesem Kampf für uns siegreich vorangegangen ist. Ich weiß, daß ihr Eindrücke empfangen habt von der Herrlichkeit Jesu, daß etwas in euch bezeugte: Werden wie er, ihm nachfolgen, das ist doch das Höchste und Beste; das hebt mein Leben empor, das macht rein und frei und froh! Mancher gute Entschluß ist gefaßt worden, und manches unter euch hat ernstlich und tapfer den Kampf gegen seine Fehler aufgenommen; es gilt von ihm, was der Apostel Paulus von den Christen in Philippi rühmen kann: Es ist ein gutes Werk angefangen.

Was ist das Großes, wenn man das sagen kann! wenn man die Überzeugung haben darf, es ist durch das Elternhaus, durch die Schule, durch die Unterweisung in das Kinderherz manch gutes Samenkorn gepflanzt worden, das zu sprießen beginnt! Dürfen wir hoffen, daß es bei euch allen wahr ist: Es ist ein gutes Werk angefangen? Ach, wenn man am Schluß der Unterweisung steht, dann ist es einem, man sollte gleich noch einmal von vorne anfangen! Das Jahr ist ja so furchtbar schnell herum! Es ist mir, als sei es eben erst, daß ich euch zum erstenmal in der Unterweisung vor mir sah, — und nun, da man sich näher gekommen ist, und ihr mir vertraut und lieb geworden seid, ist der Unterricht zu Ende, und ich muß euch gehen lassen. Ich weiß, daß das auch manchem unter euch leid ist, und daß er die Unterweisungsstunde vermissen wird mit dem Gefühl, daß etwas vorüber ist, was so nie mehr kommt. Mir aber ist's, ich sollte euch noch so manches an Herz legen in einer Weise, daß ihr es nimmer vergessen könnet, daß es euch schützend, warnend, leuchtend, tröstend, anspornend begleite durchs ganze Leben.

Ihr seid euch sicher selbst dessen bewußt, daß im besten Fall erst etwas in euch angefangen hat. Es gibt ja Konfirmanden, die betrachten die heutige Feier gleichsam als den Schluß ihrer religiösen Entwicklung. Nun ist man unterwiesen, nun ist man admittiert, nun hat man seine religiöse Pflicht erfüllt, nun kann man die Sache auf die Seite legen. Ja, es gibt wohl solche, welche die Admission geradezu als eine Art Erlaubnis betrachten, sich nun allerlei Freiheiten herausnehmen zu dürfen, sich nun gehen lassen zu können; nun seien sie erwachsen, denken sie, und das bedeutet für sie so-



viel als den Eltern trotzig begegnen und der Kirche den Rücken kehren, sich nichts mehr sagen lassen und sich flegelhaft benehmen. Ich glaube wirklich nicht, daß einer unter euch so denkt. Sonst möchte ich ihm mit allem Ernst sagen: Erwachsen sein heißt sich selbst in Zucht halten; konfirmiert werden heißt den Bund, der einst in der Taufe mit Gott geschlossen worden ist, nun selbst bestätigen und erneuern. Einen Bund schließen, einen Bund bestätigen, um ihn dann gleich zu brechen, das heißt doch mit einer heiligen Sache Spott treiben.

So schön es ist, einen Anfang in etwas Gutem gemacht zu haben, es hat doch nur Wert, wenn dem Anfang auch eine Fortsetzung folgt. Was hilft das Blühen des Baumes, wenn die Blüte nicht zur Frucht wird? Das muß euch recht klar sein, daß nun erst ein Anfang gemacht ist, daß ihr nun nicht fertig seid. Haltet euch überhaupt nie für fertig, in nichts; in eurer geistigen Ausbildung nicht, in euren Studien nicht, in eurem Beruf nicht, in eurem Können nicht, in eurem Wollen nicht, und am allerwenigsten — in eurer Arbeit an euch selbst! Ihr müßt euer ganzes Leben hindurch weiter wollen, vorwärts wollen, aufwärts wollen. Wer fertig ist, der ist tot. Wer fertig ist, der wird überholt. Wer fertig ist, der ist ein selbstgerechter Pharisäer, und mit denen hat Jesus bekanntlich am wenigsten anfangen können, oder wenigstens nicht viel mehr als mit den glaubenslosen, selbstsüchtigen Sadduzäern. Ihr sollt vorwärts kommen. Wir wünschen, daß ihr vorwärts kommt im irdischen Leben, daß ihr euren Platz mit Ehren ausfüllt, daß ihr etwas Tüchtiges werdet. Das wird sicher der Fall sein, wenn das gute Werk, das der Apostel Paulus hier im Auge hat, in euch seinen Fortgang nimmt.

Seht, es hat mancher einen schönen und guten Anfang gemacht, und dann fiel ein Reif in der Frühlingsnacht. Böse Reigungen gewannen die Oberhand, schlimme Gesellschaft übte ihren verderblichen Einfluß aus; er betete nicht mehr, er ging seltener und seltener ins Haus Gottes; auf seiner Bibel sammelte sich Staub. Gott wurde ihm fremder und fremder, wie es einem mit einem Schulkameraden gehen kann, mit dem man nach der Schulzeit keinen Verkehr mehr hat; schließlich weiß man nicht einmal mehr, ob er

noch lebt. So kann es einem mit Gott gehen, und wenn wir daran denken, wie viele heute an der Arbeit sind, den Glauben an Gott zu untergraben, die Bibel zu bekämpfen; wenn wir daran denken, was ihr alles hören und lesen werdet, was euch den Grund, der in der Unterweisung gelegt worden ist, unterwühlen soll; wenn wir daran denken, was für leichtfertige Theorien heute als neueste Weisheit verkündigt werden; wenn wir daran denken, wie auch auf euch Schweres wartet, allerlei Leid und Druck, die den Glauben auf harte Proben stellen; wenn wir daran denken, wie von außen und von innen allerlei Versuchung kommt, die auf Irrwege und Abwege führt, daß es geht, wie Bismarck von einem seiner Bekannten sagt: „Er ist in seinem Glauben zurückgegangen, weil er anfangs lieberlich zu leben“, — ja, da will es uns hange werden!

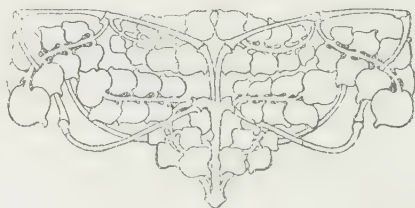
Aber nein, wir wollen Vertrauen zu euch haben. Ihr wollt nicht fliehen, außer vor der Sünde. Ihr wollt euch des Guten nicht schämen; ihr wollt die Waffen nicht strecken, sondern sie tapfer gebrauchen. Ihr wollt nicht rückwärts, sondern vorwärts. Was würdet ihr auch halten von einem Bau, bei dem man bloß das Fundament legte, um dann aufzuhören? Was würdet ihr denken von einem Menschen, der eine Reise machen will und das Billet am Schalter löst, aber dann im Wartsaal sitzen bleibt? Es ist euch in der Unterweisung der rechte Weg gezeigt worden. Nun müßt ihr ihn gehen, treu und stetig, und wenn ihr da und dort nebenaus gegangen seid, so kehrt zurück! Wenn ihr zurückgeglitten und gefallen seid, so steht wieder auf! Laßt euch nicht entmutigen! Es scheint dem Bergsteiger auch oft, als rücke der Gipfel immer weiter, je länger er marschiert, — und doch kommt er ihm näher. Es scheint einem, wenn man über einen breiten See rudert, auch etwa, als sei man immer an derselben Stelle. Aber wie töricht, wenn man sich dadurch täuschen ließe und meinte, es sei gleich, ob man marschiere oder am Uferand niedersitze, ob man rudere oder die Ruder müde ins Wasser sinken lasse! So glaubet auch nicht, daß es gleichgültig sei, ob man betet oder ob man nicht betet, ob man Gottes Wort liest oder nicht liest, ob man gegen seine Fehler kämpft oder nicht kämpft. Nicht wahr, ihr wollt wachsen im Guten, ihr wollt auf Gottes Wegen gehen, ihr wollt euer Leben als einen Marmorblock ansehen, aus



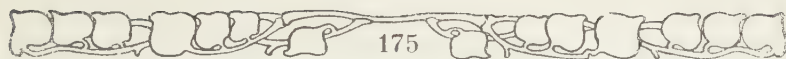
dem ein Kunstwerk geschaffen werden soll; ihr wollt eure Gaben und Fähigkeiten ausbilden, um Gutes zu schaffen und als treue Haushalter erfunden zu werden. Ihr wollt das, was in der Unterweisung in euch gepflanzt worden ist, pflegen, hüten und kräftigen; ihr wollt wachsen und reifer werden in der religiösen Erkenntnis, wollt stärker werden in eurem Gottvertrauen, wollt immer treuer werden in der Nachfolge Jesu und im Gehorsam gegen Gottes Willen. Möge dies heilige und hohe Wollen in euch immer lebendig sein! Dann können wir mit dem Apostel die frohe Zuversicht teilen, daß zum guten Anfang ein rechter Fortgang komme.

Was uns in dieser Zuversicht ganz besonders stärkt, ist das, daß wir mit dem Apostel nicht nur und nicht vor allem auf das menschliche Wollen und Können rechnen, sondern daß es gilt: Der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen. Daß wir euch der Gnade Gottes anbefehlen dürfen, das ist unser größter Trost. Daß er euch geleiten und behüten will, das ist uns die beste Gewähr; denn an ihm wird es niemals fehlen. Er wird den Bund niemals brechen. Er wird euch nie verstoßen. Er wird euch nie aus den Augen verlieren. Er wird leben, wenn wir, eure Eltern und Angehörigen nicht mehr da sind. Er wird wachen, wo wir schlafen. Er wird mit euch in die Fremde gehen. Er wird allezeit wissen, was euch heilsam ist. Er wird Wege finden, wo menschliches Können und Raten zu Ende ist. Er wird euch verstehen, wo die Menschen euch Unrecht tun. Er wird Geduld haben, wo ihr über euch selbst niedergeschlagen seid. Er wird euch suchen, wenn ihr euch verlieren wollt. Er wird euch Kraft geben, wo ihr matt werdet. Er wird nie übertriebene Forderungen an euch stellen; aber er kann euch helfen, Unmögliches möglich zu machen. Er kann auf euren kleinen Ädern reiche Frucht sprießen lassen. Er wird euch nicht immer das geben, was ihr wünschet, aber Besseres. Er wird euch nicht immer führen, wie ihr es möchtet, aber richtiger. Seht, wenn man die Glasgemälde dort im Chor von außen anschaut, dann scheinen sie matt und unverständlich. Seht sie von innen an, und sie haben leuchtende Farben und klare Bilder. Denkt daran, wenn euch in eurem Leben etwas unbegreiflich vorkommen will, daß es von Gottes Seite aus gesehen Sinn und Zweck hat.

Gott will, daß aus jedem von euch etwas Rechtes werde, ein aufrechter Mensch, ein mutiger und demütiger Mensch, ein reiner und froher Mensch. Er will euch segnen und euch zum Segen werden lassen. Aber vergeßt nie, daß er nur mit euch sein kann, wenn ihr mit ihm seid. Er zwingt euch nicht, er läßt euch Freiheit. Er wird euch mahnen lassen, euch nachgehen, euch suchen. Ihr könnt ihm den Rücken kehren; doch einmal kommt der Tag, den der Apostel hier den Tag Jesu Christi nennt. Das ist der Tag, da wir Rechenschaft ablegen müssen. Das ist der Tag, da unser Leben abgeschlossen ist, da nichts mehr sich daran ändern lassen wird, da keine Reue mehr etwas nützt, und keine Umkehr mehr möglich ist. Es ist der Tag, da wir offenbar werden müssen vor dem Richterstuhl Christi. Wenn wir ihm unser Leben lang ausgewichen sind, — hier gibt es kein Ausweichen mehr. Da muß ich Rechenschaft geben über meine Unterweisung, ob ich mit allem Ernst gesucht habe, an euch mein Amt auszurichten. Da müßt aber auch ihr Rechenschaft ablegen. Aber das ist mein Trost, daß er euch führen und beistehen will, bis ihr dorthin kommt, wo keine Versuchung, keine Verführung, kein Unrecht und keine Sünde, kein Gleiten und Fallen, kein Unkraut und keine Finsternis, keine traurige Knechtschaft und keine schmählige Gebundenheit mehr ist, sondern wo der volle Tag des Herrn anbricht, und sein Licht in ungehemmtem Glanze scheint, und er allein Herr und König ist. Möge es dann zu jedem von uns heißen: Gehe ein zu deines Herrn Freude! Amen.







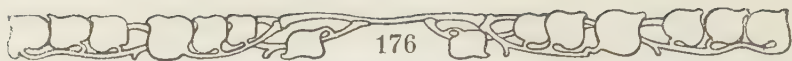
## Der Sieg durch Christus.

Ostern 1908.

Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus! 1 Kor. 15, 57.

Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus! Das ist ein Wort des Jubels. Es ist, wie wenn einer Tag und Nacht hindurch tief unten in der Erde verschüttet gewesen ist und nun gerettet wieder ins Licht und in die frische Luft hinaustritt und die Arme weit öffnet und tief aufatmet: Gott sei Dank! Es ist, wie wenn einer vom fernen Kriegsschauplatz heimkehrt und denen, die um ihn gebangt und gezittert hatten, nun in die Arme fällt: Gott sei Dank, wir haben den Feind überwunden, da sind wir wieder, wir haben uns wieder! Es ist, wie wenn eine Mutter am Bett ihres Kindes mit der Krankheit rang, und nun verkünden ihr die ruhigen Atemzüge, verkündet ihr der Arzt: Die Krisis ist vorüber, es wendet sich zum Guten. Ach, wie sich da all die Angst und verhaltene Spannung löst in den schluchzenden Jubel: Gott sei Dank!

Nun, meine Freunde, was ist es denn, was den Apostel, der Schwereres durchzumachen hatte, als irgend eines von uns, so frohlocken und triumphieren läßt, daß ein jeder, der dieses Wort hört, auch sofort spürt: der Mann, der so redet, muß zwar offenbar auch von Kampf wissen, aber er ist doch ein glücklicher Mensch, ein Mensch, in dessen Augen ein Leuchten liegt, und in dessen Seele der Friede wohnt? Wir haben die Antwort auf diese Frage, wenn wir sagen, daß unser Textwort im fünfzehnten Kapitel des ersten Korintherbriefs steht, in dem Kapitel, das die Überschrift trägt: Von der Auferstehung der Toten, in dem Kapitel, in welchem Paulus in genialer Weise den verschiedenen Einwänden gegenüber den Auferstehungsglauben rechtfertigt. Da kommt er beim Durchdenken der die Auferstehung leugnenden Ansichten zu dem Resultat, dem trostlosen.



den Menschen zum Tier erniedrigenden Resultat: Also laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot! wie ja auch Goethe es ausgesprochen hat: „Die sind schon dies Leben tot, die auf kein anderes hoffen.“ Aber wie der Apostel sich dann vom Unglauben zum Glauben, von der Leugnung zur Bejahung wendet, da klingen seine Ausführungen aus in die sieghafte, dankbare, jubelnde, Kraft und Mut und Erlösung und Zuversicht und Energie atmenden Worte: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!

Es ist das Ereignis, das wir heute feiern, und der Glaube, in dem wir uns heute stärken wollen, was dem Apostel dieses Wort eingegeben hat. Das, was uns in diesen Tagen die Natur predigt, was uns heute aus dem Klingen der Glocken zu tönen scheint, was aus unsern Gebeten und Liedern jubelt, es ist alles dasselbe, es ist die Botschaft, daß das Leben stärker ist als der Tod, es ist die Osterbotschaft von Auferstehung und Leben. Nicht weil wir in der Natur ein Erwachen nach dem starren Winterschlaf sehen, sind wir so froh. Wir freuen uns zwar alle, wenn endlich die Sonne wieder ihre warmen Strahlen niedersendet, wir begrüßen mit Jubel die Schneeglöckchen und Weidenkätzchen, die rötlichen Triebe an Busch und Hag und die ersten Veilchen am Hang. Aber wenn wir von nichts Weiterem zu reden wissen als von dem Erwachen der Natur aus winterlicher Erstarrung, dann sind wir doch wie die, die keine Hoffnung haben, wenn nicht der Winter, aber der Tod sich meldet. Was hilft uns denn alles noch so schöne, geistvolle und poetische Reden von dem Singen der Vögel und dem Schwellen der Knospen, wenn wir hinter dem Sarg eines unserer Lieben hinausgehen? Ja, wenn man die Überzeugung hat, daß der Tod nicht das Ende, sondern ein Durchgang ist, wenn man an ein ewiges Leben glaubt, dann mag man ja die Auferstehung der Natur als Bild heranziehen. Aber hat man jenen Glauben nicht, dann sind alle die Osterbetrachtungen, in denen vom Frühlingserwachen geschwärmt wird, nichts als Verlegenheitsphrasen und Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Ich zweifle nicht daran, daß mancher auch ohne den christlichen Auferstehungsglauben tapfer gestorben, unerschrocken in den Tod gegangen ist, seelenruhig seiner Auflösung entgegengesessen hat; aber



noch mehr Beispiele kann man dafür anführen, wie der Unglaube die Seinen angesichts des Todes der Verzweiflung überläßt. Denkt an Heinrich VIII., der auf dem Sterbebett zu den Umstehenden sagte: „Nun ist alles dahin, das Reich, die Krone, die Seele!“ Denkt, wie der englische Schriftsteller Hobbes, der die Religion für ein Erzeugnis der Furcht hielt, in seiner Todesstunde vor Angst zitternd seufzte: „Ich bin daran, einen Sprung ins Finstere zu tun.“ Der französische Minister Mazarin schrie in seiner letzten Stunde: „O meine arme Seele, was wird mit dir, wohin gehst du?“ Voltaire, der Spötter, bot trotz seinem Geiz sterbend dem Arzt die Hälfte seines Vermögens, wenn er den Tod nur noch ein halbes Jahr fernhalten könne. Gambetta schied mit den Worten aus dem Leben: „Ich bin verloren.“ Aber wir wollen bei diesen Tatsachen, so deutlich sie auch sprechen, nicht verweilen. Wir wollen uns auch nicht bei der Tatsache aufhalten, daß viel ruhiges Sterben bei Negern und andern Menschen nichts anderes als ein stumpfsinniges Sterben ist. Auch nicht davon soll weiter die Rede sein, daß mancher es darauf abgesehen hat, dem Schauspieler gleich sich einen effektvollen, schönen Abgang zu verschaffen, wie auch mancher dem Christentum zum Trost keine Todesfurcht zeigen will, wie der Indianer am Marterpfahl es den Feinden nicht zu lieb tut, seine Schmerzen zu verraten. Oft mag auch Lebensüberdruß den Tod als das kleinere Übel, ja als willkommenen Befreier erscheinen lassen. Aber wenn wir auch auf dies alles hinweisen müssen, so wollen wir doch annehmen, daß auch ein Ungläubiger tapfer und seelenruhig sterben könne. Er wird es tun, weil dies eines starken Geistes würdig sei, weil der Weise sich in das Unabänderliche ruhig finde.

Aber nun, meine Freunde, wo in aller Welt wird ein Ungläubiger angesichts des Todes von Sieg reden können? Er mag tapfer sterben. Meinethwegen! Aber es ist auf keinen Fall ein Sieg, sondern es ist eine Niederlage, bei der man sich tapfer hält. Der Apostel Paulus sagt nicht bloß: Fürchte den Tod nicht, es nützt doch nichts! er sagt nicht: Sei doch froh, daß alles aus ist! — nein, er blickt auf den Tod und redet von Sieg. Das kann nur der Jünger Jesu, nur der Jünger dessen, der gesprochen hat: Ich lebe und ihr sollt auch leben, nur der Jünger dessen, der dem Tode die Macht ge-

nommen und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat dadurch, daß er auferstanden, wahrhaftig auferstanden ist.

„Ja,“ sagt mancher, „daß in dem Auferstehungsglauben eine Kraft ohnegleichen liegt, daß nichts an Sarg und Grab so aufzurichten und zu trösten vermag, daß dieser Glaube das ganze irdische Leben in eine neue Beleuchtung rückt, das sehe ich wohl. Es fällt mir auch gar nicht ein, den Auferstehungsglauben mit dem blöden Geschwätz abtun zu wollen, der Christ sei eben zu feig, um dem unvermeidlichen Tod- und Fertigsein mutig entgegenzusehen. Viel eher ist die Auferstehungsleugnung ein Produkt der Furcht, nämlich der Furcht vor einem möglichen Gericht. Es braucht mehr Mut, es braucht mehr innern Gehalt, es braucht mehr sittliches Streben, um den Glauben an Gericht und ewiges Leben ertragen zu können, als um diesen Glauben zu leugnen. Es fällt mir auch nicht ein, behaupten zu wollen, hinter dem Auferstehungsglauben stecke eigentlich nur eine Art Selbstsucht, eine Art Selbstüberschätzung und Größenwahn. Der Mensch komme sich so unendlich wichtig vor, daß er sich nicht mit dem Gedanken abfinden könne, es werde einmal fertig sein mit ihm. Wenn es auf diesen Punkt ankäme, so würden wahrscheinlich mehr Ungläubige als Christen sich so groß und wichtig vorkommen, daß sie sich ein ewiges Leben „genehmigen“. Aber was mich hindert, Ostern mit glaubensfrohem Herzen zu feiern, was mich sprechen läßt, was Friedrich der Große einmal zu dem frommen General Zietzen sagte: „Ach, wenn ich glauben könnte wie er!“ das ist die Tatsache, daß ich nichts sehe, als wie einer nach dem andern stirbt und verweist. Ich sehe Tod und immer wieder Tod, und wo man Gräber öffnet, da kommen Gebeine zum Vorschein, aber von Auferstehung sehe ich nichts. Darum stehe ich der Botschaft, die der heutige Tag verkündet, mit einem Herzen voll Unsicherheit und Zweifel gegenüber. Wenn ich höre: Christus ist auferstanden, dann raunt eine Stimme in mir: Ist's auch wahr? Wie froh und dankbar wäre ich, wenn statt dieser Unsicherheit eine freudige Überzeugung in mir lebte!“

Nun, meine Freunde, wollen wir einem solchen Menschen einfach erklären: Du mußt eben glauben? Wollen wir nicht versuchen, ihm so viel als möglich zu helfen? Beweisen, wissenschaftlich beweisen kann man ja freilich Auferstehung und ewiges Leben nicht;



aber ebensowenig gibt es wissenschaftliche Beweise dagegen. Das muß heute sehr deutlich gesagt werden. Denn natürlich suchen die Auferstehungsleugner die Sache so darzustellen, als ob die Wissenschaft sie zu ihrer Stellungnahme geführt hätte. Warum nicht gar! Die Wissenschaft kann darüber gar nicht entscheiden; sie hat es mit dem Sichtbaren, dem Räumlichen und Zeitlichen zu tun. Für den Auferstehungsglauben dagegen läßt sich in aller Kürze dies anführen: Jesus hat seine Auferstehung wiederholt verheißen, und er ist die Wahrheit. Es ist eine große Zahl von Zeugen da für seine Auferstehung. Wir haben keinen Grund, diesen Zeugen zu mißtrauen. Sie haben das Grab leer gefunden, und dafür gibt es keine vernünftige Erklärung als die Auferstehung. Wir sehen bei den Jüngern einen merkwürdigen Umschwung aus Trauer in Jubel, aus Zweifel in todesmutige Glaubensgewißheit; kann man das im Ernst auf die Einbildungen einer erregten Phantasie zurückführen? Der Auferstehungsglaube der Jünger hat nur Gutes gewirkt. Kann eine Täuschung, kann erregte Phantasie nur Gutes und bleibend Gutes schaffen? Spielt nicht die erregte Phantasie eher nur Streiche?

Und denken wir an Gott! Läßt sich die Meinung, daß Gott diesen Jesus einfach am Kreuz enden ließ, daß er sein Gebet: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! mit Grab und Verwufung beantwortete, läßt sich das mit dem Glauben an Gott vereinigen? Laßt uns über dies alles nachdenken, und wir werden finden, daß der Glaube an die Auferstehung seinen guten Grund hat. Aber laßt mich noch einige weitere Stützen aufstellen.

Wir wissen alle, daß unser Leib in beständiger Veränderung begriffen ist. Niemand unter uns wird glauben, daß der Leib des 70jährigen Mannes derselbe sei, den er als 10jähriges Kind trug. Man sagt uns, daß innerhalb sieben Jahren oder noch rascher ein vollständiger Neuaufbau unseres Körpers stattfinde. Und doch erinnert sich der 70jährige genau an Dinge aus seiner Jugend. Ist also nicht etwas in uns, was der Veränderung, dem Wechsel, dem Vergehen nicht unterworfen ist? Und ist nicht etwas in mir, was erhaben ist über Raum und Zeit, was Unendlichkeit in sich trägt? Weiter, meine Freunde, möchte ich die, welche sagen: tot ist tot, doch einmal fragen: Weißt du überhaupt, was der Tod ist, was Sterben

ist? Weißt du, was Leben ist? Ich sage dir, du weißt keines von beiden. Es weiß es überhaupt niemand, auch der größte Gelehrte nicht. Wir stehen hier vor Geheimnissen. Niemand wird glauben, er habe das Sterben erklärt, wenn er sagt: Nun hat das Herz zu schlagen aufgehört. Das war doch nicht alles, daß das Herz schlug und das Blut kreiste, sonst hätte der Verstorbene ja ebenfogut ein Tier sein können. Es war doch etwas in ihm, was ihn eben zum Menschen machte, zur selbstbewußten, vernunft- und sprachbegabten, sittlich und religiös veranlagten Persönlichkeit, etwas was im niedrigsten Menschen vorhanden ist und ausgebildet werden kann, dem höchsten Tier aber fehlt. Wo ist das nun? Den Leib sehen wir, der liegt da vor uns. Aber wo ist das andere, die Hauptsache? Ja, sagst du, das ist nun eben tot. Glaubst du wirklich, daß du damit etwas erklärt hast? Sieh, wir haben ein Gesetz, das Gesetz der Erhaltung von Kraft und Stoff, und nach diesem Gesetz gibt es das, was du unter tot verstehst, überhaupt gar nicht.

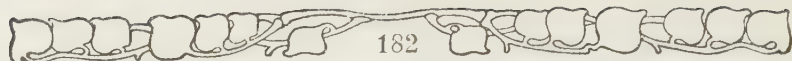
Aber ich möchte auch noch darauf hinweisen, daß es das Beste in uns ist, was den Glauben an ein ewiges Leben verlangt. Es ist nicht wahr, daß wir an die Auferstehung glauben, weil wir den Gedanken nicht ertragen, zu Ende zu sein. Wir kommen uns nicht so wichtig vor, daß wir meinen, es müsse für uns eine Ewigkeit geben. Aber es ist die Liebe zu denen, die uns angehörten, die Ewigkeit will. Es will mir wie eine Gefühlsroheit vorkommen, zu denken, daß mit dem Tode die Bande der Liebe für immer zerrissen sein sollen. Aber nicht nur die Liebe, sondern auch das Gerechtigkeitsgefühl verlangt das ewige Leben. Kannst du dich wirklich abfinden mit dem Gedanken, daß so viele Tüden nicht entwirrt, so viel Schlechtigkeit nicht bestraft werde, daß so viel Gemeinheit und so viel tapferes Kämpfen, stilles Tragen und Sichselbstverleugnen denselben Schluß finde? Ja, wir wollen kämpfen, daß es schon hier besser und gerechter werde. Aber du und ich und unsre Kinder werden sterben, ohne sehr viel weniger Ungerechtigkeit zu sehen. Erträgst du das? Ich verstehe dich nicht, wenn du nicht an ein ewiges Leben glaubst. Nicht nur Liebe und Gerechtigkeitsgefühl, sondern auch das Sehnen nach Vollkommenheit tritt für den Auferstehungsglauben ein. Leiden wir denn nicht unter dem Zwiespalt, unter der Halbheit, unter dem Auf



und Nieder, steht nicht vor uns allen ein Bild dessen, was wir sein sollten und sein möchten? Sie und da in unsern besten Momenten, da fühlen wir die Seligkeit dessen, der dem Ideal nahe gekommen ist. Und nun sollen wir sterben, ohne das Ziel erreicht zu haben? Warum schwebt uns denn überhaupt das Ziel vor? Woher haben wir es, wenn es nicht in Jesus sichtbar in diese Welt gekommen wäre und sich damit als Wirklichkeit ausgewiesen hätte? Es ist doch so: der Auferstehungsglaube ist der Glaube an das sich vollendende Ideal der Menschheit wie des Einzelnen.

Somit können wir sagen: Hinter dem Auferstehungsglauben liegt das Verlangen, Vernunft und Sinn in das Leben, in die Geschichte, in die Schöpfung zu bringen. Was hat denn unser Bestes, unser Trachten nach aufwärts, unser Hunger nach Wahrheit und Erkenntnis, unser Kämpfen und Ringen für einen Sinn, ja was hat das Leben überhaupt für einen Sinn, wenn der Tod das Ende ist, und dieses Ende so oft mitten in die beste Entwicklung hineinfällt? Hat Gott uns geschaffen, um sich über uns lustig zu machen? Wirklich, für den, der an Gott glaubt, scheint mir der Glaube an Auferstehung und ewiges Leben ganz selbstverständlich zu sein, und auch andere werden sich doch wohl sagen, daß dieser Glaube nicht nur aus der Luft gegriffen ist.

Aber das Beste, meine Freunde, bleibt immer dies, daß wir Jesus als den Auferstandenen und Lebendigen erfahren. Schon wer sich mit aufrichtigem, suchendem Herzen in die Evangelien hineinversenkt, der spürt den Pulsschlag eines Lebens, das nicht von der Erde ist, und er kommt dahin, zu bekennen: Nein, dies Leben konnte nicht auf Golgatha und im Grabe enden! Und die Geschichte! Hat er sich da nicht erwiesen als der, welcher seine Sache selbst führt? Nichts in der Welt ist solchen Angriffen ausgesetzt gewesen wie das Christentum. Aber es hat gesiegt und siegt und wird siegen. Das Christentum war so gut wie der Buddhismus und der Islam der Entartung, der Verknöcherung ausgesetzt, und wir wissen, daß es oft nahe daran war, dieser Gefahr zu erliegen, wie die andern Religionen ihr erliegen sind. Aber dann hat immer wieder eine höhere Hand eingegriffen, und neues Leben kam. Immer wieder feiert das Christentum Auferstehung, weil es die Sache des Auferstandenen ist. Und



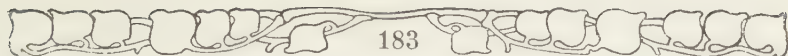
wir selbst! Haben wir nicht seine Nähe schon gespürt, reden wir nicht zu ihm als zu dem, der lebt? Ist es uns nicht gewiß, daß er zu uns ebensogut wie zu den ersten Jüngern spricht: „Folge mir nach!“ und daß er jetzt unter unsrer Gleichgültigkeit leidet so gut wie damals? daß er uns jetzt liebt, und daß, wenn wir heute das Abendmahl feiern, er so sicher mit uns ist wie mit den Jüngern zu Jerusalem?

Ja, Jesus hat nicht dort im Felsengrab geendet. Sie haben eine schwere Steinplatte vor den Eingang gewälzt. Sie haben ihre amtlichen Siegel feierlich daraufgedrückt. Sie haben eine Wache hingestellt. Sie haben gesagt: Er ist tot, abgetan! Aber nach kurzer Zeit haben sie erfahren müssen, daß er weder tot, noch abgetan war. Er war auferstanden. Seither haben Tausende von Menschen gesagt: Er ist tot und abgetan; aber plötzlich merkten sie, daß er ja viel lebendiger ist als zuvor. Vor manchen, der meinte, er sei fertig mit ihm, trat und tritt er und sagt: Siehe, ich bin doch da, willst du nicht doch an mich glauben? Wer sich überwinden läßt, der merkt, wie von Jesus aus ein neues Leben seinen Einzug hält, ein Leben, dessen Herkunft man nicht sich und auch nicht irgend einem Menschen zuschreibt, sondern von dem man spürt: es kommt von oben und führt nach oben; es hat seine Quelle am Throne des heiligen, ewigen Gottes und geht wieder dorthin.

Da kann man nun mit dem Apostel jubeln: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!

Er hat uns den Sieg gegeben über das Sterben, über den Tod und die Todesfurcht und den Schmerz des Auseinandergehens. Wer die Auferstehung Jesu feiert, der glaubt an sein Wort: Ich lebe; er glaubt an seine Verheißung: Und ihr sollt auch leben. Da wird der Tod etwas ganz anderes, als er auch für den tapfersten Ungläubigen ist. Nie, nie wird ein solcher sagen können: Der Tod ist ein glorreiches Ereignis. Christen aber haben dies nicht bloß gesagt, sondern ihr Sterben hat es bewiesen. Ihr kennt das alte Volkslied, das beginnt: „Es ist ein Schnitter, heißt der Tod.“ Da wird uns zuerst in grauenvoller Weise vor Augen gemalt, wie dieser Schnitter sein Messer weht, und wie er an sein Werk geht, und klagend klingt Strophe um Strophe aus: „Hüte dich, schönes Blümlein!“ Aber dann





ist's plötzlich, als ob schmetternder Trompetenton behende Hilfe kündigte:

Trug! Tod, komm her, ich fürcht dich nit,  
Trug! Komm und tu ein' Schnitt.  
Wenn er mich verlehet,  
so werd ich versehet,  
ich will es erwarten,  
in den himmlischen Garten,  
freu dich, du schöns Blümelein!

Ja, da klingt's aus dem Munde des Volkes auch: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat! Tod, wo ist dein Stachel? Nun laßt uns hinausgehen zu den Gräbern unsrer Lieben und — wenn auch unter Tränen — still vor uns hinsagen, doch nicht wie die, welche keine Hoffnung haben: Gott sei Dank!

Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat über all die Stimmen und Stimmungen der Mutlosigkeit! Es scheint uns oft, wir säen umsonst. Es scheint uns, wir hoffen, leiden, beten und tragen umsonst. Es scheint uns, die Lüge und Schlechtigkeit seien stärker als das Gute. Aber hat es denn nicht noch viel trostloser ausgesehen damals, als Jesus am Kreuze hing? Und dann kam Ostern. Daran richten wir uns auf und sprechen zu unsrer Seele: Sei getrost, du wirst es noch sehen, der Herr lebt!

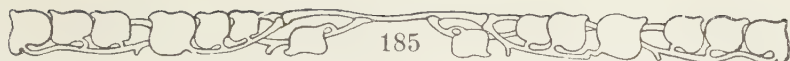
Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat über die müde und gleichgültig machende Frage: Was soll all der Schmerz, all die Lust, was soll überhaupt das Leben? Es wird von einem Kaiser erzählt, der sich beständig die Vergänglichkeit der Dinge vorhielt, um sie nicht wichtig zu nehmen und ruhig zu bleiben. Wir wollen sie aber wichtig nehmen. Wir wollen unserm Arbeiten einen Sinn geben. Niessche hat geglaubt, ihm einen Sinn zu geben mit der Lehre vom Übermenschen und von der ewigen Wiederkehr. Aber wozu ist der Übermensch da, und was kümmert mich die ewige Wiederkehr, da ich doch nichts von meiner früheren Existenz weiß? Nein, allein der Glaube an das ewige Leben, wie Gottes Wort es uns lehrt, gibt allem eine Bedeutung und einen Sinn, daß es sich lohnt, auch das Kleinste recht zu tun, auch dem Schwersten sich nicht zu entziehen.

Gott sei Dank, der uns durch den Auferstehungsglauben auch den Sieg über uns und unsre Sünde gibt! Nun wissen wir, daß wir nicht

allein kämpfen, sondern daß der mit uns ist, der versucht ward wie wir, doch ohne Sünde. Nun wissen wir, warum wir nicht aufhören dürfen, nach dem Ideal zu streben, denn der in uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen. Nun wissen wir, daß wir Jesus sehen werden. Müssen wir da nicht anders werden, als wir sind? Muß nicht jetzt schon bei uns eine Auferstehung stattfinden, ein Aufwachen aus Gleichgültigkeit, ein Herauskommen aus der Finsternis, aus Furcht, Angst und Sorge, ein Entrinnen aus Fesseln und Knechtschaft, aus den Niederungen und Sümpfen in die Höhe? Gewiß, meine Freunde, wir müssen jetzt schon Auferstehungsleben und ewiges Leben in uns tragen. Ja, laßt uns alle Ostern feiern, indem wir aufstehen und mit neuem Mut die Arbeit an uns aufnehmen, mit neuer Geduld unsre Last tragen, mit neuer Freude an unsre Aufgaben gehen, mit neuer Liebe unsern Mitmenschen begegnen und mit neuem Eifer Gottes Reich auszubreiten trachten!

Gott gibt uns in der Auferstehung Jesu auch den Sieg über die Stimme des anklagenden, verurteilenden Gewissens. Wer kann das besser sagen, als der Apostel selbst es getan hat mit dem Wort: Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns.

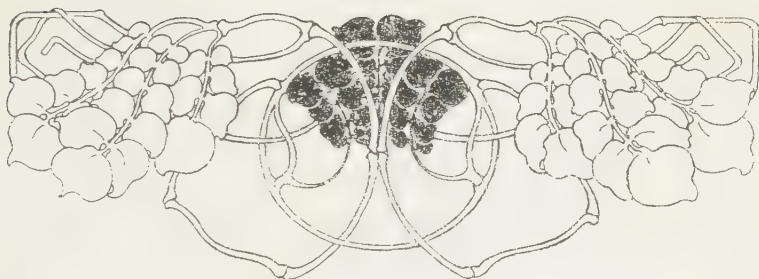
O meine Freunde, was soll ich weiter sagen? Es ist noch so vieles in unserm Wort. Aber ich will lieber sagen: Laßt uns Jesu nachfolgen! Dann erfahren wir, was alles der Apostel mit diesem Wort sagen will, und wir können aus eigenem Erleben heraus jubeln: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus! Möget ihr so sprechen können, meine lieben Konfirmanden! Ich denke an die Versuchungen, die eurer warten. Gott gebe, daß ihr sie überwindet; ihr sollt und könnt es in der Kraft dessen, der heute zum erstenmal mit euch sein heiliges Mahl feiern will. Laßt ihn recht lebendig vor eure Auge treten und verlieret ihn nie aus den Augen; dann werdet ihr wie die Apostel seine Zeugen werden, weil ihr Leben von ihm, Leben aus Gott in euch traget. Der Herr segne die Feier des heiligen Mahles an uns allen! Er helfe uns, daß wir je länger je mehr durch unsern Wandel Zeugen der



Auferstehung werden, daß wir, und durch uns andere, einst mit dem Worte scheiden können: Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus!

Jesus lebt, mit ihm auch ich!  
Tod, wo sind nun deine Schrecken?

Amen.





## Die lebendige Hoffnung.

Ostern 1910.

Gelobet sei Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten!

1 Petr. 1, 3.

Wenn die Apostel auf die Auferstehung zu reden kommen, dann klingt aus ihren Worten der silberne Ton der Freude und des Dankes. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat! jubelt Paulus am Schluß seiner gewaltigen Verteidigung des Auferstehungsglaubens, und Petrus beginnt seinen Brief mit Worten, die einen Ton in sich tragen, der an das Aufatmen der Natur nach der Winterstarre erinnert: Gelobet sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten!

Ich meine, wir alle spüren es, daß über dem Ostertag eine besondere Helle und Freude liegt. Während es uns zum Karfreitag zu gehören scheint, daß am Himmel schwarze Wolken dahintreiben, und Schnee und Regenschauer miteinander wechseln, wünschen wir, daß über dem Ostertag leuchtende Sonne ausgegossen liege. Während am Karfreitag dunkle, schwermütige Weisen klagen, schwingt durch die Osterlieder triumphierender Jubelton. Die Kirchen füllen sich mit Scharen von Menschen, die kommen, um zu hören vom Sieg über den Tod, von der Hoffnung über das Grab hinaus, und alles wirkt zusammen, um uns in eine gehobene Stimmung zu versetzen.

Wir wollen den Wert dieser Stimmung nicht gering anschlagen; sie darf uns aber doch nicht über Tatsachen hinwegtäuschen. Eine Tatsache ist es, daß viele der Osterbotschaft nicht glauben. Sie behaupten, die Jünger, die Jesus gesehen haben wollen, hätten sich getäuscht. Es sei ein Märlein, daß Jesus auferstanden



sei. Der Glaube an ein Jenseits sei ein Hirngespinnst. So schön und lothend er auch sei, er sei eben doch falsch, behaupten die einen, und die andern nennen ihn geradezu schädlich und erklären: Sind wir für den Himmel geboren, so sind wir für die Erde verloren! Mit einer gewissen Genugthuung glauben sie behaupten zu können, daß die ganze Tendenz unseres Geschlechts auf das Diesseits gehe. Einmal habe eine ungeheure Flutwelle, die christliche Jenseitslehre unser Schiff mit all unserm geistigen Hab und Gut an das „andere Ufer“ verschlagen; man höre nun aber ein fernes Donnern, das ein Zurückbrausen der Flut ans diesseitige Ufer verkünde.

Täuschen wir uns auch darüber nicht, daß in vielen, die zur Kirche kommen, die Jesus nicht nur bewundern, sondern lieben und ihm Einfluß auf ihr Leben gestatten, doch dem Auferstehungsglauben gegenüber keine freudige Gewißheit, sondern ein quälender Zweifel lebt! Sie leiden darunter; sie möchten gern eine feste, frohe Überzeugung haben; aber immer wieder schieben sich zwischen sie und die Gewißheit allerlei Fragen hinein, und schmerzlich durchzuckt es sie: Wenn nun doch der Tod das letzte Wort spräche? Und täuschen wir uns auch darüber nicht, daß auch da, wo der Auferstehungsglaube keinem Zweifel, keinem Widerspruch begegnet, doch oft wenig davon zu merken ist, daß Wirkungen von ihm ausgehen! Wir halten die Osterbotschaft für wahr; aber ist etwas davon zu merken, daß wir Leben und unvergängliches Wesen in uns tragen?

Wie hat doch der Glaube, die Überzeugung: Jesus ist nicht mehr im Grab, er ist auferstanden, er lebt, — auf die Jünger, auf die ersten Christen eine umwandelnde Macht ausgeübt! Er hat ihre Furcht in Todesmut, ihre Niedergeschlagenheit in Begeisterung, ihren Kleinglauben in Märtyrerefestigkeit umgewandelt. Er hat sie die verschlossenen Thüren öffnen, vor alles Volk treten und in alle Welt gehen heißen. Er hat sie, die Fischer und Zöllner von Galiläa, stark gemacht, freudig vor den Obersten Israels zu erscheinen. Er hat sie aller Gegnerschaft, allen feindlichen Mächten, allen Verfolgungen gegenüber an den Sieg glauben lassen. Er hat sie völlig für Jesus gewonnen; er hat sie sich ihm ganz zu eigen geben lassen. Wir können die Wirkungen, die vom Auferstehungsglauben ausgegangen

sind, gar nicht hoch genug einschätzen. Man braucht nur die Apostelgeschichte zu lesen, um zu merken, wie ihr ganzes Leben, ihr Glaube, ihr Predigen, ihr Dulden, ihr Hoffen, ihr Sterben auf der Gewißheit ruhte: Jesus ist nicht im Grabe behalten worden, er lebt!

Niemand kann diese gewaltigen Wirkungen des Auferstehungsglaubens in Abrede stellen; allen Bestreitungen und allen Einwendungen zum Troß lebt in den Menschen doch immer wieder die Sehnsucht auf, die Osterbotschaft zu hören und glauben zu können. Die Trostlosigkeit eines bloßen Diesseitigkeitsglaubens ist zu fühlbar. Ein Mann wie Nießsche bekennt: Wenn der religiöse Glaube abnimmt, lernt der Mensch sich als flüchtig und unwesentlich begreifen; dabei wird er aber notwendig schwach. Er übt sich nicht mehr so im Erstreben und Ertragen; er will den gegenwärtigen Genuß; er hat keinen Grund mehr zu warten und macht sich das Leben leicht. Ein sehr freisinniger Gelehrter unsrer Tage schreibt: „Das größte Verbrechen an der Menschheit begeht, wer ihr das Nachdenken über das Jenseits völlig vereteln möchte, dadurch, daß er jene, die seinem Einfluß zugänglich sind, mit ihrer ganzen Tatkraft, mit ihrer Phantasie und ihren Daseinszielen ausschließlich für die irdischen Zwecke in Anspruch nimmt. Er würdigt die Menschheit herab; er schließt von ihrem Leben jene Anregungen aus, die in allen Jahrhunderten das Höchste geschaffen haben.“ Das sind Zeugnisse, die zu denken geben. Mögen immer Menschen sich finden, die mit einer gewissen Behmut erklären, daß alles, was sie sehen, sie zwingt, den Tod als endgültigen Schlupfpunkt zu betrachten; mag es immer Menschen geben, welche die Auferstehung leugnen, weil sie sich heimlich davor fürchten, — der Auferstehungsglaube wird doch nicht auszurotten sein, darum, weil die Frage nach dem Sinn des Lebens die Menschen nicht losläßt, und weil diese Frage ohne Jenseitsglauben keine Antwort erhält, oder aber eine Antwort, gegen die gerade die Tiefsten und Edelsten sich aufbäumen. Einige Jahre, einige Jahrzehnte über diese Erde gehen und arbeiten und leiden und ringen und sich überwinden und trachten besser zu werden, um dann einfach den Würmern zum Fraß zu dienen oder dem Feuer zur Beute zu werden, — ist das komisch oder tragisch oder tragikomisch? Mir scheint es blödsinnig. Der Auferstehungsglaube wird immer

wieder aufleuchten und nicht zu ersticken sein, darum, weil es immer Menschen gibt, die sich mit der Halbheit und Unvollkommenheit nicht abfinden können, sondern in denen die Sehnsucht nach einem Reich der Vollkommenheit, nach Gerechtigkeit, nach Antwort auf alle Fragen und Rätsel, nach einem Land, da keine Not, kein Elend und keine Sünde ist, nach einem Leben der Reinheit und des Friedens übermächtig ist. Der Auferstehungsglaube wird nicht auszurotten sein, darum, weil unser Bestes für ihn redet, weil er das Höchste in sich schließt, weil seine Früchte für ihn zeugen.

Welches sind nun seine Früchte? Es ist natürlich völlig unmöglich, jetzt allen Wirkungen des Auferstehungsglaubens nachzugehen. Halten wir uns an das, was der Apostel hier erwähnt! Wir sind w i e d e r g e b o r e n, sagt er. Das ist eine Tatsache. Petrus ist seit der Auferstehung Jesu ein anderer als vorher, und seine Leser, welche früher Heiden gewesen waren, sind andere Menschen, seit sie an den Auferstandenen glauben. Es ist auch heute noch so. Was bin ich ohne den Glauben an ein ewiges Leben? Ein Sterbender, einer, der einem Katarakt zutreibt, der ihn verschlingen wird auf Nimmerwiedersehen. Mit wirklich tödlicher Sicherheit reißt der Strom Stückchen um Stückchen weg von meinem Leben, wie er gurgelnd das letzte verschlingt. Aber nun kommt die Osterbotschaft. Was tut sie? Sie verkündet: Sieh, das Leben, das Jesus gelebt hat, das konnte nicht zerstört werden. Auch du kannst von diesem seinem unzerstörbaren, göttlichen, ewigen Leben etwas in dich aufnehmen. Öffne dich ihm, und er läßt von seiner Überwindermacht, von seinen Lebenskräften in dich hineinströmen, daß du ein Neuwerden erlebst. Du rettetest deinen Kahn weg von einem Fluß, der im Sand versiegen wird, hinüber in einen Strom, der in das Meer der Ewigkeit einmündet. Du lernst Dinge kennen, die nicht mehr den Stempel der Vergänglichkeit ausgedrückt tragen. Du fängst an, ein Leben zu leben, das nicht von dieser Welt ist. Du glaubst nicht mehr bloß an ein höheres, ewiges Leben, du trägst es schon in dir. Du hast, wie es im Liede heißt, von dem Honigseim der Ewigkeit geschmeckt.

Ich glaube, meine Freunde, daß mehr als alles Predigen und alle noch so begeisterten Reden der Umstand dem Gekreuzigten

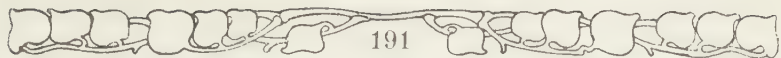
Menschen gewonnen hat, daß man in seinen Boten ihn als den Lebenden erkannte, daß man aus ihnen ein bisher nicht bekanntes Leben leuchten sah, ein Erhabensein über das Irdische. Die Auferstehung ist etwas, was man nicht glaubt, sondern hat. Darin steckt für uns und für andere auch heute noch der beste Beweis. Es kann auch nie deutlich genug betont werden, daß das ewige Leben hier in diesem Leben beginnen muß. Entweder gehören wir hier schon zum Reiche Gottes, oder wir gehören nie dazu. Nicht ein sanftes und seliges Sterben bringt uns in den Himmel, sondern ein Leben vor Gott.

Nun ist es sicher: Nichts läßt mir mein Leben so wichtig erscheinen wie der Glaube, daß es zur Ewigkeit bestimmt ist, und nichts hat Menschen so freudig ihr Leben opfern lassen für andere und für ihre Überzeugung, wie die Gewißheit, zum Herrn zu gehen und ihn zu sehen. Nichts läßt uns so freudig und entschlossen an uns und andern arbeiten wie die Zuversicht, daß das Grab das angefangene Gute nicht zerstören kann, sondern daß ein Ausreisen in der Ewigkeit stattfindet. Nichts läßt mich einen Menschen so wichtig nehmen wie die Überzeugung, daß er eine zur Unsterblichkeit geschaffene Seele in sich trägt. Nichts treibt so an, mit einem Menschen Geduld zu haben, gerecht und freundlich gegen ihn zu handeln, wie der Gedanke, daß ich einst in der Ewigkeit mit ihm zusammen sein werde. Nichts läßt mir die Erde so herrlich erscheinen wie der Gedanke, daß sie der Ort ist, da uns Gelegenheit geboten wird, das zu schaffen, was zu unserm ewigen Heil dient. Darum ist es so und bleibt dabei: Wir sind durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten wiedergeboren.

Wir sind es, weil wir, wie der Apostel weiter ausführt, eine Lebendige Hoffnung haben. Es ist nicht zufällig, daß Petrus dies betont und immer wieder darauf zu sprechen kommt, so daß er der Apostel der Hoffnung genannt worden ist. Tiefer noch als alle andern Jünger ist er durch den Tod Jesu in die Abgründe der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung geschleudert worden, kam ja doch bei ihm zu allem andern noch der Gedanke an seine Verleugnung. Darum mußte gerade ihm die Fülle der Hoffnung, die aus der Auferstehung Jesu quillt, am leuchtendsten zum Bewußtsein kommen.

Sein Lebenlang hätte er die Qual der anklagenden Stimme





mit sich herumtragen müssen: Du hast ihn verleugnet! Jeder Hahnschrei hätte es in der Bunde zucken lassen. Nun aber ist der Auferstandene zu ihm getreten und hat ihm vergeben und hat ihn wieder zu Gnaden angenommen. Von seiner Seele wich die Nacht und die Last, und er wurde froh; denn wem der Auferstandene vergibt, der hat kein Gericht mehr zu scheuen. Das ist es, was auch den Apostel Paulus triumphieren läßt: Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns! Wir wissen alle, daß Jesus gelebt hat und gestorben ist, um die Menschen zu erlösen. Er ist gekommen, uns der Vaterliebe Gottes gewiß zu machen. Er ist gekommen, um wegzuräumen, was zwischen Gott und den Menschen liegt. Nun stirbt er am Kreuz. Nun wird er ins Grab gelegt. Nun wird das Grab geschlossen. Nun lachen die Feinde. Nun klagen die Seinen, — und damit ist's fertig. Was wüßten wir dann? Dann wüßten wir, daß wohl einer einmal alles getan hat, um Gott und die Menschen zusammenzubringen, daß aber die Menschen ihn töteten, und daß die Antwort vom Himmel her ausgeblieben ist. Er mochte sterbend seinen Geist in Gottes Hand befehlen; selbst darauf ist alles stumm geblieben! Wir wissen nichts als sein großes Wollen und seinen Untergang durch die Sünde der Menschen, — und Gott schweigt! Ja wohl, so ist's am Karfreitag. Aber so ist's nicht mehr an Ostern: da redet Gott, da bekennt er sich zu Jesus; da nimmt er ihn, der gehorjam war bis zum Tod am Kreuz, in seine Herrlichkeit; da läßt er alle die, welche schwach und feig und untreu gewesen waren, aber doch zu Jesus gehörten, es wissen, daß der Auferstandene sich nicht von ihnen trennt. Verstehen wir's nun, warum es heißt: da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen? Sie wissen nun: Gott hat sich zu Jesus bekannt, und Jesus bekennt sich trotz all unsrer Untreue und Feigheit und Verirrung und Schwäche zu uns. Wo ein Mensch sagen darf: ich will ja doch ihn, da darf auch er sich dessen trösten: Der gekommen ist, uns zu erlösen, der am Kreuz für seine Feinde bat, den Gott um seines Gehorsams willen aus dem Tod zu seiner Rechten erhöht hat, der bekennt sich vor seinem himmlischen Vater auch zu mir. Wer will verdammen?

Doch wir haben das Wort von der Hoffnung noch nicht ausgeschöpft. Wir werden es überhaupt nicht ausschöpfen. Aber zu einer Zeit, da Menschen von Stadt zu Stadt reisen und nachzuweisen suchen, Jesus habe überhaupt nie gelebt, wollen wir uns dessen getrösten, daß Ostern uns mahnt: Siehe, sie haben damals auch gemeint, er lebe nicht mehr, sie seien gründlich fertig mit ihm, und sogar seine Freunde hielten ihn für tot. Da haben sie alle, sei's zu ihrem Entsetzen, sei's zu ihrer Freude, die Erfahrung gemacht, daß er doch lebte, erst recht lebte, daß alle Gegnerschaft nur zu seiner Erhöhung diene. Wir erleben Ähnliches in unsern Tagen. Die, welche rufen: er ist tot, er ist abgetan, er hat überhaupt nie gelebt, sie dienen dazu, daß andre Menschen sich bewußter werden und es andern bezeugen: Er lebt! Darum gehören wir nicht zu denen, die durch die lauten Stimmen der Gegner sich ängstlich machen lassen, sondern wir leben der Hoffnung, daß sein Einfluß im Wachsen begriffen ist, und zwar gerade auch durch die Arbeit religionsfeindlicher Menschen.

Die Osterbotschaft stärkt überhaupt in uns die Hoffnung auf den Sieg des Guten. Gewiß, wir sehen die große Macht des Bösen, wir sehen viel Wüste, viel Zerfall, viel Ansteckung und Verführung, viel wucherndes Unkraut, viel schleichendes Gift, und manchmal kommt es über uns wie schwere Müdigkeit, wie schmerzliche Verzweiflung, da uns eine Stimme sagt: Es hilft doch alles nichts; das Böse ist mächtiger! Es hat so geschickte Helfershelfer, es hat so viel Interessenten, es weiß so manche Gestalt anzunehmen, es hat so viel Kanäle und Anknüpfungspunkte, daß man doch nicht dagegen aufkommt. Aber, meine Freunde, wenn es je einmal völlig trostlos ausgesehen hat, dann war es damals, als der Gerechte ans Kreuz geschlagen wurde; auch er ist nicht spielend durch dies Dunkel gegangen, sondern mit Tränen und Fragen und Ringen im Gebet. Aber dann kam Ostern. Nun wissen wir: Gottes Sache muß wohl manchmal unten durch, aber sie siegt doch. Nun wissen wir: es ist doch nicht gleichgültig, ob man auf Gottes Seite steht oder nicht. Nun wissen wir, daß doch nicht die siegen, welche die rohe Macht auf ihrer Seite haben, sondern die, welche höhere Ziele vertreten. Nun wissen wir, daß es doch nicht vergeblich ist, guten Samen auszusäen, zu beten, zu kämpfen, zu lieben, zu leiden, Opfer zu



bringen für das Gute. Nun können wir auf schwerem Posten stehen, nun können wir die Gemeinheit lachen hören, nun können wir Mißerfolg erleben, nun können wir Wirrwar sehen, — wir tragen dennoch in uns die stark und froh machende Hoffnung auf den Sieg des Guten.

Die Auferstehung Jesu pflanzt auch an den Gräbern die Hoffnung auf, die dem Tode die Macht nimmt. Wo man von der Osterbotschaft nichts weiß oder nichts will, da kann man an den Friedhofspforten nur die Worte Dantes anbringen: Ihr, die ihr hier eintrittet, laßt jede Hoffnung zurück! Auf Grabsteinen der alten Griechen finden sich denn auch Inschriften, die lauten: Es ist alles aus, Hoffnung und Glück lebet wohl! Wir Christen aber schreiben auf den einen Pfeiler des Friedhofeingangs: Ich lebe, und ihr sollt auch leben, und auf den andern: Es wird gesäet verweslich, und wird auf-erstehen unverweslich, und oben drüber soll der Siegesruf stehen: Tod, wo ist dein Stachel, Grab, wo ist dein Sieg? Man kann ja sicher auch ohne den Christenglauben tapfer sterben. Man kann auch die Schreckensgestalt des Todes zu verhüllen, wie der Dichter tut, der sagt:

Legt Rosen mir um meine Stirne;  
Im Festgewande will ich von euch gehn,  
Und stoß die Fenster auf, daß die Gestirne  
Mit heiterm Lächeln auf mein Lager sehn!  
Und dann Musik, und während Lieder schallen,  
Von Hand zu Hand der Abschiedsbecher winkt,  
Mag mählich über mich der Vorhang fallen,  
Wie Sommernacht auf reife Felder sinkt.

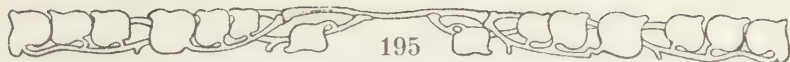
Das klingt sehr schön; aber es werden sehr wenige Menschen so sterben können. Hoffnung ist das nicht, Freude auch nicht, und von Sieg ist auch nicht die Rede. Das alles gibt allein der Osterglaube; der allein läßt am Grab ein Licht aufleuchten, daß wir reden von Wiedersehen, von Heimgang, von Vollendung und von einem Reich, da alles angefangene Gute zur Reife kommt, und alles Ungerade gerade wird, da keine Not, kein Unrecht und keine Sünde mehr ist, und man vom Glauben zum Schauen gelangt.

So bekommt unser Leben von nirgendsher solche Bedeutung, Meschbacher, Ich lebe, und ihr sollt auch leben.

Förderung und Hebung wie von dem christlichen Glauben an das ewige Leben. Selbst Goethe gibt dieser Tatsache Zeugnis, indem er den Faust beim Klang der Osterglocken die an die Lippen gesetzte Giftphiole wieder wegstellen läßt. Die heute so viel gesuchte Lebenssteigerung liegt nicht im Sichausleben in diesem Leben, sondern im Sicheinleben in das ewige Leben. So bekommt auch unser Sterben von nirgendsher solches Licht wie von der Osterbotschaft. Jesus aber ist's, der das höhere, unvergängliche Leben in diese Welt des Sterbens hineingetragen hat. Verbinden wir uns mit ihm, und es strömt auch auf uns über! Laßt uns dazu jetzt auch das Mahl mit ihm halten! Er segne es an uns allen, besonders an denen, die zum erstenmal zum Tisch des Herrn treten, daß sie und wir alle zum Reich des Lebensfürsten gehören und sprechen dürfen: Unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn! Amen.







## Suchet, was droben ist!

Seid ihr nun mit Christus auferstanden, so suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes.  
Kol. 3, 1.

Es hat in der ersten Christenheit, besonders in griechischen Gemeinden wie Korinth, Leute gegeben, die bei dem Wort Auferstehung nur an eine Erhebung der Seele über die niedern Triebe und Lüfte dachten, an eine Auferstehung aus dem Grab der Sünde. Ihnen gegenüber hat der Apostel Paulus zumal in dem großartigen fünfzehnten Kapitel des ersten Korintherbriefes mit aller Entschiedenheit die Auferstehung des gekreuzigten und begrabenen Herrn als eine unumstößliche Tatsache hingestellt, und die Auferstehung Jesu verbürgt ihm auch unsere Auferstehung vom Tode. Er ist ein zu scharfer Denker, ein zu konsequenter Charakter, ein zu großer Menschenkenner, als daß er sich großen Erwartungen über Auferstehung aus dem Grab der Sünde hingeben würde, wenn einmal der Glaube an die Auferstehung aus dem Grab des Todes beseitigt ist. Aber so energisch er den Bestreitern und Bezweiflern des Auferstehungsglaubens entgegentritt, ebenso nachdrücklich betont er nun auch seinerseits die sittlichen Forderungen, die sich aus diesem Glauben für unser Leben ergeben. Er schließt seine gewaltigen Ausführungen im ersten Korintherbrief mit den Worten: Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn! Hier ruft er den Kolossern zu: Seid ihr nun mit Christus auferstanden, so suchet, was droben ist, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes! Wenn diese Mahnungen in der ersten Christenheit not taten, so werden sie auch für uns nicht überflüssig sein, und wenn sie irgendwohin besonders passen, so sicher gerade in die Zeit, in der wir stehen. Wir kommen ja vom Osterfest. Wie viele haben da wieder die herrliche Botschaft dieses Tages vernommen! Sogar die Zeitungen haben darauf hingewiesen, wie landauf landab aller

religions- und kirchenfeindlichen Propaganda zum Trotz die Kirchen sich füllten wie kaum je. Wir freuen uns darüber; aber wir wollen uns keiner Täuschung hingeben. So erfreulich es auch ist, wenn die Kirchen mit einer feiernden Menge gefüllt sind, — die ausschlaggebende Frage ist doch die: Nehmen wir von unsern Festen etwas mit ins Leben hinaus? Einen Anstoß zum Guten, der weiter wirken darf? Ein Licht, das wieder heller leuchtet und nicht mehr erlischt? Vertiefte Erkenntnis dessen, was Gott geben und haben will? Nachhaltige Stärkung im Glauben, lebendigere Sehnsucht nach Freiheit von allerlei Mängeln und Fehlern? Kraft zu entschlossener Arbeit an uns selbst? Ach, meine Freunde, wie wäre das herrlich, wenn so durch jede Festzeit ein Aufschwung in unser Leben hineinkäme, so daß man wirklich und bleibend ein Stück, und wäre es auch nur ein Stücklein, höher hinaufgekommen wäre! Aber nicht wahr, wir müssen gestehen, daß wir zwar wohl etwa an Festen wie Weihnachten, Karfreitag und Ostern uns von einer gewissen erhebenden Stimmung erfaßt fühlen, und wenn die Predigt zu Ende ist, und die Kirchentüren sich wieder hinter uns schließen, dann klingt ja wohl vielleicht noch eine Zeitlang der silberne Ton von oben in unserem Innern nach; aber er wird leiser und leiser in dem Lärm des Tages; allerlei laute und häßliche Stimmen übertönen ihn bald wieder vollständig. Darum tut es not, auch wenn das Fest vorüber ist, doch die Seile der Oterglocken nicht aus den Händen zu lassen, und unser Textwort ist ganz besonders geeignet, zu wehren, daß es sich nur um flüchtige Stimmungen handle.

Seid ihr nun mit Christus auferstanden, — so beginnt der Apostel. Deutlicher kann gar nicht gesagt werden, daß es sich nicht bloß darum handelt, sich an etwas Vergangenes zu erinnern. Unsere christlichen Feste wollen nicht bloß so etwas wie Gedenktage sein, da man alte Begebenheiten auffrischt und feiert, sondern mit Christus auferstehen heißt: im Glauben an die Auferstehung Jesu der eigenen Auferstehung ganz gewiß sein. Wer wirklich Ostern feiert, der hört nicht nur etwas, der glaubt nicht nur etwas, sondern der erlebt etwas mit, der hört nicht nur, daß Jesus lebt, er glaubt nicht nur der Botschaft: Der Herr ist nicht mehr im Grab! sondern er weiß sich selbst als zu dem Auferstandenen gehörend, aus der Macht des Todes heraus-



gehoben. Er weiß: Nun bin also auch ich nicht mehr ein Kind des Todes, sondern ein Kind des Lebens! Ohne den Glauben an die Auferstehung Jesu sind wir Sterbende. Wir können versuchen, dies zu vergessen, und mancher gibt sich redlich Mühe, allem, was an den Tod erinnern könnte, aus dem Wege zu gehen. Von einem französischen König wird erzählt, er habe nicht geduldet, daß man in seiner Gegenwart vom Sterben sprach. Wir lachen vielleicht über diese Vogel-Strauß-Politik; vielleicht lachen wir nur, weil wir uns noch so gesund und wohl fühlen, daß uns der Gedanke an das Sterben ganz ferne liegt. Aber er kann einem plötzlich sehr nahe gerückt werden, so daß man an ihm nicht mehr vorbeikommt. Wir befinden uns manchmal plötzlich mit dem Tod in einem so engen Hohlweg, daß man ihm ins Auge schauen muß, und da zeigt es sich bei sehr vielen, daß sie ihn fürchten. Hilty sagt irgendwo: „Es endet das Leben eines jeden denkenden Menschen, der an keine Fortsetzung desselben glaubt, in tiefer Traurigkeit.“ Das ist auch ganz natürlich. Wer nicht an entsetzlichen und unerträglichen Schmerzen leidet, wer nicht völlig abgestumpft ist, wer nicht in Streit und Haß lebt mit seinen Angehörigen, dem muß der Tod und das Abschiednehmen als etwas Scheußliches erscheinen. Ist dir nicht auch schon etwa beim Anblick eines geliebten Menschen der Gedanke gekommen: Wenn nun der Tod doch das Ende wäre? Wenn doch alles aus wäre? Hat da nicht dein Herz sich zusammengekrampft? Kam es nicht wie heiße Angst über dich, wie eine eisige Hand, wie eine entsetzliche Leere, wie wehes Elend?

Ja, meine Freunde, da bleibt als einziges Rettungsmittel der Rat: Nicht daran denken! Nicht daran denken? Nein! Gott sei Dank, es gibt noch etwas Besseres, etwas ganz anderes, etwas, was uns mit Ruhe an den Tod denken läßt, etwas, was Menschen angesichts der auf sie wartenden Bestien in der Arena und angesichts des Scheiterhaufens Siegeslieder singen ließ! Was ist's? Nichts anderes, als was der Apostel hier ausspricht mit den Worten: Seid ihr nun mit Christus auferstanden. Das ist's, daß man sich nicht mehr nur als Sterbende, sondern als Auferstehende weiß, und als das kennen wir uns, sobald uns die Auferstehung Jesu feststeht, nicht bloß als eine geschichtliche Tatsache, die sich in dem und dem Jahr zu-

getragen hat, nicht bloß so, wie es uns feststeht, daß es einen Nordpol und einen Südpol gibt, sondern so, wie uns Dinge feststehen, die wir selbst miterlebt haben unter innigster Anteilnahme.

Ob das der Fall ist, läßt sich sehr leicht erkennen. Wer an die Auferstehung Jesu glaubt, der sucht ihn zur Rechten Gottes, wie der Apostel sagt, und wer ihn dort sucht, der weiß, daß auch er dorthin gelangen soll. Es ist gar nicht anders möglich, als daß dies auf unser Leben den tiefgreifendsten Einfluß ausübt. Stellen wir uns einen Mann vor, der eine Reise in ein ganz fremdes Land mit völlig andern Verhältnissen unternehmen will. Was wird er tun? Er wird sich so genau als möglich orientieren: Was für Dinge kann ich dort gebrauchen, was nützt mir dort, was dient mir dort, was ist mir notwendig? und dann wird er sich bemühen, in den Besitz dieser Dinge zu gelangen. Es kommen Freunde zu ihm und bringen ihm dies und das: Nimm dies mit, pack jenes ein! Nein, sagt er, ich weiß, daß mir dies gar nichts nützt, sondern mich im Gegenteil hemmt. Glauben wir nun nicht auch, meine Freunde, daß es von der grundlegendsten Bedeutung ist und sich in sehr deutlichen Unterschieden bemerkbar machen wird, ob ein Mensch auf die Frage: Wo gehst du hin? Wo ist das Reiseziel deines Lebens? antwortet: Ins Grab und in die Vernichtung, — oder aber: Dort oben, wo Jesus ist, sitzend zur Rechten Gottes!? Es ergibt sich als eine ganz selbstverständliche Folgerung, daß der Apostel denen, die mit Christus auferstanden sind, schreibt: So suchet, was droben ist! So hat auch Johannes es nicht nur als Mahnung, sondern als ein unausweichliches Resultat hingestellt, daß, wer im Herzen die Hoffnung trägt, Christus zu sehen, wie er ist, sich nun auch reinigt, gleich wie er rein ist. Wir brauchen uns also nur zu prüfen: Stehe ich in dieser Arbeit der Reinigung? Wir brauchen uns nur zu beobachten: Was suche ich? worauf geht mein ernstes Sinnen und Trachten? um zu wissen, ob wir mit Christus auferstanden sind, ob der Auferstehungsglaube für uns eine Realität und eine Macht ist.

Ist es wirklich unser Glaube, daß Jesus auferstanden ist und erhöht zur Rechten Gottes, ist es unsre tiefste Sehnsucht, einst ihn zu sehen, wie er ist, und ganz mit ihm vereinigt zu sein, dann ist es gar nicht anders möglich, als daß dieser Gedanke an das Wiedersehen,



an die Vereinigung mit dem ewig Reinen eine erziehende Kraft auf uns ausübt. Ich brauche Jesus nicht zu schildern; aber wenn wir daran denken, daß wir morgen, ja heute vielleicht schon vor ihn zu treten haben, nicht wahr, da würden wir uns doch beeilen, noch manches in Ordnung zu bringen? Nun ist es ja wohl möglich, daß es noch Jahre und Jahrzehnte gehen kann, bis wir ihn sehen werden, wie er ist. Aber wenn wir dies wollen, dann können wir nie zu früh anfangen, nach dem zu trachten, was er, wie wir wissen, bei uns suchen wird. Wenn wir dorthin wollen, wo er ist, so wollen wir dorthin, wo der Friede ist; wie können wir denn noch Streit suchen und im Unfrieden leben mit unsern Mitmenschen, vielleicht mit unsern nächsten Angehörigen? Wir wollen dorthin, wo die Gerechtigkeit wohnt; wie können wir da gleichgültig bleiben gegenüber dem Unrecht? Wir wollen zu ihm, der um seines Gehorsams willen erhöht worden ist; wie können wir da unsre eigenen Wege gehen? Wir wollen dorthin, wo die Reinheit leuchtet; wollen wir dies, indem wir uns über den wahren Zustand unseres Herzens täuschen, indem wir die schlimmen Neigungen festhalten, indem wir es leicht nehmen mit unsern Fehlern, indem wir irgend eine böse Lust weiter über uns herrschen lassen? Wir wollen zu ihm, der nur von dem großen Verlangen erfüllt war, Gott und den Menschen zu dienen; was haben wir mit ihm zu schaffen, wenn wir von der Selbstsucht regiert werden und nur das Unsrige suchen? Wir wollen zu ihm, den das Gottvertrauen siegreich durch alle Stürme und Dunkelheiten hindurchtrug; können wir das mit unserem Sorgengeist, unserem Kleinmut, unserer Verzagttheit? Nein, wir spüren es ganz deutlich: Dorthin kommen wollen, wo er ist, heißt suchen, seinen Geist, sein Wesen in unser Herz und Leben hineinzubekommen, heißt das ergreifen, was er von dort oben in die Welt hineingetragen hat, heißt immer bereitwilliger seine Seele dem öffnen, was er geben will, heißt durch den Strom göttlichen Lebens das Eigenleben, den Eigenwillen, die Eigensucht hinwegspülen und die alten, welken Blätter durch neue Knospen abstoßen lassen!

Wer mit Christus auferstanden ist, der beurteilt nun alles von dem Ziel aus, das ihm durch den Auferstehungsglauben gewiesen ist. Wer glaubt, daß sein Leben nur hier auf Erden verläuft und in



einem Grab irgendwo auf dieser Erde seinen endgültigen Abschluß findet, der bleibt innerhalb der Dinge dieser Erde stecken. Der Auferstehungsglaube hebt uns über diese Erde und dieses Leben empor. Wir bekommen einen Standpunkt außerhalb und über dem Leben und den Dingen der Erde. Wir betrachten alles von der Warte der Ewigkeit aus. Wir betrachten und beurteilen alles von dort aus, wo Gott ist, und da geht es uns gerade so, wie wenn wir aus engen Tälern hinaufsteigen auf einen alles überragenden Gipfel. Wie anders bietet sich da die Welt dar; wie wandeln sich da unsere Anschauungen, unsere Behauptungen, unsere Urteile!

Ja, heißt es, da kommst du uns gerade recht! Das ist es eben, was wir dem Christentum zum Vorwurf machen. Ihr Christen redet von einem ewigen Leben, ihr schildert es vielleicht in den schönsten Farben, ihr sucht die Blicke und Wünsche der Menschen dorthin zu lenken, ihr sagt ihnen, das sei ihre wahre Heimat, ihr tröstet die Armen mit den Gütern, die sie dort finden werden, — und mit alledem entfremdet ihr die Menschen der Erde, ihr macht sie blind für ihre Schönheit und gleichgültig für ihre Schäden, ihr lähmet diejenigen, die kämpfen und ringen wollen für Fortschritt und Besserung der Lebensverhältnisse, ihr pflanzt gegenüber den Aufgaben dieses Lebens die Stimmung dessen, der denkt: Ach was, es ist ja nicht der Mühe wert, da anzugreifen! Darum weg mit diesem lebensfeindlichen Jenseitsglauben! Das Leben auf Erden erhält eine größere Bedeutung, es wird reicher für den, der auf das bessere Jenseits verzichtet!

Haben wir noch nie solche Töne vernommen, meine Freunde? Wahrscheinlich klingt gerade unserm aufstrebenden, nach sozialen Reformen ringenden Geschlecht das eben Gehörte, besonders weil gar nicht bestritten werden kann, daß es in der Christenheit solche weltflüchtige Stimmungen und Strömungen gegeben hat, und daß der Hohn, es predige mancher rührend von der Herrlichkeit des Himmels, sei aber äußerst besorgt, ja nicht zu früh dorthin zu kommen, nicht immer unberechtigt ist, und ebensowenig die Behauptung, daß mancher andern den Himmel wichtig machen will, um für sich selbst recht viel Erde behalten zu können. Aber jene unpraktischen Überspannungen und diese praktische Verleugnung des Auferstehungsglaubens dürfen

uns nicht hindern, der Wahrheit die Ehre zu geben, und die Wahrheit ist diese: Nichts gibt unserm Leben eine solche Wichtigkeit wie der Glaube, daß es zur Ewigkeit bestimmt ist! Nichts läßt mir die Erde so herrlich erscheinen wie der Gedanke, daß sie Gottes Welt ist und der Ort, da Gottes Reich aufgerichtet werden soll, da eine Gelegenheit geboten ist, das zu schaffen, was zusammen ewigem Heil dient! Nichts läßt mich einen Menschen so wichtig nehmen wie die Überzeugung, daß er eine zur Unsterblichkeit geschaffene Seele in sich trägt! Nichts treibt mich so an, meinen Mitmenschen Geduld, Freundlichkeit, Liebe zu erweisen, gerecht gegen sie zu sein, Frieden mit ihnen zu halten, wie der Gedanke, daß ich einst in der Ewigkeit mit ihnen zusammen sein werde! Nichts läßt mich meine Aufgabe hier auf Erden so ernst nehmen wie der Glaube, daß Gott mich einst auf meine Treue hin prüfen wird! Nichts läßt mich so freudig und entschlossen an mir und an andern arbeiten wie die Zuversicht, daß das Grab das angefangene Gute nicht zerstören kann, sondern daß ein Ausreisen in der Ewigkeit stattfindet! Nichts läßt mir dieses Leben mit allen seinen Mühen, Fragen und Abgründen so leicht und so gut erscheinen wie der Glaube, daß es ja doch der Anfang des ewigen Lebens ist! Nichts läßt mich all mein Wollen und Tun so als von entscheidender Bedeutung ansehen wie die Gewißheit, daß davon meine und anderer Menschen Ewigkeit abhängt! Was einst dort in der Ewigkeit an mir gesucht wird, das ist freilich nicht Geld, wohl aber dies, ob ich mein Geld recht verwendet habe, so daß es der Sache Gottes diene. Nicht die Schuhe, die der Schuhmacher herstellt, nicht die Möbel, die der Schreiner macht, nicht die Häuser, die der Bauhandwerker errichten hilft, nicht die Dinge, die jedes vor uns schafft, werden einst im Himmel sein, aber wie ich an meinem Plaz diese mir obliegenden Dinge ausgeführt habe, ob mit Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit, darauf wird es ankommen. Die Dinge der Erde braucht man dort oben, wo Christus ist, freilich nicht, aber was dort an uns gesucht wird, das läßt uns die irdischen Aufgaben, auch die kleinsten und unangenehmsten treu, freudig, gewissenhaft, so vollkommen als nur möglich erfüllen. Wir suchen, was droben ist. Dort oben ist die Vollkommenheit. Sie suchen wir also. Aber wir gelangen nur zu ihr, indem wir mit den Dingen der

Erde richtig umgehen, indem wir meiden, was uns hinunterzieht, indem wir das Schwere tapfer ertragen, indem wir die alltäglichen Pflichten und Aufgaben so angreifen, daß wir und andere dadurch besser werden. Dadurch werden die Dinge der Erde zu bloßen Mitteln gestempelt; aber das ist eben das Richtige, daß der Mensch die Hauptsache ist. Was irgendwie zu unserer Vervollkommenung dienen kann, das sehen wir als wichtig an, weil es uns zur Schaffung ewiger Werte dient, und weil wir an den Dingen der Erde Vollkommenheit und ewiges Leben lernen wollen, so adeln wir damit auch die alltäglichen Verrichtungen und arbeiten an der Hebung und Vervollkommenung der irdischen Verhältnisse und Zustände. Wir können ja nur besser werden, indem wir anderes besser machen.

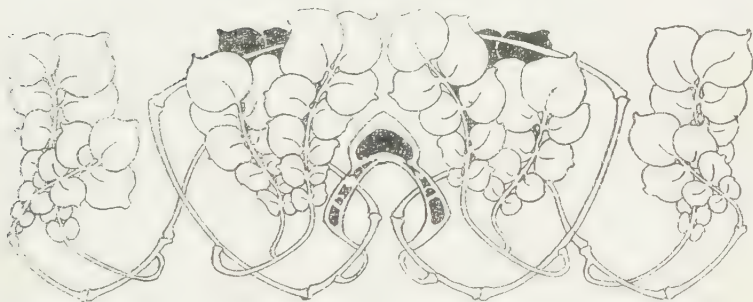
Daß wir nun manches anders ansehen, wenn wir unsern Standpunkt dort oben, wo Christus ist, genommen haben, das ist ganz klar. Von der Ewigkeit her betrachtet, von Gott aus gesehen wird vieles klein, was uns bisher groß erschienen ist, und anderes wird groß, was wir bisher übersehen haben. Wir sind in Gefahr, uns aufzuregen und zu klagen, weil wir dies nicht bekommen oder jenes verloren haben, — sieh die Sache von dort aus an, wo Jesus ist, dann kommt es plötzlich über dich: Ach wie gleichgültig ist es doch im Grunde, ob ich dies und das bekomme; aber wie wichtig ist es, daß ich mich tapfer halte! Haben wir uns vielleicht mit jemandem entzweit, und die Veranlassung schien uns wichtig genug zum Streiten, — nun, sieh die Sache von dort oben aus an, dann weißt du: Wichtiger als alles ist, daß Frieden und Liebe zwischen uns sei! Sagt nicht eine Stimme zu dir: Ach ja, wie magst du nur die kleinen Anliegen so furchtbar wichtig nehmen, wie wirst du dich einst in der Ewigkeit bei Jesus schämen, daß du über solche Hügelchen gestolpert bist, daß du solchen Fragen Zeit, Herz und Geld schenktest, und für die Ausbreitung des Reiches Gottes und für deine Seele so wenig getan hast? Meine Freunde, sind wir schon einmal in eine andere Wohnung gezogen? Nicht wahr, da macht man die Entdeckung, wie viel Gerümpel und Überflüssiges man aufgespeichert hat? Siehe zu, daß, wenn du einst die himmlische Wohnung beziehen sollst, du nicht nur solche Dinge hast, die du nicht mitzunehmen wagst oder nicht mitnehmen kannst!



Ein berühmt gewordener Mann lag auf dem Sterbebett, als ihm noch eine ehrenvolle Auszeichnung übersandt wurde. Er betrachtete diese Auszeichnung, die er früher begierig ergriffen haben würde, mit kaltem Blick und sagte: Ich bin im Begriff, in ein Land zu gehen, wo das keinen Wert für mich hat! Meine Freunde, suchen wir Dinge, die ihren Wert behalten, ja erst recht in ihrem vollen Wert aufleuchten, wenn wir in das andere Land gehen, da Christus ist, sitzend zur Rechten Gottes! Stehen wir auf der Warte, von der aus wir das richtige Augenmaß und Urteil über groß und klein, wichtig und nebensächlich bekommen?

Ewigkeit,  
In die Zeit  
Leuchte hell hinein,  
Daß uns werde klein das Kleine,  
Und das Große groß erscheine,  
Sel'ge Ewigkeit!

Amen.





## Die Berufung des Levi.

Und er ging wiederum hinaus an das Meer, und alles Volk kam zu ihm, und er lehrte sie. Und da Jesus vorüberging, sah er Levi, den Sohn des Alphäus, am Zoll sitzen, und sprach zu ihm: Folge mir nach! Und er stand auf und folgte ihm nach. Und es begab sich, da er zu Tische saß in seinem Hause, setzten sich viele Zöllner und Sünder zu Tische mit Jesus und seinen Jüngern, denn ihrer waren viele, die ihm nachfolgten. Und die Schriftgelehrten und Phariseer, da sie sahen, daß er mit den Zöllnern und Sündern aß, sprachen zu seinen Jüngern: Warum isset und trinket er mit den Zöllnern und Sündern? Da das Jesus hörte, sprach er zu ihnen: Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, zu rufen die Sünder zur Buße, und nicht die Gerechten.

Mark. 2, 13—17.

Der heutige Sonntag trägt seit altersher die Bezeichnung: Misericordias Domini, die Barmherzigkeit des Herrn. Der Name stammt daher, daß an diesem Sonntag in den christlichen Kirchen der 89. Psalm angestimmt wurde, der in unserer deutschen Übersetzung anhebt: Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich und seine Wahrheit verkündigen mit meinem Munde für und für. Ist uns auch so zu Mute, daß wir in diese Worte des Psalmsängers einstimmen können? O gewiß, wir haben sicher Stunden und Zeiten in unserem Leben, da durch unser Herz eine warme Welle des Glücks flutet, und wir uns wie von unsichtbaren Flügeln getragen fühlen, Zeiten, da es in uns jauchzt und frohlockt, da wir über Allem goldenen Sonnenschein leuchten sehen. Aber wer unter uns kennt nicht auch ganz andere Zeiten, da uns alle Lichter ausgelöscht zu sein scheinen, da wir nur mühsam uns weiterschleppen, da wir vor uns nichts als einen steilen, schattenlosen Weg sehen? Ob wir da auch sagen: Ich will singen von der Gnade des Herrn ewiglich? Ob es da nicht vielmehr bitter und schmerzlich, verdrossen und klagend heißt: Ich wüßte nicht, wofür ich zu danken hätte?

Und doch, meine Freunde, gibt es etwas, was unsere Herzen immer wieder auf den Ton des Psalmsängers stimmen kann, was immer da ist, was für alle Menschen da ist, und was tatsächlich

Menschen dahin gebracht hat, auf schweren Wegen, in dunkeln Tälern, auf stürmischen Wegen, unter viel Druck und Last, ja selbst im Gefängnis und auf dem Wege zur Arena oder zum Scheiterhaufen zu danken und zu singen. Was ist's? Es ist nichts anderes, als was hier in unserem Textabschnitt uns entgegentritt, was am Schluß in das Wort gefaßt ist: Ich bin gekommen, Sünder zu rufen, und nicht Gerechte.

Was sehen wir da? Wir sehen einen, der rein und heilig ist, seine Hände ausstrecken nach Sündern. Wozu? Um ihnen zu helfen zu einem neuen Leben. Haben wir uns das eigentlich schon klar gemacht? Steht uns das deutlich genug vor der Seele? Wenn dies der Fall ist, dann werden wir nie mehr sagen: Ich habe keine Ursache, mit dem Psalmisten zu sprechen: Ich will singen von der Gnade des Herrn. Versuchen wir es, meine Freunde, das nächste Mal, wenn wir in Gefahr sind, uns niederdrücken und von Dunkelheit einhüllen zu lassen! Richten wir da unsere Gedanken auf dieses Wort: Ich bin gekommen, Sünder zu rufen und nicht Gerechte! Richten wir unsern Blick auf Jesus, wie er hier vor uns steht! Dann wird uns sein wie einem Menschen, der meinte, er sei arm, ganz arm, und dem nun die Mitteilung wird, daß da und da eine große Summe für ihn deponiert worden sei. Als der berühmte Professor der Medizin Simpson, der Entdecker des Chlороforms, auf seinem Sterbebett gefragt wurde, welche von seinen vielen Entdeckungen er als die größte ansehe, antwortete er nach kurzem Bedenken: Die größte Entdeckung, die ich machte, war, als ich gewahr wurde, daß ich ein verlorener Sünder, und Jesus mein Heiland sei!

Das war auch die größte Entdeckung, die jener Zöllner Levi oder Matthäus machte. Irgendwo in einem Zollhäuschen Galiläas saß er und betrieb sein Gewerbe. Es war kein schönes Gewerbe. Er stand im Dienst der Unterdrücker und half ihnen sein Volk ausbeuten. Er stand im Dienst der Heiden, und das war nicht möglich ohne Übertretung einer Reihe von Vorschriften, die dem Israeliten heilig waren. Wenn Johannes der Täufer die Zöllner ermahnt hatte: Fordert nicht mehr, als gesetzt ist! so wird wohl auch unser Mann nicht das Recht gehabt haben zu sprechen: An meinen Händen klebt kein unrecht erworbenes Gut. Aber Tag um Tag ver-

ging, und Levi trieb sein Gewerbe weiter; er sah, daß man ihn deswegen verachtete, aber er fuhr fort; denn in seiner Truhe mehrte sich das Geld. Er mußte von den Frommen seines Volkes manch scharfes Wort hören; aber wenn der Priester oder der Schriftgelehrte vorüber war, so murmelte der Zöllner etwas, das ungefähr klang wie: Hochmütiger Heuchler, lehre vor deiner Thür, frisstest du doch der Witwen Häuser unter dem Schein der Frömmigkeit! Und der nächste Pharisäer klagte dann nicht ganz ohne Grund, die Zölle seien nächstens unerschwinglich. Wer war wohl der Schlechtere?

Da geschah es, daß Levi Jesus hörte. Er ging hin aus Neugierde wie Hunderte. Aber als er am Abend mit einigen seiner Genossen zusammensaß, und einer spöttelte, da verwies ihm Levi dies in einer Weise, die man sonst an ihm nicht gewohnt war. Von da an war der Zöllner öfter unter den Zuhörern Jesu. Die Leute, die an seiner Zahlbarriere Halt machen mußten, wunderten sich, daß der Mann viel weniger barsch und grob war als sonst, und daß er manches viel weniger hoch taxierte als früher. Eines Tages sprang er nach einem kurzen Blick auf die Straße in freudigem Schrecken von seinem Sitz auf, eilte hinaus und hob dienstfertig die Schranke, denn unter dem Trüppchen Männer, die da warteten, stand Jesus. Die Blicke der beiden trafen sich und ruhten ineinander. Als nun Jesus sagte: Folge mir nach! da richtete sich der Zöllner auf und antwortete: Ja, Herr! Es war ein ganz kurzer, heißer Kampf in der Seele des Mannes, ein Kampf zwischen Licht und Finsternis; aber das Licht siegte. Nachher hat der Zöllner ein Gastmahl veranstaltet und hat auch seine Berufsgenossen eingeladen, damit auch sie Jesus kennen lernten. Da saß nun Jesus mitten in dieser Gesellschaft, in die man sonst einen frommen Israeliten nicht mit vier Pferden hineingebracht hätte. Kein Wunder, daß die Schriftgelehrten und Phariseer darüber bedenklich die Köpfe schüttelten und vor den Jüngern allerlei Redensarten wie „Gleich und gleich gesellt sich gern“ fallen ließen. Als aber die Jünger sich deshalb an Jesus wandten, da hat er ihnen über den Anstoß weggeholfen und die Spötter ins Unrecht gesetzt mit seinem wunderbaren Wort: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, Sünder zu rufen, und nicht Gerechte.



Laßt uns nun dieser Geschichte nähertreten. Sie legt uns große, grundlegende Wahrheiten nahe und steckt uns eine Menge von kleinern Lichtern auf.

Zunächst die Frage: Woher kommt es, daß der Zöllner Levi in den Jüngerkreis eingetreten ist, während die frommen Pharisäer und Schriftgelehrten ihm ferne blieben und je länger je feindlicher wurden? Die Antwort liegt in dem Ausspruch Jesu: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken. Wir spüren wohl alle, daß darin etwas wie leise Ironie liegt. Es ist ihm nicht eingefallen, die Priester und Pharisäer als Leute anzusehen, die seiner nicht bedürften. Aber sie hielten sich dafür, und so wenig ein Mensch, der sich für gesund hält, den Arzt kommen läßt oder ihn aufsucht, so wenig wird ein Mensch, der mit sich selbst zufrieden ist, ein Bedürfnis nach einem Helfer und Erlöser haben. Das war vor 1900 Jahren so, und das ist heute so und wird immer so sein. Es gibt keinen Menschen, der Jesus nicht nötig hätte; aber es gibt Menschen, die nicht einsehen, daß sie ihn nötig haben. Vor 1900 Jahren haben diese Leute Pharisäer geheißsen. Heute haben sie vielleicht einen andern Namen und brauchen wohl selbst das Wort Pharisäer in verächtlichem Sinn; aber näher besehen sind sie ihrer Gesinnung nach die direkten Nachkommen jener von ihnen verachteten, selbstzufriedenen Menschen. Es gibt eine Menge von Sünden, und wir wollen keine beschönigen; aber die gefährlichste und hoffnungsloseste ist doch die Selbstgerechtigkeit. Wenn ein Mensch sich nur immer sonnt in seiner Tüchtigkeit, wenn er die Fehler immer nur bei den andern sucht und sieht, dann muß man für ihn das Schlimmste fürchten. Was soll einem solchen Menschen Jesus? Er kann es ohne ihn machen. Wo aber einer mit sich selbst unzufrieden ist, wo er aufrichtig ist gegen sich selbst und sich sagt: Hier fehlt's bei dir, und da ist's nicht in Ordnung! da ist Hoffnung; da sagt Jesus sogar: Selig bist du!

Aber es gibt noch andere, denen Jesus nichts werden kann, als nur die, die sich für gesund halten, nämlich die, welche sich für zu krank halten. Jene sagen auf die Einladung: Folge mir nach! „Ich habe dich nicht nötig!“ und diese seufzen: „Mir kann doch niemand helfen!“ Jene halten sich für zu gut und diese für zu schlecht. Nein, nein, sagen sie, es ist nicht möglich, daß Gott noch etwas von mir

wissen will! Nun, für solche Leute ist die Versicherung Jesu da: Ich bin gekommen, Sünder zu rufen und nicht Gerechte. Wir wollen ihn doch nicht Lügen strafen! Er sagt ja nicht: Ich bin gekommen, Sünder zu rufen, die das und das getan haben. Er drückt sich so allgemein wie möglich aus, so daß jeder, auch der Schlimmste eingeschlossen ist. Was er verlangt, ist weiter gar nichts als die Erkenntnis, daß man ein Sünder ist, und die Sehnsucht, aus dem alten Wesen herauszukommen.

Wie kommt es nun, daß Jesus manchem helfen konnte, wo die Frommen nichts ausrichteten? Das hängt von der ganz andern Stellung ab, die Jesus zu den Sündern einnahm. Wenn wir die Menschen daraufhin ansehen, wie sie sich zur Sünde und zum Sünder stellen, dann werden wir bemerken, daß sehr viele sich darauf etwas zugute tun, daß sie die Sünde sehr leicht nehmen. Sie machen die Unsitte, wenigstens beim Mann, zum Gegenstand des Witzes; sie behandeln die Unmäßigkeit als eine Sache des Lachens. Sie haben für alles mögliche eine Entschuldigung oder gar eine Begründung und Rechtfertigung. Sie finden, man solle überhaupt nicht mehr von Sünde reden. So die einen, und die andern? Die andern haben für den Sünder, den Gefallenen, den Verirrten nur Entrüstung, Tadel, verdammende Worte, Verachtung. Man schüttelt den Kopf, man rümpft die Nase und kehrt ihm den Rücken; man zieht einen Graben; man nimmt das Kleid zusammen, damit es nicht an den Menschen rühre; man hat Freude daran, die Sache noch schlimmer zu machen, als sie ist; man spürt die schlimmsten Beweggründe auf.

Woher kommt das wohl? Kommt es nicht vielleicht daher, daß man sich um so besser und höher vorkommt, je mehr man den andern heruntermacht, und daß dies die leichteste Art ist, besser zu sein? Kommt es nicht daher, daß wir uns nicht die Mühe nehmen oder nicht fähig sind, uns in den Zustand und in die Lage des andern hineinzudenken? Daher, daß uns jene Sünden, die wir so scharf verurteilen, selbst gar nicht so fremd sind, so daß wir nur durch eine recht laute Entrüstung andere und uns über die wahre Sachlage hinwegtäuschen können? Kommt es nicht vielmehr daher, daß man in dieser tugendhaften Verachtung und Entrüstung eine Art Ersatz sucht für den Reiz, den die Sünde noch immer hat? Daher, daß wir in

uns nicht die Kraft spüren, den Sünder von seinen bösen Wegen zu befehren, und nun diese Ohnmacht durch das Aufwerfen eines Grabens zu verdecken trachten? Wir haben nicht die Kraft, den Gefallenen zu heben; darum tun wir das Leichtere: wir stoßen ihn hinunter. Ja, wie mancher Mensch ist auf die Bahn des Lasters zurückgetrieben worden, weil er nichts als Verachtung fand! Wie mancher ist verhärtet worden, weil keiner etwas Besseres wußte, als mit moralischen Predigten auf ihm herumzudreschen!

Und nun Jesus? Es hat nie einer die Sünde gemieden wie er. Es hat nie einer den Kampf so entschlossen und so siegreich gegen sie geführt wie er. Es ist eine grundfalsche Entstellung der Wahrheit, wenn Leute wie Frenssen ihn schildern, als hätte er gleichsam in mildem Verständnis dem Sünder die Hand gedrückt und ihn dann gehen lassen. Ja wohl, er hat die Sünder zu sich gerufen, aber nicht um sie bleiben zu lassen, wie sie waren, sondern um ihnen zu einem neuen Leben zu helfen. Er hatte Vergebung für alle, aber doch nur für alle, denen ihre Sünde auf die Seele brannte. Er hat wohl denen, die selbst Sünder waren, gewehrt, Steine auf andere zu werfen, aber er hat auch zu den Schuldigen gesagt: Sündige hinfort nicht mehr! und er würde zu denen, die ihn heute zum Eideshelfer ihrer Laxheit machen wollen, sagen: Was habe ich mit euch zu schaffen?

Aber das freilich ist wahr, und davon müssen wir alle lernen: er hat sich nicht mit Entrüstung und Verachtung von den Sündern abgewandt, sondern er sieht sie mit tiefstem Mitleid an und geht ihnen in grenzenloser Liebe nach. Er bleibt nicht stehen bei der That des Sünders, die vielleicht im höchsten Grade verabscheuungswürdig ist, sondern er dringt vor bis zur Seele des Täters, und um diese Seele ist ihm angst und bange; mit dieser Seele hat er Mitleid, denn er weiß, daß sie in ihrer Sünde nicht glücklich ist. In diesem Mitleid liegt ein unendlich viel schärferes Urtheil über die Sünde als in allen Moralpredigten, und zugleich macht dieses Mitleid den Sünder dessen gewiß, daß der, welcher da vor ihn tritt, etwas kennt, etwas hat, was ihn so stark, so glücklich, so reich macht, daß sein Zustand ihn mit Mitleid und Erbarmen erfüllt.

Da fehlt es nun eben bei uns Christen sehr oft. Wir tragen

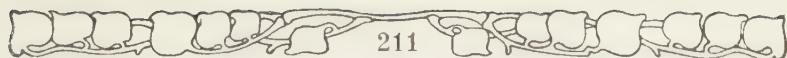


selbst zu wenig von der Herrlichkeit des göttlichen Lebens in uns. Unser Christentum ist uns viel zu sehr eine Pflicht, unser Glaube ein Müssen. Darum zieht er niemanden an; darum erscheint die Religion so vielen als Zwangsjacke und Kopfhängerei.

Und es ist doch in Wirklichkeit so ganz anders! Nehmt das Neue Testament! Sehen wir nicht bei allen, die zum Glauben an Jesus kommen, ein Aufleben, eine Befreiung? Rühmen sie nicht: Wir sahen seine Herrlichkeit? Heißt es nicht: Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen? Steht nicht von dem Kämmerer geschrieben: Er zog fröhlich seine Straße? Hat nicht Johannes in unserm Glauben den Sieg gefunden? Fordert Paulus nicht auf: Treuet euch in dem Herrn? Wie kann man nur sagen: Du mußt glauben? Das ist doch ein D ü r f e n ! Einen Vater im Himmel wissen, das ist doch Sonne! Sich von ihm geliebt wissen, das ist doch Reichthum! Ihm angehören zu dürfen, der der Schönste unter den Menschenkindern ist, das läßt das Herz von Dankbarkeit überschießen. Die Gewißheit haben, daß sein Reich kommen muß, das läßt uns mit frohen Augen in die Zukunft blicken; das stellt uns Aufgaben, die unser Leben lebenswert machen. Wahrhaftig, meine Freunde, wenn wir auch nur Anfänge von dem im Herzen tragen, was Jesus den Seinen gibt, dann können wir nicht mehr hart urtheilen und schelten und verdammen, sondern dann kommt das Erbarmen über uns mit denen, die nichts von diesem Leben besitzen. — Es jammert uns ihrer; sie sind ja gesunken, was brauchen wir sie noch hinunterzutun? Sie sind ja gefangen, was brauchen wir sie zu verurtheilen? Sie sind ja ohne Frieden, ob sie auch noch so ausgelassen tun; sie tragen in sich eine Seele, die voll Öde und Trostlosigkeit und geheimer Qual ist. Und wenn sie es jetzt noch nicht wissen, beneidest du denn den, der schlafwandelnd am Rand eines Abgrundes dahingeht?

O wer in Jesus das Leben gefunden hat, der schlägt nicht mehr auf die andern los, sondern er möchte ihnen helfen. Er möchte nicht bloß, sondern e r t u t e s . Er kann es, denn er trägt mit dem Mitleid und der Liebe auch die Zuversicht und das Vertrauen im Herzen, daß viel mehr Menschen, als uns oft scheint, sich sehnen nicht nur nach äußerer, sondern auch nach innerer Umgestaltung ihres Lebens, und daß es Gott möglich ist, selbst aus dem Verkommensten noch ein gutes





Werkzeug zu machen. Der Zöllner Levi hat die Fähigkeit zu schreiben und zu rechnen von jenem Tag an nicht mehr benützt, um Menschen auszubeuten, sondern er hat dann als der erste die Worte Jesu niedergeschrieben und damit den größten Segen gestiftet. So hat er das Vertrauen Jesu gerechtfertigt und gelohnt. Gott sei Dank, daß es immer wieder Menschen gegeben hat, die in der Nachfolge Jesu die Not und das Verderben sahen und voll Erbarmen und Glauben Hand ans Rettungswerk legten! Es ist eine Pflicht der Dankbarkeit, daß auch wir an dieser Stätte den Namen des Mannes nennen, dessen in diesen Wochen bei Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages überall in der evangelischen Christenheit gedacht wird, ich meine **W i t h e r n**, den Gründer des Rauhen Hauses, Wichern, den Begründer der Innern Mission. Keinem hat das evangelische Deutschland und wir mit ihm im letzten Jahrhundert mehr zu danken als diesem Mann. Er fing damit an, daß er dort bei Hamburg ein Duzend verwahrloster und verkommener Knaben um sich sammelte mit dem Wort: Mein Kind, dir ist alles vergeben; sieh um dich, in was für ein Haus du aufgenommen bist! Hier ist keine Mauer, kein Graben, kein Riegel, nur mit Einer Kette binden wir dich hier, du magst wollen oder nicht; du magst sie zerreißen, wenn du kannst; diese Kette heißt Liebe und Geduld! Und er fuhr fort, indem er von Provinz zu Provinz eilte, und vor Hunderten und Tausenden, vor Vertretern der Kirche und des Staates mit der Macht einer von Jesus beseligten, von der Leidenschaft des Erbarmens mit allen Menschen ergriffenen Persönlichkeit in die Herzen hineinrief: Des Volkes Not werde unsre Not! sein Mangel und Elend treibe uns, ihm zu geben, was es nie hätte vermissen sollen, das Herz voll Erbarmung, ein Leben reich an Opfern, eine Liebe, die nur sucht, was des andern ist! Er selbst griff überall an, wo es galt Schäden zu beseitigen, den Abfall von Gott und das daraus erwachsende Elend zu bekämpfen. Als er im April des Jahres 1881 die Augen schloß, da hatte er es der evangelischen Kirche unverlierbar eingeprägt, daß ihr die Liebe ebenso gehören muß wie der Glaube. O möchte die Erinnerung an diesen Mann dazu dienen, daß sein Geist lebendiger unter uns werde! Er ist nie nötiger gewesen als heute.

Nun noch ein Wort an die Eltern und Erzieher! Wie wenig redet Jesus eigentlich von der Sünde und ihrer Häßlichkeit! Er geht ganz anders vor; er arbeitet positiv. Er läßt das Gute aufleuchten vor den Augen der Menschen. Er gibt sich nicht lange damit ab, zu verbieten und zu fordern: Tue dies nicht, tue jenes nicht, sondern er stellt den Menschen in eine neue Aufgabe hinein: Folge mir nach! Da fällt ganz von selbst ein Stück des alten Wesens nach dem andern ab, wie die alten häßlichen Blätter, wenn das frische Grün treibt. Laßt uns davon lernen! Jetzt strafen, klagen, mahnen, weinen wir, und es nützt so wenig. Wird nicht unser Kind so manches ohne weiteres bleiben lassen, wenn wir ihm eine ernste Beschäftigung zuweisen? Wird nicht die Zerstretheit und Flatterhaftigkeit des Schülers am ehesten weichen, wenn wir es verstehen, seinen Geist mit Interessantem und Anregendem zu fesseln und zu erfüllen? Ist nicht die beste Art, das Unkraut zu bekämpfen, die, daß man guten Samen ausst? Jesus klagt nicht über alle Sünden, sondern er gibt neue Ideale; er klagt nicht über die Nacht, sondern er führt den Tag herauf; er schilt nicht über den Winter, sondern er läßt es Frühling werden. Wir sehen auch unsere Fehler ein, wir nehmen uns auch vor, sie abzulegen, wir wollen dies nicht mehr und jenes nicht mehr, — schön und gut; aber das ist alles immer nur negativ; damit ist unser Inneres nur leer, und es kehren andere böse Geister ein. Die beste Art, Herr zu werden über seine Fehler, ist die, daß man sich gar nicht lange mit ihnen abgibt, sondern anfängt, so viel als möglich Gutes zu denken, zu wollen und zu tun. Statt daß wir uns entrüsten, wie schlecht die Menschen oft ihre freie Zeit zubringen, wollen wir ihnen Gelegenheit schaffen, sie besser zubringen! Statt daß wir über die schmutzige Literatur schelten, wollen wir ihnen bessere in die Hand geben! Es ist wohl leichter, zu schelten und zu verdammen; aber Gutes kommt dabei nicht viel heraus. Wir wollen helfen, und helfen kann der am meisten, der sagen darf: Folge mir nach! weil er selbst auf dem Weg zu Gott ist. Das sind wir, wenn wir auf den hören, der nicht bloß vor 1900 Jahren zum Zöllner Levi, sondern noch heute zu jedem unter uns sagt: Folge mir nach! Levi hat es getan und hat es nicht bereut. Amen.

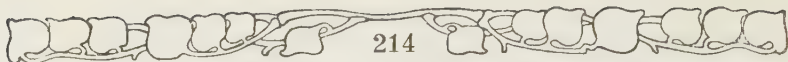
## Der gute Kampf des Glaubens.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!

1. Tim. 6, 12.

Der Apostel fordert uns auf: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!“ Es ist nie nötiger gewesen als heute, diese Mahnung zu erneuern. Viele von uns stehen unter dem Eindruck, daß es noch selten so schwer war wie in unsern Tagen, den Glauben durch alles hindurch zu retten. Immerhin zeigt unser Wort, daß schon zu des Apostels Zeiten der Glaube nicht etwas war, was man ganz selbstverständlich besaß und behielt. Wir könnten weiter zurückgehen in die Zeiten der Psalmsänger, in die Zeit Hiobs, und wir würden Worte finden, die von heißen Seelentämpfen, von Anfechtungen, Fragen und Dunkel reden. Es liegt ein gewisser Trost für uns in der Tatsache, daß auch bei denen, die wir Glaubensmänner, ja Glaubenshelden zu nennen pflegen, der Glaube manchmal nur noch wie ein kleines Lichtlein brannte, nur noch wie ein dünnes Wasseräckerchen sich durch das Geröll hinzog. Nicht so verstehe ich den Trost, daß wir uns also wohl auch mit ganz wenig Glauben zufrieden geben dürfen, sondern darin liegt die Aufrichtung, daß wir Männer sehen, die uns die Bürgschaft geben, daß man aus dem Zustand des Kleinglaubens wieder in den Zustand des großen, starken, siegreichen Glaubens gelangen kann. Dieser Trost liegt auch in unserm Textwort.

Wenn der Apostel sagt: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!“ so hören wir aus diesem Wort heraus einen Mann reden, der weiß, daß es nicht immer leicht ist, den Glauben festzuhalten. Er weiß von Windstößen und Stürmen, die dieses Licht auslöschen wollen; er weiß von Wassern, die uns diesen Boden unter den Füßen wegschwemmen möchten; er kennt Feinde, die uns dieses Gut rauben wollen. Er selbst hatte Zeiten, da er den Kampf des Glaubens kämpfen mußte; darum versteht er auch andere. Das ist gar nicht immer der Fall. Es gibt Gläubige, die reden von Zweifeln in einer



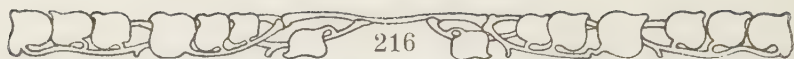
Weise, daß man den Eindruck hat: Hier ist ein Mensch, der gepanzert ist gegen alles das, was uns zu schaffen macht; da will ich lieber nichts sagen von meinen Kämpfen; er versteht mich doch nicht! Er muß ja auf mich heruntersehen wie der Riese auf den Zwerg; er wird mich unglaublich schelten! Es ist von der größten Wichtigkeit, daß ein Fragender, Suchender, Kämpfender, Angefochtener einen Menschen weiß, von dem er sich sagen kann: Er hat eine feste Überzeugung; aber er begreift mich doch, wenn ich ihm sage, wie es in mir aussieht; er erschrickt nicht, er sieht mich nicht an, als sei ich bereits verloren. Es wäre wohl schon mancher junge Mensch weniger lange und weniger weit auf den Wegen des Unglaubens gegangen, und es wäre ihm manches erspart geblieben, wenn er jemanden gehabt hätte, dem er rückhaltlos seine Fragen und Gedanken hätte vorbringen können, und der ihm dann mit Verständnis und Weisheit weitergeholfen hätte. Jetzt wagt es mancher nicht, sich am rechten Ort auszusprechen. Vielleicht fehlen die Männer des Glaubens mitunter darin, daß sie nur von ihrem Glauben reden und meinen, damit andere zu bestärken. Sie meinen, es könnte schaden, wenn man sähe, daß auch sie Stunden und Zeiten haben, wo sie ringen müssen. Warum ist denn von Jesus selbst der Kampf im Garten Gethsemane erzählt? Warum seine zitternde Frage: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Warum von Petrus die Verleugnung? Warum von Paulus, daß Gott in Korinth ihn aufrichten und ihm zusprechen mußte: „Fürchte dich nicht, sondern rede und schweige nicht!“? Ist das nicht zur Ermutigung gesagt? Hilft uns der Mann, dessen Glauben wir kennen, von dem wir aber wissen, daß auch er kämpfen mußte, nicht mehr als der andere, von dem wir denken: Offenbar ist er von alledem, was mich irre machen will, völlig unberührt geblieben! Es ist nicht anders möglich, als daß Timotheus es wagte, dem Mann sich anzuvertrauen, der durch sein Wort „Kämpfe!“ zeigte, daß er wußte: der Glaube ist kein Kinderspiel, er ist nichts Selbstverständliches, er kann angefochten werden.

Aber in dem Wort des Apostels liegt nun nicht bloß Verständnis für den Angefochtenen und Fragenden, sondern es liegt auch die feste Zuversicht darin, daß man zur Klarheit und Festigkeit, zur Gewißheit und Überzeugung kommen kann. Es liegt die Aufforderung darin:



Siehe zu, daß du festen Boden unter die Füße bekommst; siehe zu, daß nicht der Zweifel dich überwindet, sondern du den Zweifel! Wie der Wettkämpfer in den griechischen Wettspielen sich aufs äußerste anstrengte, um durch seine Körperkraft oder Kunstfertigkeit den Siegespreis zu erringen, wo es sich doch oft um einen nur von menschlicher Torheit gepriesenen Kampf handelte, so tritt ein in den Kampf, der als ein guter und edler bezeichnet werden muß, in den Kampf des Glaubens! Hier handelt es sich um das Erringen und Festhalten von Dingen, die nicht verrauschen wie der Beifall, die nicht welken und zerfallen wie Kränze. Ob wir uns irre machen lassen im Glauben, ob wir ihn fahren lassen, oder ob wir ihn festhalten, das ist von der ungeheuersten Bedeutung. Es hat Kämpfe gegeben zwischen Weltreichen, Kämpfe in der Vergangenheit und Kämpfe, deren Zeugen wir waren, die über vieles entschieden haben. Ihr Ausgang hatte weittragende Wirkungen. Dennoch hat Goethe recht mit seinem Ausspruch, das tiefste Thema der Weltgeschichte sei der Kampf zwischen Glaube und Unglaube. Nichts beeinflusst den Einzelnen und die Gesamtheit so sehr wie der Ausgang dieses Kampfes.

Wer will die Bedeutung des Glaubens recht schildern? Lesen wir wieder einmal den Ebräerbrief vom elften Kapitel an, dann tritt uns etwas von der Macht des Glaubens vor die Seele. Denken wir an die Propheten und die Apostel, an die Märtyrer und die Reformatoren! Wir kennen alle das Wort Jesu vom bergeversetzenden Glauben. Wohlan, wissen wir nicht Beispiele, daß der Glaube Berge versetzt hat, Berge von Sünde und Unrecht, Berge von Not und Elend, Berge von Hindernissen, Berge von Vorurteilen? Im Glauben ist man darangegangen, die Sklaverei abzuschaffen. Die Hölle wehrte sich und brüllte, aber der Glaube siegte. Im Glauben sind die Sendboten hinausgezogen zu den Menschenfressern und haben die gewaltigen, Jahrtausende alten Bollwerke Satans zu berennen begonnen, und nun sehen wir Kirchen und Schulen an den Stätten, wo einst Menschenblut in Strömen floß. Ist es nicht der Glaube, der Menschen in den Kampf gegen das Laster, gegen die Trunksucht, gegen die Unsittlichkeit trieb, der sie trieb, mit nichts in der Hand Rettungswerke für Verwahrloste und Gefährdete ins Leben zu rufen?



Ist es nicht der Glaube, der durch alle Enttäuschungen hindurchträgt, der Menschen hoffen ließ, wo andere verzweifelnd sich niedersehten, der Menschen vorwärts gehen und Hand anlegen ließ, wo andere erklärten: unmöglich? Ist es nicht der Glaube, der sogar dem Tod das Szepter aus der Hand nimmt? Der Apostel Paulus hat aus eigener Erfahrung gewußt, welche Fülle von Licht und Kraft und Ansporn und Seligkeit im Glauben liegt. Darum mahnt er: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens!

Wir wollen diese Mahnung zunächst in dem Sinne nehmen: Ringe darnach, zum Glauben zu kommen! Vielen, vielen Menschen, die heute erklären, sie könnten nicht glauben, muß man die Frage vorlegen: Hast du's denn auch ernstlich versucht? Hast du dich tief und ernstlich mit Jesus beschäftigt? Es sind so viele, die zum Unglauben kommen aus lauter Faulheit, aus Unwissenheit, aus geistiger Trägheit und aus sittlichem Sichgehenlassen. Sie sind nicht vom Unglauben überwunden, sondern sie sind Überläufer, die den Kampf scheuen. Sie fragen nicht: Wo ist das Recht? Sie fragen nur: Wo ist der große Haufe? Wer kann vor ihnen Respekt haben? Wir ehren nur die, welche um der Wahrheit willen schlaflose Stunden hatten, nur die, welche auf den Knien rangen, nur die, welche litten. Wer gleichgültigen oder gar fröhlichen Sinnes ungläubig geworden ist, der hat nicht in die Tiefe hinuntergesehen. Ihn nehmen wir nicht ernst. Wir ehren aber den, welcher mit bitterm Schmerz in der Seele seinem Glauben meinte den Abschied geben zu müssen, weil er sich mit der erkannten Wahrheit nicht vertrage. Ein solcher Wahrheitsucher steht dem Herrn näher als mancher Gläubige; aber er muß wirklich die Wahrheit und nichts anderes gesucht haben, und zwar nicht bloß mit dem Kopf. Es handelt sich in der Religion um Dinge, die nicht mit dem bloßen Intellekt, mit dem bloßen theoretischen Denken erfaßt werden können. Es handelt sich um Leben. Darüber entscheidet nicht die Theorie, sondern die Praxis. Darum ist es nicht damit getan, daß wir nachdenken, grübeln und disputieren; damit kommen wir oft eher von der Wirklichkeit ab ins Gezrüpp der Ansichten und Meinungen. Nein, wir probieren es mit Jesus, wir begeben uns unter seine Führung, wir fangen an seine Worte zu tun, wir beginnen Ernst zu machen mit seiner Nachfolge als

Menschen, die entschlossen sind, um jeden Preis ins Klare zu kommen. Da müßte es doch merkwürdig zugehen, wenn sich nicht das Wort an uns erfüllte: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme.“

Aber laßt uns weitergehen! Das Wort: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! mahnt uns auch: Siehe zu, daß du dich nicht irre machen lässest in deinem Glauben; siehe zu, daß dein Glaube dir nicht genommen wird; siehe zu, daß du nicht etwa dem Glauben zuwiderhandelst, daß dein Glaube und dein Leben sich entsprechen! Meine Freunde, hier möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Bibel unter Glauben etwas anderes versteht, als viele Gläubige meinen. Der Glaube vieler Christen besteht einfach darin, daß sie zu allem, was in der Bibel steht, Ja und Amen sagen. Jede Zeile dieses Buches ist ihnen Gottes Wort, für dessen Göttlichkeit sie mit allem Nachdruck eintreten. Sie wachen ängstlich über jedem Wunder. Sie geraten in schmerzlichen Zorn, wenn jemand gegen eine Lehre, die vielleicht gar nicht einmal in der Bibel steht, sondern später den Ruf der Rechtgläubigkeit erlangt hat, irgend eine Bemerkung macht. Aber ihr ganzer Glaube erstreckt sich genauer gesehen nur auf die Vergangenheit. Sie glauben, daß dies und jenes einst geschehen sei, und auf diesen Glauben sind sie heimlich stolz. Aber trauen sie Gott das, was sie ihm für die Vergangenheit zutrauen, auch für die Gegenwart, auch für die Zukunft zu? Wenden sie ihren Glauben auf die Dinge an, die vor ihnen liegen? Dreht sich ihr Glauben nicht mehr um Sätze und Formeln als um Leben?

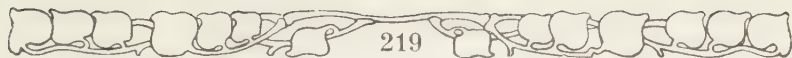
Wenn der Apostel mahnt: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! so denkt er sicher daran, daß Gott von uns allerlei fordert, was allem menschlichen Dafürhalten direkt zuwiderläuft. Alle Welt ruft: Nur das nicht! Unser eigener Verstand widerrät; unser Herz bäumt sich auf dagegen. Alles um uns her und in uns erklärt: Nein, das kommt nicht gut heraus, damit schadest du dir, das kann geradezu dein Ruin werden! Aber da ist Gottes klares Gebot, und dieses Gebot weist deutlich einen andern Weg als den von den Menschen angepriesenen. Da entsteht nun der Kampf: Will ich den Weg gehen, den Gott weist? Will ich handeln, wie er es fordert, obschon ich da ins Dunkel hineintrete, obschon ich da ganz offenbar allerlei Vorteile und Unnehmlichkeiten aus der Hand gebe, oder will ich dem Beispiel



der Vielen und dem Rat des eigenen Herzens folgen und den Weg gehen, der sich als bequemer und erfolgreicher darstellt? Wie oft steht z. B. ein Mensch vor der Frage: Will ich da und da mitmachen? Es ist ganz offenbar ein einträgliches Geschäft; es ist klar, daß man da vorwärts kommt, daß man sich da äußerlich sehr gut stehen wird. Aber freilich, ein frohes Gewissen hat man bei der Sache nicht! Doch wie, wenn ich nicht zusage? Da steht meine Zukunft völlig unsicher, ja recht bedenklich vor mir. Nun ist in mir ein Hin und Her, ein Kampf. Es handelt sich um die Entscheidung zwischen etwas Sicherem ohne Gott und etwas Unsicherem mit Gott. Da hat schon mancher, der an alle Wunder des Alten Testaments glaubt, ungläubig gehandelt. Oder nehmen wir etwas anderes: Es wird an uns gesündigt. Eine Stimme sagt uns: Laß dir das nicht gefallen! Aber hier steht das Wort: Die Rache ist mein, ich will vergelten! spricht der Herr. Wir warten, wir übergeben die Sache dem Herrn; doch die Zeit geht dahin; Jahr um Jahr vergeht, und Gott tut nichts. Er läßt den Sünder gewähren, er läßt das Unrecht zu, er greift nicht ein, er läßt uns leiden. Da kommen die Zweifel: Ist's am Ende doch vielleicht ein leerer Wahn um den Glauben an einen Gott, der seiner nicht spotten läßt? Muß ich nicht selbst das Böse rächen und mir Recht verschaffen? Nun, meine Freunde, da mahnt uns der Apostel: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! Wir tun es, wenn wir auf Gottes Wegen bleiben und nach seinen Geboten handeln, auch wenn alles dagegen zu sprechen scheint. In diesem Sinn ist die Definition, die Hilty vom Glauben gibt, sehr zutreffend: „Glaube ist der Mut zu einem idealen Leben, das aus dem Gehorsam gegen Gott besteht.“ Es handelt sich oft einfach darum, daß wir es auf Gottes Wort hin riskieren, daß wir es wagen, uns so zu entscheiden und zu verhalten, daß alle Welt sagt: der Narr! Selbstverständlich geht das nicht ohne Kampf mit uns selbst, mit Menschen und mit Gott ab. Aber wohl uns, wenn in diesem Kampf der Glaube siegt! Eines Tages wird es sich unfehlbar zeigen, daß keiner es bereut, auf des Herrn Wege getreten zu sein.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! Wir können dieses Wort nicht hören, ohne an die Zeiten zu denken, da Leid und Trübsal auf uns lasten, und die Frage auf uns einstürmt: Wo ist nun dein





Gott? Die meisten von uns wissen davon zu erzählen, und sie wissen auch, wie die Last und das Leid erst recht drückend werden, wenn die Fragen und Zweifel ihr unheimliches Wesen zu treiben beginnen. Da ist's, als wolle das letzte Licht auslöschen, und der letzte Halt, an den wir uns noch klammerten, weichen. Man tut immer, als ob der Ungläubige in den Zeiten des Unglücks der unglücklichste Mensch wäre. Ich glaube, es gibt Stunden, da der Gläubige noch tiefer hinunter muß als der, der mit Gott fertig ist; denn zu dem äußern Druck kommt für den Gläubigen noch das innere Ringen, um in seinem Glauben nicht irre zu werden. Da kann man in einen Zustand der Anfechtung, der Angst hineingetrieben werden, der wie Gluthitze ist. Man hat nicht mehr die Kraft, nicht mehr den Mut, die Waffen zur Hand zu nehmen, mit denen sonst die Glaubenskämpfe geschlagen und gewonnen wurden. Man nimmt die Bibel; aber sie ist ein verschlossenes Buch. Man will beten; aber die Arme sind wie Blei, die Seele ist wie tot. Was kann man noch tun? Man kann zu den Zweifeln und zum Unglauben sprechen: Ihr kniet mir auf die Brust, ihr schnürt mir die Kehle zu; aber ich ergebe mich euch nicht, ich will lieber sterben, als daß ich meinen Namen auf eure Liste setze. Ich kann euch in diesem Augenblick gar nicht antworten; aber ich mache nicht Frieden mit euch, ich leiste passiven Widerstand! Wo so ein Mensch sich nicht ergibt, sondern in der größten Dunkelheit spricht: dennoch! da wird er bald wieder fühlen, wie ihm Kräfte zufließen, daß er aufstehen kann. Er erinnert sich daran, wie Gott ihm schon so oft hindurchgeholfen hat. Es geht ihm wie dem englischen Admiral Drake, der die ganze Welt umsegelt und in gewaltigen Seeschlachten die Spanier bekämpft hatte. Als er nun auf der Heimreise in die Themse einfuhr, wurde er von einem fürchterlichen Sturm ereilt. Es sah fast aus, als ob sein Geschwader untergehen sollte. „Nein,“ sagte er, „das kann nicht sein; wir sind doch nicht dazu um die ganze Welt gefahren, um nun bei unserer Heimkehr in einem Graben unterzugehen!“ So laßt uns auch sprechen: Nein, das ist nicht möglich, daß wir verderben; wir haben nicht von Gottes Güte so unendlich viel erfahren, um nun schließlich in diesem Graben und in dieser Trübsal unterzugehen! Was auch auf uns liegen mag, wir wollen die Fragen, die um unsre Seele Dunkel

weben wollen, verscheuchen, indem wir auf Jesus schauen, den Anfänger und Bollender des Glaubens! So unbegreiflich wie ihn führt Gott uns doch nie; solche Last wie ihm legt er uns nicht auf.

Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! Der Mann, zu dem dieses Wort gesprochen wurde, stand mitten in einer heidnischen Welt. Heidnische Laster, heidnisches Denken, heidnische Gewohnheiten ringsum und eingewurzelt durch Jahrhunderte, getragen von patriotischen Empfindungen! Wer kommt gegen alle diese Mächte auf? Das ist die Frage, vor der auch wir stehen. Was sehen und hören wir denn? Sehen wir nicht Tausende und Tausende, die unbekümmert um Gott ihres Weges gehen? Finden nicht die Wortführer des Unglaubens den größten Beifall? Wird nicht gegen die Religion der Kampf bis aufs Messer geführt? Machen sich nicht in immer breiteren Kreisen Ansichten geltend, die alles, was uns heilig ist, über den Haufen werfen? Gehen nicht selbst unter den Wohlgesinnten die Meinungen in religiösen, in kirchlichen, in sozialen Fragen immer weiter auseinander? Stehen wir nicht mitten in Problemen, in Verwicklungen, in Wirrwar, in Mißständen? Kommt nicht manchmal eine Stimmung über uns, da man müde und resigniert auf Lösung und Besserung verzichtet und fast ärgerlich wird über den, der uns nicht in Ruhe läßt? Und doch sagt der Apostel: Kämpfe den guten Kampf des Glaubens! Heißt das nicht durch alles hindurch daran festhalten, daß Gottes Reich doch kommen muß, daß die Wahrheit doch das letzte Wort spricht, daß das Gute den Sieg behalten wird? Heißt es nicht allen Schwierigkeiten zum Trotz weiterarbeiten, auf seinem Posten bleiben, neue Posten besetzen, Dinge in Angriff nehmen, an die niemand sich wagte? Wie dürfen wir sonst das Wort des Apostels in den Mund nehmen: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat?

Wir haben vorhin gesagt, daß sicher jeder, der unser Textwort hört, an schwere Fährungen denkt, die den Glauben auf die Probe stellen. Aber laßt uns nicht vergessen, daß die Zeiten, da alles gut geht, für unsern Glauben ebenso gefährlich sind wie die trüben Tage! Jesus hat nicht bloß die Sorge als Feindin des Evangeliums hingestellt, sondern auch den Reichtum. Haben wir noch nichts davon gemerkt, daß wir in den Zeiten des Wohlergehens, des Glücks leicht



lau wurden im Gebet? Es ist doch lehrreich, daß das Sprichwort nicht sagt: Erfolg lehrt beten, sondern: Not lehrt beten. Darum laßt uns auf der Hut sein, daß nicht die guten Tage uns sorglos machen, unser Glaubensleben einschläfern, daß es uns nicht geht, wie es dem Heer Hannibals gegangen ist, das nicht in heißen Kämpfen, sondern an den Genüssen der üppigen Landschaft von Capua zugrunde ging!

Laßt uns endlich kämpfen gegen alles das, was unser Glaube als verderblich, als Unrecht und Sünde bezeichnet! Ob alle ringsum anders urteilen, anders handeln, ob sie über dich lächeln und höhnen, sei standhaft! Der Kampf mag heiß sein; die Versuchung ist groß. Niemand steht dir zur Seite, niemand ermutigt dich; du hast allein gegen eine mächtige Strömung zu kämpfen, — und doch nicht allein! Mit dir ist der, welcher versucht ward allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde. Stellen wir uns unter seine Fahne, und wir werden zum Siege geführt werden! Suchen wir die Gemeinschaft mit ihm, dann hat die Versuchung nicht mehr wie bis dahin einen Helfershelfer, einen Verbündeten in der Festung unseres Herzens! Jesus gibt uns die Gewißheit, daß wir überwinden können. Jesus gibt uns einen neuen Geist, eine Kraft von oben. Wir kämpfen nicht mehr mit zerbrochenem Schwert; wir kämpfen nicht mehr als solche, die von vornherein die Sache verloren geben. Wir lassen uns vom Feind nicht mehr täuschen und blenden; wir sehen klar. In allem Überwinden bleiben wir demütig, weil unser Glaube uns immer noch höher hinauf weist, und ob auch immer neue Aufgaben, neue Ziele vor uns auftauchen, wir werden nicht mutlos; denn unser Glaube gibt uns die Zuversicht, daß der, welcher treu kämpft, die Krone der Gerechtigkeit, der Vollkommenheit empfangen wird.

Will es uns inmitten all des ungläubigen Geschreis schier bange werden um unsern Glauben? Fürchten wir fast, er könnte uns genommen werden? Dann laßt uns diese Mahnung des Apostels wieder recht erfassen. Der Glaube kann uns doch nur genommen werden, wenn wir selbst ihn dahingeben wollen. Wollen wir dies nicht, so kann ihn uns keine Macht der Welt rauben. Der gefährlichste Feind ist unser eignes Herz mit seiner Eigenliebe, seinem Hochmut, seiner bösen Lust, seiner irdischen Gesinnung, seiner Verzagt-



heit und Unaufrichtigkeit, seiner Selbstgerechtigkeit. Dagegen gilt es zu kämpfen; dann schaffen wir dem Glauben bei uns selbst offene Bahn. Wir wollen auch gegen alles das kämpfen, was bei andern zu einem Hindernis des Glaubens werden kann! Es tun uns Menschen mit starker Überzeugung not, die dem Goliath des Unglaubens entgegenzutreten. Vor allem müssen wir Menschen haben, die nicht nur sagen: ich glaube, sondern die so leben, daß andere bezeugen: sie haben einen herrlichen Glauben! Es gibt doch nichts Besseres, nichts Tröstlicheres, nichts Heilsameres, nichts Mächtigeres, als der Christenglaube ist! Er ist das Größte und Herrlichste in der Welt! Wir wollen nicht ruhen, bis wir ihn haben! Wir wollen ihn hüten wie unsern Augapfel! Wir wollen mit den Jüngern den Herrn bitten: Herr, stärke uns den Glauben! Amen.







## Das Gebet des Glaubens.

Wahrlich, ich sage euch, wer zu diesem Berg spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer! und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird es ihm geschehen, was er sagt. Darum sage ich euch: Alles, was ihr bittet in eurem Gebet, glaubet nur, daß ihr es empfangen werdet, so wird es euch werden! Und wenn ihr stehet und betet, so vergebet, wenn ihr etwas wider jemand habt, auf daß auch euer Vater im Himmel euch vergebe eure Fehler.      Matth. 11, 23—25.

In der Nähe der Straße, die von Jerusalem nach Bethanien führte, stand ein Feigenbaum. Während die andern Bäume noch ein ziemlich kahles Aussehen hatten, trug er schon reichen Blätter- und Früchteschmuck und erweckte damit den Glauben, daß auf ihm auch schon größere Früchte zu finden seien, da beim Feigenbaum Blätter und Frühfeigen sich gleichzeitig entwickeln. So trat denn Jesus zu dem Baum, um ein paar Früchte zu brechen, was ihm nach jüdischen Gewohnheiten durchaus erlaubt war. Aber wie er nun näher tritt, da wird er gewahr, daß wohl Blätter da sind, nicht aber Früchte. So machte sich der Baum dessen schuldig, was wir heute etwa als Vorpiegelung falscher Tatsachen bezeichnen. Er erweckte den Schein, als sei er fruchtbarer, besser, vorgerückter als die andern Bäume. Aber wer genauer zusah, der sah sich betrogen. Da hat Jesus jenes Strafwort gesprochen: Nun esse von dir niemand eine Frucht ewiglich! und damit den Baum dem Verdorren ausgeliefert.

Es wird wohl niemand unter uns glauben, daß es sich für Jesus um den Baum gehandelt hat, sondern dieser Baum war ihm ein Abbild I s r a e l s. Glich nicht Israel diesem Feigenbaum? Bedeckte nicht so vieles, wie zum Beispiel gerade in jenen Tagen alle die Veranstaltungen beim Passahfest, die Erwartung, als müßten in diesem Volk besonders schöne Früchte zu finden sein? Aber dem in das Wesen der Dinge eindringenden Blick Jesu ist es klar, daß eben auch hier Täuschung vorliegt, daß dem Schein das Sein nicht entspricht. Zu welch herrlichen Hoffnungen berechnigte der Empfang,

der ihm bei seinem Einzug in Jerusalem bereitet wurde! Wie mochte dem, der nicht tiefer sah, die dem Einziehenden entgegenbrausende Begeisterung von einem gewaltigen Erfolg der Wirklichkeit Jesu reden! War da nicht herrliche Frucht seiner Arbeit am Volke zu sehen?

Mochten andere das meinen, — Jesus hat es nicht gemeint. Er fühlt, daß hinter diesem Jubel nichts anderes steckt als die Hoffnung, er werde nun daran gehen, das irdische Messiasreich aufzurichten. Jeder Schritt im Tempel, jede Begegnung mit den Führern des Volkes läßt ihn erkennen, daß das, was er sucht, nicht vorhanden ist. Er sucht nach Leben aus Gott, und er findet Zeremonien. Ihn hungert nach Früchten der Sinnesänderung, und er findet die Blätter der Selbstgerechtigkeit. Wahrhaftig, wir verstehen, was durch seine Seele ging, als er vor den Toren der Stadt jenen blätterreichen, aber fruchteleeren Baum sah! Wir verstehen, daß er mit dem Gerichtswort über diesen Baum dem Volk eine letzte augenfällige Mahnung zukommen lassen wollte! Und was konnten seine Jünger nicht alles daraus lernen!

Freilich, daß der Baum verdorren werde, das dachten sie nicht; das klingt deutlich genug aus den Worten des Petrus. Wie einer, der sagt: das hätte ich jetzt wirklich nicht gedacht, das hätte ich nicht für möglich gehalten! ruft er am andern Morgen Jesus zu: Rabbi, sieh, der Feigenbaum, den du verflucht hast, ist verdorret! Er hatte mit den andern Jüngern offenbar jene Verwünschung des Meisters nicht ernst genommen. Wie oft mochten sie schon eine Verwünschung ausgesprochen haben und wären selbst am meisten überrascht gewesen, wenn ihre Worte Wirklichkeit geworden wären! Angesichts des Feigenbaums mochten sie lernen, daß es bei Jesus anders ist. Er spricht nicht unnütze Worte. Sein Reden fließt nicht aus einer Stimmung, sondern aus seiner Bestimmung, nicht aus einer momentanen Erregung, sondern aus der beständigen innigen Gemeinschaft mit Gott. Darum sind seine Worte Wahrheit, nicht Wünsche, sondern Wirklichkeit; darum bringen sie Leben, als Gerichtsworte aber auch Sterben.

Nicht wahr, meine Freunde, wir verstehen das Staunen des Jüngers sehr gut, so gut, daß wohl mancher weiter geht und nicht



nur staunt, sondern zweifelt! Manche Kritiker erklären diese Geschichte kurzerhand für eine Legende, deren Quelle das Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum sei. Aber weshalb soll es eine Legende sein? Weil man sich Jesus unmöglich so rachsüchtig vorstellen könne, daß er einen Baum, der doch an seiner Unfruchtbarkeit nicht schuld sei, verfluchen würde? Aber diesen Einwand haben wir entkräftet, indem wir zeigten, daß es sich ja um etwas ganz anderes handelt, als bloß um jenen Baum. Statt daß man von Rachsucht Jesu redet, sollte man lieber Augen dafür haben, wie groß und gerecht hier wieder die Liebe und Geduld des Herrn ist, der nicht Menschen verflucht, sondern einen Baum, und damit eben das Volk warnen will! Aber, sagt man zweitens, es ist doch einfach unmöglich, daß auf ein Wort Jesu hin ein Baum zu sterben beginnt! Nun, meine Freunde, so hat offenbar auch Petrus gedacht. Aber dem Zweifel des Petrus wie dem heutigen Zweifel antwortet Jesus: Habt Glauben an Gott! Mit diesem Wort erklärt er, wie es möglich war, daß der Baum verdorrte. Gewiß hat der Baum ihn nicht verstanden; gewiß hat sein Wort auf den Baum keinen Eindruck gemacht, so wenig als bei der Stillung des Sturmes auf dem See Genezareth Wind und Wellen sein Wort verstanden haben. Wer ihn aber hört, das ist Gott. Im völligen Vertrauen auf ihn, im Gebet zu ihm, in der Gemeinschaft mit ihm, im Gehorsam gegen ihn spricht Jesus seine Worte zum Sturm und zum Baum. Und da sollte Gott ihn zu Schanden werden lassen? Bedenken wir es wohl: wenn wir bezweifeln, daß der Sturm sich legte, oder der Baum verdorrte, dann zweifeln wir an Gottes Macht! Wie können wir sagen: Ich glaube an Gott! und dann fortfahren: Ich glaube nicht, daß diese Wunder möglich seien? Was ist das für ein Gott, der nicht die Macht hat, über die Natur zu verfügen?

Aber, meine Freunde, es hat noch keinen sehr großen Wert, wenn wir glauben, daß Gott einst erhört und geholfen und Dinge getan habe, die wir als Wunder bezeichnen. Das ist so oft der große Fehler, daß man meint, fromm sein heiße Vergangenes glauben und diejenigen der Verdammnis zusprechen, die Zweifel daran äußern. Ach, dieser Vergangenhitsglaube, dem dann eine Gegenwartsverzagttheit und eine Zukunftsverzweiflung sich beige-



jellen, der hat der Sache Gottes schon viel geschadet! Warum sind uns diese Geschichten in der Heiligen Schrift erzählt? Dazu, daß wir erkennen, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, und daß wir dann diese Zuversicht anwenden auf uns, auf unsere Verhältnisse, auf unsere Zeit. Habt Glauben an Gott! ruft uns Jesus heute am 16. Mai 1909 ebensogut zu, wie er es dort in den Frühlingstagen des Jahres 33 seinen Jüngern zurief, und ebensogut wie ihnen gilt es uns, wenn er fortfährt: Wahrlich, ich sage euch, wer zu diesem Berg spräche: Hebe dich, und wirf dich ins Meer! und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern g l a u b t e, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird es ihm geschehen, was er sagt!

Was ist das für ein gewaltiges Wort! Da steht es vor uns wie ein in den Himmel ragender Berg! Es klingt wie der Schritt einer zum Sieg eilenden Armee! Es leuchtet in ruhiger Selbstverständlichkeit wie die Sonne am Himmel! Welche Zuversicht, welche Kraft, welcher Mut liegt darin! Wie es nur Menschen geben kann, die angesichts solcher Worte die Stirne haben, dem Christenglauben den Vorwurf zu machen, er lasse die Menschen nicht frei und fröhlich aufatmen, er sei Druck und Kette, er bringe in Knechtschaft und Abhängigkeit! Schlägt nicht dieser einzige Ausspruch Jesu alle solchen Behauptungen zu Boden?

Wir wissen, daß dieses Wort nicht der Ausfluß einer durch irgendwelche Erfolge gehobenen Stimmung ist, die dann wieder der Ernüchterung Platz machen muß. Jesus mahnt angesichts des Todes am Kreuz seine Jünger zu einem Berge verletzenden Glauben, und niemand unter uns wird leugnen, daß er selbst von einem solchen Glauben erfüllt war, daß er in der Kraft dieses Glaubens dem Tod das Szepter aus der Hand schlug und in Menschen, die von allen aufgegeben waren, noch ein Zünglein sah, das er wieder zu hellem Brennen und Leuchten brachte. In Kraft dieses Glaubens hat er aus Fischern und Zöllnern Apostel gemacht und durch sie etwas in die Welt hineinragen lassen, was einer dem Untergang entgegeneilenden Menschheit half, wieder den Weg aufwärts einzuschlagen. In Kraft dieses Glaubens hat er aller Feindschaft und aller Gleichgültigkeit zum Trotz das Gleichnis vom Senfkorn gesprochen und am Kreuz ausgerufen: Es ist vollbracht! Wer will die





Macht des Glaubens schildern? Der Ebräerbrief hat einen Anfang gemacht in seinem ersten Kapitel, in dem er eine Reihe von Siegessäulen mit den verschiedensten Inschriften aufstellt. Wir könnten fortfahren und aus dem Reich der Erfindungen und Entdeckungen, aus dem Reich der Wohltätigkeit, aus der Geschichte der innern und äußern Mission, aus der Geschichte der großen Pfadfinder und Befreier der Menschheit nachweisen, wie überall der Glaube vorwärts geholfen hat; wie der Glaube, daß wir alle Gotteskinder sind, die Sklavenketten brach; wie der Glaube, daß Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, Menschen trieb, Heimat und Verwandtschaft zu verlassen und in mörderischem Klima unter mörderischen Menschen den guten Samen auszustreuen; wie der Glaube, daß Gottes Reich kommen muß, in trostlosen Zeiten als Stern leuchtete; wie der Glaube an Gottes Vaterliebe Angefochtene, Beladene aufrecht hielt, Frauen mit einer Schar Kinder vom Grab des Hausvaters weg tapfer ins Leben hineingehen half.

O meine Freunde, sehnen wir uns nicht nach einem solchen Glauben? Hier ist einer, der hätte ihn nötig im Blick auf seine Krankheit, und da einer im Blick auf die Verhältnisse in seiner Familie. Da sollten wir ihn haben, um eine Arbeit anzufangen, und dort, um eine weiterzuführen. Hier würde er uns not tun, um schweigen zu können, und da, um zu reden; hier, um uns in gewisse Führungen hinein schicken zu können, und da, um gewisse Zustände nicht länger zu dulden. Ihrer viele sollten ihn haben, um den Berg der Sorge ins Meer zu werfen.

Ach, wie ist es jetzt oft? Ist es nicht so, daß wir müde und matt klagen und jammern? Ist es nicht so, daß wir mutlos werden im Kampf gegen einen Fehler, weil wir auf die Stimme horchen, die sagt: Darüber wirst du doch nie Meister? Ist es nicht so, daß wir im Blick auf gewisse Laster, im Blick auf soziale Übelstände erklären: Was willst du, das war immer so und wird immer so bleiben? Ist es nicht so, daß wir diesem elenden Gehenlassen noch ein frommes Mäntelchen umhängen, von gottgewollter Ordnung, von Ergebung in Gottes Willen reden und der Sache irgend einen Segen abzugewinnen suchen, während nur unsere Bequemlichkeit, unser

Eigennutz, unser Kleinglaube uns hindert, den Berg ins Meer zu werfen? O, wie viel mehr könnten wir sein, wie viel besser könnte es mit uns und um uns her stehen, wenn wir mehr von dem Glauben dessen in uns trügen, der spricht: Wahrlich, ich sage euch, wer zu diesem Berg spräche: Hebe dich und wirf dich ins Meer! und zweifelte nicht in seinem Herzen, sondern glaubte, daß es geschehen würde, was er sagt, so wird es ihm geschehen, was er sagt!

Wie ganz anders würde unser Beten sein, wenn es aus einem Herzen käme, das erfüllt ist von diesem gewaltigen Vertrauen zu Gott! Jesus redet ja hier vom Beten, und der heutige Sonntag, der den Namen „Rogate“ das heißt Betet! trägt, lenkt unsere Gedanken auch auf das Gebet. Wie ist es damit? Flattert es nicht so oft mühsam dem Boden nach? Muß es nicht wie das Wasser einer Pumpe mühsam emporgehoben werden? Hängt sich nicht der Kleinglaube wie ein Bleigewicht an seine Flügel? Ist es nicht oft nur ein Ziehen an der Notbremse?

Wo fehlt es? Doch eben am rechten Vertrauen. Haben wir nicht beim Anhören unseres Textwortes ganz unwillkürlich gedacht: Das ist natürlich nicht buchstäblich zu nehmen? Warum denn nicht? Weshalb sollte der, welcher die Berge geschaffen hat, nicht auch die Macht haben, sie zu bewegen? Tut er es nicht tatsächlich? Wie Gott helfen soll, wie er unsere Gebete erhören soll, das haben wir ihm zu überlassen. Wir haben nur das eine nötig, nämlich in jenem Vertrauen ihn anzurufen, das sich ausdrückt in den Worten: Weg' hat er allerwegen, an Mitteln fehlt's ihm nicht. Mehr von diesem Vertrauen, und es wird mehr Fröhlichkeit auf Erden sein! Mehr von diesem Vertrauen, und es wird weniger Nervosität und Krankheit da sein! Mehr von diesem Vertrauen, und die Zahl der Selbstmorde wird sinken! Mehr von diesem Vertrauen, und viele böse Geister werden weichen, viele gute Arbeit wird getan werden, die jetzt ruht!

Können wir denn nicht zu Gott volles Vertrauen haben? Ist er nicht der Allmächtige, für den es keine Schranken gibt? Ist er nicht die Liebe, die, weil sie mit Allweisheit gepaart ist, uns noch viel besser verbürgt, daß Gott nur unser Bestes will, als es bei der Liebe der treuesten Eltern möglich ist?

Ach ja, sagst du, man sollte wirklich Gott gegenüber unbegrenztes

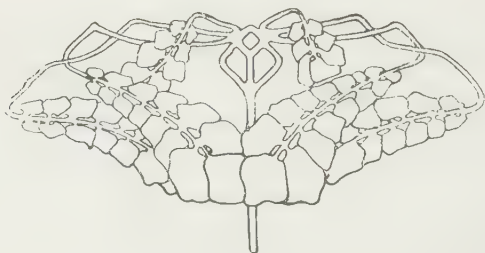
Vertrauen haben; aber was mir bei meinem Beten zur lähmenden Fessel wird, das ist die Frage: Will Gott auch das, was ich da möchte? Wie, wenn er etwas anderes beschlossen hat? Wie kann ich rückhaltlos um meine Genesung bitten, wenn innerlich etwas flüstert: Du sollst aber vielleicht diese Hemmung behalten? Wie kann ich mit der Entschiedenheit, die in unserm Textwort liegt, zu einem Kranken sagen: „Du sollst nicht sterben!“ wenn nun doch eben nach Gottes Willen sein Stündlein gekommen ist? Und in wievielen andern Dingen ist uns nicht klar, was das Richtige sei! Nun, meine Freunde, das ist ja wohl wahr, daß über jedem Gebet eines Christen das Wort stehen muß: Dein Wille geschehe! Das kann und soll uns hindern, etwas von Gott ertrogen und erzwingen zu wollen. Aber es kann uns doch nicht hindern, zu ihm zu sprechen: Herr, dir ist alles möglich! Es kann uns doch nicht hindern, zu glauben, daß Gott das Beste tun wird. Wo dieses Vertrauen in einem Herzen lebendig ist, da betet man mit der ungebrochenen Zuversicht: Gott kann helfen! und geht tapfer und getrost weiter, auch wenn die Last noch nicht abgenommen ist. Wenn der Berg sich nicht ins Wasser wirft, so ist es deshalb, weil es richtiger ist, daß wir auf seine Höhe hinaufsteigen, und mit Gottes Hilfe kommt man über die gefahrdrohendsten, steilsten Berge glücklich hinüber.

Aber, meine Freunde, nun ist sehr lehrreich, daß Jesus zur Erklärung des Wunders nicht nur auf die Macht des Glaubens hinweist, sondern die Bemerkung beifügt: Und wenn ihr stehet und betet, so v e r g e b e t , wo ihr etwas wider jemand habt! Da kommt zum Vertrauen auf Gott auch die Liebe zum Mitmenschen. Das sind gleichsam die beiden starken Flügel, auf denen das Gebet siegreich und befreit von aller Erdenschwere, gereinigt von allem Erdenstaub sich zu Gottes Thron erhebt. Diese Liebe zu den Mitmenschen bewahrt uns vor allem selbstsüchtigen Beten; sie treibt uns, an das zu denken, was dem andern frommt; sie macht uns scharfsichtig, daß wir sehen, was dem andern fehlt; sie füllt unser Herz mit der Hoffnung und dem Vertrauen, daß geknickte Zweige noch zu retten seien, und gibt uns den starken, geduldigen Willen, durch alles hindurch das Beste des andern zu suchen. Wie viel froher, getroster treten wir vor Gott, wenn wir nichts gegen unsre Mitmenschen im

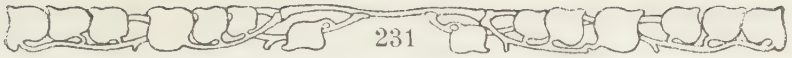


Herzen tragen! Wie mögen wir uns ihm, der seine Sonne aufgehen läßt über die Guten und über die Bösen, und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte, nahen mit Unversöhnlichkeit, mit Groll, mit Schadenfreude, mit Haß im Herzen? Damit rauben wir uns ja die frohe Gewißheit seines Vergebens und damit auch seines Gebens.

Vertrauen auf Gott und Liebe zu den Mitmenschen, das sind die beiden Punkte, die Jesus hier nennt. Jenes gibt dem Pfeil des Gebets die unwiderstehliche Flugkraft; diese gibt ihm die Richtung. Jenes führt in das Land unbegrenzter Möglichkeiten; diese leitet unser Bitten auf den rechten Weg. Jenes gibt den weltweiten Umfang, diese den herrlichen Inhalt. Vertrauen zu Gott und Liebe zu den Menschen: Jenes räumt auf mit allem dem, was uns am Beten hindern will, und diese nimmt unserm Beten das Kleinliche, Selbstsüchtige, macht es weit, frei und rein, und hebt es empor zu den großen Anliegen des Reiches Gottes. Darum, meine Freunde, ist es das beste, wenn wir Gott vor allem bitten, er wolle uns helfen, immer mehr in ihm unsern Halt zu finden, und er wolle unser Herz rein machen von allen als Bann wirkenden Dingen wie Lieblosigkeit und Rechthaberei, Empfindlichkeit und Neid, Bitterkeit und Rachsucht. Vertrauen und Liebe, der Herr schenke sie uns! Dann sollen wohl Hügel hinfallen, — wir werden doch nicht zittern! Dann werden wir nicht zagen, weil wir wissen, daß Berge weichen müssen vor dem Gebet des Glaubens! Amen.







## Erbauet euch auf den Glauben!

Ihr aber, meine Lieben, erbauet euch auf euren allerheiligsten Glauben  
durch den heiligen Geist und betet! Judas 20.

Das Lied, dessen zwei erste Strophen wir eben gesungen haben, steht unter den Liedern über Tod und Grab. Es ist keine Frage, daß es dorthin paßt, und daß der Dichter Valerius Herberger ans Sterben dachte, als er es im Herbst des Jahres 1613 verfaßte. Litt er doch mit seiner evangelischen Gemeinde unter den Verfolgungen eines katholischen Fürsten, und daran nicht genug, daß die Evangelischen gezwungen wurden, ihre schöne Kirche einer kleinen katholischen Minderheit abzutreten, und froh sein mußten, sich ein Bethaus errichten zu dürfen, es brach auch noch die Pest herein und raffte zahlreiche Opfer weg. Es ballten sich die Wolken zusammen, welche die Greuel und Schrecken des dreißigjährigen Krieges ausgoßen. Fürwahr, mehr als ein gewaltiger Mahnruf, des Todes zu gedenken! Kein Wunder, wenn der trübe Blick sich von der Erde hinauf zum lichten Himmel richtet, wenn das Herz sich weg sehnt von dem sündlichen, bösen Leben hier unten nach dem seligen Frieden dort oben! Auch der Apostel Paulus bekennt einmal: Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christus zu sein. Manches unter uns hat wohl auch schon ähnlich gefühlt und gesprochen. Der Lebensweg ist manchmal so steil und mühsam, die Last, die man zu tragen hat, ist so schwer und drückend, die Sonne brennt so heiß hernieder, und nicht bloß die Füße, sondern auch das Herz ist wund, daß man am liebsten sich niederlegen möchte, um dort zu erwachen, wo kein Leid mehr ist. Aber, meine Freunde, um dort zu erwachen, wo Gott ist, müssen wir schon hier unten in seiner Gegenwart leben. Damit, daß man in diesem Leben Schweres duldet, hat man noch lange kein Anrecht auf den Himmel. Der arme Lazarus ist nicht selig geworden, weil er arm, elend und krank war, sondern weil er sein Kreuz mit Geduld und gottergebenem Sinn trug. So darf man ja auch



unser Lied nicht verstehen, als spräche da ein Mann, der dieses Lebens mit seinen Nöten und Schwierigkeiten überdrüssig geworden ist und nun von Gott verlangt hinweggenommen zu werden, wie Elias auf der Flucht vor Isebel es wünschte. Verzagtheit, Kleinmut, Lebensüberdruß, Weltschmerz, Leidenschaft ist noch lange nicht christliche Sterbensfreudigkeit, ist noch lange nicht die Gesinnung, die für den Himmel bereit macht. Wenn der Dichter singt, „Abschied“, oder wie es früher hieß:

„Valet will ich dir geben,  
Du arge, falsche Welt,  
Dein sündlich böses Leben  
Durchaus mir nicht gefällt“

so ist das nicht Lebensüberdruß; hat doch der Mann noch 14 Jahre lang, nachdem er dies Lied gedichtet hatte, auf dem schwersten Posten treu ausgehalten, bis der Herr ihn abberief. Aus diesen Worten spricht vielmehr die Erkenntnis, daß unser Leben sich auf etwas anderem aufbauen muß als auf den Dingen dieser Welt, und da reicht der fromme Dichter des 17. Jahrhunderts dem Mann des ersten Jahrhunderts die Hand, wenn dieser mahnt: Ihr aber, meine Lieben, erbauet euch auf euren allerheiligsten Glauben durch den heiligen Geist und betet, und erhaltet euch in der Liebe Gottes, und wartet auf die Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi zum ewigen Leben! Wir wollen in dieser Stunde nur die ersten Worte ins Auge fassen: Erbauet euch auf euren heiligsten Glauben! Da ist uns unsere Lebensaufgabe vorgezeichnet: wir sollen uns erbauen. So sagt auch Paulus: Ihr seid aufbaut auf den Grund der Apostel und Propheten, da Christus Jesus der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau zusammengefügt ist und wächst zu einem heiligen Tempel im Herrn, auf welchen auch ihr mit aufgebaut werdet zur Behausung Gottes im Geist. Und an einer andern Stelle: Wie ihr nun den Herrn Jesus Christus überkommen habet, so wandelt in ihm, eingewurzelt und euch aufbauend in ihm! Laßt uns zunächst die Frage ins Auge fassen, auf was wir uns aufbauen sollen! Unser Textwort sagt: Auf euren allerheiligsten G l a u b e n. Der Apostel Paulus meint natürlich dasselbe, wenn er schreibt: Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. Er

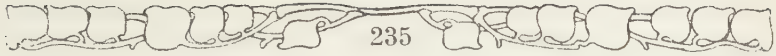
muß unserm Leben zugrunde liegen. Auf ihn müssen wir basieren. Wir denken an jene Rede, in welcher Jesus selbst erklärt, daß, wer seine Worte hört und tut, einem klugen Manne gleicht, der sein Haus auf Fels baut. Es ist keine Frage, daß dies Wort den Aposteln vorschwebt, wenn sie uns auffordern, uns auf Jesus Christus, auf den Glauben an ihn aufzuerbauen. So wichtig das Fundament, der Untergrund, das Material, der Bauplan für einen Hausbau, so wichtig ist der Glaube für die Gestaltung unseres Lebens.

Nun ist die Grundfrage diese: Ist Jesus in seinem Leben so, daß es gut ist, wenn wir unser Leben darnach gestalten? Beachtet wohl, ich frage nicht: Glaubst du an Gott, wie Jesus an ihn glaubte; glaubst du an die Wunder, glaubst du an die Gottessohnschaft; glaubst du an die Auferstehung; glaubst du an das ewige Leben? Meine Frage ist eine äußerst einfache und praktische: Ist Jesu Leben gut? Natürlich ist meine Überzeugung diese, daß Jesu Leben deshalb ein so einzigartig vollkommenes war, weil er mit Gott in der innigsten Beziehung stand; aber das brauchst du noch gar nicht zugeben. Es handelt sich vorderhand nur um dies eine: Ist Jesus so, wie man sein soll, oder kannst du dir etwas Vollkommeneres und Besseres denken? Meine Freunde, wenn wir wahrhaftig sind, so müssen wir bekennen, daß wir überhaupt nur durch Christus wissen, wie ein vollkommenes Leben sein muß. Erst durch ihn ist uns nicht bloß mit Worten, sondern durch die Tat geoffenbart worden, was Vollkommenheit ist. Allen andern Menschen können wir zurufen: Ihr seid Menschen wie wir, stark, aber auch schwach, groß und daneben klein, tugendhaft und dann wieder besleckt, wahr, aber auch irrend. Euer Leben ist ein Gewebe von Gut und Böse; der Bau eures Lebens hat Schönheiten, aber auch Kammern voll Unrat. Anders bei Jesus. Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? durfte er fragen. Bei ihm ist nur Licht, nirgends ein Flecken, nirgends ein Schatten. Der Bau seines Lebens ist so harmonisch, so vollendet, daß nirgends etwas fehlt, nirgends etwas zu viel ist. Der Geschichtschreiber Renan bekennt: Unschuldigeres und Gewaltigeres, Erhabeneres und Heiligeres hat es auf Erden nicht gegeben, als seinen Wandel, sein Leben und Sterben. In jedem Hauch seiner Rede weht der lautere Gottesodem. Das Menschengeschlecht hat keine Erinnerung, welche ihr nur

von ferne zu vergleichen wäre. Wir wollen nicht anfangen, Einzelnes hervorzuheben; denn das geschieht immer auf Kosten des Gesamtbildes; es entsteht eine Verzerrung, und darunter hat Jesus genug gelitten. Die einen nahmen diesen Teil aus seinem Leben, aus seinen Worten, die andern einen andern Teil und bauten darauf; aber so entstanden Gebäude, wie man sie manchmal sieht: es ist nur eine Hälfte da, die andere fehlt. So hat man auf der Armut Jesu und auf seinen Worten gegen die Weltlust aufgebaut; da entstand ein Christentum im Bettlergewand und in der Mönchskutte. Heute nimmt der Russe Tolstoi das Wort vom Backenstreich und konstruiert darauf ein Christentum, das ohne Frage viel vom Geist Jesu enthält und einer selbstsüchtigen, machtgierigen Menschheit gellend in die Ohren tönen möge, das aber doch nur eine Seite Jesu widerspiegelt, die leidende und dulddende, und darüber die kämpfende, angreifende vergiftet und uns schließlich nicht weiter bringen würde, als der Buddhismus seine Völker gebracht hat. Es gibt Zeiten, wo es nötig ist, irgend etwas von Jesus besonders zu betonen; aber wir müssen doch immer wieder auf den ganzen Jesus uns gründen, wenn nicht ein windschiefer Bau aufgeführt werden soll. Man darf nicht nur von seiner Demut reden, auch sein Mut muß in uns leben; nicht nur seine Ergebung in Gottes Willen und sein Gebet in der Stille darf uns gegenwärtig sein, sondern auch sein tatkräftiges Wirken; nicht nur die zartfühlende Milde, sondern auch die herbe Strenge, nicht nur seine Liebe zu Gott, sondern auch seine Liebe zu den Menschen. Auf den ganzen Christus müssen wir uns aufbauen.

Aber eben auf ihn und nicht auf irgend etwas andres. Es gibt so viele, die wollen bei dem Bau ihres Lebens nichts mehr von Jesus wissen. Sie halten es für Torheit und Beschränktheit, auf den christlichen Glauben zu bauen. Sie bauen auf die Behauptungen gelehrter Männer, die versichern, es gebe keinen Gott, keinen Himmel und keine Hölle. Da lebt man dann in den Tag hinein, führt ein Leben nach den Lüsten des Herzens und verlacht alle ernststen Mahnungen. Nun, es wird diesen Menschen gehen, wie es den Unglücklichen in St. Pierre ergangen ist. Eine gelehrte Kommission erklärte, es drohe keine Gefahr von dem Vulkan. Am andern Morgen lagen dort, wo keine Gefahr war, 30 000 Leichen! Arme Menschen,





die auf ihre Kraft, ihre Gesundheit, ihr Glück, ihr Geld, ihre Mitmenschen bauen! Das sind alles Pfeiler und Stützen, die plötzlich zusammenbrechen können. Und jene, die auf ihre Weisheit, ihre Einsicht, ihre Jugend, ihr gutes Herz bauen? Wenn wir wissen wollen, was dabei herauskommt, dann brauchen wir nur auf die Völker zu schauen, die nichts von Jesus wissen. Wollen wir mit diesen tauschen? Gewiß, es ist auch bei uns vieles nicht in Ordnung, und dies rührt davon her, daß wir nicht unser ganzes Leben, sondern nur einen Teil davon auf Jesus aufbauen. Stellt euch einen Menschen vor, der einen Teil seines Hauses auf Fels und mit trefflichem Material aufbaut, und einen Teil auf lockerem Grund und mit schlechtem Material. Was wird die Folge sein? Diese, daß die schlechter ausgeführte Hälfte sich senkt, daß es Risse und Einstürze gibt, und daß das Ganze einen traurigen Anblick bietet. So ist auch in unserm Leben viel Zerrißenes, Schwankendes, Halbes und Unfertiges, vieles, was nicht zusammenstimmt, wie ein Haus, das auf der einen Hälfte mit Ziegeln gedeckt ist und auf der andern mit faulendem Stroh. Christus muß ganz anders, als es oft der Fall ist, der Grund werden, auf dem unser ganzes Leben sich aufbaut. Fragen wir uns jetzt ernstlich, meine Freunde, auf was baue ich mein Leben? Baust du auf Lug und Trug auf? Dann wehe dir! Du wirst selbst betrogen sein. Baust du auf die Sünde? Dann baust du dir das Grab. Baust du auf die Welt mit ihren Erfolgen und Freuden? Höre, die Welt vergeht mit ihrer Lust! Baust du auf irgendwelche menschlichen Theorien? Dann mußt du vielleicht schon in kurzer Zeit fragen: Was ist Wahrheit? Baust du auf deine Kraft? Dann ist der Schwamm in deinem Hause. Baust du auf den Unglauben? Dann mauerst du der Sonne die Fenster zu. Das alles ist durch die Erfahrung hundert- und tausendfach erwiesen. Was ist auf nichtchristlichem Boden gebaut worden? Gewiß auch Tempel; aber diese Tempel waren oft genug Stätten des Betrugs, der Schande, der Unzucht, des Aberglaubens, der Bedrückung. Hütten der Sklaven sind erbaut worden, Stätten, wo das Blut erschlagener Feinde gen Himmel dampfte, dumpfe Winkel, in denen die Frau ihr Dasein vertrauern muß. Aber auf christlichem Boden, da erwuchsen Gotteshäuser, in denen die Kraft zum Heil verkündigt wurde, er-

wuchsen Stätten der erbarmenden, helfenden, rettenden Liebe, erwuchsen Häuser mit idealem Familienleben, erwuchsen Stätten, von denen Bildung und Kunst, Wissen und Fortschritt ausströmen. Wie ganz anders ist das Leben des Einzelnen, das Familienleben, das Volksleben, das wissenschaftliche, das künstlerische, das politische, das soziale Leben, wo es auf christlichem Boden steht, als da, wo dieses fehlt! O, es fehlt leider auch oft unter uns! Es gibt Leute genug, die höhnisch darauf hinweisen, wie vieles auch bei uns faul ist, und vielleicht hast du gerade vorhin gedacht, es ließe sich auch eine hübsche Zahl von unguten Dingen aufzählen, die auf christlichem Boden erwachsen sind. Gewiß, aber nicht Christus und das Christentum ist daran schuld, sondern die Christenheit, und nicht dadurch wird es besser, daß man uns das Christentum nimmt, sondern dadurch, daß man uns dasselbe gibt, daß man uns den Christenglauben stärkt, daß wir viel besser, als es geschieht, in ihm unterwiesen werden. Es ist ja eine unsägliche Schande, wie gering es um die christliche Erkenntnis bestellt ist. Der Christenglaube wird von vielen verlacht, bekrittelt, zum alten Eisen geworfen; aber mancher von diesen Weisen und Gelehrten könnte nicht eine einzige biblische Geschichte richtig erzählen; es herrscht eine grauenhafte Unwissenheit in bezug auf religiöse Dinge. Ich denke, wenn der Apostel verlangt: Erbauet euch auf euren allerheiligsten Glauben! so setzt er voraus, daß wir wissen, um was es sich da handelt. Darum ist die erste Forderung die: Wir müssen uns mehr mit der Heiligen Schrift beschäftigen. Sie ist es, die von Christus zeugt; sie stellt uns sein Bild vor Augen; da tritt er uns entgegen. Je mehr wir uns hineinversenken, besonders in die Evangelien, desto herrlicher, leuchtender, lockender, herzgewinnender steigt diese Lichtgestalt vor uns auf, bis wir überwältigt vor ihr niedersinken mit dem Bekenntnis: Mein Herr und mein Gott! O daß wir alle so weit wären, daß wir voll Überzeugung so sprächen! Was wäre das schon für ein Fortschritt!

Aber freilich, alles richtige Wissen, alle richtige Erkenntnis genügt noch nicht. Wie sagt Paulus? „Wenn ich weisagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe

nicht, so wäre ich nichts.“ Ja wohl, der Glaube! Christusglaube muß da sein! Toren, die ihn austrotten wollen und dann doch seine Früchte preisen und herbeiwünschen! Aber noch schlimmer als Toren sind die, denen das Evangelium von Christus wohl eine schöne Wahrheit ist, an der sie nicht im geringsten zweifeln; aber sie selbst haben nichts davon, und andere noch weniger.

Erbauet euch auf euern allerheiligsten Glauben! ist die Mahnung unseres Textes. Was will das heißen? Viel mehr als was gewöhnlich darunter verstanden wird. Man will erbaut werden; damit meint man eine Art Genuß, eine Einwirkung auf das Gefühl, eine wohlthuende Empfindung, ein bißchen Rührung, ein bißchen Seligkeit. Dann ist man sehr erbaut und geht heim und gleicht einem Mann, der sein leibliches Antlitz im Spiegel beschaut; nachdem er sich aber beschaut hat, geht er von Stund an davon und vergißt, wie er gestaltet war. So können wir uns Sonntag um Sonntag und dazwischen noch an den Werktagen Jahr um Jahr „erbauen“. Doch es entsteht nichts Neues, es ist immer das alte Haus da, und es wird im Lauf der Jahre immer weniger einladend.

Da ist der gute Baugrund; da sind alle Materialien, um ein schönes, festes, wohnliches Haus aufzuführen; da ist der Bauplan. Es ist wirklich alles da, was nötig ist; aber man fängt nicht an damit. Glaubt ihr, daß so ein Haus entsteht? Aber haben wir es nicht gerade so mit unserm Glauben? Er ist da, aber wir fangen nichts mit ihm an.

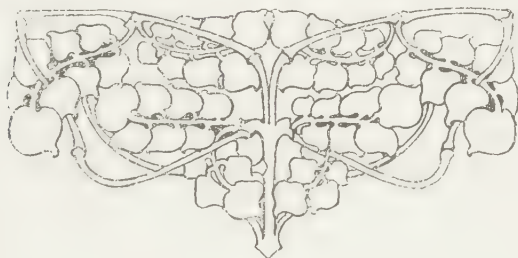
„Erbauet euch auf euern allerheiligsten Glauben“ will heißen: Gestaltet euer Leben nach diesem Glauben; verwendet diesen Glauben; macht Gebrauch von ihm! Er muß euer Wollen, euer Denken, euer Reden, euer Tun und Lassen, euer ganzes Sein beeinflussen; nein, nicht bloß beeinflussen, sondern bestimmen! Erbauung ist etwas Ernstes, ist eine Arbeit an sich selbst, ist Wachstum, ist Förderung, ist Entwicklung, ist nicht bloß etwas für den Sonntag, sondern ebensosehr für den Werktag. Ich habe mich heute sehr erbaut, sagte eine Frau nach dem Gottesdienst zum Prediger. Nun, das wollen wir diese Woche sehen! hat er darauf geantwortet. Wenn wir uns auf Jesus aufbauen, so werden wir ihm ähnlicher und

ähnlicher werden. Verzagtheit, Kleinglaube, Geiz, Unverträglichkeit, Faulheit, Unkeuschheit, Hochmut, alles das steht nicht auf dem Boden des christlichen Glaubens. „Erbauet euch auf euern allerheiligsten Glauben“ heißt: Werdet getrost in den dunkeln Zeiten, werdet voll Liebe zu Gott und den Menschen, werdet Kämpfer gegen alles Gemeine und Unrechte, werdet rein und heilig, laßt euch von eurem Glauben aufrichten und stärken, laßt euch von ihm die Richtung eurer Handlungsweise vorschreiben; lebt, was ihr glaubt! Wenn euer Glaube der christliche ist, so wird euer Leben etwas Ganzes, Festes, Wertvolles, Brauchbares, für die Unvergänglichkeit geschaffen.

Aber nicht bloß der Einzelne soll sich erbauen. Das wäre selbstsüchtig; wir sind nicht bloß für uns da; wir sollen einander erbauen. Tun wir dies? O, viele Menschen zerstoßen einander, verderben einander, richten einander zugrunde. Da zerstört der Unfriede, dort unterwühlt der Unglaube, hier bohrt der Zweifel, dort bringt die unsaubere Lust Fäulnis hin, da verderbt hohles Geschwätz und frißt der Geiz. Ach, durch wie vieles können wir einander zum Schaden sein und einen zerstörenden Einfluß ausüben! Erbaust du oder verderbst du? Bist du ein Mitarbeiter am Reiche Gottes oder ein Handlanger des Fürsten der Finsternis? Wenn du selbst auf Jesus aufgebaut bist, so wirst du durch deine Worte, deinen Wandel, dein ganzes Wesen andere erbauen. Vielleicht lehnen sie sich zuerst auf, denn es muß ja zuerst bei ihnen das Bisherige niedergerissen werden; dagegen wehren sie sich. Aber laß nicht ab, ein Christ zu sein, und du wirst sehen, daß um dich her neues Leben blüht aus den Ruinen. Gläubige, die wahres Christentum haben, sind Baumeister einer höheren, besseren Menschheit. Statt zu klagen und zu verzagen, wollen wir bauen; statt zu verurteilen und uns zu entsetzen, wollen wir bauen! Was hilft es, sich über einen Menschen, der schwer gefehlt hat, zu entrüsten und vielleicht den ganzen Stand, dem er angehört, seinetwegen anzuschwärzen? Wollen wir nicht lieber für einander beten, einander einen Halt bieten, einander ein gutes Beispiel geben, einander im Glauben stärken? Mancher wäre nicht gefallen, wenn er an uns Christen einen Halt gehabt hätte. Warum helfen die christlichen Kreise nicht mehr mit, daß aus ihnen der Kirche Männer



zur Verfügung gestellt werden, oder daß die, welche aus andern Kreisen kommen, gefestigt werden? Damit, daß man sich in stille, geschützte Winkel zurückzieht und die übrige große Welt als verloren betrachtet, ist wenig geholfen, und jedenfalls ist das nicht christlich. Ich hoffe, es kommt die Zeit, da wir Gemeinden haben werden, wo nicht bloß der Pfarrer und etwa eine Diaconissin das Christentum für die andern haben sollen, sondern wo viele Hände sich regen am Bau des Reiches Gottes, wo die starken Gemeindeglieder die Schwachen stützen, den Gefährdeten nachgehen, den Notleidenden helfen, die Irrenden ermahnen, die Gottlosen mit Wort und Wandel beschämen und gewinnen. Wir sollen alle Salz, Licht, Sauerteig sein; wir sollen alle unsres Bruders Hüter sein. Möge die Mahnung unsres Textwortes uns dazu antreiben, daß jedes von uns an seinem Platz und nach seinen Kräften mit dazu beitrage, daß Gottes Reich komme, und Gottes Wille geschehe! Amen.





## Die Morgenstunde Jesu.

Des Morgens vor Tage stand er auf und ging hinaus. Und Jesus ging an eine wüste Stätte und betete daselbst. Mark. 1, 35.

Mit einer gewissen Überlegenheit schauen wir auf die frühern Geschlechter zurück. Wie viel mehr wissen wir doch als sie; welche gewaltigen Fortschritte hat doch die Technik gemacht! Was würden sie für Augen machen, wenn sie wiederkommen könnten, die guten Leute von Anno dazumal! So denken wir etwa, und gewiß haben wir ein Recht dazu. Aber wir denken doch nicht nur mit diesem stolzen Gefühl der Überlegenheit an die frühern Zeiten, sondern daneben macht sich oft noch viel stärker etwas wie Neid geltend, etwas wie Wehmut, etwas wie Sehnsucht. Warum Neid? Wonach Sehnsucht? Weshalb Wehmut? Ach, weil wir den Eindruck haben, daß wir die Dinge, die uns mit dem Gefühl der Überlegenheit erfüllen, sehr teuer erkaufen müssen, so daß wir uns fragen: Sind wir bei dem Tausch nicht die Getäuschten? Wie ruhig floß doch früher das Leben dahin! Wie viel Zeit hatten doch die Leute; wie viel Gemütlichkeit und Beschaulichkeit leuchtet uns da still und friedlich entgegen! Heute dagegen ist's ein Hasten und Jagen, eine Hege und Aufregung, von der frühere Zeiten nichts ahnten. Auf allen Gebieten drängt es vorwärts. Den Geschäftsmann peitscht die immer schärfer werdende Konkurrenz. Selbst auf das Land, wo wir am ehesten noch etwas von der Stille und Gemütlichkeit früherer Zeiten finden, trägt die Maschine die Unrast. Überall pfeift's und surrt's und feucht's und pustet's. Eine Fülle von Eindrücken und Erlebnissen gießt sich wie Sturzwasser beständig über uns aus. Jeden Tag reißt uns die Zeitung hinein in eine verwirrende Menge von Vorgängen und Begebenheiten, von Fragen und Behauptungen, von Ideen und Theorien, von Kämpfen und Entscheidungen, von Schädlichem und Erfreulichem aus der ganzen Welt.



Daß bei dieser Inanspruchnahme, bei diesem Drängen und Treiben Gefahren vorliegen, das spüren viele. Nicht umsonst suchen je länger je mehr Menschen es möglich zu machen, wenigstens für einige Tage aus dem Trubel herauszuflüchten in die Stille der Bergwelt, um da Kopf und Nerven wieder etwas auszuspannen. Aber man sieht nicht nur die Gesundheit des Körpers bedroht; man sieht auch andere Güter gefährdet. Denken wir nur an das Familienleben! Da sucht man der Gefahr entgegenzuarbeiten durch Verkürzung der Arbeitszeit, durch Entlastung des Sonntags von aller Arbeit. Das ist recht gut. Man soll zu seiner Gesundheit Sorge tragen. So wenig man den Körper verhätscheln soll, so wenig darf man ihn verderben. Es gibt ein Buch, das den Titel trägt: „15 Minuten täglicher Arbeit für die Gesundheit“. Wenn dieses Buch oder ein anderes uns Mittel und Wege zeigt, um unsern Körper gesund und arbeitsfähig zu erhalten, so gibt es sicher eher Gründe dafür, solche Ratschläge zu befolgen, als einen Grund, der dagegen spricht. Und was das Familienleben betrifft, so muß auch der beschäftigteste Mann dafür sorgen, daß er Zeit für Frau und Kinder frei behält. Lieber etwas weniger Geld zusammenscharren, lieber etwas weniger Einfluß und Macht besitzen, lieber weniger an allen möglichen Anlässen teilnehmen, lieber etwas weniger in den Wirtschaften sitzen, und dafür die Seinen es spüren lassen, daß man sie lieb hat! Ob nicht einer, der seine Kinder recht erzieht, dem Vaterland einen bessern Dienst leistet, als mancher es tut mit vielen politischen Reden? Gute Familienväter sind für die Zukunft unseres Volkes noch wichtiger als gute Bundesväter. Zeit für die Familie! das ist es, was wir fordern müssen, und was nicht bloß den Vätern, sondern auch den Müttern zugerufen werden muß. Ich denke jetzt nicht an die, welche um des Verdienstes willen gezwungen sind, von morgens früh bis abends spät von zu Hause fort zu sein. Sie können von sich aus nicht viel daran ändern. Aber die Mahnung: Zeit für die Familie! gilt da, wo man um des Vergnügens, um der Gesellschaft willen die Kinder Fremden überläßt und sie kaum flüchtig sieht. Arme Mutter, armes Kind! Doch nicht nur die Eltern müssen Zeit für einander und für die Kinder haben, sondern auch die Kinder für die Eltern. Es ist nicht recht, wenn ein Sohn oder eine Tochter

überall zu finden ist, nur nicht daheim. Sie sollen ihre Freunde und Freundinnen haben; aber sie sollen nicht vergessen, daß Vater und Mutter ihnen doch die nächsten sind. Wenn sie in die Fremde gehen, so sollen sie die Verbindung mit dem Elternhause aufrecht erhalten, sich Zeit zu einem Besuche nehmen und daran denken, daß vielleicht das Mütterchen sehnächtig jeden Abend ausschaut, ob nicht der Postbote einen Brief bringt, und es fast nicht mehr verbergen kann, daß tief innen etwas sehr, sehr wehe tut, wenn es immer wieder den Kopf schütteln muß: Nichts für mich! Zeit für einander! das wollen wir uns doch heute wieder recht vornehmen; man hat sich ja manchmal plötzlich nicht mehr.

Aber vielleicht denkst du jetzt: Was hat denn das alles mit unserm Textwort zu schaffen? Wie haben wir gelesen? „Des Morgens vor Tage stand Jesus auf und ging hinaus. Und er ging an eine wüste Stätte und betete daselbst.“ Was hat er da getan? Er hat für stille Stunden gesorgt. Er war umgeben von Menschen mit allen möglichen Bedürfnissen, Anliegen und Wünschen. Es wogte zu Zeiten wie ein Meer um ihn her. Es war ein Kommen und Gehen; er war in Anspruch genommen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Er mußte hören und reden und erklären, sich verteidigen und heilen und helfen. Nun erzählen uns die Evangelien je und je, daß Jesus, man möchte sagen manchmal fast fluchtartig die Einsamkeit aufgesucht habe, wie einer, der sein Bestes bedroht sieht. Es hat kein Einziger in so kurzer Zeit so Gewaltiges gewirkt wie Jesus, — und doch hat er sich Zeit genommen, allein zu sein, in die Stille zu gehen. Ja, meine Freunde, es ist wohl niemand unter uns im Zweifel darüber, daß das gewaltige Werk, das Jesus vollbracht hat, den stillen Stunden, die er in der Einsamkeit auf einem Berggipfel oder in der Steppe betend zubrachte, zu danken ist. Da kommen wir zu den verborgenen Quellen seiner Kraft; da hat er das Wasser geschöpft, das dann durch die Jahrtausende hindurch Millionen von Menschen Erquickung bringen und ihren Durst stillen sollte.

Darin liegt nun auch für uns eine deutliche Lehre. Wenn Jesus es für unumgänglich nötig hielt, sich stille Stunden zu verschaffen, wenn wir sehen, daß er da die Schätze fand, die er dann unter





die Menschen austeilte, um sie zu bereichern, wie kein anderer es getan hat, so drängt sich doch jedem die Schlussfolgerung für uns ganz von selbst auf. Wenn du vorhin mit mir einig warst darin, daß es in dieser Zeit des Drängens und Hastens doppelt not tue, dafür zu sorgen, daß man noch Zeiten der Erholung und Stärkung, Zeiten für die Pflege des Familienlebens sich frei erhalte, nun, dann laßt uns mit dieser Erkenntnis vom Äußern zum Innern fortschreiten! Es ist ja doch so, daß das Feinste und Zarteste am leichtesten beschädigt wird und am meisten des Schutzes und der Pflege bedarf. Was gibt es nun Feineres als unsere Seele und ihr Leben, als unser religiöser Glaube, als unser sittliches Empfinden?

Man klagt heute so oft darüber, daß der Unglaube immer weiter greife. Es gibt Leute, die suchen den Grund dafür in der immer weiter schreitenden und sich verbreitenden Naturerkenntnis. Das ist falsch und wahr, wie man es nimmt. Es ist falsch, wenn es so verstanden werden soll, daß die Naturwissenschaft den religiösen Glauben widerlege und unmöglich mache. Daß dies unrichtig ist, geht aus der einfachen Tatsache hervor, daß eine ganze Reihe der größten Naturforscher ihr Wissen sehr wohl mit dem christlichen Glauben vereinigen können, wie umgekehrt eine Menge von Menschen dem Glauben den Abschied geben, ohne daß sie den leisesten Anspruch auf wissenschaftliche Bildung erheben können. Sinegen ist an jener Behauptung das wahr, daß das außerordentliche Interesse, mit dem unsere Zeit sich der Erforschung der Natur zuwendet, dem religiösen Leben gefährlich wird, weil es zu seiner Pflege keine Zeit läßt. Daran sind aber natürlich bei vielen ganz andere Dinge als die Naturerkenntnis schuld. Es ist der immer komplizierter werdende Apparat des äußern Lebens die immer größere Buntheit desselben, welche die Sinne gefangen nimmt, die vermehrten Anforderungen an das Wissen und Können, die raffinierteren Ansprüche und Bedürfnisse, das viele Reisen, die Anzahl von Vergnügungen; alles das läßt den Menschen nicht mehr zur Besinnung kommen; es veräußerlicht ihn; es nimmt ihn völlig in Beschlag. Er kommt, wie der tiefsinnige Ausdruck lautet, nicht mehr zu sich selbst und nicht mehr zu Gott. Ich bin ganz überzeugt, daß sehr viel Unglaube einfach dadurch entsteht, daß man sich nicht mehr Zeit nimmt, sich mit den Dingen des Glaubens zu befassen.



Der Unglaube hat sicher auch noch andere Ursachen. Ich wies vor einiger Zeit eine Frau, die im Ehebruch lebt, darauf hin, daß, wenn sie auf meine Vorstellungen nicht hören wolle, Gott eines Tages mit ihr reden werde. Da hat sie geantwortet: „O, man kommt so nach und nach davon ab, an einen Gott zu glauben!“ Warum solche Menschen davon abkommen, an Gott zu glauben, erklärt sich wirklich sehr einfach. Aber es wäre sicher ein Unrecht, allen Unglauben so zu erklären. Er hat nicht immer die Liebe zur Finsternis und die Verstrickung in Sünde zur Quelle. Er beruft sich sicher auch oft ganz unberechtigterweise auf wissenschaftliche Gründe oder auf rätselhaft erscheinende Lebenserfahrungen; er ist unzweifelhaft oft weiter nichts als die Folge davon, daß man sich nicht Zeit nahm für das Höchste und Wichtigste, für Gott und die Seele. Naumann sagt sehr richtig: „Im Betriebe der Arbeit und des Geschäfts verblässen die Erinnerungen der Kindheit, der Glaube findet keine neue Nahrung, die Bibel wird vergessen; man will nicht ungläubig werden, aber das Holz der Treue gegen Gott wird morsch, bis es vor jedem Griff zusammenbröckelt.“

Darum, meine Freunde, muß heute mit aller Energie die Mahnung erhoben werden: Ihr Menschen, wehrt euch wie Ertrinkende gegen die Überflutung durch die äußern Dinge des Lebens! Sehet zu, daß ihr Muße findet, euch mit den Fragen des Glaubens zu beschäftigen, daß ihr die Gelegenheiten benüthet, die euch geboten sind, von Gott zu hören, daß nicht eine Hecke aufwächst, die sich zwischen das Fenster eurer Seele und Gott drängt, daß nicht das Wasser abgeleitet wird, das die Felder berieselnd soll, daß nicht der Wind abgesperrt wird, der das Feuerlein zur lohenden Flamme anfachen soll!

Aber laßt uns nicht bloß an den Unglauben denken! Laßt uns auch daran denken, daß die Klage geht, es fehle unsrer Christenheit an starken religiösen Persönlichkeiten, an dem, was man mit den Worten: Gottesmänner, Glaubenshelden bezeichnet. Viel Kleinholz, aber keine Eichen! Viele Hügel, aber keine himmelragenden Berge! Ob nicht der Grund darin liegt, daß unser Textwort wenig oder gar nicht berücksichtigt wird? Sind nicht alle Großen in die Stille gegangen? Ein Moses, ein Elias, ein Johannes, ein Paulus, ein

Luther? Fernab von dem störenden Lärm und zerstreuen- den Trudel der Menschen, in der Unendlichkeit der Steppe, in der Er- habenheit der Berge, das unbegrenzte Meer oder die endlosen Wälder vor Augen, wo der Mensch ganz still wird und die Seele sich weit austut, da sind jene Männer zu ganz Großen herangereift. Natürlich bedarf es dazu nicht nur des Gangs in die Stille. Es könnte wohl mancher jahrelang in Zurückgezogenheit Gottes Gemeinschaft suchen und finden, und würde damit noch kein Moses und kein Paulus. Aber jedenfalls wird keiner vielen zum Segen, der nichts weiß von Zeiten, da er mit Gott allein ist. Wir denken ja wohl nicht daran, die Stellung jener Männer einzunehmen; aber nicht wahr, wir möchten doch auch Fortschritte machen in unserm Glaubensleben? Wir sind doch alle nicht da, wo wir sein sollten! Wir haben Stunden, wo wir dies mit tiefer Beschämung erkennen. Es fehlt uns an Kraft; es fehlt uns an Erkenntnis und Klarheit, an Entschiedenheit und Vertrauen; es fehlt uns an Liebe und Glauben; es fehlt uns am Wollen und am Vollbringen! Ja, wo fehlt es nicht? Wo sollte es nicht anders sein? Kennen wir nichts von Stimmungen, da es in uns heißt: Gib es doch lieber auf mit deinem Christentum; es ist ja doch nur Stümperei?

Und dennoch spüren wir es wieder, daß es doch unser Bestes ist, was wir von Jesus in uns tragen, daß wir nicht weniger, sondern mehr von ihm haben sollten. Was muß geschehen?

Es gibt Menschen, die glauben, sie hätten das Richtige getroffen, wenn sie von einer Versammlung in die andere laufen, wenn sie in allen möglichen guten Vereinen seien. Da muß ich an eine Erzählung des Schriftstellers Dezer denken. Er schildert, wie am jüngsten Tag eine Seele voll Zuversicht vor Gottes Thron tritt. Sie ist ihrer Sache sicher; ihr kann es nicht fehlen. Aber wie erschrickt sie, als nun der Herr die Frage an sie richtet: „Wer bist du?“ „Ja, Herr, kennst du mich denn nicht?“ „Nein“, lautet es von Gottes Thron her. „Aber, mein Herr und Gott, ich bin doch jeden Montag, den du werden liehest, im Flickverein gewesen, und jeden Dienstag in der Krippe, und Mittwochs in der Volksküche, und Donnerstags im Missionskränzchen, und Freitags im Paramentenverein, und Sams- tags im christlichen Leseabend, und Sonntags im Verein für Be-

wahrung schulentlassener Mädchen! Ach Herr, weißt du denn gar nichts mehr von dem allem?“ „Seele,“ antwortet darauf der Herr, „so oft ich dich besuchen wollte, warst du nicht zu Hause!“ Nicht wahr, meine Freunde, es fällt niemandem ein, um dieser Geschichte willen das Wort zu vergessen: Was ihr einem der Geringsten getan habt, das habt ihr mir getan? Aber in einer Zeit, die auch auf religiösem Gebiet vielfach dem Prinzip der Massenproduktion huldigt, da Versammlungen sich jagen, Ansprachen in Fülle gehalten werden, erbauliche Blätter wie Pilze aufschießen, Vorträge über Vorträge gehalten werden, Vereine ohne Ende uns in Anspruch nehmen, da gehört das, was jene Erzählung und unser Textwort uns nahe legen wollen, zum Allernotwendigsten. Es ist ja auch bekannt, wie der berühmte Prediger Harms einmal einem Quäker aufzählte, wie viel er arbeite, predige, schreibe, Besuche mache. Der Quäker hörte ihm zu und sagte dann: „Du sprichst so viel; wann schweigst du denn eigentlich und lässest Gott zu dir reden?“

Ja, meine Freunde, das ist es, was wir haben müssen, was wir um jeden Preis haben müssen: Stille Stunden, meinetwegen stille Viertelstunden, da wir mit Gott allein sind! Um was zu tun? Um zu beten! sagst du. Gewiß, auch dies. Wir beten sicher zu wenig; wir meinen oft, wir hätten nicht Zeit dazu. Aber wie manches würde viel leichter und besser gehen, wenn wir zuvor uns Zeit nehmen wollten, zu beten! Der berühmte Adolf Monod sagte scheidend: Ich will keine Arbeit irgend einer Art unterschätzen; aber wenn ich mein Leben noch einmal leben sollte, würde ich weniger Zeit auf die Arbeit verwenden und mehr auf das Gebet! Es hat selten ein Mensch so viel Arbeit bewältigt wie Luther. Aber er selbst hat sich dahin geäußert, es wäre ihm ganz unmöglich, den riesigen Anforderungen zu genügen, wenn er nicht jeden Tag einige Stunden im Gebet zubringen würde. Auch von Jesus sagt ja der Evangelist hier: Er ging an eine wüste Stätte, an einen einsamen Ort, und betete daselbst.

Es ist klar, daß es sich dabei nicht nur darum handelt, daß wir unsere Sache vor Gott bringen, sondern zum Besten solcher stillen Stunden gehört, daß wir Gott zu uns reden lassen, daß alle andern Stimmen schweigen müssen, und Ohr und Herz sich der Stimme Gottes öffnen, wie die Blumenkelche sich der Sonne öffnen, wie einer auf





hohem Bergesgipfel in lautloser Andacht die Herrlichkeit der Schöpfung in sich aufnimmt. Es ist eine Hingabe an Gott, eine Versenkung in ihn, ein tiefes Staunen über seine Herrlichkeit, eine Erfüllung mit seinem Willen, seiner Kraft, seinem Wesen, seinem Frieden. Wir kommen in diese stillen Stunden mit den Dunkelheiten und Rätseln unsrer Lebensführung; aber in der Nähe Gottes legen sich die Stürme des Herzens, wenn wir sein Auge auf uns gerichtet sehen mit der Frage: Traust du mir nicht zu, daß ich weiß, was ich tue? — Wir kommen mit unsrer Schuld; wir wagen es endlich, ehrlich damit zu kommen; wir wollen nicht mehr beschönigen und nicht mehr vergessen. Wir sind wahr und hart gegen uns geworden, nennen das Ding beim Namen und finden keine Strafe zu hart, wenn es nur wieder Friede wird in uns. Und wenn wir in dieser Gesinnung Gottes Nähe suchen, dann läßt er uns seiner Vergebung gewiß und froh werden, und die schwerste Last fällt von uns ab. Wir kommen mit unsern Sorgen, unsern Reibungen, unsern hundert und tausend Dingen, die uns so unruhig machen, und siehe, in Gottes Nähe bekommen Dinge, die uns wichtig und groß vorgekommen sind, eine ganz nebensächliche Bedeutung. Wie konnten wir uns nur deswegen so aufregen und mit andern streiten! O meine Freunde, wir können kommen, womit wir wollen, wir werden in der Gemeinschaft mit Gott etwas Besseres finden; unsere Seele wird sich mit Licht füllen und wird es ausstrahlen über unsere Aufgaben und über unsere Mitmenschen. Wir werden wieder Geduld haben können. Wir werden wieder Mut haben. Wir werden klarer unsere Aufgaben erkennen, das Ziel höher stecken, uns durch nichts beirren lassen, glauben, wo andere zagen, kämpfen, wo andere faulen Frieden schließen, siegen, wo andere unterliegen.

Kommt, laßt uns in der Stille schöpfen, wie Jesus tat! Dann werden auch an uns die Menschen etwas mehr als bisher sehen von der Herrlichkeit, die Jesus zum Licht der Welt gemacht hat! Amen.

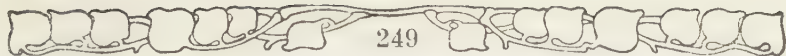


## Die Götzen und der wahre Gott.

Du sollst dir kein Bildnis, noch irgend ein Gleichnis machen, weder des, das oben im Himmel, noch des, das unten auf Erden, oder des, das im Wasser unter der Erde ist. Vete sie nicht an und diene ihnen nicht; denn ich der Herr, dein Gott, bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missethat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied derer, die mich hassen, und tue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.

2 Mose 20, 4—6.

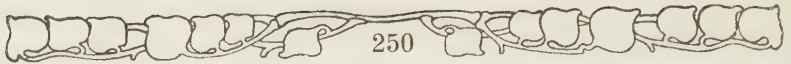
Das zweite Gebot ist wohl so etwas wie das Aschenbrödel unter den zehn Geboten. Die römische Kirche streicht es aus dem richtigen Gefühl, daß der Kultus vor den Marien- und Heiligenbildern und die göttliche Verehrung, die den angeblichen Reliquien Christi dargebracht wird, mit diesem Gebot im Widerspruch steht. Auch die Kirche Luthers hat dieses Gebot in die Ecke gestellt und dafür das zehnte Gebot in zwei zerlegt. Wir Reformierte dagegen kennen es alle von Jugend auf als das zweite Gebot und sind erstaunt, wenn wir hören, daß es damit in andern christlichen Kirchen nicht gleich gehalten wird. Es ist aber doch bezeichnend, daß auch in manchen unserer Katechismen alle andern Gebote irgendwo zur Besprechung gelangen, während dieses zweite Gebot nirgends berührt wird, und es ist sehr wahrscheinlich, daß viele auf die Frage: Hat uns dieses Gebot auch heute noch etwas zu sagen? mit einem verneinenden Kopfschütteln antworten werden. Du sollst dir von Gott kein Bildnis noch irgend ein Gleichnis machen, du sollst dir keinen Götzen verfertigen, noch irgend ein Abbild von etwas, was droben im Himmel oder unten auf Erden oder im Wasser unter der Erde ist! Ja, wer unter uns ist denn in Versuchung, sich ein Götzenbild zu verfertigen, es aufzustellen, ihm Opfer und Verehrung darzubringen? Das mochte man den Juden verbieten, die umgeben von heidnischen Völkern immer wieder in Gefahr waren, ein Stierbild als Veranschaulichung Gottes aufzustellen und damit ihre Vorstellung von Gott zu erniedrigen, oder geradezu Bilder einer heidnischen



Gotttheit einzuführen und so direkt heidnischen Gözendienst zu treiben. Wir haben uns vielleicht schon gefragt, wie diese Verirrungen eigentlich zu erklären seien. Wie mochte man nur in Israel den Baalsdienst oder den Molochsdiensft einführen? Das erscheint auf den ersten Blick als unmögliche Torheit. Aber es ist doch geschehen und ist bei einigem Nachdenken gar nicht so unerklärlich.

Der Gott Israels war ein heiliger Gott; er stellte an sein Volk große, schwere sittliche Forderungen; ihm dienen hieß sich in Zucht halten. Die heidnischen Götter dagegen, wie bequem waren sie! Sie waren von Menschen gemacht und waren nicht besser als ihre Schöpfer. Sie sagten, was die Menschen sie sagen ließen. Ihnen dienen hieß so viel als einige Opfer darbringen, gewisse Zeremonien beobachten und im übrigen dem Fleisch leben. Die Feste zu ihren Ehren waren vielfach die Anlässe schamlosesten Treibens. Da mußte man nun wirklich das menschliche Herz sehr schlecht kennen, wenn man es noch unverständlich finden wollte, daß das Volk Israel immer wieder in Gefahr stand, dorthin zu neigen, wo man sich so schön, so hübsch gehen lassen konnte, wo man sich ausleben konnte. Als ob es nicht auch heute noch ganz dasselbe wäre, und in den weitaus meisten Fällen der Abfall von Gott seinen tiefsten Grund nicht darin hätte, daß man sich gehen lassen will!

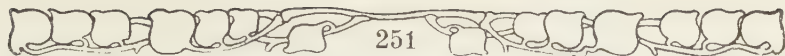
Wie groß ist die Zahl derer, die dies tun! Darum liegt wirklich kein Grund vor, erstaunt zu sein über die Abfallsneigungen Israels. Die Juden haben dann allerdings dieses Gebot hier so außerordentlich streng gefaßt, daß sie sich scheuten, Tier- oder Menschengestalten darzustellen, so daß z. B. auf den jüdischen Münzen wohl Pflanzen, aber nie Menschen oder Tiere erscheinen. Das war nun wieder ein Fehlgriß nach einer andern Seite hin; denn es ist klar, daß unser Gebot nur für den Fall Bildnisse verbietet, daß sie zu religiösen Zwecken benutzt werden sollen. Das geht ja deutlich aus den Worten hervor: Bete sie nicht an und diene ihnen nicht! Aber wir werden ihnen wegen dieser Übertreibung keinen Vorwurf machen. Wo die Gefahr einer Verirrung so groß ist wie dort in Israel mit dem Bilderdiensft, da ist es immer besser, man sei zu streng, zu puritanisch, als man sei zu lax. Wir mögen es heute bedauern, daß durch



die Bilderstürmerei mancher Evangelischen in der Reformationszeit viele wertvolle Kunstschätze zerstört worden sind. Wir mögen finden, daß Zwingli und Calvin zu weit gingen, wenn sie jede Verwendung der bildenden Kunst im Dienst der Religion verwarfen und erklärten: Die Bilder, die in die Kirche gehören, sind bloß Taufe und Abendmahl. Wir mögen uns freuen über jede Figur in und an unsern Kirchen, die durch jene Zeiten hindurch gerettet worden ist, mögen uns freuen über jede bildliche Darstellung, die da und dort unter der beseitigten Lünche wieder ans Tageslicht kommt, mögen uns freuen, daß unsere Zeit Künstler besitzt, welche die Gotteshäuser mit herrlichen Kunstwerken schmücken. Aber weil wir das nun ertragen, weil wir dadurch erbaut werden, ohne im mindesten in Gefahr des Bilderdienstes zu geraten, weil wir davor durch eine Jahrhunderte alte Erziehung geschützt sind, so dürfen wir deswegen in unserm Urtheil über jene Vorgänge der Reformationszeit nicht ungerecht werden. Jene Männer wie Zwingli, Calvin, John Knox hatten es noch miterlebt, wie die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit verdrängt wurde durch die Bilderverehrung, durch Lichteranzünden, Verbeugungen, Niederwerfen, Küssen, Räuchern. Da muß man ihr schonungsloses Vorgehen verstehen.

Aber noch heute verharren Millionen und aber Millionen von Menschen in der Verehrung und in der Furcht vor selbstverfertigten Gözenbildern. Es soll dieses Jahr im August und im September hier in Bern eine große Missionsausstellung stattfinden, wie dies bereits unter großem Zudrang in Basel, Zürich und St. Gallen der Fall war. Da wird uns Gelegenheit geboten sein, einen Einblick in das Denken und Leben der Neger, der Hindu, der Chinesen auf die anschaulichste Weise zu gewinnen. Da werden wir auch ihre Gözen sehen, und es müßte merkwürdig zugehen, wenn es da nicht manchem, der bis dahin der Mission gleichgültig gegenüberstand, recht eindrucklich zum Bewußtsein käme, in welcher Erniedrigung Menschen gehalten werden, die sich das Göttliche derart vorstellen, und wie nötig, wie befreiend und hebend es ist, wenn diese Bilder fallen, und an ihren Platz die reine, erhabene Vorstellung von Gott tritt, wie die Heilige Schrift sie uns vermittelt. Und sie fallen, diese Gözen! Vor einiger Zeit kam ein Südsee-Insulaner aus Rarotonga





nach London und besuchte dort das britische Museum. Er kam auch zu der Abteilung, die heidnische Götzenbilder enthält. Da fällt sein Blick auf eines dieser Scheusale, das aus seiner Heimat stammte. Er bat um die Erlaubnis, es in die Hand nehmen und genau ansehen zu dürfen; dann sagte er: „Das ist der erste Göze, den ich in meinem Leben gesehen habe“, und doch ist es noch nicht so lange her, daß es auf jener Insel über 100 000 Götzen gab. Aber sie sind vor dem Evangelium so vollständig verschwunden, daß die Kinder ihrer einstigen Verehrer ein englisches Museum besuchen müssen, um sie zu sehen. Freilich zur Schande sogenannter Christen muß auch gesagt werden, daß es in englischen Städten Fabriken geben soll, die Götzenbilder herstellen, und auf denselben Schiffen, auf denen aus der Christenheit Bibeln und Missionare zu den Heiden gesandt werden, sollen auch ganze Kisten mit Götzenbildern sich befinden. Eine niederträchtigere Übertretung des zweiten Gebotes läßt sich nicht wohl denken. Um des Geldes willen helfen Menschen, die den Christennamen tragen, mit, Millionen in den Fesseln einer niedrigen, rohen Gottesvorstellung mit allen ihren schlimmen Folgen zu halten, statt daß sie es als ihr schönstes Recht betrachten sollten, dorthin, wo noch Finsternis ist, das Licht einer reinen Gotteserkenntnis hinzutragen, wie sie uns in Jesus am hellsten aufgegangen ist, wie sie uns aber auch schon in diesem zweiten Gebot entgegenleuchtet!

Wenn wir über dieses Gebot tiefer nachdenken, so müssen wir staunen, welche geistige, welche ideale Auffassung von Gott es in sich schließt und in die Menschheit hineinträgt. Der große Philosoph Kant urteilt, daß es in den fünf Büchern Mose vielleicht keine erhabnere Stelle gebe als diese, die den Bilderdienst verbiete. Es ist damit dasselbe ausgesprochen, was Jesus der Samariterin gegenüber am Brunnen Jakobs in die Worte faßt: Gott ist Geist. Damit wird er über alle Dinge der Sinnenwelt hinausgehoben. Er ist mehr als alles, was wir kennen. Ihn mit irgend etwas darstellen wollen, heißt ihn herunterziehen. Wir alle stellen uns Gott in menschlicher Gestalt vor, und wenn wir ihn uns vorstellen wollen, so ist dies jedenfalls das richtigste, nicht deshalb, weil es heißt: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde“, — das ist ja nicht von der äußern Gestalt zu verstehen, sondern es soll dem Gedanken Aus-



druck geben, daß der Mensch nach der Vollkommenheit Gottes trachten soll. Aber wir sehen den Menschen als die Krone der Schöpfung an. Er ist das höchste Wesen auf Erden. Darum bleiben wir bei ihm stehen, wenn wir uns Gott vorzustellen suchen. Aber wir müssen doch stets dessen eingedenk sein, daß diese Vorstellung unvollkommen ist. Gott ist nicht ein Mensch, sondern er ist eben Geist. Darum ist auch die einzige Art der Verehrung, die seiner würdig ist, die Anbetung im Geist und in der Wahrheit. Ihn haben wir uns zu denken als den allwaltenden Geist, der nicht durch eine Figur dargestellt werden kann, der nicht an irgend einen Gegenstand, nicht an irgend einen angeblich heiligen Ort gebunden ist, der nicht mit dem Gemurmel immer wiederkehrender Gebetsformeln, nicht mit besondern Gewändern, nicht mit wallenden Weihrauchdüften verehrt sein will, sondern mit Herzen, die sich führen lassen von seinem Geist, dem Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Kraft, der Liebe und der Zucht. Ihn im Geist anbeten, heißt ihn nicht hier oder da suchen, sondern ihn überall sehen, ihm überall danken, ihm überall gehorsam sein, ihm überall vertrauen. Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, heißt ihn mit seinem Willen, mit seinen Gaben in unser Herz aufnehmen und nicht bloß mit den Lippen, in einzelnen Stunden, mit äußerlichen Zeichen, sondern als geistlich Gesinnte ihm dienen, als Menschen, die von ihm im Innersten ergriffen sind, die wirklich ihn wollen, ihn walten lassen wollen, auch wo er andere Gedanken, andere Wege hat als sie. Das ist die Anbetung, wie Gott sie verlangt.

Es ist klar, daß unsere Anbetung Gottes, unsere Verehrung Gottes, unsere Stellung zu ihm abhängt von dem Bilde, das wir uns von ihm machen. Wenn wir beim Verlesen unseres Textwortes vielleicht dachten: Das geht mich doch nichts mehr an; wer unter uns macht sich denn ein Gözenbild? — nun, meine Freunde, machen wir uns denn wirklich nie ein falsches Bild von Gott? Es ist nicht aus Ton, nicht aus Holz, nicht aus Metall gemacht, es steht nirgends in unsern Häusern oder in einem Tempel; aber es ist in unsern Herzen, in unsern Gedanken, und ist für Gott ebenso erniedrigend, für uns ebenso irreführend wie irgend ein Gözenbild in Afrika oder China.

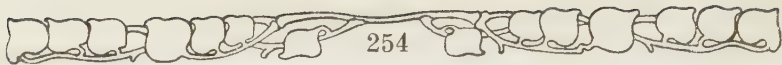
Macht der sich nicht ein falsches Bild von Gott, der seinen Un-



glauben rechtfertigen will mit der Begründung, er sehe Gott nirgends? Es wird von einem Astronomen erzählt, er habe den Ausspruch getan: „Ich habe mit meinem Fernrohr den ganzen Himmelsraum durchforscht und nirgends einen Gott gefunden.“ Man weiß nicht recht, soll man über eine solche Rede lachen oder sich entsetzen? Will man denn den, der Geist ist, mit einem Fernrohr sehen? Wir sehen den Geist eines Menschen doch auch nur in seinen Werken, und ich meine, wer Augen hat zu sehen, dem muß die Betrachtung der Schöpfung, ein Blick in die Geschichte der Menschheit und in die eigene Lebensgeschichte von dem Dasein und Walten Gottes reden.

Machen wir uns nicht ein falsches Bild von Gott, wenn wir über jede Last und jedes Dunkel im Leben murren und wohl gar daraus Anlaß nehmen, an Gott zu zweifeln und ihm den Glauben aufzusagen, wenn wir meinen, er sei vor allem dazu da, um uns jede Unannehmlichkeit zu ersparen, um uns auf die erste Bitte hin aus der Not zu befreien, um die schlimmen Folgen unseres Unrechthuns von uns abzuwenden, um uns jeden Wunsch zu erfüllen und uns jedenfalls einst in den Himmel zu nehmen? Seine soll auf seinem Sterbelager gesagt haben: „Gott wird mir vergeben, das ist sein Handwerk!“ Es reden wohl wenige so frivol; aber es denken doch viele ungefähr so. Aber so sicher es ist, daß aus der Gemeinschaft mit Gott unserm Leben das Größte und Beste zufließt, so sicher ist es, daß Gott unendliche Geduld mit uns hat und uns tausendmal grüßt, ohne daß wir ihm danken, und ich meine, daß die richtige Stellung zu Gott die ist, daß nicht vor allem er uns dienen soll, sondern daß wir ihm dienen, daß nicht wir ihn brauchen, sondern uns von ihm brauchen lassen wollen. Wenn wir die großen Gottesmänner ansehen, dann gewahren wir ja wohl, daß sie alle voll Vertrauen waren auf Gottes Gnade und Hilfe; aber was sie Unzähligen zum Segen werden ließ, das ist das, daß sie sich rückhaltlos unter Gott beugten und seine Ehre suchten, seinen Willen tun wollten, sich von ihm führen ließen, wohin er wollte.

Freilich, auch der macht sich von Gott ein falsches Bild, der seufzt: Gott hat mich verlassen und vergessen, Gott will mich nicht mehr, Gott kann mir nicht mehr vergeben! Das ist nicht wahr.



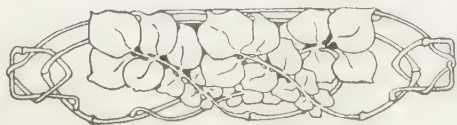
Gott hat noch nie einen Menschen von sich gestoßen; Gott hat noch nie einen Menschen fahren lassen; Gott hat noch nie zu einem Menschen gesagt: Ich will dich nicht! Wenn Gott und der Mensch auseinanderkommen, so ist es niemals, weil Gott es will, sondern weil der Mensch es will. Wenn unser Herz uns verdammt, dann gilt es gerade vor Gott zu treten; denn ein zerschlagenes Herz gefällt Gott wohl; und wenn eine Stimme uns sagt: Du fühlst aber so gar nichts von Gottes Nähe! so wollen wir ihr antworten: Es kommt nicht auf das an, was ich fühle, sondern auf das, was geschrieben steht: Wer zu mir kommt, den will ich nicht hinausstoßen.

Ach, wenn wir daran denken, wie Menschen im Namen Gottes andere verkehrten, verfolgten, töteten, wie Menschen die Religion benützten, um ihre Selbstsucht, ihre Interessen, ihr Geld, ihre Macht, ihre Bequemlichkeit zu schützen, um das erstarrte Alte zu halten und neue Ideen zu bekämpfen, um das Bestehende heilig zu sprechen oder das Kommende niederzuhalten, um in ungerechten Zuständen, die ihnen paßten, gottgewollte Ordnungen zu sehen; wenn wir daran denken, wie bei Katastrophen und Heimsuchungen Gott elend angegriffen und oft noch elender verteidigt wird, wie Gott als der Rachsuchtige, der Beleidigte hingestellt wird, ja da kommt uns zum Bewußtsein, wie gern wir uns von Gott ein Bild machen, das wohl uns, aber nicht der Wahrheit entspricht!

Wir werden uns immer ein falsches Bild von Gott machen, wenn wir ihn mit unserer eigenen Weisheit konstruieren wollen. Da wird unsere Unvollkommenheit die Farben mischen, und unsere Wünsche werden den Pinsel führen. Es gibt heute viele, die fühlen sich vom Atheismus abgestoßen. Der landläufige Unglaube kommt ihnen zu dumm, zu leer, zu unbefriedigend vor. Sie sehen ein, daß die Wissenschaft ihnen über Gott nichts sagen kann. Sie fangen an zu merken, daß eine rein diesseitige, materialistische Lebensauffassung uns in jeder Beziehung erniedrigt, und es beginnt in ihnen wieder etwas wie religiöses Sehnen aufzuleben. Aber nun schauen sie hierhin und dorthin, wo in einem Wässerchen sich etwas vom Himmel widerspiegelt, und an der Quelle, die aus der Ewigkeit selbst fließt, gehen sie vorüber. Sie hören die Weisheit dieses Menschen und die Lehren jenes Großen, und wenn auch manches



Wahrheitskorn darin liegt, so sind es doch immer nur menschliche Versuche, das Göttliche zu verstehen, ein Tasten nach Gott, ein Ahnen und Irregreifen. Warum sich nicht dorthin wenden, wo Gott selbst sich geoffenbart hat, und wo Menschen nicht das sagen, was sie über ihn ausgedacht hatten, sondern das, was er ihnen eingab zu reden? Oder haben die Propheten, haben die Männer der Heiligen Schrift auch nur ihre eigenen Ansichten von Gott ausgesprochen, auch nur ein Bild von Gott, das ihrer Phantasie entsprungen war, gezeichnet? Wie wäre es dann zu erklären, daß in keinem Volk auf Erden eine so reine Vorstellung von Gott herrschte wie bei den Juden? Wenn sie von sich aus redeten, wenn das, was wir im Alten und Neuen Testament besitzen, nur Erzeugnis menschlichen Denkens ist, weshalb sind dann die Weisen anderer Völker so weit hinter dem zurückgeblieben, was wir hier haben? Meine Freunde, die Überlegenheit der Heiligen Schrift läßt sich nur daraus erklären, daß Gott selbst sich hier offenbart, und wenn wir ihn kennen wollen, wie er ist, dann müssen wir zur Heiligen Schrift greifen, dann müssen wir vor allem in die Nachfolge Jesu treten, der sagen durfte: Wer mich siehet, der siehet den Vater. Da weichen die Nebel, da fallen die Täuschungen, da wird weggetan, was zwischen Gott und uns stand. Da öffnet sich manche bisher verschlossene Stelle in uns dem Licht von oben. Da wachsen wir in der Erkenntnis. Da vermögen auch Trübsale uns das Bild Gottes nicht mehr zu trüben, ja selbst Glück, Erfolge, Wohlergehen vermögen nicht mehr sein Bild in uns verblässen zu lassen. Ob auch unser Augenlicht abnimmt, ob vieles auf Erden sein Leuchten für uns nach und nach verliert, Gott sehen wir immer besser; immer wunderbarer ist das Licht, das von ihm ausgeht, immer größer unser Staunen und Glück über das, was wir sehen. Und mit den Augen und Herzen der Kinder an Weihnachten gehen wir weiter und sprechen: Wie wird es erst sein, wenn wir ihn sehen von Angesicht zu Angesicht! Amen.



## Der Tod Johannes des Täuflers.

Und es kam vor den König Herodes, (denn sein Name war nun bekannt,) und er sprach: Johannes, der Täufer, ist von den Toten auferstanden; darum tut er solche Taten. Etliche aber sprachen: Er ist Elias, Etliche aber: Er ist ein Prophet, oder einer von den Propheten. Da es aber Herodes hörte, sprach er: Es ist Johannes, den ich enthauptet habe; der ist von den Toten auferstanden. Er aber, Herodes, hatte ausgesandt, und Johannes gegriffen und in das Gefängnis gelegt um Herodias willen, seines Bruders Philippus Weib, denn er hatte sie gefreiet. Johannes aber sprach zu Herodes: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest. Herodias aber stellte ihm nach und wollte ihn töten, und konnte nicht. Herodes aber fürchtete Johannes, denn er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war, und verwahrte ihn, und gehorchte ihm in vielen Sachen und hörte ihn gerne.

Und es kam ein gelegener Tag, daß Herodes auf seinen Jahrestag ein Abendmahl gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa. Da trat herein die Tochter der Herodias und tanzte, und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tische saßen. Da sprach der König zum Mägdlein: Bitte von mir, was du willst, ich will dir's geben. Und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königreichs. Sie ging hinaus und sprach zu ihrer Mutter: Was soll ich bitten? Die sprach: Das Haupt des Johannes des Täuflers. Und sie ging bald hinein mit Eile zum Könige, bat und sprach: Ich will, daß du mir gebest jetzt alsbald auf einer Schüssel das Haupt Johannes des Täuflers. Der König ward betrübt; doch um des Eides willen, und derer, die am Tische saßen, wollte er sie nicht lassen eine Fehlbitte tun. Und bald schickte hin der König den Henker und hieß sein Haupt herbringen. Der ging und enthauptete ihn im Gefängnis, und trug her sein Haupt auf einer Schüssel und gab es dem Mägdlein, und das Mägdlein gab es ihrer Mutter. Und da das seine Jünger hörten, kamen sie und nahmen seinen Leib und legten ihn in ein Grab.

Mark. 6, 14—29.

Es gibt Verschiedenes, was uns von der Betrachtung dieses Bibelabschnittes, der gewöhnlich die Überschrift: „Die Enthauptung des Täuflers“ trägt, abhalten könnte. Dazu gehört für mich allerdings nicht die Kritik, die von modernen Theologen an dieser Erzählung geübt wird. Freilich lautet diese Kritik so absprechend als möglich, so daß nach ihr kein Wort wahr bleibt an diesem Bericht. Ich führe dies an, weil dem nüchternen Beobachter gerade

hier so recht deutlich zum Bewußtsein kommt, wie leichtfertig oft diese Kritik wird, die gern als einzig wissenschaftlich angesehen werden möchte. Welches sind denn die Einwände, die das vernichtende Urtheil begründen sollen, diese Erzählung sei den Dichtern, namentlich Liebhabern perverser Stoffe, unschätzbar, aber für den Historiker als Quelle wertlos? Hören wir sie an. Da wird zunächst geltend gemacht, der jüdische Geschichtschreiber Josephus lasse Herodes den Johannes aus politischen Gründen umbringen, der Evangelist dagegen lasse ihn der Rache eines gekränkten Weibes zum Opfer fallen. Aber weshalb soll nicht das letztere das richtigere sein? Josephus hat durchaus keinen Anspruch auf unbedingte Glaubwürdigkeit. Es mochten politische Erwägungen dem Herodes die Gefangennahme des Johannes geraten erscheinen lassen; ihn umzubringen, dazu hatte er sicher weder politische Gründe, noch bei seinem getheilten, der Wahrheit nicht ganz verschlossenen Wesen große Neigung. Übrigens können auch bei der Darstellung des Evangelisten sehr wohl politische Motive mit in Anschlag gebracht werden. Es ist nicht nur Rache, es ist auch die Furcht, daß der Einfluß des gewaltigen Predigers schließlich doch die Oberhand gewinnen könnte, was die Herodias immer wieder die Beseitigung des Täufers betreiben ließ. Sie mochte wohl fürchten, der Mann, der seiner ersten Frau untreu geworden sei, könne auch sie eines Tages verstoßen, wozu bei dem Umstand, daß sie ihrem ersten Mann davon-gelaufen war, mehr moralische Berechtigung gewesen wäre; aber sie hätte nicht Herodias sein müssen, wenn sie es nicht verstanden hätte, bei jeder passenden Gelegenheit dem Fürsten vorzuhalten, wie er es sich nicht bieten lassen dürfe, daß durch diesen Menschen sein Ansehen beim Volk untergraben werde. Weiter soll es unmöglich gewesen sein, daß das Haupt des Johannes gleich zur Stelle gewesen sei, da Herodes in Tiberias residierte, während nach Josephus Johannes in der etwa vier Tagereisen entfernten, drei Stunden östlich vom Toten Meere gelegenen Bergfestung Machärus gefangen saß. Aber weshalb soll denn Herodes nicht auch vorübergehend in diesem Schloß sich aufgehalten und dort seine Orgien gefeiert haben?

Aber es heißt nun weiter, das sei jedenfalls undenkbar, daß die Prinzessin bei dem Männergelage einen Tanz aufführte; das

sei bei dem Charakter dieser orientalischen Solotänze ausgeschlossen. Darauf kann man einfach antworten: Es ist aber durch den Charakter der Herodesfamilie eingeschlossen. Wer diese Familie kennt, der versteht nicht, wie man ihr irgend etwas noch so Gemeines nicht zutrauen kann, sobald sie dadurch ihren Zweck zu fördern hoffte. Man muß wenig Scharfblick besitzen, um nicht in der ganzen Tanzgeschichte die Regie der berechnenden Herodias zu sehen. Es liegt tatsächlich kein einziger stichhaltiger Grund vor, an der Geschichtlichkeit dieser Erzählung zu zweifeln. Sie ist auch psychologisch betrachtet so wahr als nur möglich. Das einzige, was sich etwa sagen läßt, ist dies, daß die Evangelisten Herodes genauer Vierfürst statt König nennen sollten, und daß ihnen wahrscheinlich ein Irrtum in den verwandtschaftlichen Beziehungen der fürstlichen Familie mit unterlaufen ist, indem nach Josephus nicht Philippus, sondern ein anderer Halbbruder des Herodes der erste Gemahl der Herodias war, während Philippus später mit der Tochter der Herodias verheiratet war. Hat Josephus recht, so begreift sich dieser Irrtum sehr leicht, wenn man an die verwickelten orientalischen Familienverhältnisse der Herodier denkt und sich vorhält, daß Männer aus dem Volk, wie es die Evangelisten sind, mit höfischer Genealogie sich wenig befassen. Zudem wird ja an dem, worauf es dem Schriftsteller ankommt, nicht das Leiseste geändert, ob nun dieser oder jener Bruder des Herodes der frühere Mann der Herodias war.

So bleibt es dabei, daß, abgesehen vielleicht von einer kleinen Korrektur, die an dieser Geschichte geübte Kritik uns keine Veranlassung gibt, sie mit Bedenken zu behandeln. Was uns dies tun läßt, ist vielmehr die Erwägung, daß nun eben wirklich manche Dichter sich an diese Erzählung gemacht und dabei die Persönlichkeit des Johannes in einer Art und Weise behandelt haben, daß es einem vorkommt, man sehe selbst in der granitenen Figur des Täufers Spuren von allzu Menschlichem, durch welche sie einem schier vererbt wird.

Und doch, tut es nicht gerade gegenüber diesen modernen Entstellungen gut und not, zur biblischen Darstellung zurückzuweisen? Gewiß, auch sie läßt uns deutlich genug die Verkommenheit der Herodesfamilie erkennen. Aber sie sagt nicht mehr, als nötig ist;



sie verweilt nicht bei dieser Verkommenheit, sondern in ihrer Darstellung liegt ein erschütternder sittlicher Ernst; in dem Leser wird nichts anderes geweckt als die Nachfolge heischende innere Ergriffenheit von der Größe des unbeugsamen Wahrheitszeugen, und das Grauen vor der zum Entsetzlichsten führenden Macht des Bösen. In andern Darstellungen dagegen ist nur der moralische Sumpf die Hauptsache im Bild. Man wadet mit einer Art von grunzendem Behagen in diesem Morast. Die eigene Phantasie muß noch einige Kübel voll herbeischleppen; nicht die Entsetzen und Abscheu erweckende Stimmung wie in der Bibel liegt über dem Ganzen, sondern eine die Phantasie erheizende Schwüle. Da läßt sich so recht der Unterschied zwischen dem von der Liebe zur Wahrheit diktierten und zur Sittlichkeit führenden Realismus der Bibel und dem von der Freude am Schmutz inspirierten und die Sinnlichkeit nährenden Naturalismus zahlreicher Modernen studieren.

Aber es ist noch anderes, was die Betrachtung dieser Erzählung von der Kanzel aus erschwert. Sobald man sich in diesen Abschnitt vertieft, wird man inne, daß er viel mehr enthält, als es auf den ersten Blick scheint, daß jede dieser Personen mit ihrer Entwicklungsgeschichte uns viel mehr zu sagen hätte, als wir zuerst meinten. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, die die Natur der von Johannes gestraften Sünde der Betsprechung in einer Predigt immer bietet.

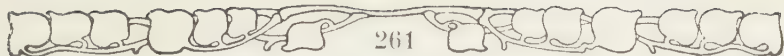
Und doch, meine Freunde, ist diese Geschichte immer und immer wieder vor mich getreten und hat verlangt: „Laß mich zu den Leuten reden, daß ich ihnen wenigstens einiges sagen kann; denn ich bin eine Geschichte für heute.“ Ist sie das? Ich antworte mit aller Entschiedenheit „Ja!“

Wenn ein Geschlecht es nötig hat, sich eine Gestalt wie Johannes vor die Augen stellen zu lassen, so ist es das unsrige. Ich will jetzt nicht reden von dem Mann der Entsagung, obgleich auch diese Seite hervorzuheben unsrer Zeit sehr not tut. Genußsucht und Verweichlichung sind die bedrohlichen Zeichen unsrer Zeit. Und Männer tun uns not, die wie der Bußprediger in der Wüste uns mahnen: „Verne dir versagen und deine Begierden überwinden.“ Es besteht ein viel stärkerer und innigerer Zusammenhang, als wir vielleicht denken, zwischen dem Bericht: Johannes war bekleidet mit Kamels-



haaren und mit einem ledernen Gürtel um seine Lenden, und aß Heuschrecken und wilden Honig, und dem Wort des geschilderten Mannes: Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen. Der Mann, der seine leiblichen Bedürfnisse völlig beherrschte und in Selbstüberwindung und Verzicht Meister geworden war, der hatte auch die Kraft, mit Neid und Eifersucht und Eitelkeit fertig zu werden. Jedermann wird ohne weiteres zugeben, daß im Krieg gegen äußere Feinde mit einer Armee ungleich mehr geleistet werden kann, wenn die Soldaten bereits an Strapazen, an Bedürfnislosigkeit, an große Forderungen an sich selbst gewöhnt sind, als wenn sie gewöhnt sind, jedem Bedürfnis, jedem Wunsch, jeder Schwäche Rechnung zu tragen. Wohlan, im Kampf mit den innern Feinden, mit den Versuchungen von außen und innen, bei den Konflikten zwischen Geist und Fleisch wird der am ehesten Sieger sein, der in den untern Regionen, in den ganz gewöhnlichen Bedürfnissen seinen Willen zur Macht über sich selbst und zur Unabhängigkeit geschult hat. Ich bin ganz überzeugt, daß wir in der Tochter der Herodias, die sich an dem Anblick eines blutenden Menschenhauptes weidet, ein Geschöpf vor uns haben, dem von Jugend auf jeder Wunsch, jede Laune, jeder Einfall befriedigt wurde. Natürlich kommt noch hinzu, daß man im Herodeshause an den Blutgeruch gewöhnt war. Aber wem jeder Wunsch befriedigt wurde, den reizt schließlich nur noch das Ungeheuerliche. Und wer das kleine Kind alles erzwingen läßt, der darf sich nicht wundern, wenn es groß geworden die unsinnigsten und rücksichtslosesten Forderungen stellt. Da wächst ein Geschlecht heran, das sich ausleben will, das Sensationen braucht, das mehr Interesse, mehr Teilnahme für den Mörder als für das Opfer hat.

Aber kehren wir zu Johannes zurück. Es ist uns, als treten wir aus der Sticlust hinaus in die Frische, die Reinheit, die Klarheit, die granitene Bestimmtheit unsrer Bergwelt. Da steht vor uns eine starke, gewaltige Persönlichkeit mit klarem, großem Lebensinhalt, mit fester Überzeugung. Wie das wohlthut! Nicht wahr, wir leiden so oft unter einer gewissen Steuerlosigkeit unseres Lebensschiffleins. Es fährt kreuz und quer und wieder zurück, statt geradeaus und vorwärts. Es trägt so sehr verschiedene Fracht, daß man nicht versteht, wie dieser Mischmasch sich zusammengefunden hat. Ist nicht



manches da, dessen man sich schämt? Es sind auch so viel nutzlose Sachen dabei, so viel Spielwaren. Es fehlt der große Zug. Es fehlt die klare, entschlossene Zielstrebigkeit; es fehlt die Einheitlichkeit; es fehlt die starke Überzeugung, und damit fehlt der Friede und die Möglichkeit, andern ein Salz zu sein. Das alles finden wir bei Johannes. Und wieso hatte er es? Darum, daß er seinem Gott lebte und nichts anderes suchte, als ihm zu dienen. Damit ist er der Mann Eines Ziels, Eines Gegenstandes, und zwar des größten geworden. Damit ist alle Zerkahrenheit, alles Probieren und Wiederfahrenlassen, alles bittere Enttäuschtsein, alles Anfangen und Wiederliegenlassen zu Ende. Eine große Sicherheit ist da. Damit ist er frei geworden von sich selbst, und eine heilige Ruhe, eine demütige Heldenkraft ist sein Lohn. Wir sind so unruhig; wir werden umgetrieben; wir sind wie ein Schifflein auf den Bogen, wie ein Bäumlein im Sturm; wir sind aufgereggt, ärgerlich, verstimmt. Ist's nicht deshalb, weil sich alles zu sehr um uns drehen soll, weil uns die eigene Person so wichtig ist, weil wir stets daran denken, wie wohl der Eindruck sei, den wir auf die andern machen, ob wir auch genügend gewürdigt und berücksichtigt werden. Da heißt es immer: Ich, ich. Und damit bleiben wir bei der Halbheit und Unbefriedigtheit stehn. Die Befreiung und alles Gute liegt darin, daß wir jeden Tag und noch öfter bitten: „Gott, herrsche du allein über mich; Herr Jesu, lebe du in meinem Herzen!“ Daß wir uns an Gott ausliefern und seine Sache treiben. Das hat Johannes getan, und damit wurde er so frei von sich selbst, daß selbst sein Leben nicht mehr in Betracht fiel gegenüber dem Großen, das ihn beherrschte.

Damit hatte er auch unverrückbar feste, klare Richtlinien für sein sittliches Urteil. Es wird immer von religionsloser Seite her behauptet, daß man ganz wohl auch ohne den christlichen Glauben hohe und höchste sittliche Maximen haben könne. Ja, man kann sie haben. Aber man kann sie auch nicht haben. Es kommt dann ganz einfach auf den Menschen an. Es ist eines der großen Verdienste Niehsches, daß er als einer der wenigen konsequenten Menschen gezeigt hat, wie der, welcher sich für einen Herrenmenschen hält, die alten Gesezestafeln zerbricht und neue aufstellt, sobald Gott



für ihn tot ist. Wer mit allerlei Leuten zu verkehren hat, der wird mir Recht geben müssen, wenn ich sage, daß man bei Menschen, die Moral ohne Religion vertreten zu können behaupten, dann plötzlich in einschneidenden und entscheidenden Fragen nicht auf festen Grund, sondern auf Flugsand oder gar auf Moorboden stößt. Macht der Mensch sich von Gott los, dann ist er wie ein Luftballon, der sich selbst und den Winden überlassen ist; man weiß nie, wo und wie er endet. Nicht auf Gott und sein Wort und Jesus sehen und hören, sondern auf die eigene Weisheit, ist dasselbe, wie wenn der Wanderer nicht auf die Sterne acht hat, sondern sich in seinem Kurs nach dem Licht einer an seiner Brust befestigten Laterne richtet. Wir haben heute Gelegenheit genug, zu sehen, wie die von Gott wegstrebende Entwicklung verläuft. Zunächst leugnet man das Dasein Gottes. Dann gibt es natürlich auch keine göttlichen Gebote mehr. Aber man will noch das Edle und Schöne, das Wahre und Gute, und es tönt prächtig und kräftig von herrlichen Worten. Die Natur vor allem wird nun zur Gottheit, die uns predigen und erbauen, uns führen und belehren soll. Da ist sicher noch immer manches, was sich gut und schön anhört und auch so gemeint ist. Aber wenn die Natur Gott ersetzen soll, dann folgt bald einmal die Annatur der Natur. Nur erst für den Tieferblickenden bedenklich, beginnt es da wie Sirenen gesang zu klingen: Alles Natürliche ist auch recht und gut. Aber bald erkennen es viele, wie da alte Schranken gebrochen werden. Alle die niedern, verkehrten und ungezügelmten Triebe der menschlichen Natur werden nun auch als berechtigt ausgegeben. Es sind ja natürliche Triebe. Wer darf sie anormal schelten? Sie heißen ihre Befriedigung. Und plötzlich erhebt auch das Perverseste ungeschert und frech sein Haupt und findet seine Verteidiger und gibt sich sogar als freie, fortschrittliche, wissenschaftlich begründete humanitäre Bestrebung aus, die höhnt über die Enge und Beschränktheit derer, die an den alten Ordnungen festhalten. Wie steht's denn heute? So steht's: der Chor der Stimmen schwillt an, welche die Begriffe gut und böse für abgetan erklären, die mit diesen Begriffen Fangball spielen, die Gut böse und Böse gut heißen. Und was nun das Bedenklichste ist, alle diese blendenden Worte von der Umwertung aller Werte, von



Jenseits von Gut und Böse, von Selbstbestimmung der einzelnen Individuen, — alle die Behauptungen, es befinde sich ja alles im Fluß und in der Entwicklung, und darum sei es falsch, von feststehender Wahrheit, von unveränderlichen Sittengeboten zu reden, — all das Reden von erblicher Belastung fängt an, in den weitesten Kreisen eine Verwirrung der sittlichen Begriffe, eine Lähmung, eine Erweichung, eine Unklarheit und Unsicherheit des moralischen Urteils zu zeitigen, die zu schlimmem Ende führen muß. Man hat Angst, als engherzig, fanatisch, reaktionär, zurückgeblieben angesehen zu werden, wenn man nicht für alles ein verständnisvolles, tröstendes Lächeln hat. Man will doch nicht für so einfältig angesehen werden, daß man nur ein schroffes Entweder—oder kennt; gibt es denn nicht dazwischen und drüber hinaus noch tausend Möglichkeiten? Heißt nicht alles verstehen, alles verzeihen? Ist nicht überhaupt alles nur relativ? Und dann wird noch etwa davon geredet, daß Jesus auch niemanden verdammt habe, daß ja niemand vollkommen, und man ja selbst auch kein Heiliger sei, und daß einem niemand danke für bittere Wahrheiten. Da ist dann glücklich der moralische Brei angerührt; die Grundsatzlosigkeit, die Charakterlosigkeit, die Bereitwilligkeit zu Kompromissen ist da.

Versteht ihr nun, meine Freunde, warum ich sage: „Unserer Zeit muß Johannes der Täufer vorgehalten werden“? Brauchen wir ihn nicht, den Mann mit seinem klaren, entschlossenen, furchtlosen: „Es ist nicht recht!“ den Mann, der nicht über dem Verständnis für den Täter oder über der Stellung des Täters die Schlechtigkeit der Tat vergißt, den Mann, der auch dem Fürsten zu sagen wagte: „Es ist nicht recht“. Mögen andere Bücklinge machen; mögen sie ihren Nutzen dabei suchen; mögen sie entschuldigen; mögen sie hinten tuscheln; mögen sie versteckt tadeln, — Johannes kennt nur Eines, das laute, entschiedene: Es ist nicht recht. Muß nicht jeder von uns schließlich vor diesem Mann sich beugen? Spürt nicht jeder die Größe, die Heldenhaftigkeit dieser Erscheinung? Ist's uns nicht klar, daß eine solche Persönlichkeit Tausenden zum Halt wird, daß sie wie Wall und Damm wirkt, daß sie wirkt wie das Licht, das in die Finsternis hineingestellt wird, wie der Sturm, der die Luft reinigt. Solche Männer haben wir heute nötiger

denn je. Ich sage nicht, daß wir nicht gelehrte Männer brauchen, daß wir nicht kluge Politiker brauchen, daß wir nicht soziale Reformatoren nötig haben, — aber ich sage: wir brauchen auf alle Fälle Menschen, die sittliche Überzeugungen haben und diese unbeirrt und furchtlos überall zu vertreten wagen.

Gerade in der Frage, die hier vorliegt, tut es not, daß heute wieder Menschen sehr deutlich erklären: Es ist nicht recht. Es handelt sich ja hier um Fragen der Sittlichkeit im engern Sinn des Wortes, es handelt sich um die Heiligkeit der Ehe. Da eben ist ja gerade in unserer Zeit alles ins Wanken geraten. Männer wie Forel und besonders eine Schar von rasenden Weibern suchen die Institution der Eihe niederzureißen. Niemand wird bestreiten, daß manche Ehe nicht ist, wie sie sein sollte. Aber das, was diese Irrgeister mit ihrer neuen Ethik, mit ihrer „freien Liebe“, mit ihrer Ehe auf begrenzte Zeit, mit ihrer Mutterschukbewegung an die Stelle setzen wollen, das beruht entweder auf zügelloser Sinnlichkeit oder auf kindischer Lebensunkenntnis und führt zu so heillosen Zuständen, zu so brutaler Ausbeutung und Erniedrigung der Frau, daß jeder, der nicht an moralischer oder intellektueller Verblödung und Gehirnerweichung leidet, diesen Leuten entgegenzutreten muß. Diese Leute, die den Fortschritt im Munde führen, führen uns zu den Zuständen und Anschauungen der Samojeden zurück. Sie kennen nur den momentanen Sinnengenuss und seine möglichst unbeschränkte Befriedigung. Darin erblicken sie die Lebenssteigerung. All das namenlose Herzeleid, all die Zerrüttung, die Konflikte, die entstehen, wenn ein jedes nach Belieben sich wieder vom andern trennen kann, das zählen sie nicht. Werden denn immer beide gerade zur selben Stunde sich entleidet sein und bereit, das Verhältnis zu lösen, das ja unmoralisch geworden sei, weil die Liebe, das heißt das sinnliche Wohlgefallen geschwunden sei? Ist nicht an der christlichen Ehe gerade das das Große und Wertvolle, daß sie erzieherisch und fördernd wirkt, daß aus dem Gedanken an das dauernde Zusammenbleiben auch sofort die Forderung wächst: du mußt an dir selbst arbeiten, du mußt dich selbst überwinden, du mußt dich selbst in Zucht halten, damit nichts trennend wirkt, sondern die Gemeinschaft immer tiefer und völliger wird. Darum

weg mit diesen modernen Theorien, so blendend sie sich geben mögen! Wir wollen uns hüten vor jeder pharisäischen Gesinnung, vor allem davor, über andere den Stab zu brechen; wir wollen mit den Gefallenen Erbarmen haben, wir wollen offene Augen und warme Herzen für die Verbesserungsbedürftigen haben. Aber wir wollen uns das sittliche Urtheil nicht trüben und rauben lassen. Wir wollen nicht fallen fliegen nennen. Wir wollen so viel als möglich nicht den Täter entschuldigen und zum Helden machen, wir wollen nicht die That rechtfertigen und nicht Schuld Fortschritt nennen; das Gebot: „du sollst nicht ehebrechen!“ muß festbleiben. Alle Phrasen von Entwicklung dürfen uns nicht darüber täuschen, daß es Dinge gibt, die immer Recht, und Dinge, die ewig Unrecht sind. All dem sentimentalen, verlogenen, unehrlichen, sinnlichen Geschwätz gegenüber brauchen wir Menschen, die wahr und weise und tapfer und rein genug sind, um es laut zu sagen: Es ist nicht recht! Das ist das Wort, das unserer Zeit ganz besonders nottut.

Freilich ist dieser Dienst der Wahrheit kein angenehmer. Der Täufer hat es erfahren und man kann's heute auch erfahren. Es darf ja auch nicht anders sein. Würde den, der für das Gute und Wahre eintritt, der Lorbeer statt der Dornen erwarten, was wäre es dann Großes, sittliche Überzeugungen zu vertreten? Die Wahrheit muß uns so hoch stehen, daß wir willig sind, auch für sie zu leiden. Wenn die Menschen nichts Rechtes gegen das, was wir vertreten, vorbringen können oder vorzubringen wagen, so werden sie uns selbst und die Motive unsres Handelns verdächtigen. Denn es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder nimmt man die Wahrheit an, oder aber man fängt an, die zu hassen, die sie vertreten. Doch gibt uns die heutige Geschichte auch einen Trost. Wohl konnte der Mund des Wahrheitszeugen zum Verstummen gebracht werden, aber nicht die Wahrheit. Herodes konnte Johannes töten, aber das: „Es ist nicht recht“ blieb in Kraft und wirkte sich aus. Nehmt den Anfang unserer Geschichte. Der fürstliche Mörder hört von Jesus. Da meint er, sein Opfer sei aus dem Grabe erstanden, und grauenhafte Gespensterfurcht schüttelt ihn. Geheime Angst liegt in seinen Gliedern. Worte, bei denen andere nichts denken, lassen ihn innerlich beben. Wollen wir wissen, ob die Wahrheit Wahrheit bleibt, und ob die

Sünde sich straft, dann brauchen wir nur diese Geschichte zu lesen und brauchen nur zu wissen, daß Herodes bald darauf von seiner Frau veranlaßt wurde, nach Rom zu gehen, um sich den Königstitel zu verschaffen, daß ihm und seiner Frau aber statt der Krone die Verbannung zuerkannt wurde. Unsre Geschichte macht uns auch aufmerksam auf die Tatsache, daß der Unglaube so leicht mit dem Aberglauben verbunden ist. Eine Tatsache, die in der Gegenwart hundertfach sich bestätigt. Nirgends haben die Traumdeuter und Kartenschlägerinnen und Hellseherinnen ein so gläubiges, dankbares Publikum wie in den mit Gott fertigen und sich deshalb für aufgeklärt haltenden Kreisen. Nicht die an die Wunder der hl. Schrift glaubenden Frommen, sondern die mit der Bibel fertigen, auf ihre Vernunft und auf die Wissenschaft pochenden sind am ehesten der Versuchung ausgesetzt, allerlei geheimen Kräften Macht zuzutragen und nach Mitteln zu suchen, um in die Zukunft blicken zu können.

Weiter hilft unsere Geschichte auch denen, die im Kampf gegen den Alkoholismus stehen. Wie der Alkohol die Sinne umnebelt, das vernünftige Denken lähmt, die Triebe erregt, das Gewissen abstumpft, das Urteil fälscht, den Menschen prahlerisch und unbedacht den Mund voll nehmen läßt, die Energie knickt, für das alles ist Herodes mit seinem Versprechen und Verhalten eines der deutlichsten Beispiele. Der Alkohol ließ ihn wohl auch glauben, daß er es seiner Fürstenehre schuldig sei, lieber den fürchterlichsten Wunsch zu erfüllen, als sein Versprechen nicht zu halten. Er glaubte wohl damit allen Anwesenden zu imponieren, als ob auf Kosten der Gerechtigkeit erraffte Autorität Wert und Bestand hätte. Sicher hat er dabei dem, was Thronen die erste Grundlage verschafft, dem Vertrauen zur Gerechtigkeit des Fürsten den schwersten Schlag versetzt. Furcht und Grauen mochte er wecken und das Gefühl, daß um diesen Menschen her keiner seines Lebens sicher sei, — aber das sind nicht aufbauende Kräfte. Und welche Verkehrung des sittlichen Urteils, daß er es für Pflicht hält, das fürchterliche Begehren der Weiber zu erfüllen, ob er damit auch das entsetzlichste Unrecht begeht! Es ist schon oft die Frage aufgeworfen worden, wie Herodes sich mit Ehren hätte herausziehen können. Man braucht nicht zu irgend einer Antwort zu raten, die einer Ausrede ähnlich sieht.





Herodes brauchte nicht zu antworten: das Haupt des Johannes gehöre zum andern Teil des Königreichs, den er nicht geben wolle, wie einmal ein Kind vorschlug; auch nicht zu sagen, daß das Leben eines Menschen etwas ganz anderes sei als die Güter, die er mit seinem Versprechen in Aussicht gestellt hatte. Jeder einigermaßen recht denkende Mensch hätte ihn achten müssen, wenn er das Mädchen um einer solchen schauerlichen Bitte willen von sich verbannt und der strengsten Zucht überliefert, statt erhört hätte. Gewiß, man soll sein Wort halten. Lieber soll man etwas nicht versprechen, wenn man nicht weiß, ob man es auch tun kann. Wir müssen unser Wort halten, auch wenn es uns nachher persönliche Unannehmlichkeiten verursacht. Aber wenn wir merken, daß es sich darum handelt, Unrecht zu tun, dann braucht es mehr Mut, dann ist es die höhere Pflicht, zu sagen: das tue ich nicht. Haben wir eine Verpflichtung übernommen, die sich später als im Widerspruch zum Recht, zum Gewissen, zur bessern Erkenntnis herausstellt, so war dies ein Akt menschlicher Kurzsichtigkeit und Torheit, und nichts ist verkehrter, als nun zu dem Irrtum und Fehler des Anfangs noch alle seine Konsequenzen hinzufügen zu wollen. Es ist doch unendlich viel besser, tapferer, ehrlicher, zu bekennen: Ich sehe ein, daß ich falsch getan habe; aber nun ist's genug, ich kehre lieber um, als im Unrecht weiter zu fahren. Es ist ja doch erlaubt, gescheidter und besser zu werden. Bundesrat Rudonnet hat einmal das treffende Wort gesprochen: Nur die Dummköpfe ändern ihre Meinung nie. Aber in manchem Menschen läßt dann ein falscher Stolz, ein dummer Hochmut, ein verkehrter Ehrbegriff oder auch nur sein Kopf nicht zu, zu gestehen: ich habe geirrt, ich hatte Unrecht. Darum gibt's in manchen Familien nicht Frieden; darum bringt mancher es nicht mehr dazu, wieder zur Kirche zu gehen; darum fährt mancher in böser Gesellschaft und schlimmen Verhältnissen weiter und nennt das wohl gar sich selbst treu bleiben, und ist doch nur dem Schlechten treu geblieben. Herodes ist auch so recht lehrreich als Beispiel dafür, wohin ein Mensch gerät, wenn er religiös unentschieden ist. Er ist ja kein abgebrauchter, verhärteter Sünder. Er hat Unterredungen mit Johannes. Er ist nicht unempfänglich für die Wahrheit; aber er macht nicht ernst, er ist ein Halber. Er

duldet auch die Unkrautwurzeln in seinem Herzen. Er hört heute auf Johannes und morgen auf Herodias; er schwankt wie Ahab zwischen Elias und Isebel. Er hat gute Anwendungen, aber er schneidet das Faule nicht aus. Und da zeigt es sich eben, daß, wenn der Mensch sich nicht in entschlossenem Kampf von der Sünde trennt, sie ihn von Gott trennt. Wer die Stimme der Wahrheit wohl vernimmt, aber ihr nicht gehorcht, der verliert je länger je mehr den Willen und die Kraft zum Guten und kommt immer weiter ab. Die Ehrsucht oder der Geldgeist, die Sinnlichkeit oder die Genußsucht verstricken ihn immer mehr; ein Unrecht zieht das andere nach sich, und das Ende ist Verderben, wenn der Mensch nicht noch wie ein Brand aus dem Feuer gerettet wird.

Meine Freunde, wir haben unsern Abschnitt noch lange nicht ausgeschöpft. Wie hat doch Luther recht mit seinem Wort: Die heilige Schrift ist ein Kräutlein; je mehr du es reibst, desto mehr duftet es. Das ist uns doch wohl klar geworden, daß in dieser Geschichte, die von einer gewissen Kritik als für den Historiker wertlos erklärt wird, für den Wahrheit und Leben suchenden Menschen erstaunlich vieles liegt, auf welches das Wort im zweiten Timotheusbrief zutrifft: nützlich zur Lehre, zur Strafe, zur Zurechtweisung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit. Gott gebe uns, daß wir nicht zu denen gehören, die mit der göttlichen Wahrheit sich bloß unterhalten lassen, sondern zu denen, die sich ihrem erneuernden und umgestaltenden Einfluß hingeben, immer williger, immer völliger, daß wir Menschen Gottes werden, vollkommen und zu jedem guten Werk geschickt, ein Salz und ein Licht. Amen.



## Willst du gesund werden?

Darnach war ein Fest der Juden, und Jesus zog hinauf gen Jerusalem. Es ist aber zu Jerusalem bei dem Schaftor ein Teich, der heißt auf Ebräisch Bethesda, und hat fünf Hallen, in welchen lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Dürre, die warteten, wann sich das Wasser bewegte. Denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich, und bewegte das Wasser. Welcher nun der Erste, nachdem das Wasser bewegt war, hineinstieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war. Es war aber ein Mensch daselbst achtunddreißig Jahre krank gelegen. Da Jesus denselben sah liegen, und vernahm, daß er so lange gelegen war, spricht er zu ihm: Willst du gesund werden? Der Kranke antwortete ihm: Herr, ich habe keinen Menschen, wann das Wasser sich bewegt, der mich in den Teich lasse; und wann ich komme, so steigt ein Anderer vor mir hinein. Jesus spricht zu ihm: Stehe auf, nimm dein Bett, und gehe hin! Und alsobald war der Mensch gesund, und nahm sein Bett, und ging hin. Es war aber desselben Tages der Sabbath.

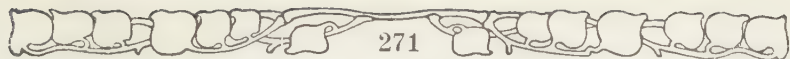
Joh. 5, 1—9.

Jrgendwo in Jerusalem befand sich ein Teich mit einer heilkräftigen Quelle. Scharen von Leidenden lagerten in den dieses Wasser umgebenden, aus milden Stiftungen erbauten Säulenhallen. Leider sprudelte der Heilquell nur sehr unregelmäßig. Plötzlich fand an einer bestimmten Stelle im Teich eine Wallung statt; aber so rasch sie kam, so rasch war sie auch wieder zu Ende; das emporgeschleuderte Wasser vermischte sich dann mit dem des Teiches und verlor seine volle Heilkraft. Wir werden uns nicht wundern zu hören, daß man sich diese Naturerscheinung damals so erklärte, wie es hier erzählt ist. Wir denken an einen aus der Erde hervorsprudelnden intermittierenden Quell; jenes Geschlecht redete von einem Engel, der von Zeit zu Zeit herabfahre, das Wasser in Wallung bringe und ihm Heilkraft verleihe.

Wir können das Kindliche, das in solchen Volksvorstellungen liegt, ruhig beiseite lassen. Wir können uns die Sache durchaus entsprechend den uns bekannten Heilquellen denken. Wir werden uns mehr um die chemische Beschaffenheit jenes Sprudels interessieren als um die Gestalt des Engels. Aber wenn wir nun bei der

chemischen Beschaffenheit stehen bleiben und uns vielleicht sehr weise dünken, weil wir den Engel mit einem überlegenen Lächeln beseitigt haben, dann sind wir mit dieser an und für sich gewiß richtigen Aufklärung doch eher ärmer geworden, und zwar deshalb, weil in jener Engelsvorstellung nicht nur viel Sinniges, viel Poetisches liegt, sondern auch der Hinweis auf die Hilfe von oben, um welcher willen der Ort auch Bethesda hieß, d. h. Ort, wo Gott Gnade gibt. Wie viele von denen, die dort Heilung suchten, sich durch den Glauben an den das Wasser bewegenden Engel und durch den Namen des Ortes auf Gott hinweisen ließen, wie viele, die Heilung fanden, dann auch Gott dankten, das wissen wir nicht. Aber jedenfalls wollen wir heute eine Mahnung daraus entnehmen. Gerade in der Zeit, in der wir stehen, suchen bei uns sehr Viele Erholung, Erfrischung, Stärkung, Genesung sei es in der reinen Luft unserer Bergwelt, sei es bei irgend welchen Heilquellen. Wollen wir da nun bei der Natur und ihren Kräften und ihrer Schönheit stehen bleiben? Wir reden freilich nicht mehr von Engeln; wir haben chemische Formeln für die Bestandteile einer Heilquelle; wir reden von Eisen und Schwefel und Kohlensäure; wir reden vom Ozongehalt der Luft. Wir können diese und jene Wirkung der Natur auf den menschlichen Organismus besser erklären, als man es vor zwei Jahrtausenden konnte, obschon, ehrlich gestanden, vieles, was man „erklären“ heißt, eigentlich nur darin besteht, daß man einen fremdklingenden Namen aufbringt, ohne daß damit das Wesen der Sache wirklich klargelegt wäre. Aber immerhin, wir wissen vieles, was man früher nicht wußte, und wir freuen uns dessen, weil dieses tiefere, reichere Wissen auch unserm Glauben, unserer Gotteserkenntnis, unserer Frömmigkeit dienen kann. Jetzt scheint ja freilich oft das Gegenteil der Fall zu sein. Aus der Naturforschung scheint der Unglaube Stärkung zu empfangen. Wir brauchen nur den Namen Häckels zu nennen. Wie viele jubeln ihm doch zu als dem, der die Welt ohne Gott erklärt habe! Aber die Zahl derer wächst doch, die merken, daß Leute wie Häckel, genau besehen, mindestens einen ebenso großen Glauben verlangen, wie es das Christentum tut; oder ist die Behauptung, daß der tote Stoff die lebendige Urzelle hervorgebracht, daß eine unbewußte Kraft Wesen, die mit Bewußtsein begabt sind,





hervorgebracht habe, etwa glaublicher als irgend ein Wunder der Bibel? Ist die Behauptung, daß das Seelenleben der niedern Menschenrassen sich in nichts von dem der höhern Vierfüßer unterscheidet, nicht durch die Tatsache widerlegt, daß auch die niedersten Menschen zu sittlich bestimmtem Personleben erzogen werden können, was bei den höhern Vierfüßern ausgeschlossen ist? Mag eine oberflächliche, mehr auf Phantasie als auf exakter Beobachtung und philosophischer Bildung beruhende sogenannte Wissenschaft noch so laut schreien: Gott ist tot! und mögen Tausende diesen Ruf aufnehmen, weil er ihren Wünschen entgegenkommt, weil sie die Finsternis mehr lieben als das Licht, — wir sind überzeugt, daß doch immer wieder die zwar weniger laute, aber dafür wahre Wissenschaft zur Geltung kommen wird, die sich ihrer Grenzen bewußt bleibt. Einem jeden mit den Tatsachen Vertrauten ist es ja bekannt, daß viele der größten Forscher und Entdecker durch ihre wissenschaftliche Arbeit nicht vom Glauben an Gott weggeführt worden sind, sondern ganz im Gegenteil mit dem großen Astronomen Herschel bezeugen: „Je mehr das Feld der Wissenschaft sich erweitert, desto zahlreicher und unverwerflicher werden die Beweise für die ewige Existenz einer schöpferischen und allmächtigen Weisheit.“ Das ist doch sicher nicht das Richtige, das Normale, wenn die Freude an der Schöpfung uns den Schöpfer vergessen läßt, wenn wir bei der Entdeckung von Gesetzen den Gesetzgeber leugnen, sondern je mehr uns die Augen aufgehen für die Schönheit der Welt, je mehr wir eindringen in den Reichtum ihrer Kräfte und ihrer Geheimnisse, desto unwiderstehlicher muß sich der Ruf auf unsere Lippen drängen: Wie groß, wie weise, wie herrlich ist der, der mit seinem: Es werde! dies alles geschaffen hat! Und mit einem ganz andern Gefühl der Andacht, der weihervollen Stimmung stehen wir der Natur gegenüber, wenn durch unsere Seele der Gedanke geht, daß das alles das Werk Gottes ist. Solange wir bloß in den Anblick der Natur versunken bleiben, solange unser Auge sich füllt mit dem goldenen Überfluß der Welt, mit der Farbenpracht, mit dem Spiel des Wassers und der Wolken, so lange sind wir bloß Genießende. Gewiß, es sind edle Genüsse, erlaubte Genüsse, und man kann nur wünschen, daß vielen Menschen dieser Genuß der Natur ermöglicht

werde. Aber wahrhaft bleibender, wirklicher Gewinn für uns und für andere stellt sich doch erst da ein, wo der Genuß sich umsetzt in sittliche Taten, wo z. B. das Gefühl der Dankbarkeit sich einstellt. Das ist aber nur möglich, wenn wir im Anblick der Natur eine Berührung mit Gott erleben. Dankbarkeit der Natur gegenüber ist entweder eine Phrase oder der Anfang zum Rückfall in das naturvergötternde Heidentum, das heute unter uns das Haupt wieder emporhebt und mit aller Entschlossenheit von jedem bekämpft werden muß, der nicht rückwärts, sondern vorwärts will. Wir wollen die gewaltige Stille der Bergwelt, wir wollen das Rauschen der Bäche, wir wollen das Klingen und Düften aus den blumenbesäten Wiesen in uns aufnehmen, zu uns reden lassen als Stimmen Gottes; dann wird der Ort, da wir stehen, heiliges Land und Bethesda ein Ort der Gnade. —

Freilich ist es nicht nötig, daß wir dazu einen Berggipfel besteigen oder sonst eine weite Reise machen. Es tun das viele, und sie könnten eine Menge von Orten aufzählen, wo sie gewesen seien; aber einen Ort der Gnade kennen sie nicht. Wiederum manches Menschenkind bleibt jahraus jahrein zu Hause und ist angebunden, und wenn es einmal meint, es könne doch endlich für ein paar Tage loskommen, so kommt sicher etwas dazwischen und macht einen Strich durch alle Hoffnungen. Aber auf die Frage: Weißt du etwas von einem Ort der Gnade? wird es mit leuchtenden Augen Ja! antworten, und wenn wir weiter fragen, so werden wir finden, daß dieses frohe Ja daher kommt, daß dieses Menschenkind Jesus kennt und in ihm seinen Herrn und Meister, seinen Heiland und Erlöser gefunden hat.

Es ist ja auch für den Kranken in unserer Geschichte Bethesda erst dann zum Ort des Heils geworden, als Jesus zu ihm trat, und er diesem Jesus vertrauensvoll gehorchte. 38 Jahre lang war Bethesda für ihn ein Ort der Hoffnung und der Enttäuschung, und die Frage Jesu: Willst du gesund werden? läßt uns vermuten, daß der Mann immer weniger hoffte, immer mehr sich mit seinem Zustand abfand. Zuerst hatte die Gesundheit ihm als das leuchtende Gut vorgeschwebt; darum ließ er sich herbringen, darum wartete er mit brennenden Blicken auf das Sprudeln des Quells, darum bat er flehentlich, es

möchte ihm doch jemand behilflich sein, rechtzeitig ins Wasser zu kommen. Wie beneidete er die, welche ihm zuvorkamen, die als Genesende zu ihrer Arbeit, zu ihren Pflichten ins tätige Leben zurückkehren durften! Aber nach und nach verblaßte das Ideal der Gesundheit; er sagte sich, daß ja doch viele so seien wie er; er hörte solche, die erklärten, sie wünschten es gar nicht anders, es lasse sich hier ganz ordentlich leben, die milden Gaben fließen ja reichlich. Diesen Leuten war der Ort, der ein Ort der Gnade sein sollte, zu einem Ort des Müßiggangs, der Resignation, der Bequemlichkeit, Trägheit und Stumpfheit geworden, und unser Kranker war in Gefahr, diesen Leuten gleich zu werden.

Da ist zur rechten Zeit noch Jesus in sein Leben getreten und hat mit seiner Frage, seinem Blick, seinem ganzen Wesen in dem Mann den Glauben an ein anderes Leben, als wie er es hier führte, und die Sehnsucht nach Genesung und neuem Leben wieder wachgerufen, und hat sie so lebendig und stark gemacht, daß Jesus ihm helfen konnte.

Natürlich ist diese Geschichte dem Schicksal aller Wundererzählungen der Heiligen Schrift nicht entgangen. Sie wird entweder als eine fromme Sage hingestellt, oder man behilft sich damit, daß man den Kranken zu einem Bettler macht, der sich bloß krank stellte, oder man faßt die ganze Geschichte sinnbildlich auf. Die 38 Jahre seiner Krankheit sollen eine Anspielung auf die Jahre der Wüstenwanderung Israels sein; die fünf Hallen werden auf die fünf Bücher des Gesetzes gedeutet. Nun ist dieser Kranke freilich nicht bloß ein Bild des Volkes Israel, sondern auch ein Bild von uns; aber wir dürfen deswegen doch die Geschichte nicht bloß bildlich verstehen. Es handelt sich ja nicht bloß um diese eine Geschichte; es handelt sich um alle die zahllosen Heilungen Jesu. Wenn wir nun auch ohne weiteres zugeben, daß Heilsglaube und Wunderglaube sich nicht decken, wenn wir uns dessen klar bewußt sind, daß man bei dem eifrigsten Wunderglauben ein Pharisäer oder ein Heide sein kann, so müssen wir doch denen gegenüber, die Jesu Wunder bestreiten, betonen, daß sie dies nicht, wie sie vielleicht wirklich glauben, aus einem absolut sichern Wissen heraus tun, sondern aus dem Glauben heraus, daß Wunder nicht geschehen können. Der Behauptung, Wunder seien eine Durch-

brechung der Naturgesetze, ist auch heute noch das Wort Augustins entgegenzuhalten: „Das Wunder geschieht nicht gegen die Natur, sondern gegen das uns von der Natur Bekannte.“ Das Wunder leugnen heißt tun, als ob wir alles verstünden. Das Wunder leugnen heißt Gott vorschreiben wollen, was er tun darf und kann, und was nicht. Das Wunder leugnen heißt nicht bloß Jesus besondere göttliche Kräfte absprechen, sondern es heißt ihn zu einem Menschen machen, der sich selbst und andere täuschte. Gewiß ist oft gefehlt worden damit, daß man meinte, den Glauben an die Wunder gleichsam befehlen zu können, daß man Zweifel an dieser und jener Wundererzählung der Bibel wie einen sittlichen Defekt beurteilte und als Unglauben oder Widerspenstigkeit tadelte, daß man das Urteil über die Frömmigkeit und Christlichkeit eines Menschen nicht von seinem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, nicht von seiner Stellung zu Jesus, nicht von seiner Gesinnung, nicht von seiner Herzengemeinschaft mit Gott, nicht von seiner Liebe zum Nächsten, sondern von seiner Stellung zu Bileams Eselin oder zu Jonas Fisch oder zu Josuas Sonne abhängig machte. Da ist sicher oft gefehlt worden, und wir wollen es recht deutlich betonen, daß Jesus nicht vor allem verlangt: Glaube an dies und dies Wunder! sondern: Folge mir nach! Wer aber dies zu tun sich bemüht, dem wird es je länger je gewisser, daß Jesus Wunder getan hat und noch tut. Der Gott, der durch ihn Menschen von langjährigen Leiden befreit hat, der lebt auch heute noch; er kann die Bemühungen unseres Arztes segnen und kann auch ohne menschliche Vermittlung, wenn es nötig ist, eingreifen und uns zur Genesung helfen.

Daß wir ihn daran nicht bloß durch Mangel an Vertrauen und Glauben, sondern auch durch Mangel an Willen oft hindern, werden wir wohl nicht in Abrede stellen. Auch wir können uns, wie der Kranke am Teich Bethesda, an unsern Zustand gewöhnen. Man trifft Kranke, die aus ihren Gebrechen ein Gewerbe oder einen Vorwand zum Müßiggang und zu einem untätigen Reiseleben machen. Man trifft Kranke, die nur in ihrer Einbildung oder aus Furcht krank sind; Kranke, die sich selbst sehr interessant vorkommen und leiden würden, wenn sie nicht mehr klagen könnten. Es gibt Kranke, denen eigentlich nichts fehlt als der Wille gesund zu sein, als die Notwendigkeit, arbeiten zu müssen. Für sie alle ist die Frage:





Willst du gesund werden? eine ernste, aufrüttelnde Gewissensfrage.

Hingegen ist es eine Grausamkeit und ein Widerspruch gegen die Heilige Schrift, wenn man in gewissen Kreisen tut, als hänge die Genesung immer nur davon ab, ob man gesund werden wolle. Es gibt Leute, die gehen zu Leidenden und sagen ihnen: „Du glaubst nicht, du willst dich nicht vom Herrn heilen lassen, du schenkst ihm nicht genug Vertrauen, du betest nicht genug, sonst wärst du längst geheilt!“ Aber, meine Freunde, so gewiß es ist, daß Gott jede Krankheit heilen kann, so gewiß es ist, daß wir gewöhnlich zu wenig von ihm erwarten, so gewiß ist auch dies, daß Gott uns nicht jedes Kreuz abnimmt. Die Behauptung: „Es kann doch nicht Gottes Wille sein, daß wir krank sind!“ wird durch die Erwägung, daß Krankheit ungezählten Menschen zum Segen geworden ist, und daß mancher beständig Leidende Größeres und Besseres gewirkt hat als viele Kerngesunde, erst ins rechte Licht gerückt. Eine Unwahrheit ist es ferner, wenn die aus Amerika stammende sogenannte „christliche Wissenschaft“, die weder Wissenschaft noch christlich ist, erklärt, daß alle Krankheiten aus Einbildung entstehen, und daß man, um gesund zu werden, sich nur darüber klar zu werden brauche, daß Krankheit Täuschung sei, daß es überhaupt keine Krankheit gebe, ebensowenig als es Sünde gebe, da ja das Gute das allein Wirkliche sei. Wüßte man nicht, daß es wirklich viele Menschen gibt, die sich nur einbilden krank zu sein, und wüßte man nicht, daß heute niemand so viel Zulauf findet, wie wer mit der nötigen Unverfrorenheit und etwas philosophisch-religiösem Aufpuß verheißt, alle Krankheiten zu heilen, dann könnte man aus dem Staunen nicht herauskommen, daß solche Lehren in kurzer Zeit Tausende von Gläubigen finden. Wer aber einigermaßen in der Heiligen Schrift gegründet ist, der weiß, daß für Jesus allerdings Gott die größte, wahrste, siegreichste Wirklichkeit ist, daß aber auch Krankheit und Sünde ihm furchtbare Realitäten sind, die er nicht gekommen ist wegzudenken oder vielmehr wegzuleugnen, sondern durch den Gehorsam bis zum Tod am Kreuz zu überwinden.

Aber, meine Freunde, nehmen wir nun die Frage: Willst du gesund werden? noch in ihrem tiefsten Sinne, in dem Sinn, in welchem wir von Jesus als dem Seelenarzt reden. Gewiß ist vielen

Menschen die leibliche Gesundheit ihr Ein und Alles. Aber wir, die wir hier im Hause Gottes zusammenkommen, wir glauben doch wohl, daß es etwas Höheres und Wichtigeres gibt. Aber machen wir nun auch Ernst mit diesem Glauben? Kommen wir wirklich in die Kirche, nehmen wir Gottes Wort zur Hand, suchen wir den Verkehr mit Gott, um besser zu werden, widerstandsfähiger gegenüber den Versuchungen, um den Willen zum Guten in uns kräftigen zu lassen, um Liebe von oben zu empfangen, um reifer in der Erkenntnis, stärker im Vertrauen, geförderter im geistlichen Leben zu werden? Wenn jetzt Jesus zu uns treten und uns fragen würde: Was suchst du denn hier? — was müßten wir antworten? Wären wir nicht vielleicht in Verlegenheit? Müßten wir uns nicht vielleicht schämen? Müßten nicht ehrlicher Weise Antworten gegeben werden, gegenüber denen die Erklärung: „Ich bin hier aus alter guter Gewohnheit!“ schon eine ganz bedeutende Höhe einnehmen würde? Und doch, meine Freunde, was würden wir von einem Menschen halten, der auf die Frage: Warum gehst du zum Arzt? antworten würde: Nun, aus Gewohnheit? Wir sind alle einig darin, daß es nur einen Sinn hat, zum Arzt zu gehen, wenn man sich krank fühlt und bei ihm Heilung sucht und erwartet. Ist es im geistlichen Leben etwa anders? Solange wir mit uns selbst zufrieden sind, oder uns mit den andern trösten, oder sonstwie die mahnende Stimme in uns zum Schweigen bringen, oder die Hoffnung auf Sieg aufgeben, so lange kommen wir nicht vorwärts. Wie mancher geht jeder Begegnung mit Jesus aus dem Wege, weil er ganz richtig fühlt, daß man in seiner Nähe nicht mehr ruhig bleiben kann! Wie mancher sucht abzulenken, indem er sich hinter allerlei theoretische Zweifel verschanzt, während er spürt, daß es sich eigentlich darum handeln würde: will ich diese und diese Gewohnheit fahren lassen, will ich mich demütig als Sünder bekennen, will ich zugeben, daß ich einen Erlöser nötig habe, will ich mir dies und dies nehmen lassen, will ich da und da wirklich brechen oder nachgeben oder mich verleugnen und überwinden und entschlossen Ernst machen? Wie mancher seufzt wohl etwa über diesen und jenen Fehler, über gewisse schlimme Neigungen, die ihm immer wieder bittere Stunden verursachen! Wie mancher klagt etwa, es gehe nicht vorwärts in seinem geistlichen Leben, er sei immer auf dem gleichen

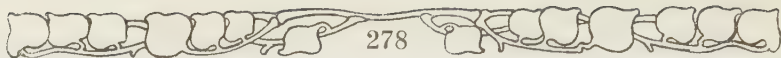


Punkt! Der Grund ist oft darin zu suchen, daß man auf die Frage: Willst du gesund werden? kein ehrliches Ja hat, oder daß man zwar Ja sagt, aber die Genesung ohne Operation, ohne Diät, möglichst bequem und unbehelligt durch Verordnungen haben will. Das und das will man ja tun, aber in einem ganz bestimmten Punkt soll es bleiben wie bisher; da will man nicht hineinschauen, sich nicht hineinreden lassen, da entzieht man sich der Einwirkung Jesu und dem Willen Gottes und den Mahnungen der Wahrheit in uns. So kommt es zu keiner Genesung, zu keiner Befreiung, zu keiner Erneuerung.

Wir können nichts Besseres tun als uns prüfen: Was suche ich bei meinem Kirchengehen, bei meinem Bibellesen, bei meinem Beten? Suche ich überhaupt etwas? Suche ich das Rechte? Will ich mich von Jesus gesund machen lassen?

Der Ort, wo wir auf diese Frage ehrlich und rückhaltlos mit Ja antworten, wird uns zum Ort der Gnade. Helfen wir dann aber mit, auch andere zum Quell des Heils zu bringen! Amen.





## Johann Calvin.

Er war ein brennendes und scheinendes Licht.

Joh. 5, 35.

Am 11. November 1883 hat die evangelisch-reformierte Kirche der Schweiz in erhebender Weise das Gedächtnis der vierhundertsten Wiederkehr des Geburtstages Luthers gefeiert; wenige Wochen später, am 6. Januar 1884, ist aus derselben Veranlassung heraus in dankbarer Begeisterung dessen gedacht worden, was Gott uns in Zwingli geschenkt hat. Aber wir können die Namen Luther und Zwingli nicht nennen, ohne daß ganz von selbst ein dritter sich meldet: Calvin. Wohl ist er der jüngste der drei Gewaltigen. Geboren am 10. Juli 1509 in der französischen Stadt Noyon, trat er nach glänzenden, außerordentlich fleißigen und erfolgreichen Studien in den alten Sprachen, in der Philosophie, Jurisprudenz, Mathematik und Theologie erst in das Werk der Reformation ein, als Zwingli schon nicht mehr unter den Lebenden weilte, und Luther das Größte seines Lebens schon vollbracht hatte. Wir verhehlen uns auch nicht, daß er eine weniger volkstümliche Erscheinung ist als die beiden andern. Daß die römische Kirche sein Bild mit abstoßenden Zügen malt, wird uns freilich nicht beirren. Ihr ist ja keine Fälschung und Verzerrung zu niederträchtig, wenn es gilt, das Andenken unserer Reformatoren zu besudeln. Aber auch auf protestantischer Seite ist Calvin vielen, denen Luther und Zwingli hochstehen, ein Mann, von dem zwar große Einflüsse ausgegangen sind, der ihnen aber ganz und gar unsympathisch ist. Zwingli ist Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut, sagen sie; Calvin ist uns schon nach seiner Herkunft als Franzose fremd. Zwingli ist auf dem Schlachtfeld von Kappel als tapferer Held für seine Sache gestorben, Calvin hat nicht nur seinen Gegner Servet auf den Scheiterhaufen gebracht, sondern zu Duzenden zählen die Opfer, die unter seiner Mitwirkung dem Henker, der Verbannung, der Folter überliefert worden sind. Luther hat etwas so Natürliches und Volkstümliches, er hat in seiner



Frömmigkeit so viel Befreites und Frohes, er kann lachen und scherzen, er steht vor uns als der, welcher im trauten Familien- und Freundeskreis sich freut; Calvin dagegen, war er nicht ein kalter, düsterer, alttestamentlicher, gesetzesstrenger Mann, der jede Regung der Lebenslust verdammt und unterdrückt, der den Stempel granitener Unbeugsamkeit trägt, der bis ins Innerste des Privat- und Familienlebens bis aufs Kleinste hinaus alles unter die Gewalt seines eisernen Willens und in die Form seiner Ordnungen bringt? Nein, es widerstrebt uns, sein Gedächtnis zu feiern und Loblieder auf ihn anzustimmen!

Nun, meine Freunde, auch wir wollen keinen Menschenkultus treiben. Damit würden wir uns gerade zu Calvin selbst in den direktesten Widerspruch setzen; denn wenn je ein Mensch keine Ehre für sich selbst gesucht hat, dann ist es Calvin gewesen, der Mann, der oft mitten in der Unterhaltung seine schwarze Tuchmütze abnahm und mit der Hand gen Himmel wies mit den Worten: Alles zur Ehre Gottes! der Mann, der nicht wollte, daß eine Inschrift auf sein Grab gesetzt werde, so daß die Stätte, wo er ruht, nicht einmal sicher bekannt ist; der Mann, der sterbend sagte: Alles, was ich getan habe, ist nichts wert, und ich bin eine erbärmliche Kreatur! Wir wollen auch keine Schönfärberei treiben. Calvin hat selbst auf seinem Sterbelager seine Kollegen und den Rat von Genf gebeten, ihm seine allzu große Heftigkeit zu verzeihen. Seine Frömmigkeit hat unzweifelhaft einen harten, gesetzlichen Zug. Er steht oft mehr wie ein alttestamentlicher Prophet vor uns, als wie ein Jünger Jesu. Seine theologischen Ansichten werden wir nicht überall unterschreiben. Wenn er zur Rechtfertigung der Hinrichtung Servets sich auf alttestamentliche Worte beruft, so werden wir ihm, wie Servet es schon getan hat, entgegenhalten, daß er nicht genug zwischen dem alten und neuen Bund unterscheide, daß er erkenne, daß es Stufen der Offenbarung Gottes gibt, daß wir von dem, der die Offenbarung Gottes in Jesus kennt, mehr verlangen als von David und Elias. Wenn er in seiner bekannten Prädestinationslehre erklärt: „Jeder ist entweder zum Heil oder zum Unheil vorherbestimmt durch ewigen, unveränderlichen Beschluß Gottes, jener kraft unverdienter Barmherzigkeit, dieser durch gerechten, aber unbegreiflichen Urtheilspruch; keineswegs richtet

sich Gott dabei nach dem vorhergesehenen Benehmen der Menschen, sondern er verfährt durchaus frei“, so hat Calvin zwar wohl in Wort und That bewiesen, daß die Einwürfe, diese Lehre führe entweder zum Leichtsinne oder zur Verzweiflung, sie nehme dem Tun der Menschen allen Zweck und Sinn, nicht unwiderleglich sind. Calvin und den Seinen ist vielmehr aus diesem Glauben Demut und Mut, ein unbegrenztes Gottvertrauen, eine Furchtlosigkeit und ein entschlossenes Vorwärtsgehen, eiserne Festigkeit, Unabhängigkeitsinn und Siegeszuversicht ohnegleichen erwachsen. Wir werden uns auch vergegenwärtigen, daß Calvin mit dieser Lehre alles Verdienst der Menschen ausschließen will, um Gott allein zu verherrlichen. Aber wir halten uns dennoch ihm gegenüber an das Wort: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

So fällt es uns also gar nicht ein, zu bestreiten, daß auch Calvin der menschlichen Unvollkommenheit seinen Tribut bezahlt hat. Wir machen aus ihm keinen Heiligen; wir möchten ihn da und dort anders haben, und wir leiden unter der Geschichte mit Servet. Aber dennoch ist Calvin einer der ganz Großen; er verdient ganz anders, als es der Fall ist, gekannt zu werden. Ich bin wahrhaft froh, daß wir veranlaßt worden sind, uns tiefer mit ihm zu beschäftigen, und daß aus Anlaß dieses Gedenktages eine Fülle von Schriften erschienen sind, die uns diesen Reformator näher bringen und uns auch das, was uns an ihm widerstrebt, verständlicher machen. Besonders seine Briefe vervollständigen das bisher einseitig gezeichnete Bild in einer Art und Weise, daß selbst ein Schriftsteller wie J. W. Widmann nach der Lektüre dieser Calvinbriefe gesteht, das oft zitierte Napoleonische Wort: „Voilà un homme!“ sei ihm in der Anwendung auf Goethe, wenn man das friedliche Leben des Dichters und Weimarer Ministers mit dem in nie aufhörenden Kämpfen sich verzehrenden und stündlich todbereiten Leben Calvins vergleiche, beinahe komisch vorgekommen. Was seine Gereiztheit und Bitterkeit, seine Leidenschaftlichkeit, seine unbeugsame Härte betrifft, — wir werden sie nicht gutheißend; aber wenn wir daran denken, wie früh er seine Mutter verlor, wie jung er in die raue Welt hinaustrat, wie leicht gerade eine schüchterne



und furchtsame Natur, wie diejenige Calvins war, sich durch Härte nach außen gegen sich selbst wehrt, wenn wir sehen, mit was für erbärmlichen Gegnern er zu tun hatte, mit „welch kleinlichen Manövern, mit welcher Feigheit und Unentschlossenheit, ja mit welchem Mangel irgend eines Willens“ der Gewaltige in seiner Arbeit für die größten Ziele gehemmt wurde, dann werden wir gerechter urteilen und wohl auch das Wort Th. Bezas unterschreiben: „Ich will keinen Engel aus ihm machen; aber seine große, stürmische Heftigkeit war kein gewöhnlicher Zorn und erinnerte an die Entrüstung der alten Propheten.“ Sein Bild, das uns bisher mit herben, harten Zügen ansah, wird es nicht anders, wenn wir hören, daß er in seiner Erstlingschrift gegenüber der stoischen Gefühllosigkeit erklärt: „Nicht weinen können ist ein Laster“; wenn wir sehen, wie er sein ganzes Leben hindurch sich Freunde gewann, die alles verließen, um in seiner Nähe leben zu können? Spricht nicht das Wort des milden Melancthon: „O daß ich doch an diesem Herzen sterben dürfte!“ deutlich genug? Und die Trauer Calvins beim Tode seiner Frau? Und alle die Zeugnisse dafür, daß er das Kriegsunglück Deutschlands, die Märtyrerverleiden der Evangelischen Frankreichs, die Nöte der verschiedenen Kirchen, die Sorgen seiner Freunde und ihrer Hinterlassenen als eigenes Leid trug und durchkostete! Wirklich, wer sich mit Calvin eingehender beschäftigt, der sieht ihn nicht nur durch erstaunliche Feinheit des Geistes, durch untrügliche Verstandesschärfe, Gedächtnisstärke, Willensenergie, unglaubliche Arbeitskraft bei schwachem, kränklichem Leib, durch unübersehbare Leistungen und Wirkungen zu einer Persönlichkeit heranwachsen, deren Bedeutung man nicht hoch genug einschätzen kann, nicht nur zu einer durch heiligen Gewissensernst, durch majestätische Hoheit des Charakters, durch kristallklare Reinheit der Absichten vorbildlichen Persönlichkeit, deren Umgang wie ein Stahlbad wirkt, sondern zu einem Mann, zu dem man nun erst ein Verhältnis der herzlichen Dankbarkeit, der Verehrung, ja der Liebe gewinnt, da man nun seine Härten besser versteht und hinter und neben ihm warme Quellen entdeckt.

Was Jesus von seinem großen Vorläufer Johannes gesagt hatte: „Er ist nicht ein Rohr, das der Wind hin und her weht; er ist nicht

ein Mensch in weichen Kleidern“, das gilt auch von diesem großen Nachfolger, und das Wort der Anerkennung: „Er war ein brennendes und scheinendes Licht“, gilt von diesem noch in ungleich weiterm Umfang als von jenem.

Calvin hat der steigenden Flut der römischen Gegenreformation die stärksten Dämme entgegengeworfen. Rom hatte sich vom ersten Schrecken, den Luther und Zwingli ihm in die Glieder gejagt, erholt und machte sich auf, das Verlorene wieder zu gewinnen. Der Jesuitenorden trat auf den Plan. Die katholischen Fürsten griffen zu blutiger Gewalt. Die Lutherischen waren schlecht organisiert, ohne weiten, politischen Blick, zu unentschlossenem Lavieren geneigt; der Protestantismus war gefährdet. Da hat Gott in Calvin dem Werk der Reformation einen Führer geschenkt, wie ihn jene Zeit brauchte. Da ging das „brennende und scheinende Licht“ auf.

Er ist ein Licht geworden durch seine Schriften. Als 26jähriger schenkte er dem Protestantismus in seinem Buche „Unterricht im Christentum“ das geschlossenste aller evangelischen Bekenntnisse, eine bis in die tiefsten Tiefen klare, übersichtliche Darstellung und eine durch und durch auf die Bibel gegründete, geistesgewaltige Rechtfertigung des evangelischen Glaubens, woraus der Gelehrte und der schlichte Bürger die Wahrheit und das Heil kennen lernen, woraus die Angegriffenen die Waffen zur Verteidigung holen, woraus die Verfolgten, Leidenden und Sterbenden Trost und Kraft schöpfen konnten. Neben diesem Buch müssen wir in aller Kürze noch hinweisen auf die berühmte Schrift, in der er den von Kardinal Sadolet in einem klugen Schreiben gemachten Versuch, die Genfer wieder für Rom zu gewinnen, aufs glänzendste zurückschlug. Von größter Wichtigkeit war auch sein Katechismus. Ein Riesenwerk aber ist seine sich an das klare Wort haltende, für jene Zeit einen ganz neuen Weg gehende, tief in das Verständnis des Wortes Gottes führende, Wissenschaft und Erbauung verbindende, religiöse Erkenntnis und sittliches Leben fördernde Auslegung der Heiligen Schrift. Wir können uns einen Begriff von dem Umfang seiner schriftstellerischen Arbeit, aber kaum einen Begriff davon machen, wie er sie zu leisten vermochte, wenn wir hören, daß eine Ausgabe seiner gesammelten Werke auf etwa 700 Franken zu stehen kommt. Zu den großen und



kleinen Schriften kommen seine ungezählten Briefe, mit denen er ratend, anfeuernd, belehrend, tröstend, strafend überall in der Nähe und über halb Europa hin bei Fürsten, Staats- und Kirchenmännern, Gelehrten und Privatleuten in entschlossener und doch kluger Weise die Sache des Evangeliums vertrat.

Calvin ist ein Licht geworden, indem er als ein Organisator ersten Ranges Genf mit seiner leichtlebigen Bevölkerung zu einer Stadt der Zucht und Sitte, der Arbeit und des Wohlstandes gemacht hat unter unsäglichen Kämpfen, wie er selbst auf seinem Totenbett daran erinnert. Zuweilen wurden nachts, um ihn zu erschrecken, fünfzig bis sechzig Büchschüsse vor seiner Tür abgefeuert; man hegte ihm die Hunde an und rief: Jaß! Jaß! sie zerrissen ihm den Rock und bißen ihn ins Bein. Er wurde auf der Straße an die Mauer gedrückt; johlende Massen brüllten vor seinem Hörsaal, vor seinem Hause, selbst im Gottesdienst gemeine Lieder. Er kam zuweilen in den Rat, ohne zu wissen, ob er lebend wieder hinausgehen werde; er mußte predigen und wußte nicht, ob nicht im Gotteshaus die Schwerter gezogen werden. Und doch gelang es ihm, durch sein persönlich vorbildliches Wesen, durch seine Predigten, durch seine ausgebildete Seelsorge, durch seine Kirchenzucht und Sittenverordnung, durch seine Bemühungen für Kranken-, Armen- und Gesundheitspflege, für Unterricht, Reinlichkeit und Erziehung, für Arbeitsgelegenheiten, durch Einführung von Industrien, durch Zwang zur Arbeit und Einfachheit, durch Unterdrückung des Alkoholismus Genf, das durch Bern die politische Unabhängigkeit erlangt hatte, zu einem Gemeinwesen zu gestalten, das einem Besucher den Ausruf entlockte: Es ist der wunderbarste Anblick, der je in der Geschichte gesehen worden ist!

Er ist ein brennendes und scheinendes Licht geworden, indem er in Genf Bildungsanstalten ins Leben rief, von denen besonders die Akademie weltgeschichtliche Bedeutung erlangte. Hier wurden Hunderte aus aller Herren Ländern zu Gottesstreitern ausgebildet, die dann aus diesem großen Missionshaus für Westeuropa auszogen, getränkt mit dem sittenstrengen, bibelgläubigen, tatkräftigen, heldenhaften Geist Calvins, um im Sinn ihres Meisters die Welt für Gott zu gewinnen und seinen Willen zur Durchführung zu bringen.



Er ist ein ganz besonderes Licht geworden, indem er wie keiner der andern Reformatoren die *g e m e i n s a m e n* Interessen des Protestantismus im Auge hatte, die Zersplitterung zu hindern und zu heben suchte, oft unter selbstverleugnendem Entgegenkommen Einigung zu erzielen strebte. Wie kein anderer hat er mit weitblickenden Plänen und weitausgreifender Propaganda neue Länder, sogar Heidenländer dem Evangelium zu gewinnen getrachtet. Seine Briefe und Boten gingen nach Frankreich und Deutschland, nach Schweden, Dänemark, Ungarn und Polen, nach den Niederlanden, nach England und Schottland. Es ist unmöglich, auch nur streifend auf die Einflüsse hinzuweisen, die überallhin von ihm ausgegangen sind. Nur dies: Es ist sein Geist, der die Niederländer den schier aussichtslosen Kampf mit der spanischen Weltmacht siegreich durchkämpfen und damit der katholischen Vormacht die Art an die Wurzel legen ließ. Es ist sein Geist, der durch John Knox aus den Schotten, einem der rohesten, unwissendsten, ärmsten und gewalttätigsten Völker, eine der tüchtigsten, edelsten, gebildetsten, frömmsten Nationen gemacht hat. Es ist sein Geist, der die Pilgerväter nach der neuen Welt trieb und sie dort in Ausführung der religiösen und politischen Ideale Calvins den Grundstein legen ließ zu der unbeschreiblich großartigen Entwicklung Nordamerikas. Da rühren wir an die weltgeschichtliche Bedeutung Calvins, an die Tatsache, daß er die in jeder Beziehung aktivste, unternehmendste, willenskräftigste Form des Protestantismus geschaffen hat. Es ist kein Zweifel, daß noch heute in den von seinem Geist berührten Völkern die schärfste Opposition gegen Rom ist, der eifrigste und opferfreudigste Sinn für Mission und Bibelverbreitung, die intensivste Mitarbeit der Laien am religiösen Leben, und daß in ihnen die zu politischer Freiheit, zu sozialen Umwälzungen und Fortschritten, zur Kulturarbeit drängenden Kräfte in besonderer Weise entbunden worden sind.

Meine Freunde, nur Andeutungen konnten wir geben; aber sie lassen uns doch wohl ahnen, was für Wirkungen von jenem Mann ausgegangen sind, und daß die protestantische Welt alle Ursache hat, seiner zu gedenken. Aber noch drängt sich uns eine Frage auf: Hat Calvin, abgesehen von den geschichtlichen Wirkungen, von denen wir alle noch zehren, uns, gerade uns und unserer Zeit noch etwas zu

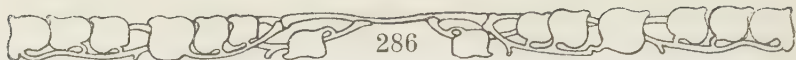


sagen? Ich habe darauf, je länger ich mich mit ihm beschäftige, ein um so deutlicheres Ja. Es tut uns gut, zu diesem Mann zu kommen, einmal schon um zu lernen, was eigentlich *a r b e i t e n* heißt. Man verkehrt nicht umsonst mit ihm, der schier ununterbrochen und tagtäglich von morgens vier oder fünf bis nachts zwölf Uhr mit den großen und größten Fragen der Geister und mit den Ereignissen der Weltgeschichte beschäftigt war und mitten drin durch die törichtesten und kleinsten Anliegen des Alltags in Anspruch genommen wurde, und mit einem fränklichen, je länger je mehr von allerlei schmerzlichen Leiden gequälten Körper. Da kann auch der Leidende unserer Tage lernen, was es heißt, sich überwinden und nicht verzweifeln. Es gibt überhaupt keinen bessern Lehrer der Willensschulung, der Selbstdisziplin, der unbedingten Herrschaft über sich selbst und damit der Erziehung zum Charakter, zur Persönlichkeit als Calvin. Da gibt es Eisen ins Blut!

Täte unserm lieber von Rechten als von Pflichten redenden, nach Genuß und Ungebundenheit gierigen Geschlecht nicht jene Gestalt voll Gewissenhaftigkeit, voll heiligen, sittlichen Ernstes, voll Anspruchslosigkeit ganz besonders not? In die schwülen Dünste einer morallosen neuen Ethik, einer die Freiheit der Triebe predigenden Lebensanschauung, einer materialistischen Weltanschauung sollte ein Luftzug des reinen Geistes und Lebens Calvins kommen!

Unsern Politikern, die vielfach je länger je mehr aller religiösen, sittlichen Prinzipien und Ideale bar sind und nur noch Fremdenindustrie, Geschäftsinteressen, Verkehrsmehrung und Anleihen kennen, könnte es auch nichts schaden, ein wenig bei dem Genfer Reformator in die Schule zu gehen.

Uns, deren Glaube oft so schwach und schwankend ist, mehr Stimmung als Ueberzeugung, mehr Fürwahrhalten als Erleben und Leben, mehr Erkennen als Tun; uns, die wir im Kampf gegen das Böse oft so lau und vorsichtig sind, im Bekenntnis zur Wahrheit, zum Christenglauben oft so feig und unklar, kann er zur *F e s t i g k e i t* und Entschiedenheit, zur Bewährung in der Tat führen, er, der seit seiner Befehrung durch die furchtbarsten Zeiten hindurch seines Gottes stets gewiß war und für sich und die andern bis ins Kleinste hinein und bis ins Schwerste hinaus die Konsequenzen seines Glaubens für



das sittliche Handeln zog, dafür aber auch wiederum die unerschöpfliche und unüberwindliche Sieges- und Segenskraft des Gottesglaubens und Bibelwortes erfahren durfte.

Wir möchten die zu ihm weisen, welche im Christenglauben selbstsüchtig nur ihre Erbauung, ihrer Seele Rettung suchen, und die, welche meinen, die Religion sei etwas für sich, und alles andere sei auch etwas für sich. Diesen predigt sein ganzes Leben und Wirken, daß Glaube und Leben nicht getrennt werden dürfen, und jenen ruft er zu: „Eines Christenmenschen Pflicht ist, höher hinaufzusteigen, als nur das Heil der eigenen Seele zu suchen und zu finden. Zur Heiligung des göttlichen Namens muß er sich erheben; nicht glücklich zu sein, aber deinen Namen zu verherrlichen, das gib uns, o Herr!“

Damit rühren wir an den Grundgedanken Calvins, an das, was seinem Leben, Denken und Wollen die geschlossene Einheitlichkeit und Großzügigkeit gibt. Was ihn mit einer Kraft ohnegleichen erfasst und zu einer Kraft ohnegleichen gemacht hat, was ihn auf eine glänzende Laufbahn verzichten ließ, was ihn entgegen seinen gelehrten Neigungen und seiner Ängstlichkeit dem Ruf Jarels gehorchen ließ, was ihn von Straßburg nach Genf zurückkehren ließ, ob schon er sagte: „Warum nicht lieber an den Galgen? Lieber auf einen Streich den Tod erleiden, als wieder in diese Folterkammer gehen!“ was ihn zu einem Herrscher machte, bei dem uns doch keinen Augenblick der Gedanke kommt, daß er seine Macht, seine Ehre, seinen Vorteil, sein Behagen oder sonst irgend etwas für sich suchte, — das Geheimnis steckt darin, daß Gott und Gottes Ehre das ihn ganz Beherrschende ist. Der Mensch ist dazu geboren, daß Gott durch ihn verherrlicht werde. Wenn er das als seinen Beruf auffaßt, dann kommt er von selbst zur Heiligung, und damit hat er zugleich die Gewißheit der Seligkeit. Die Hauptfrage ist: Wie diene ich am besten Gott als Glied des Gottesvolkes? Der Mensch ist nicht für sich da, sondern für Gott, welcher der Quell ist, aus dem alles fließt, und das Meer, in das sich alles ergießt. Mit dieser vollkommenen Hingebung an Gott und Gottes Sache, die Gott um jeden Preis und überall dienen will, tritt Calvin vor uns, und nie wird ein Geschlecht kommen, für das es nicht von größter Bedeutung ist, ob es dazu Ja oder Nein sagt. Wir gehören wohl nicht zu denen, für die



Gott eine abgetane Sache ist; aber daß er der allzeit uns Beherrschende sei, daß der Gedanke, ihm zu dienen, ihn zu verherrlichen, im Mittelpunkt unsres Strebens stehe, das werden wir kaum behaupten. Wie oft besteht unsre Frömmigkeit eigentlich nur in dem Wunsch, Gott solle uns helfen, uns dienen! Wie viel Fragen und Zweifeln, Murren und Klagen stammt aus dieser Auffassung, als sei Gott für uns da, und nicht wir für ihn! Da kann und soll Calvin uns in die rechte Stellung zu Gott bringen, daß wir uns von ihm brauchen lassen und damit frei werden von uns, daß wir über uns hinauswachsen und die größten Aufgaben und Ziele mit Freudigkeit und weltüberwindendem Glauben ins Auge fassen.

Gott gebe, daß diese Tage der Erinnerung an eines seiner größten Werkzeuge nicht umsonst seien, sondern daß Calvin auch uns ein brennendes, scheinendes Licht werde! Er ist es geworden von da an, da er im Verkehr mit evangelisch gesinnten Männern und durch das Studium der Bibel dahin gekommen war, zu erkennen, daß Gott unser gnädiger Vater ist um der Veröhnung willen, die in Christus geschehen ist, und daß wir erlöst werden, nicht wenn wir bereit sind, alles, was die Kirche beschlossen hat, als wahr anzunehmen, oder wenn wir es ihr überlassen, für uns zu forschen und zu erkennen, sondern wenn wir Christus als den aufnehmen, in dem wir unsre Gerechtigkeit, unsre Heiligung, unser Leben haben. So weist auch dieses Licht uns auf den hin, der sich das Licht der Welt nennt. Je besser wir die größten Männer der Christenheit kennen lernen, um so leuchtender und herrlicher steht Christus vor uns, und wir spüren, daß wir über alle Menschen hinüber zu ihm gehen müssen. Der hat alles, der ihn hat. Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit! Er wolle aus jedem von uns ein Licht machen! Er schaffe sich immer wieder Menschen, die so ganz für Gottes Sache leben wie Calvin, die mit dem Apostel jubeln können: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat! Amen.



## Gottes Herrlichkeit in der Natur.

Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen,  
da man dir danket im Himmel! Psalm 8, 2.

Ein berühmter Prediger hat seiner groß angelegten Auslegung der Psalmen den Titel gegeben: „Die Schatzkammer Davids.“ Was er damit sagen will, liegt auf der Hand, und niemand, der die Psalmen kennt, wird die Richtigkeit jener Überschrift bestreiten. Wir sind eher geneigt, noch ein Wort beizufügen und zu sagen: „Die unerschöpfliche Schatzkammer Davids.“ Was das Menschenherz bewegt, das ist hier in oft unübertrefflicher Weise zum Ausdruck gebracht. Die mannigfaltigsten Empfindungen klingen uns da entgegen. Mit Recht hat man gesagt: Die Psalmen passen für die Kindheit wie für das hohe Alter. Sie statten uns mit Grundsätzen für den Eintritt ins Leben aus und dienen als Lösungswort an den Toren des Todes. In den Kampf des Lebens und in die Ruhe des Sonntags, in die Nachtwache am Krankenbett und in das gastliche Zimmer des Hauses, in die Kirche, ins Gebetskammerlein, ja in den Himmel selbst können wir mit einem Psalm eintreten. Es mag ein Mensch das Herz zum Zerspringen voll von Leid haben: wenn er zu den Psalmen greift, wird er finden, daß es vor Jahrtausenden schon Menschen gerade so zu Mute gewesen ist wie ihm; es wird ihm sein, als ob er sein eigenes Fragen, Klagen und Seufzen hörte. Es ist ihm, als hätte er plötzlich einen verständnisvollen, teilnehmenden Gefährten gefunden, und dieser Gefährte versteht uns nicht bloß, sondern er ist ein Mann, der sich durchgekämpft hat zum Stillesein und Hoffen, zum Vertrauen auf Gott, so daß er nun auch andern einen Halt bieten kann. Wo finden sich leuchtendere Worte für Gramgebeugte, für Angefochtene als in den Psalmen? Wer kann sie zählen, alle die Menschen, die an Psalmworten sich erquicken, sich aufgerichtet haben? Manch einer unter uns wüßte auch davon zu berichten. Wenn wir die, welche mit irgend einem Kummer



im Herzen hier sitzen, bitten, heute noch die Heilige Schrift zur Hand zu nehmen und still für sich sei es den 46. oder 22., 23., 31., 42., 91. Psalm zu lesen, so verschreiben wir damit sicher ein vielbewährtes Rezept.

Doch möchte ich heute nicht über eines dieser Worte sprechen. Mir scheint, es tue sehr not, daß wir noch auf etwas anderes in den Psalmen hingewiesen werden. Es ist sicher nicht nur Schwarzseherei, wenn gesagt wird, ein unser Geschlecht und unsere Zeit charakterisierender Hauptzug sei die Unzufriedenheit. Auch wir werden bekennen müssen, daß wir viel eher bereit sind zu klagen als zu danken. Was für ein Geseufze ging durch unser Land nach dem 23. Mai mit seinem Schneefall! Nicht nur die Menschen seufzten, sondern sogar die Bäume, wenigstens in den Zeitungen. Wie viel Kopfschütteln über eine solche „sinnlose“ Katastrophe! Wie viel heimliches und offenes Murren! Wie viel trogige und rebellische Gedanken und Reden! Ja auch wie viel schändliche, freche, gotteslästerliche Auslassungen! Ja das Klagen, das geht uns leicht von der Zunge. Da heißt es sofort: Warum, weshalb, wozu? Aber wie, wenn es uns gut geht? Haben wir auch schon einmal gefragt: Womit habe ich es nur verdient, daß ich schon so lange gesund bin, daß es mir mit meinen Kindern gut geht, daß ich mein ordentliches Auskommen habe? Nicht wahr, alles dies und noch vieles dazu nehmen wir als ganz selbstverständlich hin! Ich glaube, wir stehen in Gefahr, den Blick für das Schöne, Gute, Lichte, Reine, Hohe des Lebens zu verlieren, nur noch das Dunkle, Trübe, den Schmutz und die Nachtseiten, das Schiefe und Widrige zu sehen und in ein genußjüchtiges, feiges Mitleid mit uns selbst zu verfallen. Es helfen dazu hundert Faktoren mit: das Eindringen des buddhistischen Geistes, der Einfluß gemeiner Witzblätter wie des Simplizissimus, die alles begeistern und besudeln, und wo sie einmal den Finger auf eine wirkliche Wunde legen, es nur mit unsaubern Fingern tun. Es hilft als Grundursache mit die ganze materialistische Gesinnung unserer Zeit. Die Folgen offenbaren sich tausendfach. Sie zeigen sich bei jung und alt, bei arm und reich. Die Klagen mehren sich, wie anspruchsvoll und undankbar die Jugend werde. Es muß einem aufmerksamen Beobachter auffallen, wie viel da von Eltern geseht

wird, indem man die Kinder um eines Festes, eines Ausflugs willen Schule und Aufgaben und Pflichten hintansehen läßt. Sie können bei der größten Hitze, bei glühendem Sonnenbrand, in strömendem Regen, in der Schneeschmelze Fußball spielen; aber sobald es etwas wärmer ist, als man gerade wünscht, sollten Hitzferien sein. So ist es überall. Man erzieht den Armen dazu, daß er an jedermann Anforderungen stellt, nur nicht an sich selbst. Mancher hat zwar Schulden, daß er selbst nicht weiß, wie viel; aber deswegen läßt er sich doch bei Leibe nichts abgehen, sondern macht hier mit und dort mit. Zeigen sich in der Ehe Differenzen, so gibt man sich nicht Mühe, einander zu verstehen und an sich selbst zu arbeiten, sondern man geht auseinander. Kommen Enttäuschungen, zeigt das Leben harte Seiten, so macht man ihm eben ein Ende. Was sollen wir dies weiter schildern? Es tut not, dahin zu wirken, daß die Menschen wieder mehr Eisen ins Blut bekommen, daß sie lernen, es ernster mit ihren Pflichten zu nehmen, daß sie weniger hart seien gegen andere, aber härter gegen sich selbst und gegen das Schicksal, Bäumen gleich, die in harte Felsen harte Wurzeln schlagen, wie Nietzsche einmal sagt; Menschen, die nicht seufzen, sondern Hand anlegen; Menschen, die glauben, daß Schwierigkeiten und Widrigkeiten da sind, um überwunden zu werden und an ihnen zu wachsen; Menschen, die tapfer angreifen, wo es schwer ist, und um so tapferer, je schwerer es ist. Das ist das eine, und das andere ist das, daß wir die Menschen erziehen müssen, die Sonne im Leben zu sehen und sich dankbar zu freuen, auf Schritt und Tritt Wunder zu erblicken, daß sie nicht in den Himalaja und zum Niagara reisen müssen, sondern merken, daß hinter dem Sonnenstrahl, der ins Zimmer fällt, hinter dem Blatt am Baum, dem Halm am Wegrand und dem Käferchen im Moos eine Unendlichkeit steckt, daß ihre Augen das Staunen lernen, ihre Seele die Anbetung und den Dank.

Das ist der Geist, der uns aus den Psalmen entgegenweht. Da reden Männer, die sich freuen und danken, und es bedurfte dazu bei ihnen nicht aller möglichen Veranstaltungen und Raffiniertheiten, sondern es genügte ein Blick in die Natur, ein Gedanke an eine freundliche Führung im eigenen Leben oder in der Geschichte des Volkes. Da, meine ich, haben die Psalmen heute eine Aufgabe



an uns zu erfüllen. Wir müssen sie zur Hand nehmen und einmal die Stellen auffuchen, wo, wie hier im 8. Psalm, einer jener alttestamentlichen Frommen in Lobpreis und Danksgiving ausbricht. Wir werden staunen, wie viele solcher Worte wir finden. Ganz beschämt steht man da und sagt sich: Wie kommt es nur, daß jene überfließen von Preis und Anbetung Gottes, und wir so wenig davon wissen?

Wir spüren den innern Reichtum, die warme Glückseligkeit des Mannes, der da ruft: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name! Das quillt hervor wie das Lied der Nachtigall, und das Lehrreiche daran ist, daß der Sänger ganz offenbar nichts Besonderes erlebt hat. Ich meine damit, er führt kein spezielles Erlebnis, keinen außerordentlichen Glücksfall an; aber er hat etwas, was einen viel dauernderen Bestand seiner Freude garantiert, als es irgend ein sonderlicher Glücksfall tut: Er hat Gott. Er ist reich in Gott. Es ist die Freude am Herrn, die sein Herz erfüllt und sich über seine Lippen drängt.

Was ihn zu Gott führt, was ihn frohlocken und diesen Gott preisen läßt, das ist offenbar die Herrlichkeit Gottes, die ihm in allen Landen, das heißt in der ganzen Schöpfung entgegentritt. Der Dichter unsrer Zeit ruft:

Trinket, Augen, was die Wimper hält,  
von dem gold'nen Überfluß der Welt.

Der alttestamentliche Sänger hat diesen Rat befolgt, ehe er gegeben wurde. Er sah ringsum und über sich, und seine Seele tat sich weit auf und nahm mit Entzücken den unendlichen Reichtum, der sich dem Auge darbietet, in sich auf. Tun wir das auch? Wahrscheinlich tun es die meisten viel zu wenig. Man reist zwar heutzutage sehr viel; aber wie viele reisen nur, um da und dort gewesen zu sein und etwas Zerstreuung und Vergnügen zu finden! Sie sehen sich ja auch wohl diesen Berggipfel und jenen Wasserfall an, und die Gutmütigen erklären: Großartig! und erholen sich dann beim Essen und Trinken von der Anstrengung, die andern haben irgend etwas zu kritisieren. Aber sehen, was wirklich sehen bedeutet, das tun wenige. Sehen heißt stille werden und die Natur zu sich reden lassen; sehen heißt andächtig und gesammelt sich den Eindrücken hingeben.



So allein empfängt man innere Bereicherung. So allein offenbart sich uns die Natur in ihrer unerschöpflichen Fülle. So allein läßt sie auch im Kleinsten uns noch Wunder sehen.

Sollte sich da nicht auch uns das Wort des Psalmsängers auf die Lippen drängen: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen? Spüren wir nicht eine tiefe Ehrfurcht über uns kommen, eine staunende Ergriffenheit? Darwin sagt: „Kein Mensch kann in der erhabenen Einsamkeit der Schöpfung stehen, ohne zu fühlen, daß noch ein anderer Odem in ihr lebt als nur der leibliche.“ Ruft nicht eine Stimme uns zu: Sie irren, die da sagen, daß der Zufall diese wunderbare Welt geschaffen habe? Es wird von dem Astronomen Kircher erzählt, er habe sich eine künstliche Weltkugel angeschafft, auf der der Himmel mit den Sternen auf das beste nachgebildet war. Eines Tages besuchte ihn ein Bekannter, den er schon oft vergeblich von dem Dasein Gottes zu überzeugen gesucht hatte. Als dieser die künstliche Weltkugel sah, rief er voller Staunen aus: „Wer hat dieses treffliche Werk gemacht?“ Kircher erwiderte darauf, das habe niemand gemacht; es müsse durch einen Zufall entstanden sein. Der andere sprach über diese wunderliche Ansicht sein Erstaunen aus; aber Kircher blieb dabei, es müsse von selbst entstanden sein. Der Bekannte wurde jetzt ärgerlich und fragte, ob er ihn zum Narren halten wolle. Da trat der fromme Gelehrte vor ihn hin und sagte: „Torheit nennst du es, zu behaupten, daß diese Weltkugel hier aus Holz, Papier und Messing von niemandem gemacht, sondern von selbst entstanden sei! Ist es aber nicht die allergrößte Torheit, zu sagen, dieses kleine Ding müsse von jemandem gemacht worden sein, hingegen das große, künstliche Weltgebäude sei von selber geworden?“

Als man vor einigen Jahren auf dem Mars Kanäle entdeckt zu haben glaubte, da schloß man ohne weiteres auf die Existenz von vernunftbegabten Bewohnern jenes Gestirns. Niemand hatte gegen diese Schlußfolgerung etwas einzuwenden; es wurden im Gegenteil sogar allerlei Projekte ausgeheckt, um mit diesen Marsbewohnern in Verkehr zu treten. Leider ist nun die Frage mit jenen Kanälen noch unabgeklärt; wenn aber ihr Vorhandensein erwiesen würde, dann hieße es sicher: Es müssen dort denkende Wesen sein, sogar

sehr hochgebildete, mathematisch und technisch geschulte Wesen. Gut! Aber meine Freunde, sehen wir denn nicht im Weltall Dinge, zu deren Schöpfung es noch unendlich viel mehr brauchte, als zum Bauen von Kanälen? Warum denn nicht auch dort auf einen Schöpfer, auf seine Größe und Weisheit schließen?

Gewiß, meine Freunde, die Natur hat auch Rätsel, sie hat Schrecken und Grausamkeiten. Mit einem Optimismus, der darüber hinwegsieht, ist uns nicht geholfen! Wir können freilich viel Leiden und viel Not in der Welt auf die menschliche Sünde zurückführen und können denen, die daraus Begründungen für den Unglauben schöpfen, sagen: Gott will ja doch dies nicht und jenes nicht; würden die Menschen auf ihn hören, wie unendlich vieles wäre besser auf Erden! Ihr, die ihr leidet unter so viel Unrecht und Qual, die ihr mit ansehen müßt, helft doch mit, daß die Menschen Gott besser gehorchen, so wird es an tausend Orten licht werden, wo jetzt Dunkel ist! Damit, daß ihr den Menschen Gott nehmt, werdet ihr nur dazu beitragen, daß der Leiden unter dem Mond noch viel mehr werden. Aber so wahr dies ist, so wahr ist es auch, daß es doch Dinge gibt — denken wir an die Grausamkeiten in der Tierwelt! — für die man keines Menschen Geldgier oder Härte oder Trunksucht oder Gewissenlosigkeit verantwortlich machen kann, und von denen man auch nicht wohl sagen kann, daß sie uns zur Prüfung oder Vertiefung oder Strafe dienen.

Dennoch wird auch hier der weiter kommen, der am Gottesglauben festhält, als der Ungläubige. Mit dem Unglauben wird ja nicht das mindeste erklärt oder gar gebessert. Der aber, welcher sich zu Gott bekennt, weiß von einer durch die Sünde gestörten Weltordnung; er weiß von einem, der gekommen ist, Gottes Ordnung herzustellen, Gottes Reich zu bringen; er trägt den Glauben an die Befreiung und Erlösung alles Gebundenen und Schwachtenden im Herzen, und gerade das Seufzen der Kreatur treibt ihn an, alles zu tun, damit das Alte vergehe, und alles neu werde. Der Glaube an Gott bewahrt auch vor jener pessimistischen, welt-schmerzlichen Einseitigkeit, wo man nur die Schattenseiten sieht. Wer Gott hat, der kann nicht Maulwurfsaugen bekommen. Sein Auge bleibt offen für das Schöne. Ja über alle die Wunder der Schöpfung

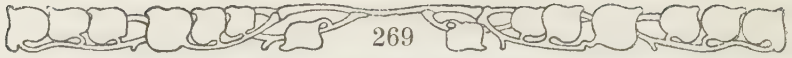
ergießt sich erst recht volles Licht aus dem Gottesglauben. Mag uns unser Kind noch so lieb sein, es schlingt sich doch um sein Köpflein noch ein ganz besonderer Glanz, wenn wir es als Gotteskind betrachten. Mögen wir mit noch so offenen Sinnen unser Auge schweifen lassen über die grünen Matten und die wogenden Getreidefelder, über die Seen und die Schneeriesen, es kommen ganz neue Werte hinzu, es reden neue Stimmen, wenn dies alles als Schöpfung Gottes vor uns liegt. Wie irren doch die, welche meinen, der Sinn für die Erde und ihre Schönheit erwache erst dann recht, wenn man mit dem Jenseits und allen religiösen Vorstellungen fertig sei! Das Gegenteil ist wahr. Die Natur sagt uns unendlich viel mehr, wenn sie uns von Gott reden darf, und von Gott her kehren wir zur Natur zurück als Menschen, die über der Erde als dem Werk Gottes etwas wie neuen Glanz schimmern sehen. Wer auf dem Gipfel eines Berges steht, versunken in den Anblick der Schöpfung, in dem steigt es auf: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! und der wird erst wissen, was volle, tiefe Freude ist.

Aber, meine Freunde, es scheint mir, daß nicht nur die Schönheit und Weisheit, die dem Sänger aus der Schöpfung entgegentritt, ihn die Herrlichkeit des göttlichen Namens rühmen läßt, sondern besonders auch die Wahrnehmung, daß diese Herrlichkeit in allen Landen sich offenbart. Wie anders ist es in unserer Bergwelt als in den Niederungen und Ebenen der Erde! Wie wechselt die Natur ihr Antlitz in den verschiedenen Jahreszeiten! Enge Schluchten hier, und dort der unbegrenzte Ozean; blauer Himmel heute, und dann die geballten schwarzen Wolken; hier die Riesen des Urwalds, und dort die winzigen Gräslein und Blümlein. Hat aber nicht doch alles seinen eigenen Reiz, so daß der Mensch selbst mitten in den endlosen Eisfeldern des Nordens diese seine Heimat lieb hat? Wirklich, in allen Landen, überall treten uns die Wunder der göttlichen Schöpferkraft entgegen! In diesem Gedanken liegt eine merkwürdige Kraft. Wo wir auch hinkommen, finden wir die Spuren des lebendigen Gottes. Da geht uns die Erkenntnis von der Allgegenwart Gottes auf. Welche Kraft liegt nicht in diesem Gedanken: wo ich auch hingehe, wo ich auch sein mag, in welcher Lage ich mich auch

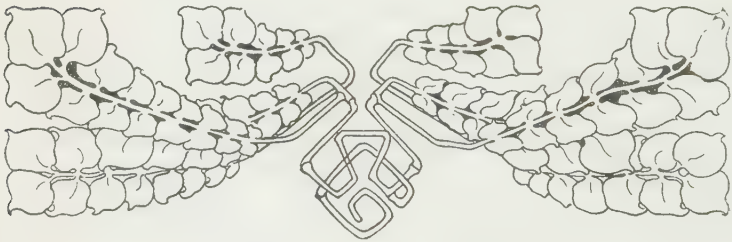


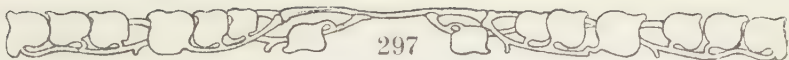
befinden mag — Gott ist auch da! Du gehst unter fremde Menschen — Gott ist auch dort mit dir. Du mußt in den Spital — Gott ist auch dort. Du mußt durch das dunkle Thal — Gott ist auch da. Manchmal scheint es uns, wir seien von Gott verlassen; aber hintenher sehen wir, daß er uns niemals näher war, als gerade damals.

Gewiß liegt darin nicht nur ein Trost. Sehr viele Menschen geben sich ja die größte Mühe, den Glauben los zu werden, daß Gott da sei. Man hat schon behauptet, die größte Auswandererzahl würde sich in den Weltteil ergießen, der den Einwanderern zuverlässig garantieren könnte: Hier ist kein Gott. Aber diese Garantie kann kein ehrlicher Mensch leisten. Man kann Einwände gegen Gottes Dasein erheben; aber Einwände sind nicht Beweise, und wer behauptet, es sei bewiesen, daß es keinen Gott gebe, der lügt oder irrt sich. Man kann ja gewaltsam die Augen schließen, um ihn nicht sehen zu müssen; aber damit sind seine Augen nicht geschlossen. Es ist unendlich besser, wenn wir uns dessen bewußt sind, daß diese Augen, die ins Verborgene sehen, die, wie es im Koran einmal heißt, eine schwarze Ameise, welche in schwarzer Nacht über einen schwarzen Stein läuft, sehen, auf uns gerichtet sind. Gott sieht mich; was ist das für ein Ansporn zur Treue, zur Gewissenhaftigkeit, zur Ehrlichkeit! Ich glaube, jede Hausfrau kann froh sein, wenn ihre Magd arbeitet im Glauben: Gott sieht mich. Jeder Staat kann froh sein, wenn seine Beamten von diesem Bewußtsein durchdrungen sind. Wie vieles würden wir alle unterlassen, wie würden wir oft erschreckt zurückfahren, wie manches käme in Ordnung, wenn dieses Wort: Gott sieht mich — uns erfaßte! Frankreichs Soldaten hätten im Krieg mit Deutschland nicht Papier statt Leder in den Schuhsohlen gehabt; Rußlands Söhne hätten nicht die eigene Armee namenlos bestohlen, wenn der Glaube: Gott sieht es — lebendig gewesen wäre. O meine Freunde, laßt uns alle, was wir auch sein mögen, unsere Arbeit verrichten mit dem Gedanken: Wenn auch kein Mensch nachsieht, — der Herr im Himmel, der mehr ist als alle Menschen, sieht auf mich! Der Herr ist fort, sagte ein heidnischer Sklave zu seinem christlichen Gefährten, nun wollen wir die Arbeit liegen und es uns wohl sein lassen! Nein, sagte der Christ, mein Herr ist immer da, er schaut vom Himmel herunter, wie ich ihm diene.



Je mehr wir uns bemühen, Gott zu dienen, desto froher und glücklicher sind wir, und desto reiner wird unser Herz. So vieles, was sich zwischen Gott und uns stellt, fällt dahin, und wir schauen ihn immer besser. Dazu hilft uns aber auf der ganzen Welt niemand so wie Jesus. Ihn hatte der alttestamentliche Fromme noch nicht. Wir aber haben ihn, wir können ihn wenigstens haben und können erfahren, daß er noch ganz anders, als alle Völker es tun, uns Gott nahe bringt und uns mit noch neuen, herrlicheren Namen nennen läßt. Da geht das Wort: Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Völkern! über in den stillern und viel seligern Jubel: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben! und wir dürfen sagen: Unser Vater, der du bist in dem Himmel! Amen.





## Unfre Kinder.

Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet, um deiner Feinde willen, daß du vertilgest den Feind und den Rachgierigen.

Psalm 8, 3.

Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! Mit diesen Worten hat der Psalmsänger uns darauf hingewiesen, wie die Natur dem, der offene Augen und empfänglichen Sinn hat, redet von der Weisheit und Macht, von der Größe und Herrlichkeit Gottes. Möchten wir doch alle dieser Predigerin lauschen und ihre Rede richtig verstehen! Wie mancher der berühmtesten Naturforscher hat es ausgesprochen, daß Gott ihm um so größer und wunderbarer erschienen sei, je tiefer er in die Geheimnisse der Schöpfung eingedrungen sei. Aber Gott hat noch andere Zeugen als die Natur. „Durch den Mund von Kindern und Säuglingen hast du ein Bollwerk gegründet um deiner Widersacher willen, damit du Feinde und Rachgierige zum Schweigen bringst,“ so fährt der Psalmsänger fort. Hat dieses Wort nicht etwas Überraschendes? Daß von der Offenbarung Gottes in der Natur die Rede ist, fällt uns nicht weiter auf. Das kommt uns naheliegend und vertraut vor. Aber nun gleich nachher von Kindern und Säuglingen als von Verkündigern und Zeugen Gottes zu reden, ist das nicht eine befremdliche Zusammenstellung, ein merkwürdiger Sprung? Es mag auf den ersten Blick so scheinen, aber bei näherem Zusehen werden wir Feinheiten entdecken, die uns den Sänger bewundern lassen. Er arbeitet mit der Wirkung des Kontrastes. Dort Erde und Himmel, das gewaltige Weltall, hier die Kinder und Säuglinge! Eben noch die Wucht aller Instrumente eines gewaltigen Orchesters, nun leise, weiche, sanfte Stimmen! Und das ist es nun eben, was unsere Aufmerksamkeit, unser Nachdenken heischt, daß nicht nur das Große und Gewaltige auf Gott hinweist, sondern daß auch im Kleinen Zeugnisse für ihn uns entgegentreten. Natur und Kind haben ja



wohl das gemeinsam, daß sie Zeugen sind, die man überall findet, denen jeder begegnet, und die von allen verstanden werden können. Ja nicht nur das, sondern sie sind, wenn ich so sagen darf, die unverdächtigsten Zeugen. Wenn wir von Gott reden, so mag wohl einer sagen: Das ist Reflexion; das ist Tradition; das hat man ihn gelehrt; das ist ihm vorgesagt worden! Aber wer will so reden bei der Natur und bei dem kleinen Kinde? Wenn sie von Gott reden, wenn sie uns auf ihn hinweisen, dann geschieht es doch, weil eben Gott selbst sie zu seinen Zeugen macht, die durch ihre Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit immer und immer Eindruck machen werden. Es ist ein feiner Beobachter, ein Mann mit scharfen Augen und mit gutem, feinem Herzen gewesen, der diesen Psalm gedichtet hat und als Zeugen Gottes die Natur und die Kinder nennt. Jesus selbst hat denn auch auf dieses Wort von dem Zeugnis aus dem Munde der Unmündigen hingewiesen und damit die Führer Israels geschlagen, als sie meinten, er solle den Kindern Schweigen gebieten, die ihn als Messias und Davidssohn begrüßten. Frommel sagt: „Wer die Blumen, die Sterne und die Kinder liebt und ihre Sprache versteht, der ist ein feiner Mensch.“

Aber treten wir nun näher auf unser Wort ein! „Durch den Mund von Kindern und Säuglingen hast du ein Bollwerk gegründet um deiner Widersacher willen, damit du Feinde und Rachgierige zum Schweigen bringest.“ Was der alttestamentliche Fromme damit sagen will, liegt ja auf der Hand. Aber wieso kann er sagen, daß in den Kindern Gott sich eine Macht geschaffen hat, die für ihn eintritt, die sich der Gottesfeindschaft und Gottlosigkeit entgegenstellt wie ein Damm den verheerenden Wogen, wie ein Wald den niederstürzenden Lawinen? Es läßt sich auf diese Fragen verschiedenes antworten.

Einmal wird dem Dichter die Tatsache vor Augen gestanden haben, daß ein Kind, ohne es zu wissen und zu ahnen, ohne noch ein Wort sagen zu können, uns von Gottes Schöpferkraft predigt. Liegt es nicht da vor uns wie ein Geheimnis? Ist es nicht das größte Wunder auf Erden, ein solch kleines Menschenkind, und quillt nicht ein heißes Dankgefühl in uns empor, daß uns eine solche Gabe anvertraut worden ist? Liegt das Kind nicht vor uns wie ein leben-



diger Beweis der göttlichen Liebe, wie ein Gruß Gottes an uns? Vor einer Anzahl von Jahren wurde in England die Preisfrage ausgeschrieben: „Was ist ein Kind?“ Es ist interessant, daß unter den Antworten immer und immer wieder sich solche finden, die dem Gedanken Ausdruck geben, daß das Kind das Mittel ist, mit dem Gott die Menschen an sich bindet.

Das geschieht nun wirklich sehr oft gerade „aus dem Munde der Kinder“, wie der Dichter sich ausdrückt. Wer wüßte nicht, welche überraschende Fragen, welche treffende Äußerungen oft ein solch kleines Männlein oder Fräulein tut! Das Kind will wissen, es will Auskunft haben. Wie viele Erwachsene, die gleichgültig geworden sind, werden durch die unermüdlichen Fragen der Kleinen gezwungen, die Heilige Schrift wieder zur Hand zu nehmen, wieder nachzudenken über Dinge, die man über all dem Irdischen vernachlässigt hatte! Die Selbstverständlichkeit, mit der die Kleinen von Gott reden, ihre Gewißheit und Zuversicht läßt in uns die Sehnsucht nach diesem Glauben lebendig werden. Wie manchem Menschen ist schon ein Stachel ins Herz und Gewissen getrieben worden durch eine Bemerkung aus Kindermund! Wie manchem Menschen wiederum ist es gewesen, als ob Gott selbst durch ein Wort eines Kindes ihn trösten und aufrichten wolle! Fürwahr, es wird einst erstaunlich sein, wenn offenbar wird, wie viel Arbeit am Reiche Gottes durch Kinder geleistet worden ist! Wie oft sind sie es, die an das Gebet erinnern! Wie oft ist das, was sie von der Sonntagschule oder sonst vom Unterricht heimbringen und erzählen, in einer Familie die einzige Predigt, die noch gehört wird! Wie oft zeigt es sich auch hier, daß der Weg zu den Eltern durch die Herzen der Kinder geht! Eine Fülle von Geschichten liefert dazu Belege. Ich denke dabei freilich weniger an Geschichten, wie sie uns besonders in der englischen und amerikanischen religiösen Literatur entgegentreten. Da ist doch allerlei erzählt, was uns unnatürlich und taktlos vorkommt, wozu wir ein Fragezeichen machen müssen. Wenn da etwa berichtet wird, wie ein Kind in einer Sonntagschule für seine unbefehrten Eltern betet, wie ein Prediger ein Zettelchen erhält, auf dem die Worte stehen: „Ein kleines, an Jesum gläubiges Mädchen im Alter von 9 Jahren bittet um die



Gebete des Volkes Gottes für seinen Vater, der noch ein Ungläubiger ist“, so muß ich gestehen, daß ich derartiges nicht ohne Bedenken lesen kann. Da ist etwas dabei, was unserem Empfinden widerspricht. Aber dieser Einwand hindert uns nicht, dem Psalmsänger Recht zu geben, wenn er sagt: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zubereitet.“

Dieses Wort ist auch dadurch wahr, daß Gott sich in den Kindern immer wieder gleichsam Gefäße schafft, die oft unendlich fähiger und williger sind, etwas von ihm aufzunehmen, sich von ihm füllen zu lassen, als es die Erwachsenen tun. Bei denen ist so viel stumpfes, dumpfes Wesen. Da ist der Boden so hart wie eine Tenne. Sie gehen im gewohnten Trab einher und sind von ihrem Weg nicht abzubringen. Da will es einem manchmal bange werden. Törichte Sorge! Gott hat schon gesorgt. Da sind die Kleinen. Mit welcher Willigkeit und Freude sind sie bereit, von ihm zu hören! Während die alte Welle am Erlahmen ist, steigt schon in der Ferne eine neue, mächtigere auf. Die junge Generation sieht neue Aufgaben, erfährt am Christentum neue Seiten, verteidigt es mit neuen Waffen und trägt es empor mit neuem Erleben und Betätigen. Wir haben ein Sprichwort, das lautet: „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft.“ Nun wohl, da brauchen wir für Gott und seine Sache nicht zu bangen. Er hat die Jugend und bereitet sich mit ihr immer wieder ein Bollwerk gegen seine Feinde.

Er tut dies, indem er uns durch unsere Kinder zu sich führt. Wir haben von der Freude und dem Dankgefühl gesprochen; aber vergessen wir auch die andere Seite nicht! Mancher Mensch ist erst durch die Angst um sein Kind Gott wieder näher gebracht worden. Macht Gott es nicht oft wie ein Hirte, der ein Lämmlein auf den Arm nimmt und mit ihm vorausgeht, damit die Alten dann um so eher nachkommen? Und deckt er uns nicht in unsern Kindern unsere Fehler auf, daß wir uns ganz erschrocken und beschämt prüfen müssen? Müssen wir nicht bekennen, daß Gott uns durch unsere Kinder erzieht, uns erzieht in der Selbstlosigkeit, in der Geduld, in der Selbstbeherrschung, uns erzieht, wie Frommel es ausspricht mit den Worten: „Jedes Kind ist in seinem weißen Hemdlein ein Prediger im Talar an die Alten, ihm gleich zu werden in Demut, im

Glauben, im Vertrauen, in Freude, die nicht viel bedarf, um glücklich zu werden“? Gott erzieht uns, indem wir inne werden, wie machtlos wir eigentlich sind, wie wenig wir in das innerste, geheimnisvolle Triebwerk des Herzens hineingreifen können. Wir sehen allerlei an dem Kind, was uns ängstigt, allerlei schlimme Eigenschaften und Neigungen, und all unser Mahnen und Strafen hilft wenig. Wir müssen ein Kind in die Fremde ziehen lassen und wissen von den Gefahren, die ihm an Leib und Seele drohen. Treibt uns das nicht ins Gebet, wie es vielleicht nichts anderes tut?

Und wiederum ist unser Wort wahr, indem unsere eigene Kindheit oft plötzlich wieder vor uns auftaucht mit allen ihren Erinnerungen, sich vor uns hinstellt und uns Fragen stellt, die schon manchen Menschen schluchzend die Hände vor das Gesicht schlagen und sprechen ließen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Ein moderner Dichter hat dieser Wahrheit ergreifenden Ausdruck gegeben in den Versen:

Oft in der stillen Nacht,  
Wenn zag der Atem geht  
Und sichelblau der Mond  
Am schwarzen Himmel steht,

Wenn alles ruhig ist  
Und kein Begehren schreit,  
Führt meine Seele mich  
In Kindeslande weit.

Dann seh ich, wie ich schritt  
Unfest mit Füßen klein,  
Und seh' mein Kindesaug'  
Und seh' die Hände mein

Und höre meinen Mund,  
Wie lauter klar er sprach,  
Und senke meinen Kopf  
Und dent' mein Leben nach:

Bist du, bist du allweg  
Gegangen also rein,  
Wie du gegangen bist  
Auf Kindes Füßen klein?

Haft du, haft du allweg  
Gesprochen also klar,  
Wie einstens deines Munds  
Lautleise Stimme war?

Sahst du, sahst du allweg  
So klar ins Angesicht  
Der Sonne, wie dereinst  
Der Kindesaugen Licht?

Aber, meine Freunde, laßt uns nun noch an eine andere Seite unseres Textwortes denken! Wir wissen, daß die Griechen die größten Meister der darstellenden Kunst waren; aber mit Recht hat man darauf aufmerksam gemacht, daß wir unter der Menge von Meisterwerken aus ihrer Hand keine Darstellungen von Kindern haben. Das ist nicht zufällig, sondern das liegt tief im Wesen des

Heidentums begründet. Es kennt keinen unsterblichen Wert einer jeden Menschenseele. Es wertet den Menschen nur nach seiner in die Erscheinung tretenden Macht. Deshalb gelten ihm die Armen nichts. Deshalb die Geringschätzung der Frau, deshalb auch das geringe Interesse an dem Kinde. Wie anders ist das auf dem Boden der Bibel! Wenn es schier unnötig ist, zu sagen, daß die größte Umwälzung und Umwertung durch Jesus gekommen ist, so wird doch niemand verkennen wollen, daß schon Menschen vor Christus, die so von den Kindern redeten, wie wir es in unserm Psalm lesen, die Kleinen mit andern Augen gesehen haben, als die Heiden taten und tun. Und wenn ich sage: „wie die Heiden tun“, dann denke ich nicht bloß an das oft entsetzliche Los der Kinder draußen in der Heidenwelt, das uns freilich ans Herz greifen und zur Mission treiben muß. Ich denke vielmehr auch an das Heidentum unter uns, an die Kreise unter uns, die mit dem christlichen Glauben fertig sein und reine Diesseitsmenschen sein wollen. Da stoßen wir auf der einen Seite wieder auf die Auffassung, da man spricht: „Nur ein Kind.“ Da wird das Kind als Last, als Störung im Lebensgenuß empfunden. Wie krankt beispielsweise Frankreich daran! Aber was für Schändlichkeiten kommen auch bei uns plötzlich wie aufbrechende Geschwüre aus dem Dunkel ans Tageslicht, und was für eine empörende Gesinnung wird offenbar in den Geschichten von Kindermißhandlungen! Ach wenn man denkt, wie viel Landauß Landab an Kindern gesündigt wird, wie viel Edles und Gutes in ihnen zertreten wird, wie viele leiden unter der Heftigkeit, der Rohheit und dem Unverstand solcher, die den Vater- oder Mutternamen schänden, dann kommt wohl ein tiefes Weh und ein heißer Zorn über uns! Und wenn wir denken, wie manches Kind statt einer frohen, sonnigen Jugend nur Elend kennen lernt, wieviele Eltern seinem Kommen nur mit Bangen und Bitterkeit entgegensetzen, unter dem Druck der Frage: Woher alles bekommen, was es braucht? unter dem schmerzlichen Gedanken: Es wird vom Leben ja doch nichts Schönes haben! — o meine Freunde, wenn wir das bedenken, dann kommt über uns die Erkenntnis, daß an vielen Orten unter uns Heidentum ist, wo wir es gar nicht dachten!

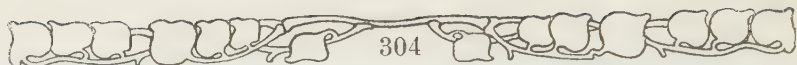
Aber nun macht sich das Heidentum in unserm Geschlecht im



Blick auf die Kinder auch in gerade entgegengesetzter Richtung geltend: in einer Art Vergötterung des Kindes. Es hat natürlich immer Eltern gegeben, die aus ihrem Kind einen Abgott machten, wobei man von Affenliebe spricht, und für alle Teile gewöhnlich nichts als Herzeleid erwächst. Aber das sind mehr Verirrungen einzelner. Heute aber sieht sich der aufmerksame Beobachter vor einem ganzen Kreis ergreifender, bewußter, gewollter, aus bestimmter Lebensauffassung entspringender Erscheinungen. Sie treten uns in jenen pädagogischen Bestrebungen entgegen, die um das Kind eine gegen jeden erzieherischen Eingriff schützende Mauer aufzuführen, im übrigen aber dem Kind jede Schranke wegräumen wollen. Sie treten uns besonders deutlich entgegen in dem Wort: „Das Jahrhundert des Kindes“. Es ist nicht ganz leicht, das Schiefe und Bedenkliche hieran herauszuheben und aufzudecken, weil es sich wie in so manchen andern modernen Bewegungen mit viel Wahrheit verquickt. Nehmen wir gerade dies kennzeichnende Schlagwort: „Das Jahrhundert des Kindes“. Man spürt, was für nötige, berechnigte, fördernde Mahnungen von diesem Wort ausgehen. Man fühlt, daß es Sonnenschein in die Kinderseele hineinragen kann, und doch lehnt sich etwas in uns gegen ein solches Wort auf als gegen etwas Schillerndes, Täuschendes, Doppeldeutiges. „Das Jahrhundert des Kindes.“ Was soll das? Soll das Kind jetzt regieren? Dann würden wir wohl ein recht kindisches und flegelhaftes Zeitalter erleben. Wir wollen vielmehr ein Jahrhundert des Mannes, oder daß ich lieber sage: der reifen, an Christus gebildeten Persönlichkeit. Jawohl, wir wollen uns dessen bewußt sein, daß die Erziehung des Kindes die heiligste und schwerste Aufgabe und Kunst ist, bei der man niemals ausgelernet hat. Wir wollen uns dessen bewußt werden, daß jedes Kind etwas Eigenes und Besonderes in sich trägt, das zur Entfaltung zu bringen viel Weisheit, viel Geduld, viel Selbstverleugnung erfordert, wie Hebbel sagt:

„Kinder sind Rätsel von Gott, viel schwerer als alle zu lösen;  
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt.“

Aber wenn man nun oft reden hört, als sollten die Erwachsenen fast anbetend vor den Kindern niederknien und fragen: „Wie geruhen Ihre Majestät erzogen oder lieber nicht erzogen zu werden?“



dann lehnen wir es dankend ab, die Welt so auf den Kopf zu stellen. Das ist ein Kinderkultus, ein Kindersport, bei dem das Kind selbst den größten Schaden nimmt. Ich erkläre mir diese Strömung unserer Zeit als einen Ausfluß dunkler Gewässer der Gottentfremdung. Man hat keinen Gott mehr, dem das Herz Anbetung bringen könnte; aber etwas muß der Mensch anbeten. Er muß etwas Hohes, Verheißungsvolles haben, sonst erfäßt ihn der Lebenssekel. Weil man nun bei der erwachsenen Menschheit so vieles sieht, was zu allem andern als zur Hoffnung und Anbetung Anlaß gibt, so streckt nun die ganze Sehnsucht nach dem Ideal, nach dem Kind ihre Arme aus und macht etwas aus ihm, was es nicht ist. Da haben wir die beiden falschen Schätzungen: dort die Geringschätzung, hier die Überschätzung. Dort heißt es „nur e i n Kind“, hier heißt es „nur d a s Kind“.

Von neuem zeigt es sich hier, daß von Gottes Wort das rechte Licht ausgeht. Schon unser alttestamentliches Wort stellt sich schützend vor die Kinder. Wer darf die gering achten, denen der Höchste im Himmel gleichsam die Wahrung seiner Ehre anvertraut? Wiederum aber bewahrt unser Wort vor jeder Menschenvergötterung. Gott ist der, der verherrlicht werden soll; darin, daß die Kinder dies schon können und es oft besser tun als die Erwachsenen, liegt ihr Adelsbrief. Damit sind auch hundert andere Fragen beantwortet. „Wem gehört das Kind?“ hat man gefragt. Die einen sagten: „Es gehört den Eltern“. Andere: „Es gehört dem Staat“. Andere: „Es gehört sich selbst“. Meine Freunde, ich glaube, unser Textwort gibt uns die Antwort, die am meisten im Interesse aller und besonders des Kindes selbst ist: „Das Kind gehört G o t t“. Was alles sich aus dieser Auffassung ergibt, das kann ich in dieser Stunde nicht ausführen, nicht einmal andeuten. Möge ein jedes selbst darüber nachdenken! Laßt uns das Kind ansehen (nicht nur das eigene, sondern auch das fremde, auch das verwahrloste, ja gerade dieses) mit dem Gedanken: es kommt von Gott. Laßt es uns ansehen mit dem Gedanken: es soll zu Gott hin. Wenn wir aus diesen Gedanken so gut als möglich die Konsequenzen zu ziehen bestrebt sind, dann ist mir für die kommende Generation nicht bange.

In Amerika ereignete sich einst ein Eisenbahnunglück. Unter den Trümmern zog man den verstümmelten Körper des Zugführers

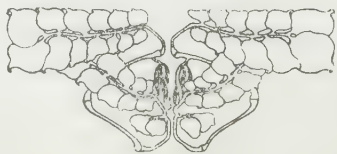
hervor. Er atmete noch. Unter unsäglichler Mühe brachte er die Worte hervor: „Die Signale heraus für den nächsten Zug!“ Starkes, treues Herz! Hinter ihm irgendwo auf dem nämlichen Geleise war ein anderer Zug. Das wußte er: Der kam näher und immer näher heran, und er mit seinen zertrümmerten Wagen war da als Gefahr, als Hindernis auf den Schienen. Darum heraus mit den Signalen! Es ist Gefahr da; der nächste Zug kommt! Das war des tapfern Führers letzter Gedanke: der nächste Zug! Der nächste Zug, meine Freunde, das ist das heranwachsende Geschlecht. Das sind die Knaben und Mädchen, die so schnell uns nachwachsen. Sind wir etwa ein Hindernis auf ihrer Bahn? Sehen sie an uns etwas, daran sie sich stoßen, das die Ursache ihres Falles werden könnte? Ihr Väter und Mütter, habt ihr irgend eine Gewohnheit, eine Schwachheit, die ihr euch — vielleicht mit unsicherem Gewissen — erlaubt, und wünschet doch, daß eure Kinder davon frei bleiben, weil ihr wißt, daß sie gefährlich sein könnte? O seid euern Kindern kein Hindernis! Gebt Acht auf Wort und Tat, alles um ihretwillen! Der nächste Zug kommt eilend heran. Sorget dafür, daß ihr ihm nicht zur Gefahr, zum Hemmnis, zum Verderben werdet!

Wenn bei den alten Römern die Sitte existierte, das Gesicht der neugeborenen Kinder gen Himmel zu richten, so mag diese Sitte wohl mit abergläubischen Vorstellungen verbunden gewesen sein; aber sie soll uns eine Mahnung sein, in richtiger Weise in Haus und Schule die Gedanken und Herzen der Kinder auf Gott hinzulenken. Allerdings sagt man uns heute: Verschonet die Kinder mit religiösem Unterricht, mit den Geschichten der Bibel; das sind zu hohe Dinge für sie! Das sagen die gleichen Leute, die handfehrunt erklären, die Religion sei höchstens noch etwas für Kinder. Diese Leute denken so unklar, daß sie den Kindern, wie es in der berüchtigten Denkschrift der Religionskommission der bremischen Lehrerschaft geschieht, statt der Bibel Stoffe aus der gesamten Weltliteratur vorsehen wollen. Wer will es bestreiten, daß schon manchem Kinde daheim und in der Schule die Religion vererfelt worden ist? Aber nicht weil das Kind kein Verständnis für Gott und sein Wort hat; darüber spricht unser Textwort und spricht die Erfahrung sehr deutlich. Der Fehler liegt nicht an der Bibel und nicht an dem Kind,



sondern er liegt an den Erwachsenen. Die Kur besteht nicht darin, daß man den Religionsunterricht aus der Schule wegnimmt, sondern daß man ihn besser erteilt. Der berühmte Gelehrte Paulsen erklärt: „Es gibt keine Schriften, an die sich wenigstens innerhalb unserer geschichtlichen Welt die Belehrung über alle menschlichen Dinge, über geistige, sittliche, soziale Verhältnisse aller Art im Jugendunterricht leichter anknüpfen ließe als an die Geschichten, Vehrreden und Parabeln der Bibel. Dem Lehrer diese Dinge aus der Hand nehmen hieße ihn depotenzieren, hieße ihm die wirksamsten Mittel aus der Hand nehmen, an die Seele der Kinder zu kommen und mit ihnen von den ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit zu reden.“ Man sehe, was Goethe der Bibel, diesem Weltbuch von einziger Art zu verdanken bekennt! „Es gibt für die geistige und sittliche Erziehung der Jugend schlechterdings kein geeigneteres Buch!“ Diese Erwägungen möchten wir den Tendenzen, dem Kind und der Schule die Religion zu nehmen, entgegenhalten. Sie stammen von einem der bedeutendsten Denker unserer Zeit, während jene Tendenzen vielfach von Leuten vertreten werden, bei denen man nicht klar wird, was größer ist bei ihnen, ob die Ausbildung ihrer Einbildung oder die Einbildung ihrer Ausbildung.

Meine Freunde, wir alle wissen, daß die Eindrücke der Kindheit von der größten Wichtigkeit für das ganze Leben sind. Lassen wir es unser heiliges Anliegen sein, die kleinen Herzen mit dem Eindruck von der Herrlichkeit unseres Glaubens zu füllen! Dazu soll uns stets das Bild dessen vor Augen stehen, der dort im Lande jenseits des Jordan seine Hand auf ein Köpflein ums andere legte und die Augen voll Liebe über eine Kinderschar schweifen ließ, während sein Mund sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich!“ Amen.





## Zwischen zwei Strudeln durch.

Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmutz hast du ihn gekrönt.

Psalm 8, 4—6.

Die alten Griechen wußten von zwei Meerungeheuern zu erzählen, die einander gegenüber gelagert, dem Seefahrer aufslauerten und mit Tod und Verderben drohten. Suchte nun der Schiffer dem einen zu entgehen, so geriet er in die Gefahr, dem andern zu nahe zu kommen, und von dem Ungetüm mit den zwölf Beinen und sechs Hälsen, deren jeder ein Haupt mit drei Reihen von Zähnen trug, verschlungen zu werden. Scylla und Charybdis nannte man die beiden Ungeheuer, und Unzählige sollen dem einen oder dem andern zum Opfer gefallen sein. Weshalb erinnere ich an diese Sage des Altertums? Weil darin eine tiefe Wahrheit verborgen liegt, weil die Menschen zu allen Zeiten von zwei einander gegenüberliegenden Gefahren bedroht sind. Es gibt Zeiten, in denen die Strömung die Menschen mehr dieser Gefahr zutreibt, und wieder Zeiten, in denen die Strömung gewaltiger nach der andern Gefahr hinreißt. Die einen Menschen sind mehr in Versuchung, dieser Gefahr zu erliegen, die andern mehr der entgegengesetzten. Bei sehr vielen wird man sehen, daß ihr Lebensschifflein hin und her gerissen wurde. Welche von beiden Gefahren die drohendere ist, läßt sich nicht leicht entscheiden. Nennen wir sie jetzt zunächst einmal: Da ist auf der einen Seite der Hochmut, die Aufgeblasenheit, die Berausung von dem allgemeinen Fortschritt und von der eigenen Wichtigkeit, die satte Selbstgefälligkeit — und auf der andern Seite ist es der Ekel am Leben und die Verzweiflung an sich selbst. Wenn nun die Frage erhoben wird: Welche von beiden Gefahren steht unserm Geschlecht im großen und ganzen näher? so sind wohl der Anzeichen mehr, die für die erste sprechen. Es hat eine Art Generalstolz unsere Zeit



erfaßt, und dann hat man daneben noch seinen Spezialstolz. In unsern Tagen ist der übermütige und prahlerische Ausdruck getan worden: Heute sei die Menschheit in der Technik so weit fortgeschritten, daß die Gottheit umsonst versuchen würde, nochmals eine Sündflut hereinbrechen zu lassen. Darum hat man oft recht Mühe, sich rückhaltlos über diese und jene Errungenschaften und Erfindungen zu freuen, weil man sieht, wie sie dazu dienen, eine Art titanischer Vermessenheit zu nähren und groß zu ziehen. Freilich wäre es sicher unrichtig, wenn wir Christen deswegen dem Forscher und Erfinder hemmend in den Arm fallen wollten, wenn wir mit scheelen Blicken die Fortschritte der Technik ansehen wollten. Es gibt ja etwa solche, die sich freuen, wenn sich die Wissenschaft geirrt hat, oder wenn ein Versuch eines Erfinders mißglückt ist. Aber ich glaube, daß sie damit dem Christenglauben keinen oder einen schlechten Dienst tun, und sie denken damit sicher nicht im Sinne Gottes. Denn es ist doch Gott, der den Menschen befohlen hat: „Machet euch die Erde untertan!“ und dazu gehört sicher auch das Luftschiff und noch vieles, was wir noch nicht kennen. Darum freuen wir uns über jeden Menschen, der sucht und forscht und auch durch alle Schwierigkeiten und Enttäuschungen sich nicht mutlos machen läßt.

Aber freilich, dagegen müssen wir als Christen die warnende Stimme erheben, daß die Menschen um dieser äußern Fortschritte willen dem Hochmut verfallen. Wir sind ja leicht dazu geneigt. Wer hätte nicht irgend etwas, auf das er stolz sein könnte! Bei manchem Menschen findet man allerdings auch beim besten Willen keinen Grund, warum er den Kopf so hoch trägt. Aber das beweist nur, daß offenbar die Dummheit durchaus genügende Existenzbedingungen für den Hochmut schafft. Es gibt gar nichts, was dem Menschen nicht Anlaß bieten kann, sich zu rühmen und groß zu tun und sich etwas einzubilden. Der eine bildet sich auf seine Tugenden viel ein, der andere tut groß mit seinen Lastern. Der eine ist stolz auf seine Gerechtigkeit, und der andere fühlt sich, weil er so ehrlich seine Fehler bekennt. Mancher ist stolz darauf, daß er so gar nicht stolz sei. Man kann auch auf seine Demut sich große Stücke einbilden. Ein Schriftsteller hat einmal dieses sich Wichtigfühlen der Menschen köstlich geschildert: „Ein junger Mensch, geistig kaum

halbreif, hüllt sich in Würde und förmliche Ehrerbietung vor sich selbst. Die Mädchen machen ein Wesen um ihre Spitzen und Rettchen, Augen und Lösschen, sie kommen sich so wichtig vor wie eine halbe Welt. Die Ratsherren, deren Rat mit Unrat gemischt zu sein pflegt, spazieren auf dem Pflaster vor der Stadtkirche wie Erzpropheten göttlicher Weisheit. Die Gelehrten laufen mit ihren Philosophien und Philologien am Kanal auf und ab und halten ihren armen Körper warm, damit die Wissenschaft keinen jähen Verlust erleide. Die Pastoren predigen wie Türhüter Gottes, sind aber für jeden Tag froh, wo sie noch nicht durch die Pforte der Ewigkeit zu gehen brauchen. Die Kaufleute tun wichtig um die Prozente und Pfennige, als sei der Kurszettel das Ziel der Welterschöpfung. Die Arbeiter gießen ein paar Ofenroste und sagen dabei, daß sie die Kultur entstehen lassen. Die Bauern jammern über jede Wolke, die sie nicht gerufen haben, als müßten sich die Wetter Europas nach ihren Rübenfeldern richten. Die Ehemänner wollen die Gottheiten ihrer Weiber sein. Die Frauen wollen der Menschheit erst den rechten neuen Odem einblasen. Kein Sänger gönnt dem andern seinen Ruhm. Kein Maler glaubt an seines Nachbars Farben. Wie Störche stolzieren die Dichter durch das Hühnervolk der Philister. Alles spreizt sich, bläst sich auf und gießt sich selber das Salböl der Würde über den Nacken.“

Nicht wahr, meine Freunde, wir spüren es alle, wie lächerlich, wie töricht der Hochmut ist? Wer gibt uns ein Mittel dagegen? Es scheint mir, der Psalmsänger weist uns auf eines hin: „Wenn ich sehe den Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast, — was ist im Vergleich dazu der Mensch, daß du seiner gedenkest, und das Menschenkind, daß du dich seiner annimmst?“ Ist nicht auch schon über uns, wenn wir inmitten der gewaltigen Gebirgswelt standen, das Gefühl gekommen, das diesen alttestamentlichen Frommen erfüllt? Wie klein, wie ohnmächtig, wie geringfügig kommt man sich da vor! Und nun gar wenn wir die Welt der Gestirne zu uns reden lassen! Schon auf dieser Erde bist du nur einer von etwa 1500 Millionen Menschen. Aber was ist die Erde? Ein Tropfen am Eimer. Da ist die Sonne! Sie ist so groß wie  $1\frac{1}{2}$  Millionen Erden. Blicken wir in stiller Nacht

himmelwärts, wenn es da funkelt und glitzert! Wir zählen; aber wir lassen es bald bleiben; denn immer neue Pünktlein leuchten auf, und nun sagen uns die Astronomen, daß unter diesen Sternen, die selbst dem bewaffneten Auge nur als winzige Punkte erscheinen, sich Sonnen befinden, die soweit von uns entfernt sind, daß ihr Licht, ob schon es in der Sekunde einen Weg von 300,000 km durchheilt, Jahrtausende braucht, um zu uns zu gelangen. Darum ist gesagt worden: Die Pracht eines ausgedehnten Waldes würde unter dem Fallen eines einzelnen Blattes nicht mehr leiden, als die Herrlichkeit des weiten Weltalls darunter leiden würde, ob auch unsere Erde und alles was darauf ist, zergehen würde. O wie kann da noch ein Mensch den Kopf hoch tragen und sich so wichtig vorkommen und ein so großes Wesen aus sich machen!

Aber es gibt noch anderes, was uns unsere Kleinheit zum Bewußtsein bringt. Wenn wir in Gefahr sind, groß von uns zu denken und durch diesen oder jenen Erfolg oder durch Urtheile von Menschen, die es vielleicht nicht einmal aufrichtig meinen, uns den Kopf verdrehen zu lassen, so kann die Lebensbeschreibung eines wirklich hervorragenden Mannes uns gute Dienste tun. Ich las letzter Tage die Biographie des edeln Mannes, den wir als den Vorsteher des evangelischen Lehrerseminars gekannt und geschätzt haben. Ob es nicht jedem so geht, daß er lange, ehe er mit der Lektüre zu Ende ist, unter dem Gefühl steht: Was ist doch unsereins gegen solche Männer? Sicher soll in diesem Gefühl nicht der einzige Nutzen bestehen, den wir aus den Lebensbeschreibungen bedeutender Menschen ziehen; aber es würde doch etwas vom Wichtigsten fehlen, wenn wir dieses Gefühl fernzuhalten suchten.

Muß es sich aber nicht unfehlbar einstellen, wenn wir uns in das Licht hineinstellen, das von Jesus ausgeht? Viele Menschen scheuen dieses Licht. Sie halten es mit den Fledermäusen, den Eulen und Maulwürfen. Sie lieben die Finsternis mehr als das Licht. Arme Menschen, die die Wahrheit und das Licht nicht ertragen! Wenn es ihnen auch ihr Leben lang gelingen sollte, es fern zu halten, — die Stunde kommt für jeden unfehlbar, da er gerade so lange der Beleuchtung stille halten muß, daß er unter Heulen und Zähneknirschen erkennen muß: nun gehöre ich endgültig in die äußerste





Finsternis hinaus! Wie töricht darum, wie verderblich, die Wahrheit über sich selbst nicht wissen zu wollen! Sie ist bitter, sie ist schmerzlich, aber sie ist die unumgängliche Bedingung zu Neuem und Besserem. Ja gewiß, sie ist beschämend! denn wer Augen bekommen hat für die Herrlichkeit Jesu, der sieht an sich selbst Flecken und Schäden, die er bisher gar nicht beachtet hatte; er sieht seine Tugenden, auf die er sich etwas zu gute getan hat, kleiner und kleiner werden; er versteht den Zöllner, der nicht wagte, seine Augen empor zu heben; er versteht den Mann, der zu Jesus sprach: „Gehe hinaus von mir, Herr, denn ich bin ein sündiger Mensch!“ Ja da spricht man mit dem Psalmsänger: Was ist der Mensch, daß du dich seiner annimmst?

Aber, mein Freunde, da kommt nun die andere Gefahr, daß wir vom Berg des Hochmuts hinuntergestürzt werden in die Abgründe des Zweifels, auf die eisigen Gletscher der Verzweiflung. Kennen wir sie nicht, die Stimmen, die gerade im Blick auf die Vielheit und Größe der Gestirne sagen: Seht ihr nicht, wie lächerlich klein der Mensch ist, welch eine Eintagsfliege, -- und da wollt ihr euch einbilden, daß sich Gott um euch und eure kleinen Anliegen kümmere? Ein Größenwahn, ein Unsinn ohnegleichen ist es, etwas Derartiges zu glauben! Besonders von atheïstischer und materialistischer Seite, wo man sonst wenigstens für sich selbst oft nicht an allzu großer Bescheidenheit leidet und sich selbst recht wichtig nimmt, wird mit Vorliebe dem christlichen Vorsehungsglauben höhnisch entgegengehalten, die Wissenschaft habe mit der alten Idee gründlich aufgeräumt, daß die Erde das Zentrum der Welt bilde, und der Mensch den Mittelpunkt der Schöpfung. Die Erde sei nichts als ein kleiner Weltkörper neben unendlich vielen andern, und der Mensch sei nichts als ein etwas höher entwickeltes Tier. Damit falle der Kinderglaube von einem Gott, dem wir das seien, was Kinder dem Vater, in sich selbst zusammen. So rufen die Stimmen von vielen Seiten her, und wenn sie uns auch Gott nicht rauben konnten, so wissen wir doch vielleicht davon zu erzählen, wie wirklich manchmal im Gedanken an unsere Kleinheit sich wie ein trüber, frostiger Nebel die Frage auf uns legt: Glaubst du wirklich, daß Gott sich um dich kümmert?

Und wer seine Sündhaftigkeit erkennt, wer von Stunden weiß, da er in brennender Scham seinen Blick nicht mehr auf sein Lebensbuch richten mochte, der weiß auch von den Stimmen, die lachen: Was, der heilige Gott soll noch etwas von dir wollen? Du willst ja selbst nichts mehr von dir; du sagst dir ja selbst: Ich bin ein elender Mensch! Nein, du und Gott, ihr habt nichts mehr miteinander zu schaffen als höchstens noch wie der Richter und der Verbrecher!

Viele haben es schon erlebt, was ein Sturz ins Bodenlose bedeutet. Wenn irgend ein Unglück, irgend ein plötzlicher Blickschlag in den blühenden Baum ihres Glücks, irgend eine wundreißende Last, irgend eine endlose Wanderung durch Dornen, durch Schnee und Eis, durch Sonnenglut und Wüstenand in ihre Tage und Nächte, in ihr Weinen und dumpfes Hinbrüten, in ihr Denken und ihre Betäubung hinein den Stachel bohrt: Wo ist nun dein Gott? Wo ist nun da Gott? — da haben es die Stimmen nicht schwer Gehör zu finden, die raunen: Merkst du nun, daß es nichts ist mit dem schönen Glauben, ein Vater im Himmel wache über dir und leite voll Liebe und Weisheit dein und der Deinen Leben? Wirst du es nun nicht inne, daß du nichts weiter bist als der Spielball eines heimtückischen, bössartigen Schicksals?

Da ist nun die große Gefahr, daß über den Menschen eine schwere Traurigkeit, eine tiefe Hoffnungslosigkeit kommt, daß er am Leben und an sich selbst verzweifelt, daß ihm alles unendlich gleichgültig, nein lächerlich, nein traurig, sinnlos, zwecklos erscheint. Es ist gar nicht anders möglich, als daß der Mensch, wenn er ohne Gott ist und sich nicht mit Betäubungsmitteln gröberer und feinerer Art behelfen mag, sondern nach bleibenden Gütern sucht, eines Tages dahin kommt, mit Venau zu klagen:

„Es ist eitel nichts, wohin mein Aug ich heste!  
Das Leben ist ein vielbesagtes Wandern.  
Ein wüßtes Jagen ist's von dem zum andern,  
Und unterwegs verlieren wir die Kräfte.“

Wie anders der Ton, der uns aus unserm Psalm entgegenklingt! Gewiß, zunächst gibt der alttestamentliche Fromme angesichts des unermesslichen Weltalls auch dem Gefühl Ausdruck: Wie unwesentlich,



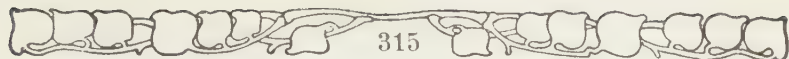
wie wichtig ist doch der Mensch! Wir können nur wünschen, daß dieses Bewußtsein allem heutigen Kulturdünkel, aller menschlichen Einbildung gegenüber sehr lebendig werde. Und wenn wir in Gefahr sind, unsere Verdrießlichkeiten, unsere Privatangelegenheiten so schrecklich wichtig zu nehmen, so ist es sehr gut, wenn wir einen Blick in die Sternenwelt hinauf und sagen: Wie mag wohl das, was dich so umtreibt, von dort aus gesehen erscheinen? Wie wird da angesichts der fernen Welten, im Gedanken, daß diese Sterne seit Millionen von Jahren ruhig leuchtend ihre Bahnen ziehen und unendlich vieles auf dieser Erde kommen und gehen sehen, plötzlich etwas, was uns eben noch gewaltig beschäftigte, so klein, wie wird uns da das unruhige Hasten und Treiben der Menschen, da sie sich das Leben schwer machen mit der Frage nach der Farbe eines Kleides oder mit der Wahl eines Ausflugsortes oder mit noch viel kleineren Dingen, zu einem bloßen Wimmeln im Ameisenhaufen!

Aber dabei bewahrt uns der Gottesglaube doch vor der Gefahr, überhaupt nichts mehr ernst und wichtig zu nehmen und in blasirten, lebensmüden Pessimismus zu verfallen. Derselbe Dichter, der sich angesichts der Gestirne wundert, wie Gott sich der kleinen Menschen annehmen kann, fährt (nach der genauen Übersetzung) man möchte sagen: jubelnd, triumphierend, lobpreisend fort: Du Gott hast ihn — den Menschen — wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Hoheit umgabst du ihn. Der Blick in die Sternenwelt läßt uns ja nicht bloß unsere Kleinheit erkennen, sondern wie Kant es ausgesprochen hat, das Dasein eines Schöpfers, die Größe und die Herrlichkeit, die Weisheit und Majestät dieses Schöpfers. Das selige, große, stärke-machende Bewußtsein drängt sich uns auf: Der Gott, der diese Welten ins Dasein rief, muß auch dein Gott sein; der Gott, der diese Welten lenkt, hält auch dein Schicksal in seiner Hand. Haben wir es nie erfahren, daß im Ausblick zu dem Herrn eine tiefe Ruhe über uns gekommen ist, daß wir uns plötzlich fühlten wie das Kind, wenn die Mutter es auf den Arm nimmt. Während es eben noch in uns hieß: Du bist verlassen, während es eben noch ganz dunkel in uns war, fangen wir an, hier und da in unserm Leben Spuren Gottes zu sehen. Hat er dir nicht da geholfen und da dich

behütet und da dich geführt? Nun sehen wir nicht mehr Planlosigkeit und Ziellosigkeit, sondern einen, der es herrlich hinausführen will. Kein geringerer als Nietzsche äußert einmal: „Es gibt einen gewissen hohen Punkt des Lebens; haben wir den erreicht, so sind wir mit all unserer Freiheit, so sehr wir dem schönen Chaos des Daseins alle fürsorgende Vernunft abgestritten haben, noch einmal in der größten Gefahr der geistigen Unfreiheit und haben unsere schwerste Probe abzulegen. Jetzt nämlich stellt sich erst der Gedanke an eine persönliche Vorsehung mit der eindringlichsten Gewalt vor uns hin und hat den besten Fürsprecher, den Augenschein für sich, jetzt, wo wir mit Händen greifen, daß uns alle Dinge, die uns treffen, fortwährend zum Besten gereichen. Das Leben jedes Tages und jeder Stunde scheint nichts mehr zu wollen, als immer nur diesen Satz neu beweisen. Es sei, was es sei, böses wie gutes Wetter, der Verlust eines Freundes, eine Krankheit, eine Verleumdung, das Ausbleiben eines Briefes, die Verstauchung eines Fußes, ein Blick in einen Verkaufsladen, das Aufschlagen eines Buches, ein Traum, ein Betrug: es erweist sich sofort oder sehr bald nachher als ein Ding, das nicht fehlen durfte; es ist voll tiefen Sinnes und Nutzens gerade für uns. Gibt es eine gefährlichere Versuchung, den Göttern Epikurs, jenen sorglosen Unbekannten, den Glauben zu kündigen und an eine sorgenvolle und kleinliche Gottheit zu glauben, welche selbst jedes Härchen auf unserm Kopfe persönlich kennt und keinen Eckel in der erbärmlichsten Dienstleistung findet?“

Nietzsche erklärt dann weiter, er wolle trotz dieser größten Gefahr und gefährlichsten Verführung, an das Walten Gottes zu glauben, sich mit der Annahme begnügen, es sei eben doch alles Zufall und eigene Geschicklichkeit im Auslegen und Zurechtlegen der Ereignisse. Aber warum denn? Ist diese Annahme aller Erfahrung zum Troß denn weiser, besser, fördernder? Nein, liebe Freunde, es ist weise, sich der Erkenntnis der Wahrheit nicht zu verschließen, daß da und dort eine höhere Hand in unserm Leben sichtbar geworden ist, und es gibt nichts Besseres als den Glauben, daß auch da, wo wir diese Hand nicht zu sehen vermögen, sondern vielleicht ein zitterndes, schmerzliches Warum? haben, doch der Gott der Allweisheit, der Liebe und der Allmacht das Gewebe unseres Lebens

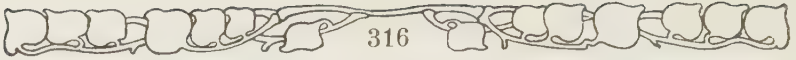




weht. Er, der das Kreuz auf Golgatha zum Werkzeug der Rettung gemacht hat, will auch dein Kreuz dir zum Segen werden lassen.

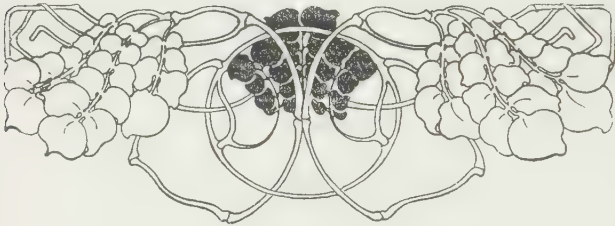
Nochmals heben wir unsere Augen zu den Sternen empor. Ja, sie sind gewaltig und ziehen seit Millionen von Jahren ihre Bahnen, und wir sind klein und vergänglich! Und dennoch, — sind wir denn nicht viel mehr als jene? Sie sind tot, wir sind lebendig. Sie wissen und wollen nichts, wir aber suchen und forschen, finden und beherrschen, wie auch der Psalmsänger darauf hinweist, daß der Mensch Herrschaftsrechte ausübt. Sie sind trotz ihrer Millionen vergänglich, wir tragen unsterblichen Geist in uns. Wir streben vorwärts. Wir tragen in uns ein Bild der Vollkommenheit. Wir wissen uns verwandt mit dem, der alles ins Leben gerufen hat. Wir wissen, daß er uns wert genug erachtet hat, seinen Sohn für uns zu geben, um uns zu befreien von allen den Gewalten, die uns knechten wollen, und uns zu seinen Kindern zu machen, die Teil haben an seinem ewigen Reich. — Ja, da heißt es nicht mehr verächtlich, nicht mehr schmerzlich: Was ist der Mensch? sondern der Ton des Dankens und Staunens liegt in diesem Ausruf. Aber alle Anbetung und Vergötterung der Menschen ist ausgeschlossen; denn es ist ja Gott allein, der ihn groß macht; ihm gebührt Preis und Verherrlichung! Während die Gottlosigkeit vom Menschen bald wie von einem Gott, bald wie von einem Tier redet, läßt der Gottesglaube ihn demütig werden und gibt ihm doch einen Wert, ein Ziel, eine Bedeutung, einen Adel ohnegleichen.

Darum weil jeder einzelne von uns etwas in sich trägt, was ihn über die Sonnen im Weltall hinaushebt, so hüte dich, dich wegzuerwerfen, dich zu befudeln, dich unter das Tier zu erniedrigen! Hüte dich, den andern gering zu achten, ob er auch von den Dingen der Erde wenig oder nichts hat! Hüte dich, deine ehrliche Arbeit gering zu achten! Sind wir mehr als alle die Gestirne, so ist auch das, was wir tun, von der größten Bedeutung und verdient recht getan zu werden, freudig getan zu werden. Wenn du auch unscheinbare Arbeit zu tun hast, — andere könnten ihre Arbeit nicht leisten, wenn du nicht die Deine tun würdest. Du dienst damit irgendwie den Absichten Gottes, der jene ungezählten Welten geschaffen hat. Sie wissen nichts von ihm, du aber kennst ihn und kannst Gemeinschaft mit ihm



haben und kannst ihm immer näher kommen, ihn immer besser verstehen, immer mehr von seinem Wesen und Willen erfüllt werden, immer treuer und eifriger mithelfen, daß sich sein Reich auf dieser Erde ausbreite.

Dann wird es eines Tages in einer Weise, wie wir es uns jetzt noch gar nicht vorstellen können, gelten: Du lässest ihn nur wenig hinter Gott zurückstehen; mit Ehre und Hoheit umgibst du ihn. Das walte Gott! Amen.



## Die Sättigung der Seele.

Der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst, wie ein Adler.  
Psaln 103, 5.

Es wird zum bessern Verständnis dienen, wenn wir das eben verlesene Wort auch in einer etwas andern Fassung wiedergeben. Luther übersetzt: „Der deinen Mund fröhlich macht“, und gewiß läuft der Sinn des Wortes auf dies hinaus. Aber die genauere Übersetzung redet zugleich auch von dem, was Gott tut, um unsern Mund fröhlich zu machen, und weil darin viel Belehrung für uns liegt, wollen wir uns an diese genauere Übersetzung halten, nach welcher der Psalmsänger rühmt: „Der deine Seele mit Gutem sättigt; dem Adler gleich erneuert sich deine Jugend!“

„Der deine Seele mit Gutem sättigt.“ Das ist ein Wort recht für unsere Zeit. Man hat das, was unser Zeitalter charakterisiert, in Verschiedenem gesucht, und je nachdem redet man von ihm als der Zeit der Erfindungen, oder der sozialen Fragen, oder der äußeren und inneren Mission. Das sind sicher lauter Dinge, die eine große Bedeutung haben und im Leben unseres Geschlechts eine hervorragende Rolle spielen. Würde man, wie es jetzt Mode ist, eine Umfrage bei bekannten Persönlichkeiten halten, was nach ihrer Meinung dem Gesicht unserer Zeit den Stempel ausdrücke, so würde noch allerlei anderes als das eben Erwähnte genannt werden. Ein boshafter Mensch hat auf die Frage, was unsre Zeit charakterisiere, geantwortet: Dies, daß sie keinen Charakter hat! Das ist nun allerdings etwas zu geistreich ausgedrückt. Aber wer irgendwie aus den Zeiterscheinungen, aus der Presse, aus der Literatur sich ein Urteil über das Wesen unserer Zeit zu bilden sucht und dabei nicht am Außern haften bleibt, sondern in die Tiefe gräbt, der wird zu der Überzeugung kommen, daß unser Geschlecht in hervorragendem Maße charakterisiert ist durch die Stimmung der *Unbefriedigtheit*.

Sehr viele suchen den Grund ihrer Unbefriedigtheit im Nächstliegenden, nämlich in ihrer sozialen Lage, in ihren Verdienst-, Arbeits- und Wohnungsverhältnissen. Sie glauben, daß alles gut wäre, wenn sie mehr Lohn, weniger Arbeitszeit und bessere Wohnungen hätten. Was wollen wir dazu sagen? Es gibt Leute, die verlangen, daß der christliche Prediger dem gegenüber einfach zur Zufriedenheit ermahne und weiter nichts. Das ist allerdings sehr einfach, und man gerät damit jedenfalls nicht in den Verdacht, ein halber oder dreiviertel Sozialdemokrat zu sein. Aber wie, wenn man nun seine Heilige Schrift wirklich liest und aus ihr hört, wie die Propheten, wie Mose und Jesaja mit schneidenden Worten gegen Bedrückung, Ausbeutung, Übervorteilung der Armen reden; wenn wir dann ins Neue Testament gehen und die Worte Jesu über den Mammon und über die Reichen vernehmen und sehen, wie er sich auch der leiblichen Not erbarmt hat? Dann bekommen wir die Überzeugung, daß ein christlicher Prediger, der nichts anderes weiß, als die Armen zur Zufriedenheit zu ermahnen, seine ihm durch Gottes Wort gewiesene Aufgabe nicht erfüllt. Mit dem Beruhigungsmittel, der Reiche habe auch seine Sorgen, richtet man sicher sehr wenig aus. Der Arme wird erst dann glauben, daß er mit seinem Streben nach günstigeren äußern Verhältnissen nicht besser dran sein werde, wenn der Reiche kommt und zu ihm spricht: Lieber Bruder, du glaubst, ich habe es besser als du, — wohlان, ich will mit dir tauschen! Wer das wirklich tun will, der allein hat ein Recht, das Streben nach äußerer Verbesserung als unberechtigt hinzustellen. Wer das nicht tun will und damit zugesteht, daß er, wie selbstverständlich, eine Villa zu besitzen für angenehmer ansieht, als eine Mietwohnung mit drei Zimmern inne zu haben, und dies immer noch für angenehmer, als den Zins für ein dunkles Loch fast nicht aufbringen zu können, der darf nicht anders als mithelfen, daß die sozialen Verhältnisse gebessert werden.

Wir sind also durchaus nicht der Meinung, daß es damit getan sei, der Unzufriedenheit mit den Verhältnissen ein Schlaflied zu singen. Das ist nicht christlich und nützt auch herzlich wenig. Aber ebenso entschieden müssen wir immer und immer wieder denen entgegenreten, die tun, als sei alles in Ordnung und als herrsche



Frieden und Glück auf Erden, wenn alle Welt erster Klasse fahren würde. Gerade unsere Zeit zeigt deutlich genug, daß alle Kulturgüter, alles Wissen, alle Erkenntnisse, alle Kunst, alles raffinierte Genießen, aller Besitz die Menschen nicht vor Unbefriedigtheit bewahrt. Es gibt nichts auf Erden, das die Menschen nicht gesucht und genossen haben in der Hoffnung, satt zu werden. Aber überall sind sie enttäuscht worden. Nicht satt werden sie, sondern überjättigt, daß der Ekel sich einstellt. Darum finden wir bei den edleren Geistern eine tiefe Sehnsucht, die bei manchem modernen Dichter ergreifenden Ausdruck findet. Man braucht, um dies bestätigt zu finden, nur ein Buch zu lesen wie die Gedichtsammlung, die den Titel trägt: „Aus der verlorenen Kirche“, eine feine Sammlung für jeden, der Sinn hat für Poesie. Da begegnet man dem, was der Herausgeber im Vorwort ausspricht, wenn er sagt: „Es ist wieder ein Suchen da unter den Menschen nach einer letzten rettenden Wahrheit, ein Dürsten nach einem Born, aus dem man unsterbliches Leben trinkt.“

Wohl jedem, der solches Suchen und Sehnen in sich trägt und nicht Ruhe findet, bis er zu dem Quell gekommen ist, von dessen Wasser es heißt: „Wer davon trinkt, den wird nimmermehr dürsten.“ Was alles Irdische nicht vermag, das vermag Gott. Von ihm gilt es: „Der deine Seele mit Gutem sättigt“. Das bezeugen mit dem Psalmsänger Millionen von Menschen, die es mit Gott versucht haben.

Es hat mir eine Frau geklagt, ihr Mann mache ihr Schwierigkeiten, wenn sie in eine Kirche gehen wolle. „Was nützt das Kirchenlaufen?“ sage er; „dort geben sie dir doch kein Brot.“ Meine Freunde, ich glaube, es wäre in mancher Haushaltung mehr Brot, wenn der Mann in die Kirche gehen würde statt dorthin, wohin er jetzt zu gehen pflegt. Es ist nichts leichter zu beweisen als dies, daß es Familien gibt, in denen das bitterste Elend, der Hunger und die Zerlumptheit herrschten, solange der Mann der Kirche fern blieb. Aber als er, sagen wir z. B. durch die Bemühungen des Blauen Kreuzes ein anderer Mensch wurde und wieder den Weg zum Hause Gottes fand, da war auch ganz buchstäblich vorhanden wieder Brot im Schrank, und die Mutter brauchte die



Kinder nicht mehr blutenden Herzens mit allerlei Versprechungen hungrig ins Bett zu schicken.

Glauben wir es nicht, daß die gewaltigste Umwälzung zum Guten stattfinden würde, daß unsäglich viel Not und Elend wie von einem Zauberstab berührt verschwinden würde, wenn Gott anders, als es jezt der Fall ist, bei Ungezählten wieder zur Herrschaft käme? Das ist meine feste Überzeugung, daß in einer Welt ohne Gott die Lösung der sozialen Frage eine Unmöglichkeit ist. Wenn es uns nicht gelingt, die Herzen der Menschen zu ändern, sie mit dem Geist Jesu zu füllen, so ist alles äußerliche Helfen und alle Gesetzgeberei Sisyphusarbeit, das Wälzen eines Steines, der immer wieder herunterrollt. Nehmt die eine Tatsache, die niemand bestreiten wird, die mancher von uns mit Beispielen belegen könnte, daß Leute, die vor so und so viel Jahren in wohlhabenden Verhältnissen lebten, heute im Elend sind! Sie sind heruntergekommen durch Trunksucht, Faulheit, Arbeitscheu, Nachlässigkeit, Großtuerei, Puffsucht und dergleichen. Glaubt nun jemand, daß solche Fehler durch Gesetze, durch Änderung der Lohnverhältnisse aus der Welt geschafft werden können? Das geschieht doch sicher nur durch eine Änderung des Charakters, der Gesinnung, wie sie die Hinkehr zu Gott bewirkt. Da wächst die Ehrbarkeit empor und die Treue, die Zufriedenheit und der Frieden im Hause. Da sieht man die Arbeit, auch die einfachste, als von dem höchsten Herrn aufgetragen und deshalb wichtig und geachtet an. Da bleibt man aufrecht auch in den Tagen des Mißerfolgs und des Unglücks. Da quillt einem aus den richtig zugebrachten Sonntagen Kraft und Freudigkeit zu. Da sprießen die duftenden Blumen der Gerechtigkeit und der Liebe, die dem andern das Glück gönnt, die dem andern zur Seite steht und sein Bestes sucht. Wir hätten eigentlich ein Recht, gegen die, welche den Glauben bekämpfen und die Religion lächerlich machen, zu klagen; denn sie sind viel daran schuld, wenn die Armenlasten immer größer werden, wenn der Staat für Asyl, für Gefängnisse, für Gerichtsverhandlungen, für Irrenhäuser immer größere Summen ausgeben muß, wenn die Steuerlasten wachsen, wenn die zerrütteten Familien sich mehren, wenn die Verbrecher sich mehren, wenn die Roheit sich mehrt, wenn an den Sonntagen sich Szenen ereignen,

die einem die Schamröte ins Gesicht treiben, wenn die Trivolität überhand nimmt. Sie mit ihrem Unglauben nehmen den Menschen jeden Halt und jede Scham; sie untergraben die Gesundheit des Volkes und die Zukunft unseres Landes, und tragen überallhin Fäulnis und Auflösung. Dazu geberden sie sich dann noch als die Freien und Aufgeklärten, die mit Verachtung auf die einfältigen Frommen herunterschauen können. Es geht wirklich verkehrt zu in der Welt; aber wir Christen sind vielfach selbst schuld daran. Wir treten viel zu wenig freudig und überzeugt für unsern Glauben ein. Wir schämen uns des Evangeliums. Wir verstecken unsere religiöse Überzeugung, wie man ein leibliches Gebrechen zu verstecken sucht. Das muß anders werden! Wir mögen uns unseres Glaubens schämen, daß er so klein, so schwach, so zitternd ist! Aber wenn wir einen starken, lebendigen Glauben haben, dann brauchen wir uns seiner nicht zu schämen; denn es ist der Glaube an den, der der Menschheit mehr und Besseres zu geben hat, als irgend ein anderer; der Glaube an den, der das Licht der Welt und die Wahrheit und das Leben ist; der Glaube an den, der uns einen unendlichen Wert verleiht, indem er unsere Gedanken von der leiblichen Nahrung und vom vergänglichen Körper weg darauf lenkt, daß wir eine unsterbliche Seele besitzen, die er, er allein, mit Gutem sättigt.

Man kann etwa die Behauptung hören, die Erwartungen und Wünsche der alttestamentlichen Frommen gegenüber Gott drehten sich meistens nur um das äußerliche Ergehen. Dieses Wort hier rechtfertigt jedenfalls diese Behauptung nicht. Hier wird Gott gepriesen für Förderung, die mit äußerem Ergehen zunächst gar nichts zu tun hat. Hier tritt uns die Auffassung entgegen, die uns allen aus den Worten Jesu bekannt ist: der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat. „Der deine Seele mit Gutem sättigt“. — so hat einer vor Jahrtausenden gerühmt. Stehen wir heute so hoch? Haben wir Gott schon so gedankt? Suchen wir Gott überhaupt dazu, daß er unsre Seele sättige?

Wenn wir uns ernstlich prüfen: was suche ich eigentlich bei Gott? müssen wir da nicht ehrlich bekennen: Sehr oft nur Irdisches, Hilfe in der Not, Bewahrung vor Unglück, Errettung aus Krankheit,

Erfolg im Leben, und dann einmal den Himmel? Nun dürfen wir ja sicher auch mit unsern irdischen Anliegen vor Gott treten. Das heißt uns Jesus tun mit der Bitte: Gib uns heute unser täglich Brot! Und wenn er erklärt: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, so spricht er damit aus: Aber doch auch vom Brot. Aber wir reden von sechs Bitten im Unser Vater. Von diesen sechs Bitten bezieht sich nur Eine auf das Irdische und Leibliche; damit ist doch gewiß verständlich gesagt, was die Hauptsache ist. Wir können auch an den Ausspruch erinnern: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele?“ Es ist schön und gut, wenn wir auf die Frage: „Wie steht es mit deiner Gesundheit? wie steht es mit deinem Geschäft?“ antworten können: Danke, gut! Aber die wichtigste Frage ist die: Wie steht es mit deiner Seele?

Es gibt viele, die auf diese Frage, sei's höhnisch, sei's verlegen, antworten: Meine Seele? Ich weiß nicht, was du damit meinst; ich habe nichts Derartiges! Sie stehen auf dem Standpunkt, den der Dichter Bodenstedt mit den ironischen Worten zeichnet:

Mensch, Tier und Pflanze sind nur chemische Verbindung,  
Und alles Höhere ist nur pfläffische Erfindung.  
Es gibt nur Einen Glauben, Eine Philosophie:  
Der Mensch unterscheidet sich durch nichts vom lieben Vieh.

Nun gibt es ja Leute, die förmlich entzückt sind und Beifall heulen und in Ekstase geraten bei dieser Entdeckung, daß sie nur Vieh seien. Man braucht ja bloß an Hädel zu denken. Man sagt immer, die Menschen seien anspruchsvoller geworden; — in gewisser Beziehung offenbar gar nicht! Denn vor Jahrtausenden mußte der Versucher, um den Menschen zu verführen, ihm vorspiegeln: Ihr werdet sein wie Gott! Heute macht man's viel billiger: man ist zufrieden mit dem Gedanken, Vieh zu sein. Fast ist man versucht, kalten Blutes zu sagen: Gut, wer sich für ein Tier halten will, der soll es tun! Aber die Sache ist zu furchtbar ernst dazu; wir denken an die Folgen einer solchen Auffassung, Folgen, die schon erschreckend deutlich zu Tage treten. Wir denken daran, daß solche Lehren nichts anderes wirken können, als daß die Menschen sich auch als Tiere, als Bestien benehmen. Wir denken an die vielen, die sich eine Zeitlang brüsten



mit dieser Weisheit, um dann eines Tages krank, siech und hoffnungslos mit jähem Aufschrei ihr zu fluchen als einer modernen Circe, die auch Menschen in Schweine und Hunde verwandelt. Wir denken an die moralische Verwüstung, die aus solchen Anschauungen entsteht. Wir denken an all den Jammer und das Herzeleid, das in Familien hineingetragen wird durch Menschen, die jenseits von gut und böse sind, wie es das Tier ist. Wir denken an die, die ihr Leben wegwerfen, weil sie nur dieses Leben haben und damit nichts mehr anzufangen wissen. Der Glaube an ein ewiges Leben hat noch keinen veranlaßt, dieses Leben fortzuwerfen; aber der Glaube, daß man ein Tier sei ohne ewiges Leben, läßt manchen kurzen Prozeß machen. Wir denken an die Ewigkeit, und da können wir nicht mehr mit einem halben Spottwort uns darüber hinwegsetzen, daß es Menschen gibt, die keine Seele mehr haben wollen. Wir sind Jünger dessen, der gekommen ist zu suchen, zu retten, was verloren gehen will. Als seine Jünger müssen wir mahnen und flehen: Du hast eine Seele, laß sie nicht verhungern, nicht verdursten, nicht erstickt werden, nicht erfrieren, nicht ertränkt werden, nicht zugrunde gehen! Verliere deine Seele nicht, denn sonst verlierst du dich selber, verlierst das, wofür du auf der Welt bist, das Tiefste und Wertvollste, das, was dich über die ganze kreatürliche Welt hinaushebt, was dich befähigt, das Allerbeste in Zeit und Ewigkeit aufzunehmen! Und wenn du alles andere hast und bist reich, gescheidt und geehrt, aber du hast keine Seele mehr, für die du sorgst, so bist du nicht mehr als eine Eintagsfliege. Ja du bist weniger, denn sie ist glücklich, du aber bist früher oder später unglücklich, unbefriedigt, innerlich arm und leer.

Für seine Seele sorgen kann man aber nicht ohne Gott; er ist's, der sie nährt und sättigt mit Gutem. Unser Leib ist von der Erde und braucht Nahrung von dieser Erde; wenn wir ihm diese versagen, so wird er schwach und krank und geht zugrunde. Unsere Seele ist himmlischen Ursprungs; darum braucht sie Speise von dort oben. Wird ihr diese Zufuhr abgeschnitten, so verkümmert sie. Es heißt auch hier: Jedem das Seine! Lassen wir es zu, daß die Verbindungen mit Gott abgebrochen werden, so geht es unserer Seele wie den Verteidigern einer Festung, die von aller Zufuhr abgeschnitten sind. Es beginnt ein Sterben, das man wohl einige



Zeit nach außen verstecken kann; aber nach und nach wird es offenbar.

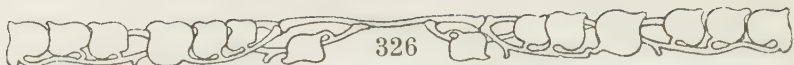
Gott aber sättigt unsere Seele mit Gutem. Es sind hier solche, die dies bezeugen können. Da ist ein Menschenkind, dessen Seele zittert vor Furcht wie das Herz eines Vögleins, das sich in ein Zimmer hinein verirrt hat und nun hin und her fliegt und keinen Ausgang finden kann. Es ist so viel Schweres auf Erden; es haben manche einen so dornenvollen Weg zu gehen, daß es einen nicht wundert, wenn sie in Gefahr sind, innerlich stumpf und hart zu werden. Was bewahrt sie vor diesem Sterben? Ich habe schon viele sagen hören: Hätte ich mich nicht an Gottes Wort halten können, so wäre ich vergangen in meinem Elend. Da sind sie mit Trost und Kraft erfüllt worden. Ihre Seele lebte auf wie der Hungernde, der wieder Nahrung findet. Ja, gerade mitten im Leid und in der Trübsal haben Menschen Erfahrungen gemacht, die sie sprechen ließen: Du sättigst meine Seele mit Gutem. Darum haben Menschen auf ihrem Krankenlager und in Verfolgungen, im Gefängnis und auf dem Scheiterhaufen leuchtenden Auges Danklieder singen können.

In all der Ungerechtigkeit der Welt, in all dem Wirrwarr, in all dem Schmutz hungert unsere Seele nach Gerechtigkeit und Liebe, nach Klarheit und Reinheit. Aber was wir immer und immer wieder sehen, das ist nur zu sehr geeignet, uns der Resignation und dem Pessimismus in die Arme zu treiben. Das wäre aber wieder nichts anderes als ein inneres Sterben. Woher nehmen wir die Hoffnung auf eine bessere Zukunft und die Kraft, trotz allen Enttäuschungen dafür zu arbeiten? Ist es nicht die Heilige Schrift, ist es nicht Jesus, ist es nicht der Glaube, daß Gott regiert, und daß sein Reich kommen muß, was wie nichts anderes unsere Seele mit Gutem sättigt?

Wir stehen mitten in Versuchungen. So vieles will uns herniederziehen ins Gemeine und Niedrige. Wie dort im Rienthal ein Schlammstrom sich über grünende Felder und Fluren wälzte und Verderben hintrug, so gibt es auch so viel moralischen Morast in der Welt, der Gutes zu verheeren und zu vernichten droht, unsere Phantasie beschmutzt, unsern Willen zum Guten knickt, unsere Widerstands-

Kraft gegen das Böse bricht, den Acker unseres Lebens verwüstet. Böse Gesellschaft, die herrschenden Strömungen in der Literatur, alles mögliche hilft heute mehr denn je mit, Krankheitsstoffe zu verbreiten, das sittliche Urteil zu verwirren, den Blick für recht und schlecht zu trüben, uns lax und lau und schwach zu machen. Ja für den Körper wird heute sehr gesorgt. Alle möglichen Systeme sollen die Gesundheit fördern. Man erfindet ein Serum ums andere. Man bekümmert sich um die Augen und die Zähne und was weiß ich noch was der Schulkinder. Man sperrt mit Truppen ab, wo eine ansteckende Krankheit auftaucht. Das ist alles sehr recht. Aber kümmert man sich auch so um die sittlichen Ansteckungsgefahren? Man sorgt für Schülerpeisung, für Ferienkolonien, für Erholungsheime, wo schwächliche Kinder wieder zu Blut und Kraft kommen sollen. Das ist ganz ausgezeichnet. Wohl jedem, der da mithilft! Aber sorgt man auch für etwas, was die Pflichttreue und die Zuverlässigkeit stählt, was den Charakter stählt, was die Selbstlosigkeit weckt? Jedenfalls diejenigen, die den christlichen Glauben bekämpfen, tun dies nicht. Wo ist etwas, was so die Menschen zur Selbsterkenntnis führt, was ihnen so hohe Ziele vor Augen hält, was so zum Guten anhält, was so erschütternd warnt, was so leuchtend das Ideal ins Leben umgekehrt hat, was so sehr uns immer wieder ermutigt aufzustehen, was uns so mit Kraft erfüllt zum guten Kampf, wie Jesus es tut? Von seinem Wort und Beispiel, von seiner Person, von seinem Leben und Sterben, von seinem Geist gehen Kräfte aus, die unsre Seele mit Gutem sättigen.

Sind wir nicht schon hinter der Heiligen Schrift gefessen? Haben wir uns nicht in Gedanken in das Bild Jesu versenkt? Haben wir nicht im Gebet Gemeinschaft mit Gott gepflegt? Wohlan, da ist ein Friede bei uns eingezogen; da ist uns ein Licht aufgegangen; da sind Ketten klirrend gefallen; da strömte eine Zuversicht, eine Hoffnung, eine Freudigkeit, eine Kraft durch uns, daß wir noch jetzt im Gedanken daran mit dem Psalmsänger in anbetender, froher Dankbarkeit und himmlischem Glück bekennen: „Der deine Seele mit Gutem sättigt“, wie nichts Irdisches es zu tun vermag. Es geht auch von anderem mancher Anstoß zum Guten aus. Wir kennen sicher auch andere Bücher, denen wir Erhebung, Stärkung und innere Bereiche-



rung verdanken. Aber eine so allseitige Förderung, ein solches Wachstum nach oben, eine solche Befriedigung und Stillung der tiefsten Bedürfnisse, eine solche Belebung, eine solche Reife, eine solche Stärkung nicht dessen, was wir sind, aber dessen, was wir sein sollen, wie Jesus sie zu wirken imstande ist, das kann nur er bewirken, der sagen durfte: Ich bin das Brot des Lebens; wer zu mir kommt, den wird nicht hungern!

Wenn wir ihn in unser Leben hineinnehmen, nicht bloß uns flüchtig seiner erinnern, nicht bloß theoretisch an ihn glauben, nicht bloß fromm von ihm reden, sondern wirklich Ernst mit ihm machen, dann erleben wir ein Werden und Wachsen göttlichen Lebens in uns, und dieses Leben nährt sich an dem großen Gedanken, den gewaltigen Zielen und Aufgaben, die Gott uns stellt mit seinem heiligen Willen, daß sein Reich kommen soll. Es nährt und sättigt sich an dem Idealismus, der uns hier zuschießt, an dem Glauben und an der Zuversicht, daß wir in der Nachfolge Jesu Unvergängliches wirken. Das Wort: „Meine Speise ist die, daß ich tue den Willen meines Vaters im Himmel“ fängt an, in seinen Tiefen uns aufzuleuchten und an uns selber wahr zu werden.

Wohl dem, der davon zu singen weiß, wie der Dichter:

Dein Wort hat mich gelabet,  
Dein Mund hat mich gespeist,  
Und reich hat mich begabet  
Mit Himmelslust dein Geist.

Da geht denn auch das Wort in Erfüllung: „Dem Adler gleich erneuert sich deine Jugend!“ Amen.





## Die Genügsamkeit des Christen.

Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist, und läßt sich genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht; darum ist offenbar, wir werden auch nichts hinausbringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, so laßt uns genügen: denn die da reich werden wollen, die fallen in Versuchung und Stricke und viele törichte und schädliche Lüste, welche versenken die Menschen ins Verderben und Verdamnis. Denn Geiz ist eine Wurzel alles Übels, welches hat Etliche gelüftet, und sind vom Glauben irre gegangen und machen sich selbst viele Schmerzen.

1 Tim. 6, 6—10.

Unser Textwort gehört nicht zu den bekannten großgedruckten Stellen, die von den zentralen Fragen christlichen Glaubens und christlicher Heilserkenntnis handeln. Es redet von Nahrung und Kleidung, von Genügsamkeit; es macht sehr treffende und scharfgesagte, aber auch recht nüchterne Bemerkungen: Wir haben nichts in die Welt mitgebracht; wir können auch nichts mit hinausnehmen. So mag es manchem vorkommen, als sei hier für sein geistliches Leben nicht viel Nahrung zu holen. Aber doch hat Paulus es für nötig erachtet, diese Worte zu schreiben, und der Gedanke, daß sie aus der Feder dieses Mannes geflossen sind, wird uns abhalten, ihnen tiefere Bedeutung abzusprechen und darüber hinwegzugehen. Wir werden uns vielmehr fragen: Ist diese Mahnung zur Genügsamkeit nicht auch heute noch notwendig? Steht das, was hier gefordert wird, nicht vielleicht doch mit dem, was wir eben das Zentrale des Christenglaubens nannten, in engem Zusammenhang?

Was die Frage betrifft, ob diese Mahnung nicht nötig sei, so werden wohl die meisten antworten: Sie ist für unser Geschlecht ganz besonders nötig und berechtigt. Wir wollen kein Klagelied anstimmen; damit wird doch wenig ausgerichtet. Wir wollen nicht im Ton eines Abraham a Sancta Clara von den Torheiten des Luxus, der Großtuerei, des gegenseitigen Überbietens in Kleidern, Festlichkeiten und ähnlichen Dingen reden. Aber daß heute Genügsamkeit ein seltenes Kräutlein ist, das muß doch ausgesprochen werden.

Ja, es steht so, daß man die Genügsamkeit als eine Altweibertugend belächelt, die nicht mehr in unsere Zeit passe. So ist ja geradezu von der „verfluchten“ Zufriedenheit gesprochen worden. Von anderer Seite her, und zwar auch von Leuten, die nicht im mindesten im Geruch einer düstern, weltflüchtigen Lebensauffassung stehen, wird geklagt, daß Vergnügungs- und Genußsucht in bedrohlichem Maße zunehmen, daß die Überhebung über die gegebenen Verhältnisse in gewissen Kreisen sehr verbreitet sei. Zufrieden sein mit dem, was man hat, sich einrichten, sich nach der Dede strecken, sein Einkommen verständig verwenden, Sorge tragen zur Sache, sparen, schlicht und einfach leben, ruhig auf allerlei verzichten, das finde man immer seltener; dafür aber Neid gegenüber jedem, der es besser hat, nie genug sehen können, obenaus wollen, nur darauf bedacht sein, sein Einkommen zu vergrößern, möglichst gut leben und sich alles gönnen.

Meine Freunde, wir werden dieser Charakterisierung der Zeitströmung kaum die Berechtigung absprechen wollen. Wir könnten ihr wohl eher noch manchen Zug beifügen. Spüren wir nicht in uns selbst etwas von diesem Geist des Neides gegenüber Bessergestellten, etwas von diesem Geist, der das goldene Kalb anbetet, etwas von diesem Geist der Unzufriedenheit mit dem eigenen Lose, da man das, was man hat, nicht schätzt, sondern nur das sieht, was man nicht hat? Wer darum zur Genügsamkeit mahnen will, der muß entweder wie der Apostel Paulus das innere Recht dazu besitzen, weil er selbst durch sein Leben Tag für Tag den Beweis führt, daß er nicht nur genügsam ist im landläufigen Sinn des Wortes, sondern daß er im Verzicht, in Selbstverleugnung und in Entbehrungen aller Art doch ein Herz voll Frieden und Freude hat, oder aber man muß jene Mahnung auch sich selbst gesagt sein lassen.

Sie ist nicht ohne Schuld in Mißkredit geraten. Wo manche das Gefühl haben: Man will uns damit darniederhalten, damit man selbst um so ungestörter und reichlicher genießen kann, man will uns Dinge versagen, die man sich selbst sehr gerne gönnt, da kann diese Mahnung nur aufreizend wirken.

Weiter, meine Freunde, darf die Mahnung zur Genügsamkeit nicht dasselbe sein wie die buddhistische Wunsch- und Willenlosigkeit. Die mag Buddha preisen, der das Nichtsein als das Höchste bekennt.

Jesus, der gekommen ist, daß wir Leben haben sollen, volles, ganzes Leben, er lehrt uns nicht, nichts mehr zu begehren. Sollten unsere Textesworte dasselbe heißen wie jenes buddhistische Erlöschen des Willens zum Leben, dann könnte man gegen sie den Vorwurf erheben, den wir mit Recht gegen den Buddhismus erheben, daß er nämlich ein Betäubungsmittel sei, daß er Stillstand erzeuge, daß er alles Vorwärtsschreiten, alle Entwicklung, alles Forschen, Finden und Entdecken hemme. Sollten diese Worte des Apostels uns in primitive Zustände zurückführen wollen, dann hätte er sich nicht damit begnügen dürfen, zu sagen: „Wenn wir aber Nahrung und Kleidung haben, so laßet uns genügen“, sondern er hätte genauer angeben müssen, worin diese Nahrung und Kleidung etwa bestehen dürfe. Die Religion, die gleich auf den ersten Seiten ihres heiligen Buches das Gebot enthält: Machet euch die Erde untertan! will uns nicht am Vorwärtsschreiten und Emporkommen hindern. Die Religion, die uns lehrt, die Welt als Welt Gottes anzusehen, und uns auf die Schönheit dieser Welt aufmerksam macht, uns die Augen öffnet für das Wirken des Schöpfers, der nicht alles in ein eintöniges Grau gekleidet, sondern den Reichtum der Farben über alles ausgegossen hat, sie will uns auch nicht jeden Genuß versagen. Hat nicht unser Herr und Heiland selbst an Festen teilgenommen? Läßt er sich nicht die Füße und das Haupt salben mit köstlichem Nardewasser?

Es läßt sich nicht eine bestimmte Grenzlinie ziehen, die der Genügsame nicht überschreiten dürfe. Es läßt sich nicht ein Verzeichnis von Bedürfnissen und Artikeln herstellen, die noch gestattet seien. Dinge, die heute auch der Ärmste genießt, besitzt und gebraucht, galten einst als Luxus. Ein Chronist erzählt mit Entsetzen, daß eine Dogenfrau in Venedig so raffiniert gewesen sei, daß sie das gebratene Fleisch nicht mehr mit den Fingerspitzen berühren wollte, sondern sich eine Gabel verschaffte, und mit Befriedigung fügt der Erzähler bei, daß sie für diese Uppigkeit vom Zorn Gottes ereilt worden sei. Man hat sich früher am Vorhandensein von Dingen gestoßen, deren Fehlen jetzt jedes einigermaßen feinere Empfinden verlegt. Wir sehen es heute als Pflicht an, dem Armen Dinge zugänglich zu machen, an die einst Fürsten nicht dachten. So ändern sich Zeiten,



Verhältnisse, Bedürfnisse und Maßstäbe, und innerhalb derselben Zeit kann für den einen Menschen etwas überflüssig sein, was für den andern nötig ist.

Aber dennoch, meine Freunde, wenn sich auch durch die Zeiten und durch die Menschheit keine gerade Linie ziehen läßt für das, was man erstreben und haben darf und was nicht, wir spüren es doch alle, daß in unserm Textwort etwas liegt, was unbedingt hochgehalten und allen Menschen immer wieder ans Herz gelegt werden muß. Es wäre für ungezählte Menschen, für Reiche und Arme, von größtem Vorteil, wenn sie jeden Tag rasch einmal den Blick auf das Wort richteten: Wir haben nichts in die Welt mitgebracht, wir können auch nichts mit hinausnehmen. Haben wir Nahrung und Kleidung, so wollen wir uns daran genügen lassen. Wenn wir dieses Wort im Zusammenhang mit der ganzen Heiligen Schrift nehmen, so werden wir nicht im mindesten in Versuchung kommen, zu sagen: Also laßt uns die Hände in den Schoß legen! Aber da und dort wird einem das Murren vergehen. Da und dort wird einer anfangen sich zu schämen, weil er merkt, daß er gewisse Dinge überschätzt und ihnen eine Bedeutung, einen Wert zugemessen hatte, den sie doch nicht haben, und leise wird er zu sich selbst sagen: Du Narr! Da und dort wird einer merken, daß es eigentlich lächerlich ist, zu meinen, man könne nicht sein, ohne dies und dann noch dies zu haben. Da und dort wird einer erkennen, daß er in eine unwürdige Abhängigkeit geraten ist von Bedürfnissen, von Menschen und totem Metall. Ja, sollen wir denn die Dinge, die wir besitzen, fortwerfen? Nein, wir sollen uns prüfen, ob wirklich wir sie besitzen, oder ob nicht vielmehr sie uns besitzen. Wie merken wir das? Nun, wir besitzen die Dinge der Erde, wenn wir auch ohne sie sein können, wenn wir über ihnen stehen, wenn wir das Geld bloß im Beutel, aber nicht im Herzen haben, wenn wir sie hergeben können, wenn wir andern damit dienen, helfen und Freude bereiten. Sie aber besitzen uns, wenn wir stolz sind auf sie, wenn wir sie selbstsüchtig aufhäufen und verwenden, wenn sie unser Denken und Sinnen in Beschlag nehmen. Dann befinden wir uns ferne von dem, was die heilige Schrift hier fordert. Man kann der ärmste Mensch sein und sich in Widerspruch zu diesen Worten des Apostels stellen, und man kann Millionär sein und



ihnen entsprechen. Wenn der Reiche für sich selbst anspruchslos ist, wenn er seinen Reichtum in den Dienst der Menschen stellt, wenn er seine großen Einkünfte nicht verwendet, um damit großzutun und in immer raffinierterer Weise sein Wohlleben zu suchen, sondern um der Menschen Bestes zu fördern, so steht er damit viel eher auf dem Boden unsres Textwortes als der griechische Weise, der seine Wohnung in einer Tonne aufschlug und die Benützung einer Scherbe zum Wassers schöpfen als Luxus ansah. Wohl scheint ja hier der Gipfel der Genügsamkeit erreicht zu sein; aber durch den zerrissenen Mantel dieser Genügsamkeit schaut die Eitelkeit. Diese Genügsamkeit sucht zu sehr sich selbst; sie will in der Sonne stehen und sich bewundern lassen. Sie verneint das Leben und wirkt fortschrittfeindlich; darum können wir sie so wenig preisen, als wir die Genügsamkeit des Geizigen rühmen können.

Die wahre Genügsamkeit ist eine innere Freiheit von den Dingen der Erde. Sie macht uns unabhängig. Sie macht uns reich. Sie macht uns zufrieden und dankbar. Sie macht uns wahrhaftig, indem sie uns alles, was nach bloßem Schein aussieht, meiden läßt. Sie gräbt allem Prahlen und Großtun, aller Eitelkeit und Aufgeblasenheit, allem Neid und Geiz die Wurzel ab. Sie ist eine Quelle des wahren, stillen Glücks für uns und andere.

Darum, meine Freunde, gilt es, schon die Kinder zur Genügsamkeit anzuleiten. Wenn wir sie zur Arbeitsamkeit und Genügsamkeit erziehen, so geben wir ihnen Besseres als mit einem großen Vermögen. Von den durch Calvin zu einer mit persönlicher Einfachheit und Selbstverleugnung gepaarten Arbeitsamkeit im Dienste des allgemeinen Wohles erzogenen Genfern rühmt noch Rousseau: „Seiner Hände Kraft, die gute Verwendung seiner Zeit und seine strenge Sparsamkeit sind die Schätze des Genfers.“ Jetzt meint mancher, er erweise seinen Kindern das Beste, wenn er ihnen möglichst alle Wünsche erfüllt. Er selbst hat gearbeitet, sich abgemüht und ist einfach gewesen und geblieben; aber die Kinder werden nun im Wohlleben aufgezogen; ihnen sollen alle Schwierigkeiten und Entsagungen erspart bleiben. „Ich habe es schlimm gehabt; sie sollen es nun gut haben“, heißt es da. Damit zieht man aber ein egoistisches, genußfüchtiges, faules, pflichtvergessenes, nie zufriedenes Geschlecht

heran. Gewiß sollen und wollen wir möglichst viel Sonnenschein in die Jugendzeit unsrer Kinder hineinleuchten lassen, aber eben Sonnenschein und nicht bengalisches Licht, das nach kurzem Glänzen wieder der Nacht Platz macht. Wir wollen sie lehren, sich zu freuen an dem, was die Natur immer wieder an Schönheit bietet. Wir wollen sie davor bewahren, zu meinen, daß erst bei weiten Reisen und großen Gelbtausgaben Freude möglich sei, und ihnen dafür die Augen öffnen für die Wunder, die auf dem einfachsten Spaziergang uns umgeben. Sie sollen an uns erkennen, daß in treuer Pflichterfüllung und Hingabe für edle Ziele mehr Befriedigung liegt, als in der Genußsucht, in der Selbstüberwindung und Selbstverleugnung mehr Heldentum als in der Nachgiebigkeit gegen sich selber, im Dienen mehr Wert als darin, daß man sich dienen lasse, in der gediegenen Einfachheit mehr Bornehmheit als in aufdringlichem Prunk, in der Anspruchslosigkeit mehr Freiheit als in der Begehrlichkeit.

Vergessen wir bei dieser Erziehung nicht, daß mehr als alle Worte das Beispiel ausmacht! Worte sind Zwerge, Taten sind Riesen. Wo das Kind sieht, daß man aus Geiz oder aus Zwang einfach ist, aber den Genuß eben doch als des Lebens Krone betrachtet, da wird nicht der Sinn für Genügsamkeit, sondern der Geist der Begehrlichkeit erstärken. Wo es aber sieht, daß man sich in der Einfachheit doch am glücklichsten fühlt und in ihr das Selbstverständliche, das Normale erblickt, da wird es diesen Eindruck mit in sein Leben hinausnehmen.

Die reinste und am kräftigsten sprudelnde Quelle der Genügsamkeit deckt uns der Apostel selber hier auf mit den Worten: Wer gottselig ist und läßt sich genügen. Lesen wir die Stelle im Zusammenhang, so ergibt sich erst recht die Feinheit dieser Bemerkung. Paulus hat von Leuten geredet, die aus der Frömmigkeit ein Gewerbe machen, Vorteile, Gewinn daraus ziehen wollen. Ja, sagt er, die Frömmigkeit bringt Gewinn, sie macht nämlich genügsam. Wieso? Weil sie uns höhere Güter kennen lehrt, als worauf die Wünsche der Menschen gehen; weil sie das Herz mit einem höhern Trachten, dem Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit erfüllt; weil sie uns lehrt, die Dinge der Welt nicht als Selbstzweck zu begehren, sondern als Mittel zur Vervollkommenung unserer Persönlich-

keit; weil sie uns den Reichtum in Gott als das Wichtigste erkennen läßt. Darum haben wir einleitend gesagt, daß das hier Geforderte mit dem Christenglauben im engsten Zusammenhang stehe. Auf dem Boden dieses Glaubens wächst die Blume der Genügsamkeit am sichersten und am schönsten. Wo sie nicht zu finden sind, da mögen uns wohl Zweifel an der Echtheit dieses Glaubens kommen. Wenn der Weltmensch, der nur dieses Leben kennt, von Genügsamkeit nichts wissen will, wenn er gierig von der Erde möglichst viel haben möchte, wenn er die schnell erworbenen Güter auch schnell genießen will, weil die Zeit drängt, und wir morgen tot sein können, so ist dies alles sehr begreiflich und consequent. Aber wenn wir Christen so gestimmt sind, dann fehlt es bei uns schon am Abc unseres Glaubens. Dann mögen wir noch so andächtig schwärmen, noch so geistlich reden, — in Wirklichkeit ist uns doch nicht Gott und die Seele das Wichtigste, sondern die Welt, das Geld und der Leib.

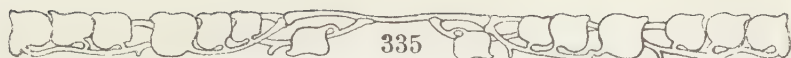
Damit berühren wir noch einen andern Zusammenhang zwischen der Genügsamkeit und dem Christenglauben. Beachten wir den Schluß unseres Textabschnittes: „Die da reich werden wollen, fallen in Versuchungen und Schlingen und viele törichte und schädliche Rüste, welche die Menschen in Untergang und Verderben stürzen.“ Die Habsucht ist eine Wurzel alles Bösen; schon manche, die sich ihr ergeben haben, sind vom Glauben abgefallen und haben sich viel Weh bereitet. Hat der Apostel zuerst darauf hingewiesen, wie aus der wahren Frömmigkeit, die den Reichtum in Gott als ihr Höchstes erkannt hat, die richtige Genügsamkeit fließt, da man über den Dingen der Erde steht, da man haben kann, als hätte man nicht, da man weiß niedrig zu sein und weiß Fülle zu haben, da man die Welt als Welt Gottes nicht verachtet, aber sich auch nicht in ihr verliert, so macht er uns nun noch ernst und eindringlich darauf aufmerksam, wie die Ungenügsamkeit unser Verhältnis zu Gott stören, zerstören, unsre Sehnsucht nach der höhern Welt ersticken, das Göttliche in uns überwuchern kann. Das Sinnen und Denken der meisten ist darauf gerichtet, mehr Erde zu haben, mehr Gewinn zu machen, das Geschäft zu vergrößern. Gewiß, das kann geradezu Pflicht sein. Aber wenn nun unser Sinnen und Denken darin aufgeht, wenn wir für unsere Seele keine Zeit mehr

haben, wenn wir nicht Gott oder Menschen, sondern unserm Geldhunger, unsrer Eitelkeit, unsrer Genußsucht damit dienen wollen, wenn wir unser Vertrauen nicht mehr auf Gott setzen, sondern auf andere Dinge, wenn wir den Segen nicht mehr bei ihm suchen und ihm danken, sondern uns unsrer Erfolge rühmen, dann hat eben doch ein Band uns andere zwischen Gott und uns sich gelöst; wir sind ihm Schritt um Schritt ferner gerückt, und die Gefahr, daß wir ganz von ihm abkommen, wächst von Tag zu Tag. Wohin der Mensch geraten kann, welcher Verbrechen er fähig ist, wenn die Geldgier, die Genußsucht ihn beherrscht, das erhellt aus jeder Zeitung. Aber wir brauchen nicht bis zum schädigen Geizhals oder ekelhaften Geldprozen, nicht bis zum Verbrecher herabzusinken, wir können vor den Menschen unbescholten, ja angesehen dastehen, — wenn die Welt unser Alles geworden, und Gott bei uns in Vergessenheit geraten ist, dann sind wir arme Menschen. Wir haben noch törichter getan als der, welcher sein Erstgeburtsrecht um ein Vinsengericht verkaufte. Darum heißt es: Wachtet! Wie der Taucher auf dem Meeresboden auf der Hut sein muß, daß nicht die riesenstarken Fangarme eines Seeungeheuers sich um ihn schlingen, so muß jeder Mensch auf der Hut sein, daß nicht der Mammonsg Geist, der Geist ängstlicher, unzufriedener Sorge, der Geist der selbstsüchtigen Weltfreude, der Geist der neidischen, klaghaften, von den Dingen der Welt erfüllten Ungenügsamkeit ihn umgarne. Hier droht nicht nur dem Leib, sondern auch der Seele das Verderben, und zwar in Zeit und Ewigkeit; denn der Ungenügsame ist hier schon unglücklich.

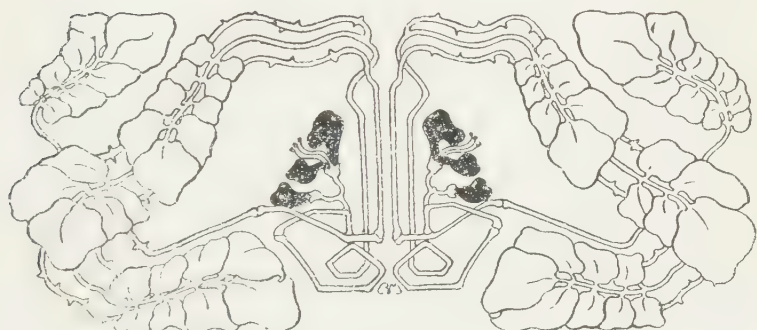
„Wer die Welt erkieset,  
Daß er Gott verlisset,  
Wenn es geht an's Scheiden,  
verliert er alle Beiden.“

Meine Freunde, es ist heute viel falsche Genügsamkeit in der Welt: Selbstgenügsamkeit, Genügsamkeit in der Erfüllung seiner Pflichten, Genügsamkeit im Geben und Helfen, Genügsamkeit in den sittlichen Forderungen. Dafür steigern sich die Ansprüche ans Leben. Wohin muß das führen? Die Geschichte hat die Antwort längst gegeben: In die Corruption, in die Verweichlichung, ins Verderben. Dem gegenüber gibt es kein besseres Heilmittel als die Nachfolge





Jesu, der nicht hatte, da er sein Haupt hinlege, und der doch wie kein anderer volle Genüge gab; die Nachfolge dessen, der nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für viele. Amen.





## Die Krankheit zur Ehre Gottes.

Da Jesus das hörte, sprach er: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde.  
Joh. 11, 4.

Die meisten von uns sind schon krank gewesen. Ohne Zweifel sind in dieser Versammlung solche, die gerade jetzt irgend ein Leiden zu tragen haben, und zwar tragen sie es vielleicht schon seit Jahren, und ihre bange Frage ist: Wie lange noch? Wird es je wieder gut mit mir werden? Auch wenn wir bis dahin von Krankheit verschont geblieben sind, haben wir doch keine Garantie, daß dies für die Zukunft so bleiben wird. Nun ist es nichts Leichtes und nichts Angenehmes, krank zu sein. Dieses Gehemmtsein in seiner Tätigkeit, während man vielleicht den Verdienst so nötig hätte, dieses Stillesein und Wartenmüssen, während man vorwärts möchte, während man daheim in der Haushaltung, bei den Kindern so nötig wäre, diese endlosen Nächte, die Schmerzen des Körpers und die quälenden Gedanken, ach, wie vieles macht die Zeiten der Krankheit zu denen, die einem nicht gefallen wollen, die einem die Frage auf die Lippen treiben: Wozu?

Meine Freunde, wir haben vorhin ein Wort der Heiligen Schrift verlesen, in welchem Antwort steht auf diese Frage: „Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes.“ Jesus hat dieses Wort gesprochen im Blick auf Lazarus, den Bruder der Maria und Martha in Bethanien. Wir kennen diese Geschichte. Es schien, als ob Jesus sich völlig getäuscht habe; denn Lazarus starb. Die Krankheit war zum Tode, aber wir wissen, daß Jesus ihn auferweckt und damit sein Wort wahr gemacht hat. Er hat Licht leuchten lassen, wo man bisher nur Dunkel sah; er hat gezeigt, daß auch da noch Leben ist, wo die Menschen nur noch von Tod, Grab und Verwesung reden; er hat Kräfte gekannt, wo alle andern ohnmächtig waren. Wo die Menschen nur noch trauern und klagen, murren oder sich betrübt ins



Unvermeidliche Schicksen konnten, da hat er noch Hoffnung, Ruhe, Gewißheit, Sieg, Leben; denn er rechnet mit Gott.

Aber, denkst du, ich werde nicht auferweckt wie Lazarus! Ja, dort ist die Krankheit und selbst der Tod zur Ehre Gottes gewesen, indem die Macht Gottes auch über den Tod geoffenbart wurde. Allein wer sagt mir, daß meine Krankheit nicht zum Tode ist? O wenn ich das wüßte, wenn ich wüßte, daß ich gesund werde, daß ich wieder aufstehen, daß ich wie früher meine Arbeit verrichten kann, wie wollte ich geduldig sein!

Nun, meine Freunde, wenn wir auch nicht erwarten, wie Lazarus vom Tode auferweckt zu werden, dürfen wir deshalb nicht hoffen, daß unsre Krankheit nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes sei? Ist bloß eine Auferweckung vom Tode ein Beweis der göttlichen Allmacht, der göttlichen Liebe? Nein, sondern auch in der Errettung aus der Krankheit erfahren wir Gottes Hilfe, und dem Gott, der Tote wieder ins Leben rufen kann, dürfen wir es auch zutrauen, daß er heilen kann, selbst da noch, wo menschliche Kunst zu Ende ist. Darum, wenn es dir gar bange werden will, und die Angst nach deinem Herzen greift, dann greif du nach diesem Wort deines Heilandes: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, und halte dich daran fest und glaube es, daß du in der Hand eines Gottes bist, der wunderbar helfen und aus der tiefsten Tiefe erretten kann.

Damit ist die Krankheit auch schon zur Ehre Gottes; denn mit diesem Vertrauen ehrst du Gott. Je Größeres wir von Gott erwarten, desto mehr ehren wir ihn. Der Unglaube kommt und erklärt: „Es ist nichts mehr zu hoffen.“ Der Kleinglaube schleicht heran und flüstert: „Kürzlich ist der und der an der gleichen Krankheit gestorben.“ Aber der Glaube schaut empor und spricht: „Dennoch! bei Gott ist kein Ding unmöglich. Was betrübst du dich meine Seele, und bist so unruhig in mir? Harre auf Gott!“

Soll aber die Krankheit wirklich nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes sein, dann, meine Freunde, ist es nicht bloß nötig, daß wir von Gott Hilfe erwarten, sondern auch, daß uns die Zeit der Heimsuchung wirklich mit Gott verbindet. Das ist ja schließlich nicht selten der Fall, daß ein Mensch, der vielleicht Jahre hindurch sich um Gott

sehr wenig gekümmert hat, in schweren Tagen wieder zum Gebet greift; ist aber die Gefahr vorüber, so ist auch gar oft Gott wieder vergessen. Kein Dankgebet gibt ihm die Ehre, sondern man rühmt im besten Fall den Arzt, meistens auch nur sich selbst. Es geht da wie bei den Vögeln, die von der grimmigen Winterkälte in die Nähe der Menschen getrieben werden, um gar eifrig die Brosamen vor den Fenstern in Empfang zu nehmen; kaum scheint jedoch die Frühlingssonne wieder, so sind sie verschwunden; sie können es nun ohne uns machen. So halten auch wir Menschen es oft Gott gegenüber. Wenn die Not groß ist, dann erinnern wir uns seiner, und es ist uns rege, wenn der Seelsorger ans Bett tritt und um unsre Genesung zu Gott betet. Wir nehmen uns auch wohl vor, es müsse anders werden, wenn wir wieder gesund seien; wir wollten mehr an Gott denken, fleißiger sein Wort hören und gewissenhaftere Täter des Wortes sein, treuer im Gebet sein, stärker im Vertrauen werden; aber sind wir wieder hergestellt, ach, da sind unsre Gedanken bald wieder von all den irdischen Angelegenheiten ausschließlich in Beschlag genommen. Siehe, das Alte ist noch da, es ist nichts neu geworden! Da ist die Krankheit nicht zur Ehre Gottes, sondern sie ist zum Tode, auch wenn wir von ihr genesen und noch viele Jahre lang leben.

Sie ist auch nicht zur Ehre Gottes, wenn wir uns dagegen aufbäumen und in bittere Klagen ausbrechen, wenn wir die Heilige Schrift lieb haben und doch völlig niedergeschlagen, hoffnungs- und fassungslos sind, wenn wir murren über Gottes Führung und tun, als hätten wir nichts Derartiges verdient. Was für Reden werden da geführt: Wenn es einen gerechten und liebevollen Gott gäbe, so könnte es mir nicht so gehen; ich bin doch immer ehrlich und fleißig gewesen; ich weiß nicht, womit ich das verdient habe! Wirklich nicht? Ist alles immer in Ordnung gewesen bei uns? Wenn wir uns an Gottes Wort messen und nicht an sündigen Menschen, können wir dann mit ruhigem Gewissen sprechen: Ich weiß nicht, womit ich das verdient habe? Müssen wir nicht vielmehr bekennen: O wie lange hat doch Gott mit mir Geduld gehabt? Wie viel Ärgeres als eine Krankheit verdiente ich, wenn er nach Recht und Gerechtigkeit mit mir verfahren wollte! Wie muß ich ihm danken, daß er mir so viele Jahre der Gesundheit geschenkt hat! Und wenn er mich nun aufs



Krankenbett legt, wie habe ich auch da Grund zu danken, daß er mich nicht plötzlich abberufen hat, da ich unvorbereitet war! Wie habe ich Grund zu danken, daß er mich in die Stille führt und mir Zeit gibt, nachzudenken über mich selbst, über mein bisheriges Leben, nachzudenken über so manches, was ich in gesunden Tagen versäumt hatte, und was doch wichtiger ist, als alle die irdischen Freuden und Sorgen!

Meine Freunde, die Krankheit wird nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes sein, wenn wir auf die Frage: Wozu bin ich krank? antworten: „Damit ich dankbarer werde für die gesunden Tage und Jahre.“ Wir nehmen diese ja oft an, als verstünden sie sich von selbst. Wir können in einen Spital gehen, der Hunderte und Hunderte von Leidenden beherbergt, und wir brechen viel eher in die anklagenden Worte aus: Wie viel Schweres ist doch auf Erden! als daß wir sprechen: Gott sei Dank, daß er so viele und auch mich Jahr um Jahr gesund erhält! Haben wir das Wort noch nie gehört: Erst wenn man krank ist, weiß man die Gesundheit zu schätzen? Wollen wir sie nicht schon vorher schätzen und daran denken, wie köstlich es ist, gut zu sehen, gut zu hören, alle seine Glieder brauchen zu können? Würden wir dies mehr bedenken, so würden wir nicht so viel klagen, sondern dankbar und damit zufriedener und glücklicher sein.

Zur Ehre Gottes ist die Krankheit, wenn wir sie als einen Mahnruf von oben betrachten, bereit zu sein und Rechenschaft abzugeben von unserm Haushalt. Wir dürfen auch in der schwersten Krankheit vertrauen, daß Gott helfen kann; aber wenn man nun jeden Gedanken ans Sterben verscheuchen will, so ist dies feig und nutzlos. Sterben müssen wir sicher einmal. Was ist nun richtiger: sich und andere darüber hinwegtäuschen wollen, oder sich darauf vorbereiten? Man will die Leute nicht erschrecken, sagt man. Nun, es mag ja vorkommen, daß in ungeschickter Weise zu einem Leidenden gesprochen wird. Oft tun dies seine Angehörigen selbst, indem sie in Gegenwart des Kranken laut und tactlos, ja gefühllos reden, als wäre er schon gestorben. Aber die gleichen Leute wollen dann den Pfarrer nicht kommen lassen, um, wie mir einmal einer sagte, dem Kranken nicht Angst zu machen. Hingegen wird der Pfarrer oft gerufen, wenn die Krankheit schon so weit fortgeschritten ist, daß es

eine Grausamkeit wäre, wenn man mit dem Leidenden noch reden wollte. Was soll da der Pfarrer? O, er soll ein Gebet sprechen! Nun kann es nicht fehlen, auch der Pfarrer ist noch dagewesen. O meine Freunde, kann jemanden denn der Pfarrer selig machen? Kann jemanden das Gebet eines andern selig machen? Wie stehen wir doch oft noch mitten im Katholizismus, wenn nicht sogar in heidnischen Vorstellungen! Ja, lasse man den Pfarrer kommen, greife man zum Gebet, aber solange der Kranke noch imstande ist, zu reden und zu hören! Es braucht übrigens nicht immer der Pfarrer zu sein. Manchmal ist ein Mann oder eine Frau in der Gemeinde durch ihre Erfahrungen, durch ihr Alter, durch ihre ganze Art, durch ihre Fähigkeit mitzufühlen und zu trösten gerade so geeignet oder geeigneter, an ein Krankenbett zu treten. Die Angehörigen können doch hoffentlich auch beten, dem Kranken aus Gottes Wort Trost und Erquickung bieten und durch Aufmerksamkeit, durch liebevolle Pflege, durch Geduld gegenüber den Launen und Stimmungen des Geprüften, durch ein ruhiges, freundliches, zuversichtliches Verhalten den Kranken auf die Quelle hinweisen, aus der Kraft und Hoffnung zu schöpfen ist. Spürt der Kranke aus dem Benehmen seiner Umgebung die Liebe heraus, die ihm helfen will, seine Last zu tragen, die auf seine Genesung hofft, dann wird er auch nicht erschrecken, wenn ihm der Gedanke nahegelegt wird, daß es ja immer, auch in gesunden Tagen, heiße bereit sein, und daß wir in Tagen der Krankheit besonders Zeit und Anlaß bekommen, uns zu prüfen auf unsre Stellung zu Gott und zu den Mitmenschen. Vielleicht ist unser Leben bis dahin ein schlimmes gewesen, ein Leben der Sünde. Wir rannten dem Abgrund entgegen; wir sahen es nicht, wir hörten nicht auf die Zurufe wohlmeinender Menschen, wir waren verblendet und betört. Wenn nun Gott uns krank werden läßt, gibt er uns da nicht Gelegenheit, zur Besinnung zu kommen, anzuhalten im verderblichen Lauf, die Augen zu öffnen, bevor uns der Abgrund verschlingt, umzukehren, ehe es zu spät ist? O wie manchem Menschen ist so eine Krankheit schon zur Rettung geworden! Und wenn wir auch nicht ein Leben der Sünde führen, meine Freunde, — es ist doch vielleicht ein Leben, das aufgeht in den irdischen Anforderungen, Aufgaben, Sorgen und Freuden.

Unser Herz ist in Beschlag genommen von dem Tausenderlei der Erde, und nur selten gedenken wir Gottes; aber dabei glauben wir doch auf dem rechten Weg zu sein. Da kommt nun die Krankheit, führt uns in die Stille und prüft uns: Bist du wirklich ein Mensch, der Gott vertraut, der geduldig bleibt auch da, wo Anlaß zur Verzagttheit ist? Indem die Krankheit uns in die Stille führt, wo wir vielleicht ganz allein sind mit dem Ticken der Uhr, läßt sie die Fragen in uns aufsteigen: Wozu hast du bisher gelebt? Wozu willst du weiter leben, wenn du wieder gesund wirst? Bist du in Gottes Wegen gewandelt? Worauf ist dein Dichten und Trachten gerichtet gewesen? Hast du die Welt gewonnen und deine Seele verloren, oder bekennst du dich in deinem Tun und Lassen zu Jesus? O meine Freunde, wer in den Zeiten der Krankheit eine derartige Prüfung seines Lebens vornimmt, wer da sich aufmacht und zu Gott zurückkehrt, dem mag das Leben bisher zum Tode gewesen sein, — Krankheit und Sterben wird ihm zum Leben und ist zur Ehre Gottes.

Die Krankheit ist auch insofern zur Ehre Gottes, als sie uns vertiefen, verinnerlichen, vergeistigen will. Menschen, denen es beständig gut geht, sind eher oberflächlicher, gehaltloser, äußerlicher als solche, die Schweres durchgemacht haben. Die Letztern bekommen ein besseres Urtheil darüber, was eigentlich wertvoll ist; sie können sich lossagen von so manchem, was andere mitschleppen oder voll Unruhe erstreben, was schließlich Ballast oder noch Schlimmeres ist; sie werden freier von den gleichgültigen Dingen dieser Welt und freier von sich selbst. Sie bekommen mehr Verständnis und Mitgefühl für ihre Mitmenschen. Leiden ist das Pferd, das uns am raschesten zur Vollkommenheit trägt, vorausgesetzt, daß wir zur Vollkommenheit wollen. Es hängt eben davon ab, wie wir die Krankheit aufnehmen. Sie kann uns verhärten und verbittern; sie kann uns zur Verzweiflung treiben. Not lehrt nicht alle beten; sie lehrt auch manche fluchen. Krankheit wird uns nicht vertiefen, wenn wir nur daran denken: Werde ich bald wieder gesund? Soll sie uns einen wirklichen Gewinn und Segen bringen, dann müssen unsre Hauptfragen die sein: Was will Gott von uns? Herr, was hast du mir zu sagen? Oft hat er nicht nur dem Kranken etwas zu sagen, sondern der ganzen Familie. Ein krankes Kind kann eine Predigt sein für seine Eltern.

Daß man versteht, was Gott mit der Krankheit will; daß man das, was Gott uns durch die Krankheit sagen will, beherzigt; daß Gott seinen Zweck erreicht durch die Krankheit, das ist die Hauptsache; da ist die Krankheit auf alle Fälle in dem wichtigern, geistlichen Sinn des Wortes nicht zum Tode, sondern zum Leben und zu Gottes Ehre; da kann und darf man dann auch um leibliche Heilung bitten und wird es in der richtigen Weise tun, voll Vertrauen, aber auch voll Ergebung in Gottes Willen.

Ein Leiden dient auch dadurch zu Gottes Ehre, daß es uns demütig macht und in der Demut erhält. Der Gesunde ist leicht in Gefahr, alles in eigener Kraft zu tun, und dann auch sich selbst zu rühmen. Gott wird gewußt haben, weshalb er dem Apostel Paulus den „Pfahl im Fleisch“ nicht weggenommen hat. Wer einen Pfahl im Fleisch hat, wer vielleicht täglich an seine Schwachheit erinnert wird, der lernt bei Gott Kraft suchen, und in dieser Kraft werden wir mehr und Besseres ausrichten, als in der eigenen. Dem Demütigen gibt Gott Gnade, und seine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Es ist sehr oft so, daß Gott einen Menschen, dem er große Aufgaben anvertrauen will, zuvor in die Leidenschule nimmt. Ein Herrnhuter hat gesagt: Wenn Gott einen Menschen zu Großem bestimmt hat, so fängt er gewöhnlich damit an, daß er ihm Arme und Beine zerbricht. Wir dürfen deshalb nicht glauben, daß Gott uns vergessen habe, wenn er uns Krankheit schickt, sondern Krankheit ist ein Beweis dafür, daß Gott an uns denkt, an uns arbeitet, uns noch nicht aufgegeben hat, sondern etwas mit uns vor hat, und Gott hat nur Gutes mit uns vor. Das Unkraut läßt man wachsen, um es eines Tages gründlich auszurotten; aber die Reben beschneidet man. Je begabter ein Schüler ist, desto größere Anforderungen werden an ihn gestellt, desto genauer nimmt man es mit ihm.

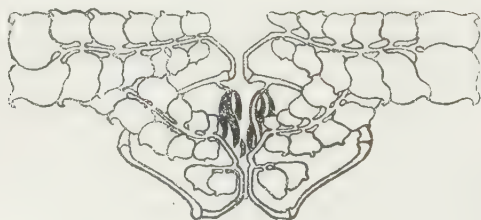
Nun noch ein Wort über jene Lehren, man könne Krankheit fernhalten oder vertreiben, wenn man zu Gott richtig stehe. Es gibt Leute, die treten an ein Krankenbett wie die Freunde zu Hiob: Du mußt gefehlt haben, ganz besonders schwer gefehlt haben, sonst wärest du nicht in diese Lage gekommen! Es muß in deinem Gebetsleben etwas nicht richtig sein, sonst wäre die Krankheit gewichen! Mit



solchen Reden sind Leidende oft in schwere Anfechtung hineingetrieben worden. Nun ist es ja gewiß, meine Freunde, daß viele Krankheit des Leibes und des Geistes von Sünden herrührt. Trunksucht, Ausschweifung, Viederlichkeit, Geiz, Unmäßigkeit, Zagen nach Gewinn und Ehre, Ausbeutung seiner Mitmenschen, schlechte Wohnungen, wer will leugnen, daß durch all dies manches Grab gegraben wird? So könnte also sehr viel Krankheit vermieden werden, und wir haben die Pflicht, alles zu tun, damit dies geschehe. Wir sollen uns und andern nicht leichtsinnig Krankheiten zuziehen und sollen auch die Krankheit nicht leichtsinnig behandeln, sondern unter Gebet und Gottvertrauen die Mittel, die Gott uns durch die Natur und durch den Rat der Ärzte darbietet, verwenden. Aber nun gilt auch gegenüber jener Behauptung, Krankheit sei ein Zeichen, daß man nicht richtig zu Gott stehe, das, was Jesus zu seinen Jüngern inbezug auf den Blindgeborenen gesprochen hat: Weder dieser hat gesündigt, noch seine Eltern. Wir müssen uns sehr hüten vor solchen Anschauungen, die scheinbar überaus fromm sind, in Wirklichkeit aber in naher Verwandtschaft stehen mit dem geistlichen Hochmut und der Selbstgerechtigkeit des Pharisäers, der spricht: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser.“ Alle Krankheit wegbeten wollen heißt nicht glauben, daß Gott das Rechte tun werde, sondern heißt glauben, man wisse selbst am besten, was geschehen müsse; es heißt Gott zu dem zwingen wollen, was uns gut scheint; es heißt sich über Jesus erheben, der betete: Nicht wie ich will, sondern wie du willst! es heißt den Apostel Paulus korrigieren, der die Genesung nicht erzwingen wollte, sondern glaubte, daß Gottes Kraft in dem Schwachen mächtig sei; es heißt den Tod aufheben wollen. Sind wir einmal dort, wo die Vollkommenheit wohnt, dann wird uns keine Krankheit mehr heimsuchen; aber jetzt schon das verlangen, heißt behaupten, wir seien hienieden schon sündlos und vollkommen. Wer dieses von sich behauptet, oder wer es von andern verlangt, der verführt sich selbst und andere, und die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn der Ungläubige wünscht von Krankheit frei zu sein, so ist dies begreiflich; denn für ihn bedeutet Krankheit nur Hemmung, nur Verlust. Aber der Gläubige, dem die Güter dieser Erde nicht Alles sind, der muß zur Krankheit eine andere Stel-

lung einnehmen. Wer nur die Worte Glück, Genuß, Leben, Bequemlichkeit, Gewinn, Leben kennt, der muß wünschen, nie krank zu sein; wer aber die Worte Seligkeit, Vollkommenheit, Reich Gottes, Ewigkeit kennt, der sieht auch an der Krankheit eine Sonnenseite.

Man kann dadurch sündigen, daß man zu wenig von Gott erwartet, wie jener jüdische König Ahas, der die göttliche Hilfe ablehnte mit den Worten: „Ich will den Herrn nicht versuchen.“ Aber man kann auch dadurch sündigen, daß man unter dem Schein starken Glaubens den eigenen Willen durchsetzen möchte. Wir müssen uns hüten, daß wir nicht unter dem Mantel der Ergebung in Gottes Willen den Unglauben verdecken, der meint, es sei töricht zu hoffen, daß Gott da helfen könne. Aber wir müssen uns auch in Acht nehmen, daß wir nicht unter dem Mantel eines starken Glaubens die Auflehnung gegen Gottes Führungen verbergen. Wir wollen glauben, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, und wir wollen sprechen: Dein Wille geschehe! Halten wir uns an die Worte: Welchen der Herr lieb hat, den züchtigt er; denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesus Christus! Möge bei uns allen Gesundheit und Krankheit nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes sein! Amen.



## Ein hartes Wort Jesu.

So dich aber deine Hand ärgert, so haue sie ab. Es ist dir besser, daß du ein Krüppel zum Leben eingehest, denn daß du zwei Hände habest, und fahrest in die Hölle, in das ewige Feuer, da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht. Ärgert dich dein Fuß, so haue ihn ab. Es ist dir besser, daß du lahme zum Leben eingehest, denn daß du zwei Füße habest, und werdest in die Hölle geworfen, in das ewige Feuer, da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht. Ärgert dich dein Auge, so wirf es von dir. Es ist dir besser, daß du einäugig in das Reich Gottes gehest, denn daß du zwei Augen habest und werdest in das höllische Feuer geworfen, da ihr Wurm nicht stirbt, und ihr Feuer nicht verlöscht.

Mark. 9, 43—48.

Im Evangelium des Johannes lesen wir, daß einmal nach einer Erklärung Jesu viele von denen, die sich von ihm angezogen gefühlt hatten und ihm nachgefolgt waren, klagten: Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? und sie zogen sich von ihm zurück. Wir würden uns nicht wundern, etwas Ähnliches nach den eben verlesenen Worten Jesu zu vernehmen. Ja eigentlich sollte man jene Bemerkung viel eher hier erwarten als dort, wo sie steht. Dort handelt es sich mehr um eine Frage des Glaubens, hier mehr um eine Frage des Lebens, und ungleich viel schärfer, schroffer, einschneidender lautet das, was er hier fordert. Dennoch fehlt uns hier jene Bemerkung; das ist bezeichnend. Wie viel lieber nimmt doch der Mensch eine Frage des Glaubens zum Vorwand, um sich von Jesu loszusagen, als eine sittliche Forderung! Tatsächlich liegt in den weitaus meisten Fällen die Ursache, weswegen Menschen die Religion über Bord werfen, auf dem sittlichen Gebiet. Es wäre falsch, wenn man sagen wollte: in allen Fällen. Ich sage: in den weitaus meisten Fällen. Aber wo gibt das einer für sich zu? Wo kommt einer und sagt: Ich will nichts vom Christenglauben, denn ich mag mich den sittlichen Forderungen dieses Glaubens nicht fügen? So spricht man nicht; man müßte ja befürchten, sich damit bloßzustellen, sondern es heißt: Ich kann dies und das nicht glauben; es widerspricht meiner Ver-

nunft; es steht im Widerspruch zur Wissenschaft. Nicht wahr, das sieht viel besser aus? Das Christentum muß die Schuld tragen, und sich selbst setzt der Mensch auf die einfachste Weise den Glorianschein des Denkers und des Gebildeten aufs Haupt. Aber daß man sich an einer solchen Forderung, wie Jesus sie in unserm heutigen Textwort stellt, nicht stößt! daß es da nicht heißt: Von da an gingen viele hinter sich! Wie erklärt sich dies? Doch wohl dadurch, daß man mit großem Geschick entweder solche Worte überhört und übersieht, oder aber ihre Stoßkraft sofort abschwächt, indem man zwischen sie und uns etwas hineinschiebt. Haben wir nicht vielleicht vorhin, als wir die Worte wieder einmal hörten, ganz leise zu uns selbst gesprochen: Nun, buchstäblich ist das ja wohl nicht zu verstehen? Nun bleiben unsere Gedanken leicht stehen bei dem Gedanken, daß man solche Aussprüche nicht wörtlich zu nehmen habe, und darüber vergessen wir das Wort selbst und vergessen zu fragen: Ja was will es uns denn sagen, auch wenn es nicht wörtlich zu nehmen ist?

Meine Freunde, ist ein solcher Ausspruch wirklich nicht wörtlich zu nehmen? Ich möchte auf diese Frage antworten: Es kommt darauf an, was du unter „wörtlich nehmen“ verstehst. Es ist ja kein Zweifel, daß wir aus dem Munde Jesu eine Anzahl von Worten besitzen, bei denen man deutlich den Eindruck hat: Er hat die spitzeste Form, die geschliffenste Fassung gesucht, um das, was er sagen wollte, den Menschen unauslöschlich einzuprägen. Er will uns sagen, daß wir zu Gott ein grenzenloses Vertrauen haben dürfen, daß Gott auch das Kleinste sieht und um das Unbedeutendste sich kümmert. Dafür hat er das Wort gefunden: „Es fällt kein Haar von eurem Haupte ohne den Willen eures Vaters im Himmel!“ Wer wird nun da bei dem Wort „Haar“ sich aufhalten? Es ist uns ja doch recht gleichgültig, ob uns ein Haar vom Kopf fällt. Also müßten wir doch recht verschrobene Menschen sein, wenn wir uns in die Frage verbohren wollten: Kümmert sich Gott wirklich um das Fallen eines Haares? Oder Jesus will uns mahnen, nicht Böses mit Bösem zu vergelten, sondern das Böse mit Gutem zu überwinden. Da spricht er das Wort vom Backenstreich: „So dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar!“ Hier hat er uns ja selbst gezeigt, wie er sein Wort verstanden wissen will.



Als der Diener beim Verhör vor Kajaphas Jesus einen Schlag ins Gesicht versetzte, da hat er gesprochen: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sei; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ Gewiß, Jesus hätte es schwer über sich gebracht, sich noch einmal schlagen zu lassen; er hätte nicht geschlagen, auch wenn er die Hand frei gehabt hätte; aber er sucht doch jenem Menschen zu wehren, indem er ihn auf sein Unrecht aufmerksam macht. Es ist ja doch Pflicht, daß man den andern zu hindern suche, Unrecht zu tun. Oder wer will am Buchstaben kleben bleiben, wenn er das Wort vom Rückenseihen und Kameeleverschlucken hört, oder das Wort: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe als ein Reicher ins Reich Gottes“?

Nun, so gehört sicher auch unser heutiges Textwort zu den Aussprüchen Jesu, da man nicht beim Buchstaben stehen bleiben muß. Wir mögen wohl sagen: es ist nicht wörtlich zu verstehen, schon deshalb nicht, weil Jesus dann ebenso gut auch vom linken Auge, von der linken Hand, vom linken Fuß hätte reden müssen. Aber auch deshalb und vor allem deshalb nicht, weil mit der buchstäblichen Erfüllung dieses Wortes das, was Jesus eigentlich will, doch nicht erreicht würde. Was heißt das: Ärgert dich dein Auge, deine Hand, dein Fuß? Meine Freunde, wenn die Bibel von ärgern redet, dann braucht sie das Wort in seiner tiefsten Bedeutung; es heißt so viel als ärger machen, verführen, verderben. Nun wohl, könnte ich nicht mein rechtes Auge ausreißen, könnte ich nicht beide Augen ausreißen und dennoch mit meinem innern Auge der Phantasie das Bild des Verbotenen festhalten und so die böse Lust in mir nähren; kann ich nicht blind und lahm sein und doch meine Gedanken auf schlimmen Wegen sich ergehen lassen?

Darum sagen wir: dieses Wort ist nicht buchstäblich zu verstehen. Aber damit soll nicht etwa die Wucht und der Ernst dieses Wortes abgeschwächt werden. Es soll damit nicht gesagt sein, daß es zu viel verlange. Wir sollen ja bereit sein, nicht nur ein Glied, sondern Leib und Leben dahinzugeben für den Herrn. Wir lehnen eine buchstäbliche Auffassung ab, weil die Forderung Jesu noch ernster, noch tiefer genommen werden muß, als es bei einer wörtlichen Ausführung geschehen würde. Es ist, als hätte Jesus sich besonnen: wie

kann ich den Menschen für alle Zeiten eindrucklich machen, daß sie in ihrer Seele das Höchste besitzen, an deren Heil alles liegt? Da erinnert er sich daran, welchen Wert die Menschen der Gesundheit beimessen, wie schwer ihnen das Los des Blinden erscheint, wie furchtbar hart es sie ankommt, ein Glied verlieren zu müssen, und da spricht er: Ihr Menschen, Schaden an eurer Seele ist schlimmer, als der Verlust eures rechten Auges, eurer rechten Hand, eures rechten Fußes. Aber gerade indem wir sein Wort so umschreiben, werden wir uns erst recht bewußt, wie einzigartig, gewaltig und eindrucksvoll die Art und Weise ist, wie Jesus es verstanden hat, unauslöschliche Worte zu prägen.

Wir werden ein solches Wort nicht hören können, ohne daß es uns verwehrt, uns eine falsche Vorstellung von Jesus und seiner Verkündigung zu machen. „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir!“ Kann der Mann, der so gerufen hat, ausgesehen haben, wie ihn uns so manche Bilder zeigen: so weich, so süß, so sanft, so sentimental? Ach, daß man doch endlich aufhören wollte, ihn so falsch darzustellen! Jesus war ein Mann; er war die männlichste Persönlichkeit, die je gelebt hat, voll Mut und Tapferkeit; er war ein Held, der den schwersten Weg gegangen ist und sich durch gar nichts beirren ließ.

Und seine Lehre? Es gibt Christen, die kennen offenbar nur Worte wie dieses: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken!“ Sie wissen nur vom Trost des Christenglaubens. Ihnen sollte auch von der Kanzel nur Balsam träufeln. Nun freilich, es gibt auf der weiten Welt nichts, was so aufrichtet und Ruhe schafft, Tränen trocknet und still und stark macht, wie es Worte der Heiligen Schrift tun können, wie es das Aufschauen auf Jesus, die Gemeinschaft mit ihm tut. Zu wem besser, als zu dem, der dort in Gethsemane am Boden kniet, kannst du mit deinem Leid und mit deinem Weh kommen? Wo wirst du besser Verständnis finden? Wo findest du etwas, was sicherer das Branden und Wogen in deiner Seele zur Ruhe bringt, als es der Blick auf ihn tut, der spricht: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst“? In seiner Nähe kommt nicht bloß jene trostlose Weisheit über uns, die sagt: „Was willst du? es nützt ja doch nichts“, diese Weisheit, welche die Wogen

in uns zu Eis erstarren läßt, die uns mit harten Augen und zusammengebißenen Zähnen den dunkeln Weg weiter gehen läßt in stummer, müder Resignation. Nein, in der Nähe dessen, der wohl durch Gethsemane und über Golgatha gehen mußte, aber dadurch wie durch nichts anderes Macht über die Menschen bekam, der wohl ans Kreuz und ins Grab mußte, aber auferstanden und zur Rechten Gottes erhöht ist, leuchtet uns die Gewißheit auf, daß auch unser Kreuz Heil in sich schließt und durch dunkles Tal in eine herrliche Gegend hinausführt. Wohl dem, der mit seiner Last und Unruhe zu dem kommt, der verheißt hat: „Meinen Frieden gebe ich euch!“

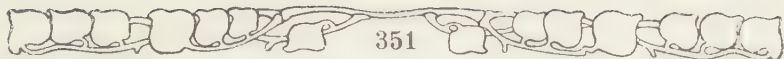
Aber das ist nur die eine Seite. Über ihr dürfen wir die andere nicht vergessen. Es mag angenehmer sein, von den weichen, milden, tröstenden Worten Jesu zu reden und zu hören. Aber wir wollen doch den ganzen Jesus haben, und es gehören nun auch ganz andere Worte zu ihm: schneidende und scharfe Worte, zentnerschwere Forderungen, bittere Zumutungen. Derselbe Mund, der gesagt hat: „Meinen Frieden gebe ich euch“, ruft auch: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern das Schwert!“ Dieselbe Stimme, die mahnt: „Liebet!“ fordert auch: „Hasset!“ Da steigen sie vor uns auf, die Worte vom Kreuztragen, von der Selbstverleugnung, von der engen Pforte, von der Verzichtleistung, vom Umgehauenwerden. Müssen wir sie nicht auch hören, wenn wir uns seine Jünger nennen wollen? Müssen wir sie nicht ganz anders auf uns wirken lassen, als es bisher geschehen ist? Müssen wir uns nicht fragen: Bin ich am Ende nur deswegen bisher mit dem Christenglauben so gut angekommen, weil ich seine Forderungen so zugestutzt habe, daß sie mich wenig genierten? Habe ich aber nicht deswegen auch so wenig zum Kommen des Reiches Gottes beigetragen? Habe ich nicht deswegen näher besehen auch so wenig von der Kraft dieses Glaubens verspürt? Es ist ja doch so, daß nur derjenige Jesus als den wahren Friedebringer erlebt, der sich zuerst von ihm stören, sich zuerst von ihm in den Krieg treiben läßt, in den Krieg, der auch in unserm heutigen Textwort gemeint ist.

Aber wenn wir uns in ein solches Wort, wie das heute vorliegende vertiefen, wenn wir darüber nachsinnen, und noch mehr, wenn wir anfangen danach zu tun, dann wird uns klar, wie auch die

schneidendsten und härtesten Ansprüche und Forderungen Jesu nur aus seiner unendlichen Liebe zu uns fließen. „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir!“ Das klingt so hart, so rücksichtslos, so grausam! Ob wohl irgend ein anderer ein solches Wort gesprochen hat? Ich glaube nicht; aber warum nicht? Darum nicht, weil kein anderer uns so lieb hat wie er, weil kein anderer so sehr unser Bestes sucht, weil kein anderer uns so hoch wertet, weil kein anderer in jedem von uns, auch im Geringsten etwas kennt, was von so ungeheurem Wert ist, daß der Verlust von Auge und Hand und Fuß dagegen nicht ins Gewicht fällt. Man kann je und je die Bemerkung hören, das Christentum erniedrige mit seinem Reden von der Sündhaftigkeit den Menschen; man hat das Wort von der „Knechtseligkeit“ geprägt. Nun ja, das ist wahr, die Bibel schmeichelt uns nicht; sie geht mit jedem unerbittlich ins Gericht. Aber ist es nicht so, daß dieselben Leute, welche der Bibel daraus einen Vorwurf machen, handkehrum mit der größten Seelenruhe über einen um seiner Verbrechen willen zum Tode verurteilten Menschen ein sogenanntes wissenschaftliches Gutachten abgeben mit der Erklärung: „Es ist nicht schade um ihn“? Wo sagt die Bibel je von einem Menschen: Es ist nicht schade um ihn? Vom ersten bis zum letzten Kapitel herrscht in ihr der Eine Gedanke: Der Mensch ist zum Höchsten geschaffen und berufen. Vom ersten bis zum letzten Kapitel herrscht das Eine Streben, dem Menschen zu helfen, daß er diese seine Bestimmung nicht verfehle. So sagt uns auch Jesus hier: Du trägst etwas in dir, daran darfst du um keinen Preis Schaden nehmen! Dieses Etwas nennen wir Seele. Wenn sie von irgendwoher bedroht wird, dann greife zur rücksichtslosesten Abwehr!

O meine Freunde, tut diese Mahnung nicht unsrer Zeit besonders not? Dreht sich nicht ihr Sinnen und Streben um alles andere, nur nicht um die Seele? Sind wir nicht von den Außendingen übermächtig in Anspruch genommen? Die Jagd nach dem Geld, die ungezählten Vergnügungsanlässe, das gesellschaftliche Treiben, die tausenden Räder, die tausend Begebenheiten, von denen uns jeden Tag die Zeitung berichtet, alles das nimmt uns in Beschlag und will uns nicht zu uns selbst kommen lassen. Die Sachen herrschen über uns. Unsrer Seele wird als Aschenbrödel in eine Ecke





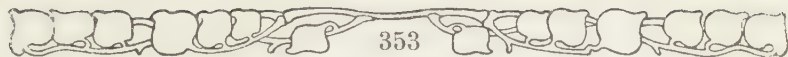
gedrückt. So vieles umgibt uns, tritt uns in der Kunst, in der Literatur, von links und rechts entgegen, ja tritt schon unsern Kindern nahe, was Gift ist für die Seele. Da ist ein Buch; man spürt, daß es die guten Grundsätze untergräbt, wie der Fluß die Wurzeln des Baumes am Ufer; aber es ist so unterhaltend, und alle Welt liest es, und man würde ja für engherzig angesehen, wenn man es nicht gelesen hätte! Da ist eine Stelle, sie ist gut bezahlt, freilich bietet sie große Versuchungen, und man muß schon etwa fünfse gerade sein lassen, — aber das schöne Geld, das kann man doch nicht fahren lassen! Beiden wir nicht den Menschen, der reich geworden ist, der eine glänzende Karriere gemacht hat? Aber wer fragt danach, ob er es nicht um den Einsatz seiner Seele getan hat? Es ritten einmal zwei Herren an einer prächtigen Villa vorbei, die von herrlichen Anlagen umgeben war. „Wie viel mag die Besizung wert sein?“ fragte der eine. „Ich weiß nicht, was sie jetzt kosten würde,“ erwiderte der andere; „ich weiß nur, was sie den frühern Besizer gekostet hat.“ „Was denn?“ „Seine Seele!“

Meine Freunde, wie hoch schäzen wir unsre Seele? Was tust du für deine Seele? Trägst du Sorge zu deiner Seele? Das ist die Frage, die Jesus heute jedem von uns nahe legt. Ist es nicht wahr, was das Sprichwort sagt: Geld verloren — wenig verloren; Ehre verloren — viel verloren; Seele verloren — alles verloren? Wir wollen gar nicht übertreiben; wir wollen von den irdischen Dingen nicht reden, als wären sie nichts. Unser irdischer Beruf ist wichtig; dein Geschäft ist wichtig. Du hast ganz recht, wenn du sagst: Ich kann nicht den ganzen Tag beten und in der Bibel lesen! Sagt nicht auch die Bibel schon gleich am Anfang: Machet euch die Erde untertan; sechs Tage sollst du arbeiten! Ist es nicht der Apostel Paulus, der erklärt: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen! Du befindest dich also ganz in Übereinstimmung mit Gottes Willen, wenn du sagst: Ich muß doch meine Hausgeschäfte besorgen; ich muß als Arzt, als Ingenieur, als Naturforscher, als Lehrer, als Kaufmann, als Handwerker, als Arbeiter mich mit den und den Dingen beschäftigen. Ja wohl, das ist recht, und je treuer und gewissenhafter du dich damit beschäftigst, desto besser ist es. Aber denkst du dabei auch an deine Seele; hast du Zeit für sie; hast du Zeit für Gott? Wie, wenn du



vielleicht wohl äußerlich vorwärts kommst, aber innerlich rückwärts gehst, — ist das nicht so, wie wenn einer Fett ansetzt, immer mehr Fett, und dabei geht das Herz zu Grunde? Wir sind alle überzeugt, daß der Arzt es nur gut meint, wenn er einen solchen Menschen von seinem Fett befreit. Wir glauben auch, daß es richtig ist, sich ein Auge herausnehmen, sich eine Hand, einen Arm, einen Fuß, ein Bein amputieren zu lassen, wenn wir wissen, daß dadurch das andere Auge gerettet, das Leben erhalten werden kann. Wohlan, ist denn die Seele nicht mehr als ein Auge, als ein Arm? Der Physiker Ampère sagt: „Erforsche die Dinge dieser Welt; das gebietet die Pflicht deines Standes; aber blide sie nur mit Einem Auge an, damit dein anderes Auge beständig durch das ewige Licht gefesselt sei. Höre die Weltweisen, aber höre nur mit einem Ohr, damit das andere immer bereit sei, die sanften Töne deines himmlischen Freundes aufzunehmen. Schreibe nur mit einer Hand; mit der andern halte dich an dem Kleid Gottes, wie ein Kind sich liebend an den Kleidern seines Vaters hält.“ Was hilft aller Glanz und alle Pracht, was helfen alle schönen Kleider, was helfen alle Banknoten, was helfen alle Fertigkeiten und Fähigkeiten, wenn wir schlecht sind? Ist nicht die ganze Weltgeschichte ein großer Beweis dafür, daß alle Technik, aller Handel, alle Wissenschaft, aller Reichtum nichts nützte, wenn die moralischen Kräfte in einem Volke dahinschwanden? Da gehen Staaten und Familien und Einzelne so sicher zugrunde als  $2 \times 2 = 4$  ist. Die Moral hat aber nur da unerschütterlichen Bestand, wo man weiß, daß man eine unsterbliche Seele hat. Ohne diesen Glauben hat es keinen Sinn, sittlich zu sein und den Riesenkampf der Pflicht zu kämpfen.

Dein Gewissen sagt dir, daß Gott ist, daß deine Seele ist, und daß es das Höchste und Beste ist, ihr zu helfen, daß sie frei ihre Flügel entfalten kann. Dein Gewissen sagt es dir, daß du einst Rechenschaft darüber ablegen mußt, ob du dein Bestes in den Not gezogen, dein Edelstes um ein Linsengericht verkauft hast. Mag man hundertmal sagen: es sind Bilder, was da steht vom Wurm, der nicht stirbt und vom Feuer, das nicht verlöscht. Ja, es sind Bilder. Aber die Wirklichkeit wird noch viel entsetzlicher sein als diese Bilder vom bösen Gewissen, das dem bohrenden Wurm gleicht, von

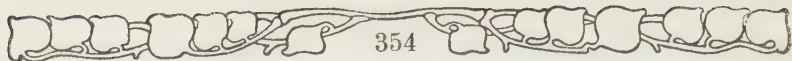


der Reue, die brennt wie nimmer erkaltendes Feuer. Kennen wir vielleicht noch nichts von diesem Bohren, diesem Nagen, diesem Brennen? Haben wir es nicht schon oft geduldet, daß unser Auge uns Sachen sehen ließ, unser Ohr uns Dinge hören ließ, unsre Hand Dinge tat, unsre Zunge Worte sprach, unser Fuß uns an Orte trug, wo wir innerlichen Schaden genommen, wo wir eine seelische Blutvergiftung aufgelesen haben, wo wir einen häßlichen Schmutzflecken davontrugen, wo wir ausglitten und vielleicht sehr, sehr tief sanken? Und dann? Was hätten wir darum gegeben, wenn es nicht geschehen wäre, wenn wir zurückgekonnt hätten! Wie heiß brannte die Scham!

Wo sind wir jetzt? Sind wir vielleicht da, wo man verhärtet ist, wo man verzweifelt oder gleichgültig den Kampf aufgegeben hat und nur noch hie und da leise, leise des Einst gedenkt, da es besser war?

Nun, wo wir auch seien, — noch ist es Zeit, der Mahnung Jesu zu gedenken: „Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus!“ Noch kann und will er uns helfen, aufwärts zu gehen, Meister zu werden über das, was uns nach unten zieht. Er ladet uns ein, mit ihm, der am Kreuz gestorben ist, um uns zu retten, das Abendmahl zu halten. Wer kommt als einer, dem das Vergangene leid ist, wer kommt mit einem Herzen, in dem die Sehnsucht nach einer sieghaftern, reinern Zukunft lebendig ist, als einer, der ernster und treuer kämpfen möchte, und der bittet: Hilf du, Herr Jesu, nur in diesem Kampf! der darf inne werden, daß er die Gemeinschaft erneuern darf mit dem, der gekommen ist, den Seinen Leben und volles Genüge zu geben, Kraft und Sieg, Vergebung und Frieden. Ihm sei Ehre und Preis! Amen.





## Abchiedspredigt in der Nydeckkirche.

Betttag 1907.

Wollt ihr auch weggehen?

Joh. 6, 67.

Dank- Buß- und Betttag! Ich weiß nicht, wie es andern geht, aber mir wird's an diesem Tag immer ganz besonders schwer zu predigen. Es mag dies an allerlei liegen, z. B. daran, daß man unter dem Gefühl steht: es erwarten heute viele, daß der Prediger mit scharfen Worten auf allerlei schwere Volkschäden hinweise, eine Art Volks-Sündenregister aufstelle und auch allerlei berühre, was sonst nicht oft besprochen wird. Dabei fragt man sich, was da herauskommen mag, ob nicht die meisten sich damit trösten, daß das nicht sie treffe, sondern andere, und so aus den ernstesten Worten sich eine die Selbstgerechtigkeit fördernde Unterhaltung machen.

Und weiter! Man steht unter dem Eindruck, daß viele nur gerade heute das Gotteshaus aufsuchen und gleich dem Mann im Jakobusbrief einmal im Spiegel des göttlichen Wortes sich beschauen, vielleicht wirklich nur sehr flüchtig, dann aber heimgehen und alles beim alten bleiben lassen.

Und weiter: Man ist sich dessen bewußt, daß es unendlich schwer hält, gerade im Blick auf ein Volk das Zutreffende zu sagen. Wird nicht der Blick des einen getrübt, weil er unter dem Eindruck all des Betrübenden, des vielen Unrechts, der Fäulnis verratenden Zeiterscheinungen steht? Und sieht nicht mancher wieder so viel Gutes sprießen, daß er fast nur zu loben und zu rühmen weiß? Vielleicht ist da ein falsches Bild gezeichnet, das entmutigt und verbittert und ärgert, oder aber einlullt und täuscht.

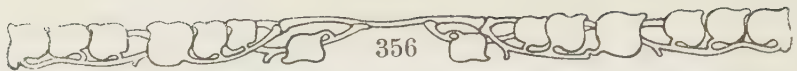
In der Überlieferung des Volkes lebt es ja weiter, daß in den Zeiten der Landvögte am Bettage auch die hohe Obrigkeit es dem Prediger nicht verübelte, sondern von ihm erwartete, daß er selbst ihr gegenüber kein Blatt vor den Mund nahm. Aber damals





stellte sich das Volk auch in seiner Obrigkeit an diesem Tag unter das Gericht. Da konnte der Prediger unter dem Eindruck reden, daß heute sein Volk als Volksganzes, als Staat vor Gottes Thron trete. In unserer Zeit müßte man eine ganz eigene Phantasie besitzen, wenn man von dieser Vorstellung getragen reden wollte. Nicht als ob ich glaubte, daß je alle Bürger diesen Tag auch wirklich als das gefeiert haben, wozu sein Name auffordert. Aber das Volk hatte doch gleichsam offiziell mit dem Tag zu tun, und der Tag darum offiziell mit dem Volk. Das ist heute nicht mehr der Fall. Und doch sollte gewissermaßen noch unter den alten Voraussetzungen geredet werden. Darin liegt für mein Empfinden stets etwas Schiefes, um nicht zu sagen etwas Unwahres.

Dennoch möchte ich diesen Feiertag nicht missen. Wenn wir auch nicht reden können, als ob unser Volk heute bewußt und offiziell als Schweizervolk Dank-, Buß- und Betttag feierte, so können und sollen doch die, die diesen Tag wirklich noch religiös begehen, dies im Blick auf das Volksganze tun, können und sollen es tun in ihrer Eigenschaft als Bürger dieses Landes. Und es ist gut und soll nicht geändert werden, daß jedes Jahr ein Tag kommt, an welchem zu gleicher Zeit in allen Kirchen und Kirchlein landauf landab des Vaterlandes und des ganzen Volkes gedacht wird, und daß diese Begriffe nicht nur mit Turnen und Schießen und Singen im Zusammenhang genannt werden, sondern in Verbindung gebracht werden mit Gott und Gottes Güte und Gottes Willen an uns. Denn so sehr wir alles begrüßen, was geeignet ist, körperliche Kraft und Gewandtheit und Gesundheit zu erhöhen, so sehr wir es begrüßen, wenn die schweizerische Wehrmannschaft sich übt und das Wehrwesen nach allen Seiten hin gefördert wird, damit wir in der Stunde der Gefahr bereit sind, die Freiheit, die unsre Vorfahren mit Gut und Blut errungen haben, aufs äußerste zu verteidigen; so sehr wir uns freuen, wenn unablässig daran gearbeitet wird, unser Schulwesen zu verbessern und das intellektuelle Niveau zu heben; so sehr wir uns freuen, wenn alle möglichen Faktoren: günstige Witterung, vorteilhafte Handelsverträge, Fortschritte in der Technik mithelfen, den materiellen Wohlstand und die äußern Verhältnisse und Lebensbedingungen günstig zu beeinflussen, — das



müssen wir doch mit aller Energie betonen, daß, wer sein Volk wirklich liebt, ihm zu dem allem und über dem allem noch etwas anderes wünschen muß, nämlich Gottesfurcht, nämlich eine möglichst große Schar von Menschen, die erfüllt sind von der Gesinnung, die durch Jesus Christus in die Welt gebracht worden ist. Was hilft uns aller materielle Wohlstand, wenn darüber die idealen Güter verloren gehen? Was hilft alle ökonomische Hebung, wenn die Menschen dabei sinken? Was hilft alles Wissen, wenn die Menschen dabei schlecht sind? Was hilft uns alle äußere Freiheit, wenn wir dabei in der großen Mehrheit Knechte der Sinnenlust, der Selbstsucht, der Genußsucht sind? Da wird es übrigens auch mit dem äußern Blühen und Gedeihen, es wird auch mit der politischen Freiheit, es wird selbst mit dem Bestehen unseres Volkes bald einmal zu Ende sein. Wer die Geschichte studiert und darunter nicht bloß Jahreszahlen von Schlachten und Friedensschlüssen versteht, der sieht, daß es immer und immer wieder dieselben Ursachen sind, die ein Volk dem Zerfall entgegenführen, nämlich das Schwinden von Treue und Glauben, der alles Höheren bare, im Irdischen aufgehende Sinn, die Zerrüttung des Familienlebens, der Parteihader. Und immer sind es dieselben guten Kräfte, die dem Einzelnen und den Familien und den Völkern aufwärts helfen. Und wenn man nachsieht, wo diese befruchtenden Quellen entspringen, dann kann man mit unfehlbarer Sicherheit sagen: Auf den Höhen, da Gott wohnt! Immer und immer zeigt es sich, daß die Gottesfurcht der Weisheit Anfang ist, die Quelle der Kräfte, die aufbauen, die stählen, die dem Bösen Dämme entgegenwerfen, die Licht und Wärme liefern. Man soll doch nur die heutigen Völker miteinander vergleichen. Stehen sie nicht um so höher, je reiner und klarer die Botschaft von Jesu bei ihnen erschallt?

Darum weiß ich auch heute im Blick auf unser Volk und unser Land nichts Besseres, als auf ihn hinzuweisen, ihn uns vorzuhalten als den, zu dem man sich halten muß, den man nicht verlassen darf. Es drängt mich heute noch ganz besonders, gerade ins Zentrum zu gehen. Nicht nur weil es ein hoher Festtag ist, an dem man von der Hauptsache reden möchte, sondern weil ich heute zum letztenmal als Pfarrer der Rydeckgemeinde auf der Kanzel stehe, und ich da

von nichts anderem reden mag als von Dem, der allein von allen sagen darf: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Zu ihm hinzuführen, das ist all die Jahre hindurch mein Streben gewesen. Was könnte ich mehr wünschen, als daß dieser Tag noch in besonderer Weise diesem Streben dienen würde! Möchte uns allen die Frage, die wir als Textwort verlesen haben, tief ins Herz hineindringen und unauslöslich bleiben, und möchte sie bei allen die rechte Antwort finden, die Frage, die Jesus heute an uns richtet: *Wollt ihr auch weggehen?*

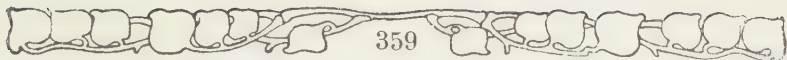
Auch weggehen? Ja wirklich, was er im Volk Israel beklagen mußte, darüber muß er auch im Schweizervolk klagen. Ihrer viele gehen weg von ihm. Tausende kehren ihm den Rücken oft sehr bald schon nach der Admission. Einem großen Bruchtheil unseres Volkes ist er nichts. Sie meiden den Ort, da von ihm geredet wird; jahraus, jahrein sind sie nie in einer Kirche zu sehen. Das Buch, das von ihm redet, die Heilige Schrift brauchte für sie nicht übersetzt zu sein; denn sie tun nie einen Blick hinein. Seinen Namen nennt ihr Mund nur beim Fluchen und Schwören und Spotten. Ja in manchen glüht Haß und Leidenschaft gegen ihn; sie bemühen sich seinen Einfluß zu brechen, seine Lehren zu bekämpfen. Und zwar wird heute nicht nur das, was man christliche Glaubenslehre nennt, angegriffen und zum alten Eisen geworfen. Man geht weiter, und es ist nur konsequent, daß man weiter geht. Hat es bisher immer geheißen: Nur mit den Glaubenssätzen, mit den Dogmen verschonet uns, dafür sind wir nicht zu haben; hingegen die Moral Jesu, seine sittlichen Anschauungen und Forderungen, die sein Leben und seine Lehren uns vorhalten, die sind das Höchste und Beste, — nun, jetzt tönt es von mancher Seite ganz anders. Nun wird ganz offen und unverblümt der christlichen Moral der Fehdehandschuh hingeworfen; nun werden die sittlichen Anschauungen und Forderungen Jesu als alte Tafeln mit veraltetem, für uns nicht mehr maßgebendem Inhalt zerbrochen und durch neue ersetzt, die statt der Selbstzucht das Ausleben des eigenen Ichs mit seinen Trieben und Neigungen proklamieren, statt der Nächstenliebe die Selbstsucht, statt Pflicht Genuß, statt Recht Rechte, statt Geist Fleisch. Gewiß, diese bewußte Auflehnung gegenüber Christus und dem Christentum findet

sich nicht als weit verbreitete Erscheinung, wenigstens nicht offen; aber sie ist da. Und daneben ist eine noch viel allgemeinere, traurigere Abkehr von Jesus da in der Form vollständiger Gleichgültigkeit. Man haßt ihn nicht, man bekämpft ihn nicht; aber man kümmert sich überhaupt nicht um ihn. Man hat nichts von ihm und zu ihm zu sagen und läßt sich auch nichts von ihm sagen. Er ist vielen mitten in der Christenheit gleichgültiger als der Kaiser von Japan.

Welches ist nun das Bild, das sich bei dieser Abkehr von Jesus uns darbietet? Es ist nicht möglich, alle die Züge zu nennen, die unserer Zeit den Stempel aufdrücken. Wir müssen uns auf einige besonders hervorstechende und besonders bedenkliche beschränken. Wer unserm Geschlecht den Spiegel vorhalten will, um als getreuer Eckart zu warnen, der kann sehr vieles zusammenfassen, indem er von der materialistischen Gefahr redet.

Die materialistische Gefahr. Sie steht uns jedenfalls näher und ist viel bedrohlicher als die gelbe Gefahr. Was meine ich mit der materialistischen Gefahr? Ich meine dies damit, daß die Anschauung immer unverhüllter vertreten wird und immer weiter Boden faßt, daß wir Menschen nichts weiter seien als Tiere, die kein anderes Leben haben als das irdische. Diese Anschauung ist der Sumpfboden, aus dem eine ganze Reihe von Giftpflanzen erwächst, aus dem Dünste aufsteigen, die den Blick trüben und das Urteil verwirren. Aus diesem Boden schießen die Theorien auf, die dem Menschen jede freie Willensentscheidung und damit jede Verantwortlichkeit nehmen. Sünde und Schuld gibt es da nicht. Man hat seine Natur; man hat seine Neigungen, und das Gegebene ist, daß man diesem folgt. Da ist nichts mehr von sittlichem Ringen, von heißem Kampf mit sich selbst, von Selbstüberwindung und Entsagung. Da ist nichts mehr heilig, auch die Ehe nicht. Da ist das Gewissen etwas, dessen man sich schämt, weil es durch veraltete Vorurteile einem anerzogen worden sei, und man am besten tue, sich seiner möglichst rasch zu entledigen. Alle die Begriffe wie Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit sind lächerlich. Die ganze Moral ist lächerlich. Gut und Böse gibt's ja überhaupt nicht. Wo gibt's denn für ein Tier Gut und Böse, Recht und Unrecht? Und wer will verkennen, daß eine außerordentliche moralische Erweichung bei uns



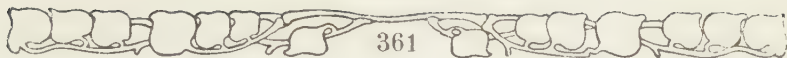


zu konstatieren ist? Wir haben Mühe, uns noch über etwas zu entsetzen. Ja wohl, wir sollen den Sünder nicht verdammen, aber die Sünde. Fehlt es uns aber nicht an dem heiligen Ernst ihr gegenüber? Mir ist's, als seien wir ziemlich allgemein auf dem Wege, in eine Larheit des sittlichen Empfindens und Urtheilens zu geraten, die verderblich wirken muß. Dinge, die früher als Schande gegolten haben, werden mit Achselzucken abgetan. Aus der materialistischen Anschauung, daß der Mensch nur ein Tier sei und nur dies Leben habe, fließt ganz selbstverständlich jene Genußsucht, über die heute so viel geklagt wird. Wie sollte es anders möglich sein? Wer will es einem Menschen verargen, wenn er sagt: Ich habe nur diese paar Jahre, und wie rasch sind sie vorüber? Dann ist alles aus; darum will ich möglichst viel von diesen paar Jahren haben. Da ist's kein Wunder, daß die Gesinnung Platz greift, da man es gut haben will. Das ist der Boden, auf dem der Luxus wächst, die Festseuche wächst, der Alkoholismus immer wächst, der in unserm kleinen Land alljährlich etwa 300 Millionen Franken verschlingt. Das ist der Boden, auf welchem eine Sonntagsfeier gedeiht, die an Leib und Geist Schaden nehmen läßt. Das ist der Boden, auf welchem eine einseitige intellektuelle Ausbildung stattfindet, da man nur das Wissen hochschätzt, nur Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben will, um damit möglichst weit zu kommen in der Welt, während das Gemüt dabei verarmt und verodet, die Bildung des Herzens, des Charakters nebensächlich wird. Das ist der Boden, auf welchem der Idealismus stirbt, — es wird alles Geschäft. Es wird alles danach beurteilt, ob es Geld einträgt, ob es uns nützt. Das ist der Boden, auf welchem ein Patriotismus, der Opfer bringen kann, der an das ganze Volk denkt, dahinschwindet, und dafür die Interessenpolitik alles bestimmt, die aus den verschiedenen Ständen des Volkes streitende Parteien macht, die jedes Gesetz nur darauf hin betrachtet, ob es für den Teil, zu welchem man gehört, vorteilhaft ist. Das ist der Boden, auf welchem die Menschen nicht nach ihrem Sein, sondern nach ihrem Haben gewertet werden, nicht nach ihrem innern Wert, sondern nach ihrem äußern Besitz. Wie kann es anders sein, als daß es gilt: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles.“ Da liegt ganz sicher die wahre gelbe Gefahr. Man will genießen. Immer raffinierter

wird bei denen, die es sich leisten können, der Genuß. Immer geschraubter werden die Ansprüche, immer unnatürlicher die Lebenshaltung, immer perverser die Bedürfnisse, immer blasierter der Mensch, immer stärker die tierische Seite, immer mehr Meister die Materie, immer größer der blöde Hochmut und die harte Lieblosigkeit, die den Armen nicht als Bruder ansieht, sondern ihn verachtet, die sich um ihn nicht kümmert, sich nicht in seine Lage zu versetzen sucht, nichts darnach fragt, wie er wohnt, wie er und seine Familie mit dem Lohn auskommen könne. Man will genießen. Immer größer wird die Unzufriedenheit und die Begehrlichkeit, immer hagererfüllter die Herzen derer, die andere am besetzten Tisch sehen, immer größer die Neigung, sich gewaltsam in den Besitz des Gewünschten zu setzen; immer bedenklicher werden die Mittel, womit man sich den Genuß verschaffen will.

Man will genießen. Und darum begegnest du links und rechts und in tausend verschiedenen Erscheinungen der Tatsache, daß die Menschen an sich selbst immer kleinere Anforderungen stellen. Man findet das, was man tun soll, immer zu viel. Man findet das, was man tut, immer rasch genug. Man sucht es sich möglichst leicht und bequem zu machen. Die Menschen in weichen Kleidern sind heute nicht nur mehr in der Könige Häusern. Die Ansprüche ans Leben wachsen, die Ansprüche an die anderen wachsen. Die Ansprüche fürs eigene Ich wachsen, aber die Ansprüche ans eigene Ich sinken. Sich einschränken, sich nach der Decke strecken, — was sind das vielen für altoäterische Ansichten! Da muß heute wohl einer ein rechter Narr sein, wenn er noch freiwillig nach solchen Grundsätzen handeln wollte.

Man will genießen. Was fragt man da nach den Pflichten als Gatte, als Gattin, als Eltern, als Mutter, als Kind? Die Treue in der Ehe wird ein leerer Wahn. Ja, man will überhaupt die Ehe mit ihren Aufgaben und Anforderungen nicht mehr; man will die Kinder nicht mehr. Mit der größten Unverfrorenheit schreibt nicht ein Mann, sondern eine Frau: „Starke Persönlichkeiten können und mögen sich nicht mehr entschließen, den alten Rechtszwang der Ehe einzugehen.“ Wohl verstanden: sie betrachtet dies als Fortschritt. Und ein immer stärkerer Chor von Stimmen jubelt der Zeit entgegen, da nur noch das individuelle Vergnügen in dieser Frage



entscheidet. Ein Forel erklärt, man müsse bis zur Blindheit voreingenommen sein, um nicht einzusehen, daß es ein grundsätzlicher Fehler wider die Natur sei, die Monogamie als die allein seligmachende Eheform zu betrachten und aus ihr eine Zwangsjacke für die Menschheit zuzuschneiden. Es wird von tonangebenden Persönlichkeiten im Namen der Wissenschaft, der Kultur, der Lebenssteigerung, der Fortschritte, der Freiheit, und wie all die schönen Dinge heißen, die sie in den Mund nehmen, Sturm gelaufen nicht gegen allerlei soziale Übelstände und gegen individuelle Begierden, die ein glückliches, reines, friedliches Familienleben bedrohen, und die mit Recht bekämpft werden, sondern gegen die christliche Ehe, die christliche Familie selbst. Das gehört zum Bedenklichsten in unserer Zeit. Aber es ist eine selbstverständliche Frucht der materialistischen Lebensauffassung, gerade wie die Erscheinung, daß in der Erziehung immer mehr der Ernst fehlt, daß den Kindern alles nachgelassen wird. Ist es dann verwunderlich, wenn Kinder aufwachsen, die glauben sich alles herausnehmen zu dürfen, die ihre Eltern regieren, die von Ehrerbietung und Pietät und Dankbarkeit nichts wissen, wohl aber viel von Übermut und Leichtsinn und Unverschämtheit?

Damit rühren wir an einen Punkt, den wir noch etwas mehr ins Licht rücken wollen. Man sollte denken, daß die materialistische Anschauung, wonach wir nur Tiere sind, die Menschen bescheiden und demütig machen sollte. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Weil man in allerlei äußerlichen Dingen große Fortschritte gemacht hat, so ist unsere Gesellschaft voll stolzer Selbstzufriedenheit. Man ist trunken von all den Erfindungen und Erkenntnissen. Einen Gott hat man nicht, und so verdankt man ja alles sich selbst. Da will man denn überhaupt niemanden mehr über sich anerkennen. Und so geht ein Geist der Auflehnung, der Autoritätlosigkeit durch unser Geschlecht. Alles glaubt man zu verstehen; alles glaubt man kritisieren zu müssen. Nur sich selbst kennt man nicht; nur sich selbst kritisiert man nicht. Jeder glaubt sich zum Weltverbesserer geschaffen; aber sich selbst bessert keiner. Der Reiche weiß, was der Arme sollte, und der Arme kennt die Pflichten der Reichen. Der Mann sucht die Schuld bei der Frau, und die Frau beim Mann. Der Jüngling, der noch nicht einmal sich selbst zu erhalten imstande ist, hat mit Gott



abgeschlossen, und der Mann, der seinen Namen nicht recht schreiben kann, weiß, wie eine bessere Gesellschaftsordnung herbeigeführt werden muß. Jeder ist Theologe, jeder ist Mediziner, jeder Naturforscher, jeder Schulmann, jeder Staatsmann, und je weniger er von der Sache kennt, desto voller nimmt er den Mund. So zeigt sich, weil man keinen Gott hat, auf der einen Seite Selbstüberhebung, Selbstdünkel ohnegleichen, aber dicht dabei eine unsagbare Haltlosigkeit. Man hat keinen Gott, vor dem man sich beugt, so hat man auch keinen Gott, an dem man sich aufrichtet, keinen Gott, dem man gehorcht, und darum auch keinen Gott, auf den man vertraut, keinen Gott, dem man dankt, und darum auch keinen Gott, auf den man seine Hoffnung setzt. Darum so viel Klagen und Bitterkeit, so viel inneres Zusammenbrechen, so viel Rat- und Trostlosigkeit, so viel Pessimismus und Lebensüberdruß.

Male ich zu schwarz, meine Freunde? Kann jemand sagen: Von alledem habe ich nichts? Ich glaube im Gegenteil, daß mancher denkt: du hast noch lange nicht alles Beängstigende genannt. Du hast vieles nur leise angedeutet; du könntest auf scheußliche Verbrechen hinweisen, auf die erschreckende Zahl der Selbstmorde; du solltest viel schärfer reden, wenn du dein Volk liebst. Ja, nicht wahr, das tun wir doch. Wir lieben unser Land. Wir lieben unser Volk. Wir sind glücklich, daß dies unsere Heimat ist. Wir sehen mit Stolz die Bewunderung, die die Fremden ihr zollen. Weit tut sich unser Herz auf, wenn wir im Glanz eines Sonnentages hinaufsteigen in die Höhen, und die hehre Majestät der Berge umgibt uns, und unser Auge schweift über die Seen und die ernsten Wälder und die grünen Matten und die wogenden Felder und die schmutzen Dörfer. Und wir denken daran, daß zu Stadt und Land viel Gutes ist, viel ehrliches, hartes Arbeiten, viel tapferes Tragen, viel wackere Gesinnung, viel Wohltätigkeit, viel Gottesfurcht. Sollten wir das heute vergessen? Nein, sondern wir wollen uns darüber freuen; wir wollen dessen dankbar und froh gedenken. Aber gerade wer sich darüber freut und seinem Volke mehr davon wünscht, der darf nicht schweigen von den Schäden, die er sieht. Das sind nie die wahren Patrioten gewesen, die nur zu rühmen wußten. Wer Schäden aufzudecken wagt, der zeigt damit, daß er die Zuversicht hegt, es sei noch Bessere



rung möglich. Niemand kann ehrlicherweise in Abrede stellen, daß der materialistische Geist, von dem wir sprachen, mächtig ist unter uns. Wer aber wagt zu sagen, daß dieser Geist unserm Volk zum Heil gereichen werde? Nein, wenn wir wünschen, daß unser Volk gesund bleibt; wenn wir wünschen, daß allerlei Schäden gebessert werden, daß es ein Volk von wahrhaft freien Persönlichkeiten sei, ein Volk der Eintracht und des Brudersinns, ein Volk trotz seiner Kleinheit von andern geachtet um seiner sittlichen Höhe willen, — dann müssen wir mithelfen, daß der Geist Jesu Christi mächtig werde unter uns.

Wie hat er sein Volk geliebt! Haben wir schon geweint im Gedanken an die Schäden unseres Volkes? Er hat's getan. Er hat heiße Tränen vergossen im Blick auf das Geschick, dem Israel zutrieb. Er hatte sein Volk vor diesem Geschehe bewahren wollen und hätte es bewahren können. Aber sie hörten nicht auf ihn. Die Geschichte lehrt, daß Israel es furchtbar büßen mußte, daß es nicht auf Jesus gehört hat. Jetzt steht er vor dir, Schweizervolk, will dich versammeln, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt, und will dir den rechten Weg weisen, und will dich mit seinem guten Geiste füllen, und will dir Kräfte von oben zufließen lassen. Statt der erniedrigenden Weisheit unserer Tage, die Tore aus uns macht, will er uns in die Höhe heben als Kinder Gottes, geschaffen für die Ewigkeit. Statt der feigen, weichen, verlogenen Weisheit, die den freien Willen in uns leugnet, die keine Verantwortung, Schuld und Gewissen annimmt und uns zu Sklaven der Vererbung, der Verhältnisse macht, stärkt er in uns den Glauben, daß wir wollen können, und daß wir siegen können, und daß wir freie Menschen sein sollen, und daß ein Christ ein Herr aller Dinge sein soll. Damit führt er uns in den Kampf für Wahrheit und Reinheit, für persönliche und soziale Gerechtigkeit, für eine bessere Zukunft. Immer wieder läßt er uns aufsehen und heißt uns arbeiten und nicht verzweifeln; immer wieder füllt er uns mit Hoffnung und Zuversicht; immer wieder öffnet er uns die Augen für die Schäden; immer wieder zeigt er uns ein noch höheres Ziel, weil er uns gewiß macht, daß über uns ein Vater im Himmel thront, dessen Reich kommen muß. O daß doch unser Volk nicht tun möchte,



wie Israel tat; daß es doch seine Hilfe und sein Heil vor allem in der Hinfuhr zu Jesu suchen möchte!

Wer von uns stimmt nicht in den Wunsch ein? O wenn es nicht ein leerer Wunsch sein soll, dann wollen wir ihn zum Gebet werden lassen! Beten wir eigentlich für unser Volk? Es wäre doch vielleicht manches anders, wenn wir Christen dies treuer tun würden. Der heutige Tag soll uns dazu mahnen. Wir wollen seiner Mahnung folgen. Im Gebet wächst die wahre Liebe zum Vaterland. Im Gebet wird man gerechter und milder. Jetzt wird so viel geklagt und geschimpft. Über die Obrigkeit, über die Gesetze, über die Reichen, über die Armen, über die Verhältnisse, über Schule und Kirche, über die Arbeitgeber, über die Arbeiter und ihre Führer. Ist's nicht besser, wenn wir beten? Stellt euch vor, daß wir Männer in unserer Regierung haben, die beten; Arbeiter und Arbeiterführer, die beten; auf den Redaktionsbureaux Männer, die beten; in der Schule Lehrer und Lehrerinnen, die beten; in den Gemeindebehörden Männer, die beten; in den Häusern Väter und Mütter, die beten; im Volk viele, viele, die beten für das Wohl des Vaterlandes, — ob da nicht ein Neues gepflügt würde?

Wollen wir das Beste unseres Volkes, so müssen vor allem wir selbst treu in die Fußstapfen Jesu treten. Er tritt heute vor jedes von uns und fragt: Willst du auch weggehen? Hören wir nicht, daß eine Angst um uns aus seinen Worten zittert? Hören wir nicht den Klang der Liebe gleich der Mutterliebe aus dieser Frage heraus? Ach, viele auch in dieser Gemeinde antworten in ihrem ganzen Tun und Lassen auf diese Frage des Herrn mit Ja. Wie viele von den Jünglingen, die ich in diesen Jahren unterwiesen, zu Jesus geführt, und die bei diesem Altar gekniet haben voll innerer Ergriffenheit, — sie sind weggegangen. Wie manches Hochzeitspaar, das gelobt hat: Wir wollen dem Herrn dienen, hat einem Geist Einzug in Herz und Haus gestattet, der mit Jesus nichts zu tun hat. Wie viele Eltern von Kindern, die ich taufte, haben versprochen, ihr Kind dem Herrn zuzuführen, — sie haben es nicht getan, nicht durch Wort und nicht durch Beispiel. An wie vielen Orten wollte man nur materielle Hilfe, nur Rat in irdischen Dingen; den geistlichen wich man mit großer Geschicklichkeit aus. Ja, wer von uns kann



heute, da diese Frage an uns gerichtet wird: Wollet ihr auch weggehen? frohen Herzens sagen: Herr, du weißt, ich bin stets bei dir geblieben? Ja, er hat sich um uns bemüht, er hat uns gesucht. Heute steht all seine Liebe, seine Geduld, sein Locken, seine Treue vor unserm Auge. Er kann fragen: Was kann ich denn noch tun, das ich nicht schon für dich getan hätte? Es wird von einer Mutter erzählt, es sei ihr größter Schmerz gewesen, daß ihr blödes Kind bei allen Hülfeleistungen, die sie ihm erwies, und aller Mühe, die sie mit ihm hatte, sie niemals als Mutter erkannt habe. Muß nicht der Herr auch so klagen, daß wir ihn trotz all seiner Liebe und Güte nicht kennen, und zwar, da wir nicht blöde sind, ihn nicht kennen wollen? Denken wir an all unsere Untreue ihm gegenüber, an all unsere Lauheit und Gleichgültigkeit; denken wir daran, wie wir ihn vergaßen, wie wir seinem Willen zuwiderhandeln, wie wir undankbar sind, wie wir uns gegen seine Führungen auflehnen, wie wir ihm mißtrauen, wie wir mit unserm Kleinglauben, unserer Verzagttheit ihn entehren, wie wir unsre eigenen Wege gehen, wie wir lässig sind in der Arbeit für sein Reich, feig im Bekenntnis zu ihm. Spricht da nicht eine Stimme zu uns: Wie, du kannst noch hoffen, daß er weiter etwas von dir will?

Ja, meine Freunde, er will noch weiter etwas von uns. Er gibt uns nie auf; nur wir geben ihn auf. Aber er bittet heute: Tue das nicht. Gehe nicht weg von mir. In seinem Namen bitte ich dich so, liebe Rndesdgemeinde und jedes einzelne Glied dieser Gemeinde, zum letztenmal als euer Pfarrer.

Ihr nehmt es mir nicht übel, wenn ich heute zum Abschied noch etwas Persönliches sage. Es ist Danktag. Wir haben sicher alle Ursache, für vieles zu danken, auch trotz allem Schweren, das auf uns liegt. Aber ich glaube, ich habe besondere Ursache. Ich habe Gott immer gedankt, daß er mir diese Gemeinde anvertraut hat. Daß er mich seinerzeit in diese Gemeinde geführt hat, daß ich jederzeit ganz sicher war, daß er mich an diesen Platz gestellt hat, das hat mich unzählige Male aufgerichtet und mir Mut gemacht. Ich habe Ursache, Gott zu danken für unendlich viel Liebe und Güte und Treue, die er mich in diesen 13 $\frac{1}{2}$  Jahren hat erleben lassen. Und ich möchte dir, liebe Gemeinde danken. Ich werde es nicht ver-

gessen, daß ihr mich gewählt habt, als ihr noch sehr wenig wußtet, was aus dem Kindlein werden wolle. Ihr habt mir immer wieder euer Vertrauen bewiesen. Ihr habt mich durch euern Kirchenbesuch ermutigt, und da denke ich auch an die, die sich oft einen weiten Weg aus andern Gemeinden hieher nicht verdrießen ließen. Ich denke auch an die Gaben, die mir für die Armen und für allerlei wohltätige Zwecke zugeflossen sind, auch von außerhalb der Gemeinde. Ich durfte stets unter dem Eindruck arbeiten, daß ich in einer Gemeinde stehe, die für städtische Verhältnisse ausnahmsweise stark das Gefühl kirchlicher Zusammengehörigkeit besitzt. Ich durfte arbeiten, getragen von dem Bewußtsein, daß in dieser Gemeinde viele für den Pfarrer und sein Wirken beten. Ein herzliches Verhältnis zwischen dem Pfarrer und vielen Gemeindegliedern, eine brüderliche Zusammengehörigkeit, ein brüderliches Zusammenwirken mit dem gewesenen wie mit dem jetzigen Amtsbruder, ein vortreffliches Einvernehmen mit einer tüchtigen Lehrerschaft, das alles und noch vieles andere hat die Arbeit außerordentlich erleichtert und mir neben allerlei Schwierigkeiten und Enttäuschungen doch so viel Schönes gebracht, daß ich mit gutem Gewissen sagen kann: Ich habe mein herrliches Amt mit Freuden und nicht mit Seufzen ausgerichtet.

Aber neben dem Danktag ist auch Bußtag. Und wer kann tiefer in die Buße geführt werden als ein Pfarrer, der von seiner Gemeinde Abschied nimmt? Die ganze Verantwortung tritt einem da vor die Augen. Die Amtsführung, was man hätte tun sollen, und was man getan hat. Meine Freunde, es ist auch ein furchtbar schweres Amt. Gott vergebe mir, was ich gefehlt, versäumt und unrichtig gemacht habe! Und ihr verzeiht mir auch und behaltet mich trotz allem lieb, wie ich die Nydeßgemeinde lieb behalten werde, so lange ich lebe. Betet für mich! Ich bete auch für euch. Ja, Gott walte über dir, liebe Gemeinde! Seiner Gnade befehle ich euch. Ihm befehlen wir heute unser ganzes Volk an. Er möge unser Gott sein und wir die Schafe seiner Herde!

Christi Blut und Gerechtigkeit,  
Das ist mein Schmuck und Ehrentkleid,  
Damit will ich vor Gott bestehn,  
Wenn ich zum Himmel werd eingehn.

Amen.





## Gottes Botschaft an unser Volk.

Betttag 1909.

O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!

Jer. 22, 29.

Es war ein Gerichtswort über einen der letzten Könige Judas, das der Prophet Jeremia zu verkünden hatte, als er rief: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ Dieses Gerichtswort sollten alle vernehmen. Wenn wir heute diesen Ruf: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ aufnehmen, so geschieht es nicht, um nun in dieser Stunde auf ein bestimmtes Wort Gottes in der Heiligen Schrift hinzuweisen, sondern wir bleiben bei dem Ruf stehen und lassen ihn zu uns reden. Sagt er nicht gerade das, was uns heute zu hören not tut?

Er richtet sich an das ganze Land, an die Gesamtheit des Volkes, und man braucht kein besonders feines Ohr zu haben, um den herzandringenden Ernst herauszuhören, um da ein Herz schlagen zu hören, das durch das Geschick seines Volkes bis ins Innerste berührt wird. Ist es darum nicht gerade das Wort, das wir heute brauchen? Wir feiern den eidgenössischen Dank-, Buß- und Betttag. Wie wäre es herrlich, wenn das ganze Volk ihn feierte, im richtigen Sinn und Geist ihn feierte! Wir wissen, daß dies nicht der Fall ist. Aber wir, die wir ihn feiern wollen, wir denken dabei an das ganze Volk. Das gibt diesem Tag unter den kirchlichen Festtagen sein ganz besonderes, eigenes Gepräge, daß wir ihn als Schweizer begreifen, daß wir im Blick auf unser Volk und auf unsere Zugehörigkeit zu diesem Volk vor Gott treten, dessen bewußt, was Gott uns in unserm Lande und in unserer Geschichte geschenkt hat; daß wir uns der Aufgaben bewußt werden, die Gott gerade unserm Volk gestellt hat, und daß wir uns klar werden, ob und wie diese Aufgaben erfüllt werden; daß wir vor Gott prüfen: was frommt unserm Land, und was fehlt unserm Volk? daß wir uns dankbar der Rechte



freuen und uns an die Pflichten mahnen lassen, die wir als Glieder dieses Volkes haben; daß wir uns vom Partei-, Klassen- und Richtungsstandpunkt weg wieder aufs Ganze weisen lassen; daß gerade wir Christen uns wieder recht an unsere Verantwortung für das Volksganze erinnern lassen und nicht bloß an unser persönliches Seelenheil oder gar nur an unsere materiellen Vorteile denken; daß gerade wir Christen uns wieder recht bewußt werden, daß wir weder für ein vaterlandsloses Weltbürgertum, noch für ein rücksichtsloses Eintreten für das eigene Volk da sind, weder für einen in hohlen Phrasen schwelgenden Nationaldünkel, noch für ein mißmutiges und verärgertes Verzweifeln an unserm Volk, weder für eine skrupellose Interessen-, Klassen- und Rassenpolitik, noch für eine blasierte Teilnahmslosigkeit gegenüber dem öffentlichen Leben. Wir sind vielmehr dazu da, daß wir als Salz wirken, daß wir alles bekämpfen, was die Gesundheit unseres Volkes an Leib und Seele bedroht, daß wir den zerstörenden Mächten aufbauende Kräfte entgegenstellen, daß wir unser Volk lieben mit einer Liebe, die leidet unter den Mißständen, Schäden und Sünden, und die stark macht, unter Verkenennung und Feindschaft, unter Opfern und Selbstverleugnung das Wohl der andern zu suchen; daß wir erfüllt mit dem Geist, der von Jesus in diese Welt hineingetragen worden ist, dem Geist der Kraft und der Liebe und der Zucht, des starken Gottvertrauens und der Hingebung, der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, der Reinheit und Gerechtigkeit, als innerlich geheiligte, gefestigte Persönlichkeiten mithelfen an der äußern und innern Hebung unseres Volkes.

Wenn wir nun so zu unserm Volk stehen und als Menschen, die sein Bestes suchen, sein Wohl und Weh auf dem Herzen tragen, heute fragen: Was müssen wir ihm wünschen, was dient ihm am sichersten zu seinem Wohl? dann finden wir die Antwort in der Aufforderung des Propheten: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ Das ist das Wort, das wir mit Posaumenton durch unser Volk rufen möchten. Was man heute auch an Schäden nennen mag, sie haben ihre Wurzel darin, daß diese Mahnung gar nicht oder nicht ernstlich genug befolgt wird.

Kein Mensch wird in Abrede stellen, daß Tausende und Tau-

jende in unserm Volk des Herrn Wort gar nicht mehr hören. Es sind ganz andere Worte, andere Lehren, denen sie lauschen, und von denen sie sich leiten lassen. An allen Ecken und Enden werden sie gepredigt, hier mit den wissenschaftlich klingenden Ausdrücken des Gelehrten und da mit den Schlagworten des Agitators, hier mit der gewandten Feder des modernen Literaten und da mit dem Pinsel des Künstlers. Wie Honig geht es Tausenden ein: „Der Mensch ist da, um sein Leben zu genießen. Alle seine Triebe sind natürlich und deshalb recht und deshalb zu befriedigen. Wenn er sich nicht mehr für böse hält, wozu die alte Moral ihn zwang, dann hört er auf es zu sein. Er ist lediglich das Produkt der Vererbung, Umgebung, Erziehung. Er muß sein, wie er ist; er kann gar nicht anders. Torheit ist es, ihn für sein Tun verantwortlich zu machen, Torheit, von Sünde und Schuld zu reden. Statt sich schwach und unwürdig zu fühlen, soll er ein hochgewachsener Mensch sein. Statt sich auf ein Jenseits, das es doch nicht gibt, vertrösten zu lassen, soll er diese schöne Erde lieben. Statt der düstern Lebensentsagung wollen wir eine freudige Bejahung des Lebens mit allen seinen Trieben, Kräften und Glücksmöglichkeiten. Weg mit all den einschränkenden, knechtenden Hemmungen von Seiten der christlichen Sittlichkeit, der Kirche, des Staates! Wir wollen ungehinderte Entfaltung und Auswirkung unserer Individualität.“

So tönt es in unsern Tagen. So ist man mit Gott fertig. So ist man mit dem ewigen Leben fertig. So gibt es kein Gericht, keine Verantwortung, keine Strafe. So ist der Mensch ein bloßes Naturwesen, eine besondere Tierart. So schafft man die Sünden aus der Welt, indem man die Gebote abschafft. So liegt der Sinn des Lebens in der möglichsten Befriedigung der nach Glück lechzenden Sinne. So ist alles erlaubt, wenn man sich nur amüsiert.

Sagt, meine Freunde, ist es nicht wahr, daß Scharen in unserm Volk mit dem Gottesglauben ausgeräumt haben, daß viele denen, die Gott mit gemeinen Reden höhnen, zujubeln; daß über alles Religiöse mit den rohesten Worten gespottet wird? Daß am Aufahrtstag die Münstererglocken läuteten, das hat einem hiesigen Schriftsteller, wie er schreibt, die Röte der Entrüstung ins Gesicht getrieben. Ja darüber entrüstet man sich, daß wir nicht glauben.

daß die Verwerfung das Letzte sei, daß Gott den Gerechten dem Tod überlasse, aber wir hören so wenig, daß man sich entrüstet, wir sehen so wenig Schamröte über die schlechten Häuser in unserer Stadt und gerade in unserer Gemeinde, und über die elenden Wohnungen. Auf was für einen Geist läßt es schließen, wenn Neukonfirmierte nach der Admission ihren Konfirmationschein zerreißen oder bejudeln? Was für Lasterreden werden geführt, wenn irgend ein Unglück oder widriges Wetter eintritt? Wie viel Troß und Auflehnung gegen Gott, seinen Willen und seine Führungen! wie viel Abfall, wie viel Lauheit und Gleichgültigkeit! Geht es gut, dann rühmt man sich selbst. Geht es schlecht, dann ballt man die Fäuste gegen den Himmel, und auch wo man nicht gerade bis zur Gotteslästerung und Gottesleugnung sich versteigt, — müssen wir nicht gestehen, daß es zwischen Gott und uns nicht steht, wie es sollte, daß er nicht die Macht in unserem Leben inne hat, die ihm gebührt? Auch wenn wir nicht schreien: Lasset uns zerreißen seine Bande! — ach, gelockert sind sie doch so oft!

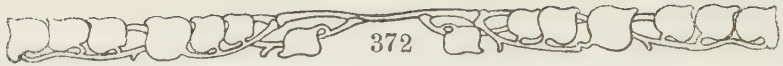
Und nun, was sind die Früchte dieses Abfalls von Gott? Was sind die Früchte dieser modernen, gottlosen, naturalistischen Theorien, dieses Evangeliums der Sinne? Wir können sie nicht alle nennen; aber wir können und müssen sagen: „Es sind faule Früchte!“ Es ist nicht möglich, den Verheerungen im einzelnen nachzugehen, die diese Theorien anrichten; aber es sind Verheerungen, wie wenn Dämme durchbrochen werden, und die Schmutzwasser und Schlammassen sich ungehindert über die Fluren ergießen, wie wenn der heiße Hauch eines Glutwindes über die Blumen geht, wie wenn am Berghang der Wald umgehauen wird und nun die Lawine freie Bahn hat.

Lassen wir uns nur auf einiges hinweisen, was nachgerade auch solche stutzig machen kann, die nichts so fürchten wie den Gedanken, man könnte sie nicht für fortschrittlich gesinnt halten. Was dem, der mit offenen Augen ins Volksleben hineinschaut, aus vielen Erscheinungen entgegentritt und was ihn mit Bangen erfüllt, das ist die Tatsache, daß die sittlichen Grundlagen wanken, daß eine Erweichung, eine Verschommenheit, eine Unklarheit und Grundsatzlosigkeit ohnegleichen eintritt, ja eine völlige Verdrehung des sittlichen Urteils. Einst meinte man, daß die Gebote Gottes dastehen



wie unverrückbare Marksteine. Wie der Landmann das Verrücken eines Marksteins für ein so großes Unrecht hielt, daß er einen, der dies tat, keine Ruhe im Grabe finden ließ, so wagte man auch nicht, an den in Gottes Wort gesetzten Grenzsteinen und Wegweisern zu rütteln. Heute setzt so mancher sie dahin, wo es ihm gefällt, oder er reißt sie aus und wirft sie auf den Schutthaufen, oder er geht lachend an ihnen vorüber. „Nichts ist wahr; alles ist erlaubt!“ „Wir müssen schuldig werden, wenn wir wachsen sollen.“ Das sind Grundsätze der neuen Sittlichkeit, von der man in hohen Worten redet. Da ist Ehebruch nicht mehr Sünde, sondern Menschenrecht. Da heißt Stehlen nicht mehr Stehlen, sondern „expropriieren“. Da wundern wir uns nicht, wenn wir in einer von einem Führer der deutschen Sozialdemokratie bevormorteten Schrift lesen: „In der Regel wird es den Klasseninteressen der Arbeiter entsprechen, den Arbeitgeber nicht zu betrügen. Wo aber das Interesse seiner Klasse die Verletzung der sittlichen Gebote erfordert, wird er sie verlegen. Lüge kann gut sein. Unehrllichkeit kann eine Tugend sein. Untreue kann eine Tat der höchsten Treue sein. Mord kann höchster Mut und Selbstaufopferung sein.“ Wir entsetzen uns wohl über solche Grundsätze, und doch sind sie noch einigermaßen verständlich vom Boden des Klassenkampfes aus. Aber welche Verwirrung der Begriffe wird durch einen großen Teil der heutigen Literatur, durch Romane, durch Theaterstücke und Witzblätter in alle Kreise der Gesellschaft hineingetragen und durch nichts gerechtfertigt als durch die ganz gewöhnliche Genußsucht!

Damit berühren wir einen Schaden unserer Tage, der in tausend größern und feinern Formen sich breit macht. Wir wundern uns nicht darüber. Wer will es Menschen, die an kein ewiges Leben glauben, verargen, wenn sie sagen: „Laßt uns zusehen, daß wir von der kurzen Spanne Zeit, die uns vergönnt ist, möglichst viel haben! Es ist so bald vorüber, das Leben, und dann umfängt uns ewige Nacht. Seele, unsterbliche Seele, — ach was, das gibt es ja gar nicht! Aber einen Leib haben wir, und für den laßt uns sorgen!“ Gewiß wird heute niemand die Notwendigkeit einer vernünftigen Leibespflge bestreiten. Aber wir stehen heute ganz offenkundig da, wo man in der Verfallzeit des römischen Kaiserreichs stand. Da hat



man auch in Sport und Spiel, in Rennen und Ringen und Baden Unglaubliches für den Körper und seine Gesundheit getan, und man ist doch elend zugrunde gegangen, weil man den Körper nicht zu einem tüchtigen Werkzeug des Geistes, sondern nur zum Genuß der Welt und ihrer Lust fähig machen wollte. So war man innen hohl, und was innen hohl ist, das bricht zusammen. Mag man alles mögliche tun für die Pflege und Ausbildung des Körpers; mag man die größten Anstrengungen machen für die intellektuelle und technische Weiterbildung, — wenn schließlich doch nur die sinnliche Seite des Menschen dadurch gefördert werden soll, die sittliche aber vernachlässigt wird, so ist der Tod im Topf. Wie sehr die sinnliche Seite aber heute im Vordergrund steht, das geht aus der Flut von Schriften und Vorträgen über dieses Gebiet hervor. Gewiß wird auch manches Notwendige und Gute gesagt, aber viel mehr noch Verlogenes, Verführerisches, Heuchlerisches. Was für eine sinnliche Aufstachelung der Menschen erfolgt schon durch die Schund- und Schmutz-literatur, durch Bilder und Karten, durch Witzblätter und Kinematographen! Bei einem einzigen Händler hat die Polizei 500 000 unflätige Ansichtskarten beschlagnahmt. 52 Firmen verbreiten in Deutschland derartige Karten. Wenn Goethe einmal sagt, das tiefste Thema der Weltgeschichte sei der Kampf zwischen Glauben und Unglauben; wenn Hilty sich dahin ausgesprochen hat, daß die religiöse Frage die Frage des zwanzigsten Jahrhunderts sein werde, so ist man versucht, zu antworten: Heute jedenfalls ist die Frage der Fragen für viele die nach der Befriedigung der Naturtriebe, nach dem Genuß der Sinne. Wie sehr der Genuß im Vordergrund steht, das zeigt die Art und Weise, wie von Tausenden der Sonntag zugebracht wird, nicht als Tag der Sammlung, sondern der Zerstreuung, nicht als Tag der Erhebung, sondern der Ausgelassenheit. Genuß! Genuß! Das tritt uns aus den ungezählten Festen und Vergnügensanlässen entgegen, wo man sich immer nur fragen muß: Woher nehmen die Leute das Geld zu dem allem? Genuß! das tritt uns entgegen in dem Widerwillen gegen die Arbeit, in der Gewissenlosigkeit bei der Pflichterfüllung. Genuß! das tritt uns entgegen in der elenden Art, wie Männer ihre Pflichten gegen Frau und Kinder mit Füßen treten. Genuß! das tönt aus dem Haß der untern Schichten gegen



die obern; das liegt in der Gleichgültigkeit weiter Kreise gegenüber den sozialen Fragen; das steckt hinter den 300 Millionen, die das Schweizervolk jährlich für Alkohol ausgibt. Genuß, das steckt hinter dem Unglück so mancher Ehe, hinter so manchem Selbstmord. Genuß, das steckt hinter so vielen pädagogischen Bestrebungen, da man dem Kind alles zum Spiel machen will. Genuß, das steckt hinter vieler Arbeit, die nur ein Jagen nach Gewinn ist. Genuß, das steckt in so vieler Natur- und Kunstschwärmerei. Genuß, das steckt in dem Streben, die Kunst an Stelle der Religion zu setzen.

Genuß und wieder Genuß! Und es ist so begreiflich! Wer wollte auch sein Leben an sittliche Ziele setzen, wer wollte sich überwinden und verleugnen, wenn er sich als Tier weiß, wenn er sich für ein bloßes Naturwesen inmitten einer nur von mechanischen Kräften bestimmten, gefühllosen Naturordnung hält! Wer will Ideale hochhalten, wer will an seiner eigenen Bervollkommnung arbeiten in hartem, schwerem Kampf, wenn doch Grab und Verwesung der letzte Schluß ist?

Gewiß, meine Freunde, es wäre Unrecht und Undank gegen Gott und Unbilligkeit gegenüber den Menschen, wenn wir nur diese Schäden sehen wollten. Es ist neben viel selbststüchtigem Streben doch auch viel werktätige Liebe in unserm Volke, die im Verborgenen hilft und bei Unglücksfällen in der Nähe und Ferne Großes tut, und die nicht müde wird, immer neue Werke ins Leben zu rufen, wie wir ja gerade heute wieder aufgefördert werden, mitzuhelfen bei der Erstellung eines bernischen Sanatoriums für schwächliche, kränkliche Kinder. Es gibt neben viel Arbeitscheu und Gewissenlosigkeit doch auch viel harte Arbeit, viel treue Pflichterfüllung. Neben viel Meisterlosigkeit und Verweichlichung in der Erziehung schweben doch noch vielen als Leitsterne die drei Worte vor: Lerne gehorchen! Lerne dich anstrengen! Lerne dir versagen und deine Begierden überwinden! Neben den Stimmen, die als Weg zur Lebenssteigerung die Theorien des Sichauslebens, des Sichgehenlassens preisen, erheben sich andere, die Charakter und Willensbildung fordern, die im Gedenken an das, womit Calvin Genf groß machte und der Welt Helden schenkte, nicht die Hingebung an die Stimmungen, Neigungen und Triebe des Augenblicks, sondern die ziel-



bewußte, eiserne Anspannung der leiblichen und geistigen Kräfte, die Selbstbeherrschung, die Zucht, die Hingebung an große Aufgaben, an sittliche Ziele, an das Wohl der Gesamtheit, an den Willen Gottes fordern.

Es ist noch viel gesunde Kraft und viel gesunder Sinn in unserm Volk. Es ist noch viel Gottesfurcht da; Gottesfurcht, da nicht viele Worte gemacht werden, da man aber doch weiß: das und das ist nicht recht. Gottesfurcht, die sich im stillen Tragen der Last und Heimsuchung offenbart. Es mag manchmal nicht die religiöse Erkenntnis sein, die wir sehen möchten; aber es ist doch ein religiöses Kapital da, das nicht gering veranschlagt werden darf. Und dann sind landauf, landab viele Stille, deren Namen nie in einer Zeitung stehen, die in der Politik nicht mitzählen, die aber beten und arbeiten und damit die Fundamente eines gesunden Staatswesens bilden helfen.

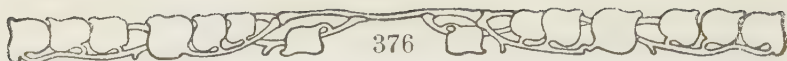
Aber alle diese Güter sehen wir nun eben bedroht. Noch sind sie da, aber wie Dämme, an denen die Brandung wild emporschäumt, wie Eichen, die unterwühlt werden. Zum 1. August dieses Jahres schrieb eine hiesige Zeitung: „Der Glaube an die unverwüßliche Gesundheit unseres Volkstums gibt uns die Zuversicht, daß unser Land auch die politischen und moralischen Gefahren überwinden wird, die es gegenwärtig in seinem Innern bedrohen.“ Ja, der Glaube an die unverwüßliche Gesundheit! Als ob nicht jede Gesundheit verwüßet werden könnte! Als ob nicht andere Völker eine Zeit hatten, da sie eine mindestens ebenso gute Gesundheit besaßen wie das Schweizervolk! Nun aber sind Schutthaufen da, wo ihre gewaltigen Hauptstädte standen. Wir sehen so vieles die Gesundheit unseres Volkes bedrohen, daß wir Ursache genug haben, an die Möglichkeit ihrer Zerstörung zu glauben, wenn nichts gegen die Angriffe geschieht. Wenn jene Theorien, von denen wir heute sprachen, jener Abfall von Gott, jene Unterwühlung der Sittengesetze, jener Deseitsglaube, jene Genuß- und Ausleberichtung überhand nimmt, wenn alle, die ihr huldigen, auch wirklich konsequent damit Ernst machen, dann geht es unfehlbar abwärts mit uns. Merkt man es denn nicht, daß trotz aller Phrasen die, welche uns Gott nehmen, die uns von freier Liebe schwärmen, die uns die Natur als Höchstes hin-



stellen, uns zurückführen auf die Stufe der Wilden, der Naturvölker, der Tiere? Sie reden, als seien sie Freie, als seien sie die Fortgeschrittensten. Nein, sie sind Reaktionäre, sie sind um Jahrtausende zurück. Sie würden uns in Zustände bringen, die wir beim elektrischen Licht doch nur Wilde wären. Äußere Fortschritte würden sie bringen, Firnis und Raffiniertheit der Kultur, aber innerlich wären wir zurückgesunken ins Heidentum, nein, in die Tierheit, und dieses innere Zurücksinken würde bald auch die äußern Fortschritte hemmen und sie jedenfalls nutzlos machen.

Man muß die Augen gewaltsam verschließen, um nicht zu sehen, daß die Völker um so weiter sind und um so höher stehen, je mehr das Christentum in ihnen rein und stark zur Geltung kommt. Vor 15 Jahren hat der japanische Fürst Ito erklärt: „Wir Japaner brauchen keine Religion, um gute Staatsbürger zu bilden.“ Kürzlich hielt er eine Ansprache, in welcher er sagte, er sei zu der Überzeugung gelangt, daß der materielle Wohlstand eines Volkes nicht von Bestand sei, wenn nicht zugleich sittlicher Rückgrat vorhanden sei; sittlicher Rückgrat werde aber nur erlangt durch die Wirkung der Religion. Der japanische Unterrichtsminister hat offen zugegeben, daß der bloße Moralunterricht sich als ungenügend erwiesen habe, und daß bei den sehr unerfreulichen sittlichen Zuständen Japans Religionsunterricht eingeführt werden müsse. Das sieht man in Japan ein; aber auch wenn sie es dort noch nicht einsehen würden, so würden wir dennoch gegenüber den Bestrebungen einer atheistischen und naturalistischen Lebensauffassung voll Sorge um das Wohl unseres Volkes und in der Gewißheit, damit wie mit nichts anderem ihm zu dienen, heute und immer wieder rufen: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“

Wir haben es, dieses Wort. Das ist ja der Vorzug, den wir evangelische Christen vor Millionen andern haben. Wir können es lesen in unserer Muttersprache. Es wird uns reichlich verkündigt. Niemand kann ohne eigene Schuld sagen: „Ich kenne es nicht.“ Darum tut es in dieser Stunde auch nicht not, einzelnes aus diesem Worte herauszugreifen. Nein, was uns heute mit aller Macht ans Herz gelegt werden soll, ist nur eben dies: Höret des Herrn Wort! Öffnet ihm Ohr und Herz und Haus! Laßt euch von ihm leiten!

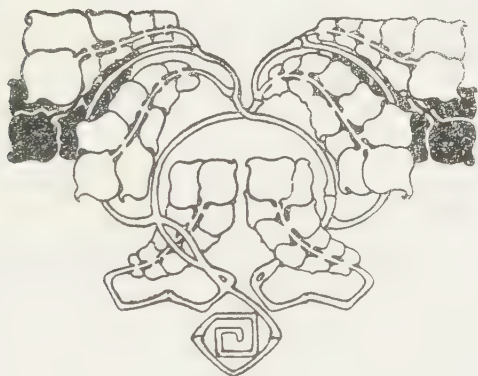


Höret nicht auf seine Feinde! Laßt euch nicht irre machen durch die Gegner! Bauet nicht auf den Flugsand der ihm widersprechenden Lehren und Theorien! Heute handelt es sich darum, daß wir alle geloben, und daß ein jedes sich vornimmt: Ja, wir wollen festhalten an Gottes Wort, treuer und gehorsamer als bisher!

Im Worte Gottes tun sich uns unvergängliche Quellen wahren Lebens auf; da bekommen wir feste Grundsätze und klare Richtlinien. Da erblüht eine Freiheit, die niemals zur Zuchtlosigkeit wird. Da quillt dem Traurigen Trost. Da erkennt der Reiche sich als Haushalter, der das Anvertraute zur Ehre Gottes und im Dienst der Mitmenschen verwenden soll, und der Arme schaut auf den, der nicht hatte, wo er sein Haupt hinlege. Da ist uns das Kind nicht eine Last, nicht ein Spielzeug, nicht ein Götz, sondern ein Geschenk und eine heilige Aufgabe. Da ist uns der Mensch nicht ein Tier und nicht ein Gott, sondern ein Kind Gottes und ein Bruder. Da wird uns alles in die rechte Beleuchtung gerückt. Wir sehen scharf und ehrlich unsere Fehler und brauchen doch nicht zu verzweifeln. Wir sehen die bösen Mächte in der Geschichte und im Leben der Völker und verzagen doch nicht am Kommen des Reiches Gottes. Ach, was soll ich das weiter ausführen! Laßt es uns erfahren, wie aus der Heiligen Schrift uns große Gedanken, Vertiefung und Erhebung, Weisheit und Licht, Trost und Kraft zufließen! Wie anders sähe es in so manchem Herzen und so manchem Haus aus, wenn heute das Wort beherzigt würde: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ Wie viel weniger kirchliche, soziale, politische Zerrissenheit, Kämpfe und Übelstände hätten wir, wenn Gottes Wort und nichts anderes gehört würde! Nun, was andere tun, haben wir nicht in der Gewalt. Aber wenn nur die, welche heute die Kirchen füllen, wenn nur jedes von uns heute die Mahnung des Propheten mitnimmt und still bei sich bewegt und zu befolgen trachtet, wenn nur jedes von uns sich dadurch zum Dank, zur Buße und zum Beten antreiben läßt und in solcher Gesinnung zum Tisch des Herrn tritt, so bringt dieser Tag uns ein gutes Stück weiter und wird ein Tag des Segens für uns und unser Land. Wir befehlen es auch für die Zukunft der Obhut des lebendigen Gottes. Wir, die wir aus heißem Herzen singen: „O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so



innig, feurig lieb ich dich!“, wir flehen zu dem Lenker der Geschicke, daß er mit uns sein wolle, wie er mit unsern Vorfahren war, daß er unsere Freiheit nach außen und innen erhalte und uns helfe, immer mehr ein einiges, gesundes, reines Volk zu werden. Er wird es tun. Er wird mit uns sein, wenn wir mit ihm sind. Darum: „O Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!“ Amen.



## Der unfruchtbare Feigenbaum.

Er sagte ihnen aber dies Gleichnis: Es hatte Einer einen Feigenbaum, der war gepflanzt in seinem Weinberge; und kam, und suchte Frucht darauf, und fand sie nicht. Da sprach er zu dem Weingärtner: Siehe, ich bin nun drei Jahre lang alle Jahre gekommen, und habe Frucht gesucht auf diesem Feigenbaum, und finde sie nicht; haue ihn ab; was hindert er das Land? Er aber antwortete, und sprach zu ihm: Herr, laß ihn noch dies Jahr, bis daß ich um ihn grabe, und bedünge ihn, ob er wollte Frucht bringen; wo nicht, so haue ihn darnach ab. Luk. 13, 6—9.

Wir wollen die Töne, die der letzte Sonntag angeschlagen hat, heute noch weiterklingen lassen. Es hat ein Dichter gesagt:

„Das ist's, was an der Menschenbrust  
Mich oftmals läßt verzagen,  
Daß sie den Schmerz und auch die Lust  
Vergißt in wenig Tagen!“

Liegt nicht viel Wahrheit in dieser Klage? Jedenfalls liegt viel Grund vor, an unseren Festtagen zu verzagen. Wir wissen es ja wohl alle aus eigener Erfahrung, wie leicht die Eindrücke eines solchen Festtages wieder verwischt werden, wie rasch die Stimmung wieder umschlägt, wie schnell die Vorsätze wieder vergessen sind. Mit Recht klagt man über die Zerfahrenheit unseres Geschlechts. Erfahrene Erzieher konstatieren schon bei unserer Schuljugend einen großen Unterschied gegenüber früher. Die Kinder haben viel mehr Mühe sich zu konzentrieren und bei der Sache zu sein. Es hält viel schwerer, ihre Aufmerksamkeit festzuhalten. Es ist ja sicher so, daß wir von viel mehr Dingen in Anspruch genommen werden, als es früher der Fall war. Wenn man nur bedenkt, wofür jeden Tag einmal oder gar zweimal die Zeitung unsere Gedanken in Anspruch nimmt, wie wir da von Ereignis zu Ereignis, von Land zu Land gehegt werden! Wir wissen, wir sehen, wir hören viel mehr als früher. Wie nahe ist da die Gefahr, daß wir nichts mehr recht ernst und tief nehmen! Kommt es uns nicht manchmal plötzlich zum Bewußtsein, wie leicht wir über die entsehllichsten Dinge, die



wir hören, hinwegkommen? Kaum daß wir einen Moment uns entrüsten, kaum daß wir ausrufen: Es ist doch fürchterlich, es ist doch himmelschreiend! so sind wir schon bei etwas anderem. Steht es nicht auch in unserm religiösen Leben, mit unsern Predigteindrücken, mit unsern Sonntagsstimmungen ähnlich?

Manchmal schon habe ich mich gefragt, ob wir nicht viel zu viel Predigten haben, ob es nicht besser wäre, wenn uns nur in größeren Zwischenräumen Gelegenheit geboten wäre, Gottes Wort zu hören. Würden wir nicht mehr Verlangen danach empfinden, würde es uns nicht mehr Eindruck machen? Ich weiß es nicht. Möglicherweise wäre ein solcher Versuch schließlich doch mehr zum Schaden als zum Nutzen. Es gibt ja viele, die nur selten von der Gelegenheit, Gottes Wort zu hören, Gebrauch machen, und doch merkt man wenig davon, daß sie dann um so tiefer ergriffen werden. Und viele sind doch froh und dankbar, daß sie jeden Sonntag im Hause Gottes wieder etwas Öl in die Lampe erhalten. Ja nicht bloß jeden Sonntag, sondern jeden Tag finden sie für ihre Seele Nahrung in Gottes Wort. Manch einer hat es schon ausgesprochen, daß hier die Quelle seiner Kraft verborgen liege. Gewiß gibt es auch auf dem geistlichen Gebiet eine Überfütterung, aber doch nur da, wo Menschen immer nur hören, immer nur aufnehmen wollen und von einer Versammlung zur andern laufen, ohne daß sie das, was sie hören, auch verarbeiten, innerlich verarbeiten und es in Tat und Leben umzusetzen sich bestreben. Darum wird es das richtigste sein, wenn wir Gottes Wort fleißig hören, aber auch recht Acht haben, daß das Gehörte nicht vom ersten Wind wieder verweht wird, nicht nur flüchtig und oberflächlich unsere Seele berührt, sondern in unser Innerstes eindringen und uns beeinflussen kann, so daß nach außen sichtbar wird, wie in uns neue, höhere Kräfte wirksam sind.

Mit aller Deutlichkeit macht uns Jesus im Gleichnis vom unfruchtbaren Feigenbaum darauf aufmerksam, daß auch von uns Frucht verlangt wird. Das ist nicht eine einmalige Forderung, sondern immer und immer wieder wird sie gestellt. Denken wir an das Gleichnis vom Säemann, an das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, an die Bildrede Joh. 15, vom Weinstock und

den Reben: „Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt viele Frucht.“ Der Apostel Paulus zählt im Galaterbrief Früchte des Geistes auf: Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Glaube, Sanftmut, Keuschheit. Es ist stets wieder notwendig, daß wir Christen uns dies vorhalten; denn wir sind immer geneigt, auf halbem Weg stehen zu bleiben. Die einen bleiben stehen bei der Kirchlichkeit. Christ sein heißt für sie so viel als zur Kirche gehen. Ich sage nicht: es nützt nichts, zur Kirche zu gehen; es würde sicher in mancher Familie besser aussehen, wenn das Wirtshaus etwas weniger, und dafür die Kirche etwas fleißiger besucht würde. Und wenn man auch, wie mancher höhnisch sagt, in der Kirche kein Brot verteilt, so ist doch in mancher Haushaltung mehr Brot und noch allerlei Schönes und Gutes dazu, seit der Mann wieder Gottes Wort hört. Aber deswegen ist es doch so, daß Kirchlichkeit noch lange nicht Christlichkeit ist. Andere bleiben stehen bei der Rechtgläubigkeit. Christ sein heißt für sie, die Bibel als Gottes Wort anerkennen, Jesus als Sohn Gottes betrachten, an keinem Wunder des Alten und Neuen Testaments zweifeln, die Auferstehung des Fleisches lehren, das apostolische Glaubensbekenntnis unterschreiben. Aber damit ist es auch nicht getan. Ich meine, es war Wesley, dieser Glaubensmann, der einmal sagte, auch der Teufel sei rechtgläubig. Jedenfalls kennt nicht nur Jakobus einen toten Glauben, sondern auch Paulus spricht: „Wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, so daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts.“ Diese Männer befinden sich damit in Übereinstimmung mit dem Meister, der erklärt: „Nicht alle, die zu mir Herr, Herr sagen, werden in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.“

Denen, die, wie es heute vielfach geschieht, behaupten, auf den Glauben komme es überhaupt nicht an, wenn einer nur recht tue, müssen wir freilich entgegentreten. Wir haben sehr wenig Vertrauen zu den Bestrebungen, die unter dem Namen „Ethische Kultur“ bekannt sind. Es ist ja ganz schön, wenn die Vertreter dieser Richtung die Wahrheit, die Gerechtigkeit, das ideale Streben preisen und die Menschen zu Edelmenschen erziehen wollen. Aber

wenn sie dies ohne den christlichen Glauben tun wollen, wenn sie den Glauben gar als Hemmnis für die sittliche Entwicklung bezeichnen und bekämpfen, dann muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie ihre sittlichen Forderungen dem Christentum entnehmen und schon deshalb nicht so absprechend vom christlichen Glauben reden sollten. Es muß darauf hingewiesen werden, daß sie zwar die Früchte wollen, aber ohne den Baum, an dem sie wachsen. Wo in aller Welt kann man Früchte einheimsen, wenn man die Bäume umgehauen hat? Wir bestreiten nicht, daß es Menschen gibt, die sich als ungläubig, als religionslos bezeichnen, und vor deren Charakter, vor deren Handeln wir die größte Hochachtung empfinden können. Aber es ist nicht zu vergessen, daß diese wohl alle im christlichen Glauben unterrichtet und aufgewachsen sind, daß sie, ohne es vielleicht zu wissen, von dorthier eine Menge von Eindrücken und Einflüssen mitgenommen haben. Wie würden sie wohl sein, wenn sie nichts davon hätten, wenn sie in heidnischer Umgebung stünden? Der bekannte Gelehrte W. Förster in Zürich, der selbst früher im Strom der religionslosen ethischen Kultur vorangeschwommen war, erklärt: „Die ältere Generation religionsloser Menschen hat durch ihre religiöse Erziehung meist noch Ideale und Begeisterung; die jüngere bekennet offen: wir wissen nicht, wozu wir leben; alles ist uns leer und arm.“ Übrigens zeigt uns auch die Geschichte, wenn wir aus ihr lernen wollen, wie weit eine religionslose Moral führt. China hat seinen großen Morallehrer Confucius gehabt, und er hat eine Menge der schönsten Vorschriften aufgestellt. Aber hat er damit vermocht, sein Volk zu höherem Leben und Streben zu wecken? Hat er vermocht, es vor Verknöcherung zu bewahren? Auch Frankreich sucht seine Kinder seit Jahren ohne religiösen Glauben zur Moralität zu erziehen. Aber man muß ein sehr merkwürdiger Mensch sein, um sich durch die erzielten Resultate nach diesem Fortschritt lüstern machen zu lassen. Auch die religionslose russische Jugend dürfte nachgerade selbst dem Verbohrtesten zeigen, zu welcher Sittlichkeit die Menschen kommen, wenn sie den Einfluß der Religion auf die Seite geworfen haben. Es ist ein moderner Ästhetiker, Fr. Theodor Vischer, der sich dahin ausspricht: „Die Moral sagt: Du sollst! Die Religion: Und ich allein gebe dir

die Kraft, zu können, was du sollst; denn ich allein breche die Selbstsucht. Sie setzt hinzu: und ich tröste dich, wenn du redlich gewollt hast und dennoch schuldig geworden bist. Die Moral ist Vorschrift, die Religion ist Quelle der Erfüllung, sie lindert und heilt.“ Allem heutigen Gerede zum Troß wird es dabei bleiben, daß Religion und Moral zusammengehören wie Baum und Frucht.

Nun, unser heutiges Gleichnis hat es auf die Wahrheit abgesehen, daß Früchte da sein müssen. Wir können diese Worte Jesu nicht hören, ohne daß die ernste Frage vor uns aufsteigt: Wie steht es mit mir? Bin ich ein fruchtbarer Baum oder nicht? Wir dürfen dieser Frage nicht ausweichen. Es liegt ja auf der Hand, daß von ihrer Beantwortung das Urtheil über den Wert unseres Lebens abhängt. Die Frage: Bringe ich Frucht? heißt so viel als: mache ich Fortschritte im Guten, in der Heiligung? lasse ich mich von Christus bilden nach seinem Bild, daß ich je länger, je mehr ihm ähnlich werde? Sich fragen bringe ich Frucht? heißt so viel als sich Rechenschaft darüber geben: Hat mein Leben einen Zweck, und welchen? Ich glaube, daß nur da von guter Frucht die Rede sein kann, wo von einem Menschen einerseits gilt, daß er selbst reifer und tüchtiger wird, und wo andererseits einer seinen Mitmenschen, und wäre es auch nur einem Einzigen, dient, nützt, zum Segen ist. Daraufhin müssen wir unser Leben prüfen. Es ist bekannt, wie der große russische Dichter und Denker Tolstoi eines Tages sein Leben ansah und sich fragte: Wozu dient dies mein Leben? Er lebte wie ungezählte andere, nicht schlechter, vielleicht besser; er beteiligte sich am gesellschaftlichen Leben der hohen russischen Kreise; er beteiligte sich am politischen, am militärischen Leben, er schriftstellerte, und der Ruhm hob ihn schon weit über andere empor. Aber als ihn nun die Frage packte: Wozu dies alles? Was hat dies alles für einen Sinn? da fand er zunächst keine Antwort, so daß er im Begriff stand, diesem zweck- und sinnlosen Leben ein Ende zu machen. Wenn er es nicht tat, so war es deshalb, weil ihm beim Lesen der Evangelien, die er zur Hand nahm, die Erkenntnis aufging, daß es noch eine andere Möglichkeit gibt, das Leben zuzubringen, als wie er es bisher getan und gesehen hatte; nicht als ein Leben, das sich um Außendinge dreht, das sich um den Vorteil, den Ruhm, den Genuß,



die Lust des körperlichen Ichs dreht, sondern als ein Leben, das sich auf dem Wege zur göttlichen Vollkommenheit befindet. Als er das erfahrt hatte, sah er das Leben mit neuen, frohen Augen an. Ach es gibt Millionen von Menschen, die wissen nicht, was ihr Leben soll! Sie eilen von Genuß zu Genuß und werden dabei immer unglücklicher. Andere sind unzufrieden, weil sie Lasten tragen und meist nicht wissen, wozu? Und Millionen ertragen es überhaupt nur, weil sie oberflächlich sind und allen Tiefen sorgsam aus dem Wege gehen.

Meine Freunde, wir alle besitzen etwas Wunderbares, ein ungeheures Gut, ein unschätzbares Kapital: das ist das Leben. Was machen wir damit? Was machen wir mit unserer Jugend, unseren besten Jahren, unseren reifen Jahren? Was machen wir mit unseren 20, 40, 60 Jahren? Was machen wir mit unseren Tagen, mit unseren Stunden? Da kommen sie; da gehen sie; wie haben wir sie benützt? Als Alexander der Große 20 Jahre alt war, soll er ausgerufen haben: Schon 20 Jahre alt und noch nichts für die Unsterblichkeit getan! Wir müssen vielleicht sagen: Schon 40, schon 50 Jahre alt, und noch nichts da von dem, was in der Ewigkeit allein vor Gott bestehen kann! Ich bin nicht besser geworden, nicht dankbarer, nicht treuer in meinem irdischen Beruf, nicht liebevoller gegen meine Angehörigen, nicht Meister über mein altes Wesen. Von Schiller erzählt Goethe, er sei ihm jedesmal, wenn sie sich trafen, besser und edler erschienen. Ach daß man auch von uns etwas Derartiges sagen könnte! Ach daß es unser herzliches Anliegen wäre, jeden Tag irgendwo mitzuhelfen, daß es in der Welt ein Stücklein vorwärts geht, daß jemand von uns einen Anstoß zum Guten empfängt, jemand aufgerichtet wird, jemand sich freut! Du klagst: Das möchte ich ja gerade so gern; aber ich habe keine Gelegenheit; ich weiß nicht, wie und wo anfangen? Nun, ich glaube, der Fehler liegt oft einfach daran, daß wir Großes tun wollen, etwas, was Aufsehen macht, etwas, wovon man redet, wie schon die Kinder oft lieber an fremden Orten sich nützlich machen als daheim. Vielleicht meinen wir auch, wir möchten andern zum Segen sein und gute Früchte bringen; dies geschehe aber vor allem durch Worte, durch Ermahnungen, durch Ansprachen und Predigten. Meine Freunde, die besten und wirk-

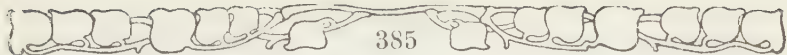


selbsten Predigten sind die, welche man sieht, und nichts wirkt so Großes in der Welt, wie das gute Beispiel und die tätige Liebe.

Bedenken wir wohl, daß wir entweder nützen oder schaden, entweder zum Segen oder zum Verderben sind! Es heißt von unserm Feigenbaum nicht bloß: er brachte keine Frucht, was schon schlimm genug ist, sondern es heißt noch mehr: Was hindert er das Land! Er versperret nutzlos Platz; es könnte an seiner Stelle etwas stehen, was Frucht trägt; er nimmt den Pflanzen ringsum Sonne weg; er saugt den Boden aus; er hindert beim Pflügen. Es tröstet sich wohl mancher Mensch damit, daß er sagt: Was ich mit mir anfangen, das geht niemanden etwas an; ich verderbe mich, ich schade mir, — und das ist wohl meine Sache! Das ist nicht wahr. Erstlich gibt es nicht einen einzigen Menschen auf der Erde, für den es nicht schade ist, wenn er abwärts geht und im Schlamm endet. Sodann aber ist kein einziger Mensch nur für sich gut oder böse. Wir stehen in tausend Beziehungen zu andern. Es geht ein Einfluß von uns aus, ohne daß wir es wissen oder wollen. Ach, daß doch jeder sich dieser Verantwortung stets bewußt sein möchte! Eltern gegenüber ihren Kindern, Lehrer gegenüber ihren Schülern, ältere Geschwister gegenüber den jüngeren, Meisterleute gegenüber den Dienstboten, Zeitungsschreiber und Schriftsteller gegenüber ihren Lesern, daß man daran denken möchte in Vereinen, im Militärdienst, in Gesellschaft, gegenüber Kameraden, gegenüber Nebenarbeitern! Wie kann ein Wort des Zweifels, des Leichtsinns, des Spottes, ein ungläubiges, ein unsauberes Wort eine viel größere Wirkung haben, als wir denken, kann verwüsten, kann Gutes am Keimen hindern! Wie kann ein gottloser Gatte seiner Frau ein Hindernis auf dem Wege zu Gott werden, ein ungläubiger Lehrer seinen Kindern, ein lauer Pfarrer seiner Gemeinde, eine weltlich gesinnte Tochter ihren Freundinnen!

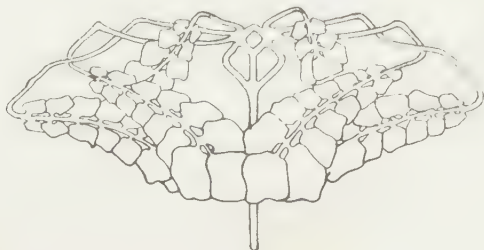
Laßt uns statt aller weiteren Worte einfach den furchtbar ernstesten Ausspruch Jesu hören: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt; es wäre einem solchen Menschen besser, daß er nie geboren wäre! Wer einen dieser Geringsten ärgert, dem wäre es besser, daß ihm ein Mühlstein um den Hals gehängt und er in das Meer geworfen würde, wo es am tiefsten ist.“

Auch in unserem Gleichnis sagt Jesus deutlich genug, daß Gott



zwar lange Geduld hat und immer noch warnt und mahnt, sucht und lockt, daß es aber einmal unfehlbar heißt: Nun ist's genug, haue ihn um! Vielleicht geht es einem Menschen äußerlich sehr gut. Aber er trägt ein Zeichen auf der Stirn, das heißt soviel wie: tot, wie wenn der Förster im Wald die zum Fällen bestimmten Bäume zeichnet. Wir wissen es alle ganz genau, daß es so sein muß, daß der, der uns das Leben gegeben hat, einmal kommen wird, um nach seiner Verwendung zu fragen. Es kann nicht gleichgültig sein, was wir damit gemacht haben. Das sagt uns unsere Vernunft, unser Gewissen und vor allem Jesus Christus. Wohl heißt es: laß ihn noch! Aber wer von uns weiß, wie lange es noch so heißt? Es gibt ein Wort, das heißt: zu spät, und das ist wohl das fürchterlichste Wort unter allen.

Laßt mich aber mit einem Wort des Trostes schließen! Meine Freunde, so erschütternd es ist, daß es vom unfruchtbaren Baum heißt: Haue ihn um! so herrlich ist es, daß wir Früchte bringen können. Vielleicht nur wenig; aber von einem kleinen Bäumchen wird nicht erwartet, was von einem großen Baum. Vielleicht nur Spätf Früchte. Aber wenn nur überhaupt noch welche da sind! Wollen wir wissen, wie wir am sichersten gute Frucht bringen, so müssen wir auf das Wort Jesu zurückgreifen: „Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringt viele Frucht.“ Da steckt das Geheimnis der Fruchtbarkeit: Gemeinschaft haben mit Jesus; dann werden wir vielen zum Segen sein. Gemeinschaft haben mit Jesus; dann werden wir sein wie ein Baum, gepflanzt an Wasserbächen, der seine Frucht bringet zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht, und was er macht, das gerät wohl. Amen.





## Ananias und Sapphira.

Ein Mann aber, mit Namen Ananias, samt seinem Weibe Sapphira verkaufte seine Güter, und entwandte etwas vom Gelde mit Wissen seines Weibes, und brachte einen Teil und legte es zu der Apostel Füßen. Petrus aber sprach: Ananias, warum hat der Satan dein Herz erfüllet, daß du dem heiligen Geist lögest, und entwendetest etwas vom Gelde des Acker? Hättest du ihn doch wohl mögen behalten, da du ihn hattest; und da er verkauft war, war es auch in deiner Gewalt. Warum hast du denn solches in deinem Herzen vorgenommen? Du hast nicht Menschen, sondern Gott gelogen. Da aber Ananias diese Worte hörte, fiel er nieder und gab den Geist auf. Und es kam eine große Furcht über alle, die dies hörten. Es standen aber die Jünglinge auf, und taten ihn beiseit, und trugen ihn hinaus, und begruben ihn. Und es begab sich über eine Weile bei drei Stunden, kam sein Weib hinein, und wußte nicht, was geschehen war. Aber Petrus antwortete ihr: Sage mir, habt ihr den Acker so teuer verkauft? Sie sprach: Ja, so teuer. Petrus aber sprach zu ihr: Warum seid ihr denn eins geworden, zu versuchen den Geist des Herrn? Siehe, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Thür, und werden dich hinaustragen. Und alsbald fiel sie zu seinen Füßen, und gab den Geist auf. Da kamen die Jünglinge, und fanden sie tot, trugen sie hinaus, und begruben sie bei ihrem Manne. Und es kam eine große Furcht über die ganze Gemeinde, und über alle, die solches hörten.

Apostelgesch. 5, 1—11.

Einer unserer bekanntesten Schriftsteller hat kürzlich in seinen Wanderstizzen, betitelt „Spätsommertage in den Alpen“, erzählt, wie er nach langer Wanderung abends in einem Gasthof des Eisfischtales nach Lektüre suchte und nichts ihm Zusagendes fand, bis er auf ein Neues Testament stieß. Da las er denn die fünf ersten Kapitel der Apostelgeschichte. „Mit welcher Erquickung in meiner körperlichen Müdigkeit ich diese Kapitel gelesen habe, kann ich schwer sagen“, schreibt er. Und ich möchte dazu bemerken: mit welcher Freude ich seine folgenden Bemerkungen las, kann ich auch nur schwer sagen. Nicht als ob ich in diese Bemerkungen etwas hineinlegen wollte, wogegen sich der Verfasser mit klaren Worten selbst verwahrt. Aber es mag doch manchem Menschen, der über Bibel und Gott meint die Achseln zucken zu können, zu denken geben, wenn



ein Schriftsteller wie Widmann erklärt: „Der Eindruck, den das innige Glaubensleben der ersten Christen macht, war ein tiefer. In die große, stille Natur eines hohen Bergtales, wo der Mensch viel einfacher und zugleich stärker empfindet als im zerstreuten Alltagsverkehr des Lebens der Städte, paßt kein Buch besser hinein als die Bibel, das Buch, in dem man sicherlich jederzeit etwas finden wird, das dem Herzen Genüge tut oder den Geist zu tiefem Gedanken anregt. Lesern, die diese Worte vielleicht belächeln, empfehle ich in der Apostelgeschichte z. B. einmal die Erzählung von den unehrlichen Idealisten Ananias und Sapphira wieder zu lesen. Das Strafgericht und ihr plötzlicher Tod scheint mir zwar, vom Wunder ganz abgesehen, zu hart; aber das Wort Petri: „Du hast nicht Menschen, du hast Gott gelogen“, bleibt ein großes Wort, über das nachzudenken sich wohl verlohnt.“

Nun, meine Freunde, es lohnt sich überhaupt über die ganze Geschichte nachzudenken. Sie ist schon rein literarisch betrachtet, ein Meisterstück der Erzählungskunst, von packendster Anschaulichkeit, von dramatischer Lebendigkeit. Aber lassen wir das Äußere; sehen wir auf den Inhalt! Dann muß uns an dieser Geschichte wieder einmal recht deutlich zum Bewußtsein kommen, wie unerbittlich wahr die Heilige Schrift ist. Es gibt eine ganze Reihe von Punkten, die für die Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift reden. Wir können auf das Zeugnis dessen hinweisen, in dessen Mund kein Betrug erfunden wurde. Wir können hinweisen auf die erfüllten Weissagungen, auf die Einheitlichkeit dieses Buches, das im Lauf von etwa 1500 Jahren von den verschiedensten Menschen geschrieben worden ist und doch die wunderbarste Übereinstimmung zeigt. Wir können hinweisen auf die unendliche Erhabenheit der Bibel über alle andern Bücher, auf ihre Widerstandskraft allen menschlichen Angriffen gegenüber, auf ihren einzigartigen Einfluß, auf ihre unerschöpfliche Tiefe. Aber ganz sicher dürfen wir auch nicht vergessen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Schrift nichts beschönigt, nichts verheimlicht, nichts verschweigt. Man tut sich in der heutigen Literatur viel zu gut darauf, daß man die Menschen und die Dinge zeige, wie sie sind. Die Bibel hat dies getan Jahrtausende bevor es unsre moderne Literatur gab. Die Bibel war realistisch, als man von diesem



Wort noch gar nichts wußte. Allerdings ist ein Unterschied, und zwar ein abgrundtiefer, ein Unterschied, wie zwischen Himmel und Hölle, Tag und Nacht, zwischen dem Realismus der Bibel und demjenigen der modernen Literatur. Bei vielen Vertretern der letzteren hat man den bestimmten Eindruck, daß sie überhaupt nichts anderes mehr kennen als den Schmutz des Lebens, daß sie in diesem Schmutz mit grunzendem Behagen wühlen und alles Edle und Hohe da hinein zu zerren suchen. Nun, die Schrift zeigt uns auch nicht schönfrisierte Tugendmuster, sondern sündige Menschen, und sie nennt ihre Sünden beim Namen: die Lüge eines Abraham, den Kleinglauben des Moses, den Ehebruch und Mord des Königs David, die Verleugnung des Petrus. Da wird nichts verschwiegen; es wird aufgedeckt, aber immer und überall so, daß jeder spürt: es soll mir zur Warnung dienen. Die Schrift läßt niemals im Zweifel, ob etwas Sünde sei oder nicht. Sie nennt nicht sauer süß, nicht Finsternis Licht, wie dies heute geschieht. Sie gibt einen klaren Ton, und gerade die Sünden und Verfehlungen der Frommen deckt sie unerbittlich auf. Sie ist keine Parteischrift; sie streicht die Gläubigen nicht vor der Welt heraus. Wir würden vielleicht sagen: Ach was nützt es, von Noahs Trunkenheit, von Abrahams Täuschung, von Jakobs Betrug, von der Uneinigkeit zwischen Paulus und Barnabas zu reden? Was nützt es zu erzählen, daß sich auch in der ersten Christengemeinde Heuchler und Betrüger fanden? Wir wollen darüber hinweggehen, das kann der guten Sache nur schaden, das kann von Gegnern ausgebeutet werden! Die Bibel denkt nicht so; sie sagt einfach die Wahrheit. Wenn heute in gewissen christlichen Kreisen mancher seinen Fehlritten ein frommes Mäntelchen umhängt mit der beliebten Redensart: „Der Herr ließ mich fallen“, so spricht aus solchen Redensarten durchaus nicht der Geist, der uns in der Heiligen Schrift entgegentritt. Die Bibel macht vollen, ganzen Ernst mit der Sünde, der groben und der feinen, und nichts tut unsrer Zeit mehr not, als daß sie dies auch wieder lernt.

Aber nicht nur wird uns die Glaubwürdigkeit der Schrift bestätigt durch ihre unerbittliche Wahrhaftigkeit, nicht nur öffnet sie uns die Augen für das, was Sünde ist, sondern sie gibt uns auch Trost und Ermutigung. Auch jene Männer des Glaubens sind durch



Tiefen gegangen. Auch bei ihnen ist Straucheln, Irren und Fallen vorgekommen, manchmal ein sehr tiefer Fall. Und doch sind sie nicht untergegangen; doch können sie uns als Vorbilder vor Augen gestellt werden. Ist dies uns, die wir auch von manchem Fall zu reden wissen, nicht ein Lichtstrahl? Können wir nicht der Stimme, die flüstert: Elender Mensch! entgegenhalten: Hier steht geschrieben, daß es auch bei Männern, die nachmals Millionen zum Segen geworden sind, nicht an Zeiten gefehlt hat, da es hieß: Elender Mensch! Darum glaube ich, daß auch bei mir noch ein Neues werden kann. Wie viele von uns haben zu kämpfen, um nicht im Glauben erschüttert zu werden! Es gibt wahrhaftig vieles auf Erden, was uns irre machen will an der Zuversicht, daß über uns ein Gott voll Liebe, Weisheit und Gerechtigkeit regiert. Wir sehen in völliges Dunkel hinein. Wir kommen uns völlig verlassen vor. Wir sitzen da, über uns Wolken wie Blei, in uns Leere und Ohnmacht; wir können nicht weinen, nicht beten, nicht klagen, nichts, nichts, und es ist uns, als hörten wir ein teuflisches Lachen, ein höhnisches Raunen: Narr, Narr, Narr! Wir suchen nach Erfahrungen göttlicher Hilfe und Nähe in unserm Leben. Aber alles wird von Zweifel unterwühlt. Wir wollen uns an irgend einem Erlebnis anklammern und aufrichten. Da zuckt schon der Gedanke durch unsern Kopf: das war ja wohl nur ein Zufall; das war wohl nur leere Einbildung! Und da, und da, hat denn da Gott geholfen? Und wir liegen wieder am Boden. Aber nun treten vor unser Auge Männer wie Moses, wie Elias, wie die Psalmdichter, und wir sehen, wie auch das Schifflein ihres Glaubens von den Winden und Wogen wild hin und her geworfen wurde. Wir sehen, wie auch sie Zeiten der Dunkelheit gehabt haben, da lauter Fragen sie umgaben. Ja, wir hören Jesus selbst seufzen: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod! Wir sind Zeugen, wie seiner Brust sich das angstvolle Warum? warum? keuchend entringt. Nun sind wir nicht mehr allein mit unserm Bangen. Wir haben Gefährten, die mit uns durch die Tiefe gehen. Aber siehe, diese Gefährten sind aus der Tiefe wieder auf die Höhe gestiegen. Sie haben gesprochen: Dennoch! Sie haben durchgehalten, und sie sind nicht zu schanden geworden. Da senkt sich auch in unser Herz wieder



die Hoffnung. Da richten auch wir uns wieder auf und gehen weiter, als die da wissen, daß einer über uns ist, der wohl weiß, was uns nützlich ist, daß wir einen Gott haben, der da hilft, und den Herrn, der vom Tode errettet.

Aber sehen wir uns nun diese Geschichte hier etwas näher an! Sie gehört zu den bekanntesten in der Apostelgeschichte. Ananias und Sapphira, ein Ehepaar, Glieder der ersten Christengemeinde, verkaufen ihr Gut, behalten einen Teil des Erlöses und bringen den andern den Aposteln und tun, als gäben sie alles ab. Sie wollen somit vor der Gemeinde als Leute von großer Frömmigkeit, als eifrige Christen dastehen. Sie wollen Lob und Ehre ernten. Nicht Liebe zu Jesus, nicht Liebe zu den Menschen hat sie getrieben, sondern der Ehrgeiz. Ich meine zwar durchaus nicht, daß Lob und Tadel der Menschen uns völlig gleichgültig sein sollen. Sich nichts sagen lassen und sich um die Leute nicht kümmern, ist wohl eher ein Zeichen von grenzenloser Einbildung und rücksichtsloser Selbstsucht als von Weisheit und Feinheit. Aber wehe, wenn wir nichts Höheres kennen, als der Menschen Lob und Tadel, als den Ruhm und die Ehre vor der Welt! Dann wird der eine zu einem gewissenlosen, rücksichtslosen Streber, dem jedes Mittel gut genug ist, um vorwärts zu kommen; der andere wird ein Halber und ein Uehrlicher. Er weiß, daß die Menschen nur sehen, was vor Augen ist, und da er ihnen gefallen will und viel darauf gibt, was sie sagen, so legt er in sein Schaufenster einige schöne Dinge; aber in den hintern Räumen liegt allerlei Unrat und Betrug. Der Verfasser des berühmten Buches „Von der Nachfolge Christi“, Thomas a Kempis, hatte zum Wahlspruche das Wort: „Liebe es, unbekannt zu sein.“ Er befindet sich mit dieser Aufforderung auch in der Nachfolge Christi. Wie eindringlich weist Jesus uns ins Verborgene! und wenn er verlangt, wir sollen unser Licht leuchten lassen vor den Menschen, so ist gerade dieses Bild vom Licht, das einfach leuchtet, weil es nicht anders kann, und stille leuchtet und selbst nichts davon weiß, von lehrreicher Bedeutung. Wenn ein Huhn gadert, sobald es ein Ei gelegt hat, so haben wir nichts dagegen einzuwenden. Aber wenn ein Mensch Gutes tut, um es aller Welt zu verkündigen, um sich in der Anerkennung der Leute zu sonnen, so haben wir sehr





viel dagegen; denn ein solcher Mensch sucht im Grunde nur sich selber. Er wird nur da Gutes tun, nur da gewissenhaft und pflicht-treu sein, wo er erwartet gesehen zu werden. Er wird einem Buche gleichen, das in Goldschnitt gebunden ist und einen unsaubern Inhalt hat. Er wird in seinem Charakter das sein, was mitunter Menschen in ihrem Äußern sind, wenn sie eine seidene Bluse tragen und darunter kein ganzes und sauberes Hemd haben. Er wird sehr bald müde werden, wenn er nicht die erhoffte Beachtung findet. Lassen wir uns vielmehr von der Frage leiten: was sagt Gott, der Allwissende und Wahre? dann brauchen wir das Urtheil der Menschen und auch die Stimme des eigenen Gewissens nicht zu scheuen.

Es ist aber nicht bloß der Ehrgeiz, der Ananias und Sapphira verführt hat; es ist auch der ganz gemeine Geiz. „Wie?“ sagst du, „Geiz?“ Ist das denn Geiz, wenn sie doch wenigstens einen Teil des Erlöses abgeliefert haben? Nun, ich stelle mir vor, daß sie zunächst im Sinn hatten, das Ganze zu geben. Aber als dann die blinkenden Goldstücke vor ihren Augen auf dem Tisch lagen, da sahen sie einander an und sahen wieder auf das Geld und sahen wieder einander an und verstanden einander sofort, als eines sagte: „Es ist doch eigentlich schade; wir erreichen unsern Zweck wohl auch mit einem Teil dieses Geldes.“ Da strich der Mann die Hälfte in die hohle Hand und zusammen versteckten sie es in einem geheimen Fach. Dann ging der Mann. Ungern ging er, und ungern sah ihn die Frau gehen. „Das schöne Geld!“ sagte sie, als sie die Thür schloß; „aber es mußte sein, wenn wir zu den ganz Ernsten gerechnet werden wollten, und daran kann es jetzt nicht fehlen. Wer weiß! vielleicht rentiert sich die Sache noch ganz vorzüglich! Nun können wir auch als Leute, die alles weggegeben haben, Anspruch auf Unterstützung machen und uns aus der Armentkasse erhalten lassen, und zugleich haben wir noch einen Notpfennig auf der Seite für alle Fälle! Am Ende machen wir, abgesehen vom guten Eindruck und von der Anerkennung noch ein gutes Geschäft. Das muß ich doch meinem Mann noch sagen, wenn er heimkommt.“ Und verschmigt rieb sie sich die Hände und sah nochmals, ob das Geld auch gut versorgt sei.

Meine Freunde, Jesus hat im Gleichnis vom Säemann von



Menschen gesprochen, die sein Wort aufnehmen, aber in ihrem Herzen sind allerlei Unkrautwurzeln nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet, und darum fangen sie wieder an zu wachsen — und nach einiger Zeit überwuchern sie das Gute. Man kann sich zu diesem Gleichnis wohl kaum eine bessere Illustration denken als dieses Ehepaar. Ananias und Sapphira hatten sich der Christengemeinde angeschlossen. Sie waren nicht unempfänglich für das Höhere. In ihrer Seele regte sich der Zug nach Wahrheit und Licht. Sie verschlossen sich nicht satt und selbstgerecht dem Eindruck, der von Jesus ausging. Aber sie machten nicht ganz Ernst mit ihm. Sie hatten eine Stelle in ihrem Innern, an die durfte er nicht rühren; das war die Stelle, wo die Liebe zum Geld saß. Sie wollten Jesus, aber sie wollten auch das Geld. Damit war in ihrem Wesen ein Zwiespalt. Sie wollten mit zwei Jügen fahren, von denen der eine nach oben, der andere nach unten ging. Sie wollten zwei entgegengesetzte Ziele im Auge behalten. Sie wollten es mit dem Hasen halten und mit den Hunden laufen. Eine Zeitlang schien es, als sei dies möglich. Die Menschen merkten nichts davon, daß in den Herzen dieser Beiden das Geld eine Großmacht war. Nur Gott wußte es. Aber eines Tages wurden sie vor eine Entscheidung gestellt. Da hieß es: Entweder alles für den Herrn und seine Sache geben, oder sich des Betrugs, der Lüge und Heuchelei schuldig machen. Da wurde offenbar, wie sehr sie unter dem knechtenden Bann des Mammons standen, und wohin diese Macht Menschen führen kann.

Meine Freunde, ich möchte nicht von denen reden, die kein höheres Ziel und keinen höhern Lebenszweck kennen, als Geld zusammenzuscharren. Wenn das eines Menschen Streben ist, dann hat er mit Gott überhaupt nichts zu tun. Wer wird jene Menschen für Christen halten? Unsere Geschichte redet aber zu uns Christen. Ist bei uns Jesus hier und das Geld da, oder ist Jesus auch der Herr über unser Geld? Darf er in unsere Art zu verdienen hineinschauen? Verwenden wir unser Geld so, daß wir vor Gott nichts zu verbergen haben? Wie viel geben wir für sein Reich, für die Armen, für die Mission? Wenn wir uns prüfen: Wieviel gebe ich für wohlthätige Zwecke? und auf der andern Seite, wieviel gebe ich für Luxus oder Vergnügen oder noch Schlimmeres aus?

dann fängt man an, sich zu schämen. Vielleicht müssen wir etwas Ähnliches bekennen wie jener Amerikaner, der dem bekannten Pastor Kunde in Bremen schrieb: „Zwanzig Jahre habe ich schon den Heiland erkannt und fand doch keinen Frieden. Aber nun weiß ich, daß der Geiz die Kette war, an der ich gefangen lag. Sie ist jetzt zerissen, und nun erst bin ich frei und freudig in meinem Gnadenstand!“ Gott muß der Herr sein auch über unser Einnehmen und Ausgeben, sonst ist ein Zwiespalt in uns, und es ist zu fürchten, daß Gott je länger je mehr in unserm Leben nur Scheinkönig ist, während in Wirklichkeit ein ganz anderer Resident die Herrschaft ausübt. Ein Mensch aber, der im Bann des Geldes steht, ist zu allem fähig. Es ist ein feiner Beobachter gewesen, der geschrieben hat: „Der Geiz ist eine Wurzel alles Übels“. Nichts wird so leicht mit schönen Namen vertuscht wie der Geiz. Man redet von Sparsamkeit, von Sorgen für die alten Tage und für die Familie. Gewiß gibt es Menschen, die man zur Sparsamkeit mahnen muß. Gewiß muß das leichtsinnige Verbrauchen und Vergeuden und noch manches andere ernst getadelt werden. Gewiß ist es recht und nötig, daß die Kinder zur Sorgsamkeit angehalten werden. Darin wird heute an vielen Orten gefehlt. Die Sparsamkeit wird verhöhnt. Statt daß man diesen und jenen erklärt: „Ihr seid mit eurer Faulheit und Arbeitscheu, euerem Leichtsinn, eurer Trunksucht, euerem Großtun und Verschleudern selbst schuld, wenn ihr übel dran seid; streckt euch besser nach der Decke, meinest nicht, ihr müßet überall mitmachen!“ — statt dessen erzieht man die Leute oft noch geradezu zu törichten Ausgaben. Das sind Tatsachen, die keiner ernsthaft bestreiten kann. Aber sie können uns doch nicht hindern zu sagen, daß kaum etwas so hinunterzieht und abstumpft, so gewissenlos, dumm, schlecht, verdreht, gottlos macht wie der Geiz. Und nichts bekennet der Mensch seltener als eben den Geiz. Ein katholischer Priester erzählt, er habe Tausenden von Menschen die Beichte abgenommen und dabei von schrecklichen Sünden gehört; aber nie sei es ihm vorgekommen, daß ein Mensch gebeichtet habe, er sei geizig. Möge unsere Geschichte einen jeden veranlassen, sich nach dieser Seite hin im Angesichte Gottes zu prüfen und dann die richtigen Konsequenzen zu ziehen! Es heißt immer wieder: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!



Meine Freunde, laßt mich nur kurz noch auf Eines hinweisen. Wir haben eingangs die Meinung gehört, das Strafgericht an den beiden Eheleuten sei zu hart gewesen. Gewiß kommt einem beim Lesen dieser Geschichte der Gedanke: Ja, wenn alle Menschen mit dem Tod bestraft würden, die eine Lüge aussprechen, einen Betrug begehen, dann gäbe es ein großes Sterben! Sind diese Leute hier nicht ausnahmsweise streng, man möchte sagen ungerecht hart bestraft worden? Aber beachten wir zunächst, daß nicht ein Mensch die Strafe ausgesprochen hat. Gott hat den Ananias gerichtet: Das böse Gewissen, der Schrecken über die Entlarvung hat ihn niedergeworfen. Erst nachdem Petrus dieses Gottesurteil erlebt hatte, erklärte er der Frau, die noch trotziger log als der Mann: „Siehe, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Tür und werden dich auch hinaustragen!“ Gott also hat gesprochen; da mögen wir mit unserm Urtheil wohl vorsichtig sein und uns lieber warnen lassen, statt zu kritisieren. Beachten wir wohl, daß in der Handlung dieser Eheleute eine Verachtung des heiligen Geistes lag. Sie wußten, daß die Apostel den Geist bekommen hatten; aber sie glaubten dennoch, sie hintergehen zu können. Darum sagt Petrus: Du hast nicht versucht, mich, einen Menschen, zu belügen, du hast versucht, den Geist Gottes zu betrügen und hast damit in Abgründe deines Herzens hinunterblicken lassen. Beachten wir auch, von welcher Bedeutung es für die ganze Gemeinde war, wenn ein solches Verhalten ungestraft blieb, wie lähmend solche Glieder auf das Ganze einwirken mußten, welchen Schatten diese Geschichte, die doch bekannt geworden wäre, auf die Sache Jesu geworfen hätte! Gott hat wohl auch von Gliedern der ersten Gemeinde mehr verlangt, als er es jetzt oft tut, nach dem Wort: Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.

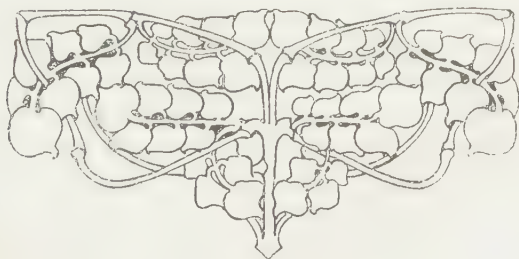
Den Gedanken aber schließt unsere Geschichte jedenfalls aus, als ob es je eine Gemeinde von lauter Heiligen geben könnte. Jesus hat diesem Gedanken schon gewehrt in seinen Gleichnissen vom Unkraut unter dem Weizen und von den guten und faulen Fischen; aber er ist doch immer wieder aufgetaucht. Begreiflich, dieser Gedanke hat etwas Bezauberndes. Niemand wird leugnen, daß es herrlich wäre, wenn eine christliche Gemeinschaft von lauter Er-



wedten und entschiedenen Gläubigen da wäre, und der Versuch, solche Gemeinschaften zu stiften, ist immer wieder gemacht worden. Bei den Besten, die heute für Trennung von Kirche und Staat reden, spielt diese Hoffnung stark mit. Aber sie ist dennoch falsch und führt nur zu Selbsttäuschung und Selbstgerechtigkeit. Überall kann sich wieder ein Judas, wieder ein Ananias und eine Sapphira finden. Was wir können, ist nur dies: an unserm Teil recht treue, ganze und ernste Jünger Jesu sein und durch unser Wort und Beispiel andere mitziehen auf den Weg der Wahrheit, des Lebens, des Friedens. Zumal Eheleute sollen einander diesen Dienst tun. Hier sind zwei, die sich zum Fluch geworden sind. Was bist du deinem Mann; was bist du deiner Frau?

Das ist die rechte Ehe,  
Wo zweie sind gemeint,  
Durch alles Glück und Wehe  
Zu pilgern treu vereint:  
Der Eine Stab des Andern  
Und liebe Last zugleich,  
Gemeinsam Raft und Wandern  
Und Ziel — das Himmelreich!

Klagst du aber: Ich kann dem andern nichts sein in geistlicher Beziehung, — dann siehe zu, daß du dich wenigstens nicht von ihm auf die Weltwege ziehen lässest, sondern treu, still und tapfer den rechten Weg gehst. Dann kommt gewiß noch die Stunde, wo es sich zeigt, daß du den guten Kampf zum Wohl des andern nicht umsonst gekämpft hast! Amen.



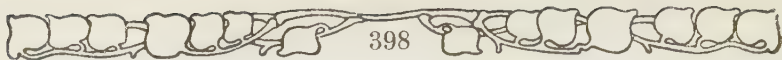
## Die Gewissensfreiheit.

Petrus aber antwortete und die Apostel sprachen: Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen. Apostelgesch. 5, 29.

Zum zweitenmal stehen die Apostel Petrus und Johannes vor dem hohen Räte. Sie waren das erstemal entlassen worden mit der strengen Aufforderung, nicht mehr von Jesus zu reden. Im Wiederholungsfall stellte man ihnen die schärfsten Maßregeln in Aussicht. Aber die Apostel hatten gleich damals erklärt: Wir können es nicht lassen, zu reden von dem, was wir gesehen und gehört haben! und dieser Erklärung gemäß fuhrn sie fort, für die Sache ihres Herrn zu wirken. So kam es zum zweiten Zusammenstoß. Die Herren vom hohen Rat konnten die Dinge nicht einfach gehen lassen. Entweder hieß es für sie, Jesus von Nazareth als Messias anerkennen oder aber gegen diese Jünger einschreiten. Sie taten das letztere. Petrus und Johannes wurden wieder ins Gefängnis geworfen. Man kann sich fragen, ob die Apostel sich dies nicht hätten ersparen können? Natürlich nicht dadurch, daß sie von Jesus geschwiegen hätten, aber dadurch, daß sie seinem Befehl gehorsam gewesen wären. Er hatte sie ausdrücklich geheißn, sein Evangelium hinauszutragen in ganz Judäa und nach Samaria und bis an das Ende der Erde. Sie waren in Jerusalem geblieben. Sie sonnten sich wieder ein wenig in der Gunst des Volkes; sie brauchten den heiligen Geist zur Kleinarbeit; sie sperrten den Adler in einen Käfig. Sie brauchten den gewaltigen Strom, um eine kleine Mühle zu treiben; sie fuhrn mit dem riesigen Schiff auf einem kleinen See herum. Ob da nicht jene erste Verfolgung ein Posaunenstoß vom Himmel war: Wachet auf, gehet hinaus? Sie haben es nicht so verstanden; darum kam ein zweiter Donnerschlag. Sie verstanden auch diesen nicht. Erst als dann in der Verfolgung durch Saulus die Hagelschlossen niedersausten, da gingen sie hin in alle

Welt. Ob nicht auch uns manche Last, mancher Schlag erspart bleiben könnte, wenn wir gleich beim ersten Anklopfen fragen würden: Herr, was willst du? Ist es uns noch nie begegnet, daß wir irgend wohin gehen wollten, und man sagte uns: Gehen Sie da und da durch; aber wir glaubten es besser zu wissen und schlugen einen andern Weg ein, und zuerst schien es, als hätten wir klug gehandelt; aber nach einiger Zeit war der Weg kein Weg mehr. Wir gerieten in den Morast. Wir wußten nicht mehr, wohin uns wenden. Wir liefen hiehin und dorthin. Es ging bergauf und bergab, — und müde, verärgert, beschmußt, außer Atem langten wir endlich am Ziel an und sahen nun deutlich, wie viel rascher und bequemer wir hätten dahin gelangen können. Blicken wir auf unser Leben zurück! Müssen wir nicht bekennen: wie viel Umwege habe ich doch gemacht; wie viel Geduld und Mühe und Eingreifen von seiten Gottes brauchte es doch, bis ich endlich begriffen hatte, bis ich endlich den rechten Weg ging, bis er mich endlich da hatte, wo er wollte! Gott möchte uns mit seinen Augen leiten; aber wir sind oft wie hartmäulige, störrische Rosse und Maultiere, so daß Gott zu Gewaltmitteln greifen muß.

Es ist freilich ein großer Unterschied, ob wir in Trotz und offener Auflehnung uns über Gottes Willen hinwegsetzen, oder ob wir in menschlicher Kurzsichtigkeit und Schwachheit einen eigenen Weg einschlagen. Dort muß Gott einen Menschen schließlich gehen lassen; hier kann er mitgehen, kann durch allerlei Mittel, durch Errettung und Hilfe wie durch bittere Erfahrungen und schmerzliche Erlebnisse an uns arbeiten und uns zurechtführen. Nichts ist törichter, als sich darüber zu verwundern, wenn es einem Gottlosen, wie wir so sagen, „gut geht“. Da erheben die Menschen ein großes Geschrei und reden entrüstete Worte des Zweifels an Gottes Gerechtigkeit, ja an Gottes Dasein. Aber ist es denn nicht das Furchtbarste, wenn Gott einen Menschen gewähren läßt? So lange wir ein Kind, einen Schüler, einen Menschen schelten und strafen, so lange zeigen wir noch Hoffnung auf seine Besserung. Aber wie, wenn wir sagen: Tue, was du willst, gehe, wohin du willst, ich kümmere mich nicht mehr um dich, ich lasse dich machen? Hat nicht der Dichter recht, der sagt:



Seine Strafen, seine Schläge,  
Ob es mir gleich bitter scheint,  
Sind, wenn ich es recht erwäge,  
Dennoch Zeichen, daß mein Freund,  
Der mich liebet, mein gedenke.

Und mitten in den trübsten Zeiten läßt Gott denen, die ihn lieben, ein Zeichen seiner Nähe aufleuchten. So hat er hier den Aposteln die Gefängnistüren öffnen lassen und ihnen damit die Versicherung gegeben: Ihr seid nicht in der Menschen Hand, sondern in der Hand des Allmächtigen. Wer Gott hat, der muß niemals einen steilen Weg hinaufgehen, ohne daß er von Zeit zu Zeit eine herrliche Aussicht genießt. Ja man kann tatsächlich die Erfahrung machen, daß Gott uns durch Leid und Dunkelheit führt, nur um uns fähig zu machen, ohne innern Schaden etwas Herrliches zu erleben, so daß man mitten in Sturm und Schwierigkeit sich schon freut, weil man sich sagt: Gott hat etwas Großes und Gutes mit uns vor. An dieser Zuversicht wollen wir uns immer wieder aufrichten. Es sind in dieser Versammlung ganz sicher solche, die durch ein dunkles Tal gehen müssen. Und wenn dein Lebensschifflein gerade jetzt auch ruhig dahingleitet, an freundlichen Ufern vorbei, umspült von fröhlich murmelndem Wasser, wer weiß, ob nicht hinter der nächsten Biegung Stromschnellen zwischen engen Felsen drohen? Manch einem reibt die Last noch ganz besonders schmerzliche Wunden, weil er sich sagen muß: Ich habe sie mir selbst aufgeladen. Aber ob wir jetzt, ob wir später in der Trübsal sind, ob wir unter einer von andern uns auferlegten Last oder unter einer mit eigener Hand gesammelten Bürde einhergehen, läßt uns das Eine festhalten, daß Gott uns auf alle Fälle und durch alles vorwärts bringen kann, wenn wir nur sagen können: Herr, ich will ja doch dich!

Das konnten die Apostel sagen. Es war ihnen heiliger Ernst mit dem Wort: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Welch wunderbares Wort: kurz, prägnant und dabei von unerschöpflicher Tiefe, ein Wort voll Tapferkeit und voll Demut, ein Wort, das bindet und frei macht. Es zerreißt Stricke und zerbricht Ketten und hält in der Zucht. Es läßt den im Dunkeln Tappenden plötzlich ins helle Tageslicht hinaustreten. Es ist jedem Kind verständlich, und ist doch der Ausdruck einer aus der Ewigkeit geschöpften Welt-



und Lebensanschauung, ein Wort für den Alltag und ein Wort für die Weltgeschichte. Es ist so klar, wie nur die Wahrheit sein kann, aber es knüpfen sich Kämpfe daran, die eine größere, weittragendere tiefergreifende Bedeutung haben als manche Völkerschlacht. Es liegt mehr wahre Befreiung, mehr Licht, mehr Fortschritt, mehr Wegweisung, mehr Wahrheit in diesem Satz als in dem ganzen System vieler berühmter Denker. Wenn wir von Petrus nur dies eine Wort hätten, wir müßten ihn zu den Großen zählen.

Freilich, nach dem Geschmack unserer Zeit ist dieses Wort nicht. Wer mag heute noch gehorchen? Der bekannte Schriftsteller Hansjakob sagt einmal: Wir leben in einer Zeit, die wie keine vor ihr allgemein der Autorität feindlich ist. „Selbst ist der Mann und das Männlein und das Büblein“, so ist der Wahlspruch unserer Tage. Wer will die Wahrheit dieses Wortes bestreiten? Es ist doch so: man will durch gar nichts mehr gebunden sein, nicht durch staatliche Ordnung, nicht durch militärische Disziplin, nicht durch die Ehe, nicht durch die Kirche, nicht durch Religion, nicht durch Sitte, nicht durch Zucht in der Schule. Man meint damit große, starke Naturen heranwachsen zu lassen, Menschen, die durch keinen Zwang, keine Schranken eingeengt sind, die sich frei und voll entfalten können, Menschen, die gleichsam in Freiheit dressiert oder eben nicht dressiert sind. Ein moderner Dichter drückt einmal das, was vor so vielen unserer Tage gaukelt, aus mit der Forderung: Sei du! Sei du! Aber heißt das nicht für die meisten: Bleibe, der du einmal bist, folge deinen Trieben, deinen Instinkten und lebe dich aus? Mir kommt bei so vielen Tonangebern unserer Tage immer wieder das Wort in den Sinn: Da sie sich weise dünkten, sind sie zu Narren geworden. Man kann es auch mit Goethe so ausdrücken: Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte. Da wollen sie starke Menschen werden lassen, und werden sehen müssen, daß es starke Schurken sind. Da wollen sie freie Menschen werden lassen, und es werden nur Menschen sein, die sich sehr viele Freiheiten herausnehmen, die Knechte ihrer Triebe und Sklaven ihrer Lust werden. Es liegt eine ungeheure Verblendung über vielen unserer Zeitgenossen. Sie haben einen starken Freiheitsdrang, eine Sehnsucht nach Persönlichkeiten. Aber nun



leben sie in dem Wahn, frei sei der, welcher sich gehen lasse, der tue, was ihn gelüstet. Aber, meine Freunde, wer ist denn der Stärkere, wer ist der Freiere, der seiner Aufwallung, seinem Zorn folgt und schlägt, wenn er gereizt wird, oder derjenige, welcher die schon erhobene Hand niederzwingt, der, welcher seiner Lust folgt, oder der, welcher sie überwindet? Wir sagen: nur der ist wahrhaft frei, der über sich selbst Meister ist, der sich selbst besiegen kann. Wahre Freiheit ist ein von uns selbst gewollter Gehorsam gegenüber höhern, geistigen Lebensmächten. Einer der tiefsten englischen Denker unserer Zeit ruft aus: Wenn ihr unter Freiheit die Kasteiung der Leidenschaften versteht, die Zucht des Denkens, die Unterwerfung des Eigenwillens, wenn ihr darunter versteht die tiefe Scham und Scheu vor jedem Unrecht, die Ehrerbietung gegenüber allen, die Träger einer Autorität sind, die Mäßigung und den Takt gegenüber denen, die in abhängiger Stellung sind, die Verehrung für den Edlen, das Erbarmen gegenüber dem Verirrten, das Mitleid mit dem Schwachen, wenn ihr darunter versteht die Wachsamkeit über alle Gedanken, die Mäßigung in allen Vergnügungen und die Beharrlichkeit bei aller Arbeit, warum in aller Welt nennt ihr denn das mit dem gleichen Wort „Freiheit“, mit dem der Verschwender seine Maßlosigkeit und der Haltlose seine Lust am Wechsel bezeichnet, mit dem Wort, unter dem der Schurke sein gesetzloses Treiben, der Narr die Gleichheit, der Zügellose die Anarchie und der Böse die Gewalttat versteht? Nein, nennt jenes Höhere mit jedem anderen Namen, nur nicht mit diesem; nennt es mit dem besten und treffendsten: Gehorsam!

Es gibt keine ärgere Verblendung, als zu meinen, daß durch den Gehorsam gegen Gott unsere Freiheit Schaden nehme. Gewiß, solange wir Gottes Willen nur aus Furcht vor der Strafe oder aus Lohnsucht tun, solange sind wir Knechte. Aber wir können doch dahin kommen, daß wir erkennen: Gottes Gebote sind die höchste Wahrheit, und daß wir dann sprechen: Deinen Willen tue ich gern. Es ist uns dann nicht mehr ein Müssen; es ist uns ein Können, ein Dürfen.

Im Gehorsam gegen Gott bekommen wir allein festen Boden unter die Füße. Wenn man nicht auf Gott hört, auf wen hört man dann? Dann hört man auf sich selbst und auf die Menschen, läßt



sich von daher seine Ansichten, seine Urteile geben, sein Tun und Lassen bestimmen. Aber man braucht noch gar kein großer Menschenkenner zu sein, um zu wissen, wie unbeständig, wie veränderlich das Urteil der Menschen ist, ja wie verdreht es oft ist. Was ist gut, was böse, was recht, was unrecht? Ja wenn man darüber von Menschen sich das Urteil machen lassen will, dann lehre ich nicht die Hand um, ob man dies innerhalb oder außerhalb eines Irrenhauses vornimmt. Da sind Erwägungen aller Art, da sind Rücksichten, Vorsichten und Nachsichten. Da sind Zeitströmungen. Da ist die eigene Unvollkommenheit, die man bald durch Milde und bald durch Strenge verdeckt. Da ist alles mögliche bestimmend. Gott allein jagt unveränderlich und immer klar und wahr: So ist's! Da kommt man aus dem Hin und Her und dem Wirrwarr, aus der Täuschung und der Lüge heraus. Da bildet sich der klare Blick und das unbestechliche Urteil.

Es kann kein Mensch getroster, zuversichtlicher, tapferer sein als der, welcher Gott gehorsam ist. Das Bewußtsein: ich gehe auf Gottes Wegen, erfüllt mit einer Ruhe und Sicherheit ohnegleichen. Kein Schwanken und Zagen: Ist's auch recht? Keine Beunruhigung durch Stimmen links und Stimmen rechts. Keine Umtriebe der Angst um den Erfolg und den Ausgang. Nichts hilft so durch alles hindurch wie das Bewußtsein: Ich gehe mit Gott, und er ist mit mir. Man ist in Harmonie mit dem Unendlichen.

Zugleich hält dieses Bewußtsein den Menschen in der Demut. Wie kann der hoch einherfahren, der Gott gehorsam sein will? Er steht ja unter der Leitung und Zucht des Geistes Gottes. Er sucht nicht seine Sache; er sucht Gottes Sache. Wenn er den rechten Weg geht, so dankt er es nicht seiner Weisheit, sondern der göttlichen Führung.

Möchten wir doch alle von neuem recht den Entschluß fassen, Gott zu gehorchen in den großen und in den kleinen Dingen des Lebens, und uns immer wieder an der Frage zu prüfen: Gefällt mein Tun und Leben Gott wohl? Wenn in jeder Ortschaft unseres Landes auch nur einige Männer und Frauen sind, die dieser Frage einen bestimmenden Einfluß auf ihr Handeln einräumen, die entschlossen Gott dienen wollen und nach gar nichts anderem fragen



als nach seinem Wohlgefallen, die jeden Augenblick gewissenhaft und treu den von Gott gewiesenen Weg gehen, so wird das für Handel, Gewerbe und Rechtsprechung, für das politische und soziale Leben, für Kunst und Wissenschaft, für Schule und Haus die segensreichsten Folgen haben und mehr zur Gesundung beitragen als alle andern guten Geister zusammen.

Stellen wir uns aber die Sache nicht zu leicht vor! Es gibt da Reibungen und Widerstände, die auf die härteste Probe stellen. Gott gehorchen wollen, das bringt unfehlbar in Konflikt mit den Menschen und mit dem eigenen Ich. Es mag ja eine Weile recht ruhig gehen; aber dann kommen ganz sicher Fälle, wo hier Gott und sein Wille ist, und direkt gegenüber steht das Urteil der Welt, steht die große Mehrheit, steht die Familie, steht die Karriere, steht die Tradition und stehen allerlei Dinge, die doch auch etwas zu bedeuten und allerlei für sich haben. Nun wissen wir ja alle, wie groß bei den meisten Menschen die Furcht ist, anzustoßen oder verlacht zu werden oder für dumm zu gelten oder gar Verlust an Gunst, an Popularität, an Geld zu erleiden. Dann kommt eine Stimme, die spricht: Glaubst du wirklich, du allein habest allen andern gegenüber Recht; ist das nicht Einbildung, ist das nicht Anmaßung, ist das nicht engherzig und intolerant? Wie groß ist da die Gefahr, daß man umfällt, daß man einlenkt und mit dem Strom schwimmt, daß man wenigstens für Kompromisse zu haben ist!

Dem gegenüber pflanzt der Apostel eine andere Fahne auf, und unter dieser Fahne allein marschiert man mit gutem Gewissen. Unter dieser Fahne allein wird man andern zum Segen und hilft der Wahrheit in der Welt ein Stück vorwärts. Es ist die Fahne, auf der das kristallklare, das heldenhafte Wort steht: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen! Mit diesem Wort hat der Fischer vom See Genesareth als Jünger Jesu die Glaubens- und Gewissensfreiheit proklamiert, hat er allen menschlichen Autoritäten gegenüber das von Gott erleuchtete und geleitete Gewissen des Einzelnen für die höchste Instanz erklärt. Wo irgend etwas Wahres und Großes geschah, wo irgend einer neue, bessere Wege bahnte und aus Gestrüpp und Schutt herausführte, wo einer oder eine sich aufopferte, um andere zu retten, wo einer verlacht wurde,



um später gepriesen zu werden, wo einer Prophet oder Reformator geworden ist, wo einer oder eine unter Spott und Verkennung geduldig und tapfer ihren Weg weiter geht, da steht allemal das Wort dahinter: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen und als sich selbst; da ist immer etwas von dem, was einen Petrus in Jerusalem, einen Luther in Worms nicht widerrufen, sondern sprechen hieß: Ich kann nicht anders, weil ich in meinem Gewissen gebunden bin und weil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich ist.

Aber gerade hier wird auch offenbar, wie unerläßlich es ist, daß das Gewissen von Gott erleuchtet wird. Es muß wirklich Gott sein, dem wir mehr gehorchen als den Menschen; es darf nicht unser Eigensinn, nicht unser eigener Kopf, unser eigenes Herz sein. Es gibt auch Menschen, die sich um das Urteil der andern nicht kümmern, die sich groß, frei und fortgeschritten fühlen, weil sie angeblich nur ihrem Gewissen folgen. Aber ihr Gewissen ist wie ein durch allerlei Strömungen abgeleiteter Kompaß, wie eine Uhr, die falsch gerichtet ist. Wenn die Menschen ihre Uhren immer nur jeder nach der des andern richten würden, dann würden unfehlbar bald alle falsch gehen. Irgendwo muß eine Uhr nach der Sonne gerichtet werden; dann sollen die andern nach ihr gerichtet werden. So muß unser Gewissen nach der Heiligen Schrift, nach Gottes Wort sich richten; dann gibt es nur das Richtige an. Je besser wir unser Gewissen von dem Licht, das von Jesus ausgeht, erleuchten lassen, je treuer und entschlossener wir dann überall und jeden Augenblick Ernst machen wollen, ganzen Ernst mit dem, was unser Gewissen sagt, desto mehr Frieden werden wir in uns tragen, desto mehr werden wir andern zum Segen und helfen mit, daß Gottes Reich kommt.

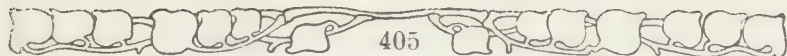
Er, der nichts anderes tat als Gottes Willen, auch als dieser Wille ihn ans Kreuz führte, er helfe auch uns wie seinen ersten Jüngern, das Wort ins Leben umzusetzen: Man muß Gott gehorchen, man muß ihm mehr gehorchen als den Menschen. Alles von Gott, alles mit Gott, alles für Gott! Amen.

## Die Verantwortung des Glaubens.

Ob ihr auch leidet um Gerechtigkeit willen, so seid ihr doch selig. Fürchtet euch aber vor ihrem Töten nicht, und erschrecket nicht; heiligt aber Gott den Herrn in euren Herzen. Seid aber allezeit bereit zur Verantwortung jedermann, der Grund fordert, der Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmütigkeit und Furcht, und habt ein gutes Gewissen, auf daß die, so von euch afterreden als von Übeltätern, zu schanden werden, daß sie geschmähet haben euren guten Wandel in Christo. Denn es ist besser, so es Gottes Wille ist, daß ihr von Wohlthat wegen leidet, denn von Übelthat wegen.

1 Petr. 3, 14—17.

Der Apostel verlangt von seinen Lesern in dem eben gehörten Abschnitt seines Briefes, sie sollen allezeit bereit sein, jedem Rede zu stehen, der von ihnen Rechenschaft fordere über die Hoffnung, die in ihnen lebt. Es ist klar, daß die Christen jener Tage oft über ihren Glauben und über die Gründe ihres Glaubens befragt und zur Rede gestellt wurden von Angehörigen, von Nachbarn, von Freunden und wieder von Gegnern, von der Obrigkeit, von Richtern und Statthaltern. Wenn wir den ersten Petrusbrief durchlesen, so muß uns ja auffallen, daß der Verfasser viel von Leiden, Anfechtungen, Schmähungen, Verfolgungen, denen die Leser ausgesetzt sind, zu reden hat. Es erfüllt sich, was Jesus vorausgesagt hatte: „Der Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen; sie werden euch überantworten in die Rathhäuser und Schulen, und vor Fürsten und Könige müßt ihr geführt werden um meinetwillen.“ Mochte es in der ersten Zeit von den Christen geheißsen haben: „Sie hatten Gnade bei dem ganzen Volk“ — diese Zeiten sind vorüber, so gründlich vorüber, daß Petrus es für nötig erachtet, ein Schreiben an die Christen Kleinasiens zu richten, dessen Zweck man recht eigentlich darin findet, den Gemeinden in ihrer schweren Not Trost und Mut zu geben. Das tritt uns auch deutlich in dem vorliegenden Abschnitt entgegen, und mehr noch ist hier, nämlich eben die Auf-



jorderung, bereit zu sein, um Red' und Antwort über ihren Glauben zu stehen.

Ist dies nicht auch heute nötig? Man hört zwar in unsern Tagen je und je die Behauptung, daß wir in religiöser Beziehung ganz offenbar in aufsteigender Linie uns bewegen, gleichsam einer Glutzeit entgegengehen. Man weist zum Beweise auf allerlei Erscheinungen hin: auf den Zulauf, den gewisse Evangelisten finden, auf die Verbreitung, die gewisse theologische Schriften erleben, auf die Tatsache, daß berühmte Schriftsteller auch das Leben Jesu darzustellen suchen, daß die Zahl hervorragender Künstler, die ihre Stoffe der Bibel entnehmen, größer sei als früher; daß viele, die von der Technik und Kultur sich Wunder versprechen, tief enttäuscht seien. So gehe durch weite Reihen der Menschen wieder eine Sehnsucht, die man Gottessehnsucht nennen dürfe. So redet man nun von „Gottsuchern“ und von „Gottes Heimkehr“.

Wir wollen uns freuen, wenn dem so ist; aber die Aufjorderung, bereit zu sein zur Auskunft, zur Rechenschaft über unsern Christenglauben ist damit nicht überflüssig geworden; sie ist nur um so mehr am Platze. Denn wenn wirklich ein Suchen nach Gott durch viele geht, so ist es um so nötiger, daß solche da seien, die diesen Suchern als Wegweiser dienen können.

Ob aber nicht noch sicherer als dieses Erstarken der Gottessehnsucht das andere ist, nämlich daß der Kampf gegen den Christenglauben bewußter, planmäßiger als je aufgenommen wird? In Deutschland hat sich das sogenannte „Weimarer Kartell“ gebildet, das heißt ein Zusammenschluß, eine Organisation verschiedener bis dahin getrennter Bünde, die alle den Kampf gegen das Christentum auf ihre Fahne geschrieben haben. Wanderredner ziehen von Ort zu Ort, um mit Vorträgen und Broschüren den christlichen Gottesglauben anzugreifen. Dicke Bücher werden geschrieben, in denen alle die Irrungen und Versäumnisse, all das Unrecht und der Aberglaube, alle die Beschränktheit und Intoleranz, die innerhalb der Christenheit in diesen 19 Jahrhunderten sich finden, mit Einem Besen zusammengelegt und durch Abbildungen mittelalterlicher Folterkammern veranschaulicht werden, und dann wird erklärt: „Sehet, das ist die Geschichte des Christentums, das sind seine



Früchte!“ Als ob diese Geschichte nicht auch ganz andere Blätter enthielte! als ob diese Verirrungen aus dem Christenglauben stammten und nicht vielmehr daher, daß die Menschen diesem Glauben und dem Vorbild Jesu so oft untreu waren! Gewisse Zeitungen bringen ganz systematisch von Zeit zu Zeit Artikel, die dem Christenglauben oder der Mission oder der Kirche oder der christlichen Weltanschauung überhaupt eins versetzen sollen. Die Bestrebungen, die Massen zum Austritt aus der Kirche zu bewegen, die Trennung von Kirche und Staat durchzusetzen, den Religionsunterricht aus der Schule herauszudrängen, ruhen nicht und werden meistens von Leuten getragen, die damit der Religion Abbruch tun wollen. Aber nicht nur mit erklärten Christentumsgegnern, deren nichtchristliche Weltanschauung heute im Zeitalter der Religionsfreiheit der christlichen äußerlich völlig gleichberechtigt gegenübersteht, haben wir es zu tun. Wir stehen auch der römischen Kirche und den verschiedensten Sekten und Sondergemeinschaften gegenüber. Hier werben die Vertreter der Vollkommenheitslehre, hier die Spiritisten, hier die Leute der sogenannten „christlichen Wissenschaft“, hier die Theosophen, hier die Mormonen, hier die Sabbatisten usw. Hier heißt es Landeskirche und hier Freikirche, hier Kirche, hier Gemeinschaft, hier alter Glaube und hier neuer Glaube, und wenn wir auch abseits von dem allem stehen würden, in uns selbst rühren sich Fragen, Zweifel, Einwände, Unsicherheiten und wollen Antwort, wollen Klarheit.

Darum ist die Forderung des Apostels: Seid bereit, Rechenschaft abzulegen, niemals zeitgemäßer gewesen als heute.

Der Apostel weist damit ohne weiteres die Auffassung zurück, die unter Glauben ungefähr das versteht, was wir sonst etwa mit Meinen oder Vermuten bezeichnen. Im gewöhnlichen Leben brauchen wir das Wort Glauben, wenn wir einer Sache nicht sicher sind. Da werden die Worte Glauben und Wissen einander gegenübergestellt, jenes als das Unsichere, dieses als das Sichere. Aber daß Glauben in religiösem Sinn etwas ganz anderes ist, zeigt uns doch schon ein Blick auf die Glaubensmänner. Seht auf die Propheten, auf die Apostel, auf die Reformatoren! Stehen da nicht Männer vor uns, die ihrer Sache so sicher sind, als man nur sein



kann? Sind sie nicht dessen, was sie glaubten, so gewiß gewesen, daß sie dafür starben? Ob wohl viele, die heute verächtlich vom Glauben und stolz vom Wissen reden, bereit wären, für ihr gerühmtes Wissen in den Tod zu gehen? Ein hervorragender Jurist hat das Wort geschrieben: „Den Wert und die Kraft des Menschen bestimmt nicht, was er weiß, sondern was er glaubt.“ Wir sind weit davon entfernt, vom Wissen gering zu denken; aber denen, die vom Glauben gering denken, sagen wir: „Der religiöse Glaube ist dasselbe wie Überzeugung, wie Zuversicht, wie Gewißheit.“

Daß dies bei vielen und wohl auch oft bei uns nicht zutrifft, ist leider wahr. Wie könnten sonst so viele von jedem Irrlehrer umgarnt werden? Wie könnten sonst so viele zittern vor einer ungläubigen Wissenschaft? Wie könnte sonst der Unglaube so trotzig und die Gleichgültigkeit so ruhig neben uns bestehen? Wie könnten sonst die Stürme des Lebens uns so niederbeugen? Es ist eben der Glaube so oft nur eine Sache des Wissens, des Gedächtnisses, der Lippen, der Tradition, des guten Tons, etwas Ererbtes und nicht Erworbenes, nichts Bewußtes, sondern nur etwas Gewußtes, und oft nicht einmal dies. Während man sonst heute auf ein solides, gründliches Wissen Wert legt und mit Experimenten und Veranschaulichungsmitteln die Schüler so recht zum Erfassen der Gegenstände zu führen strebt, will man mit der Phrase, Religion sei ja doch nicht lehrbar, offenbar die Menschen heute systematisch zur religiösen Urteilslosigkeit erziehen. Der Unglaube hat ja natürlich ein leichtes Spiel mit Menschen, welche die Heilige Schrift nur oberflächlich kennen, die in ihrer religiösen Erkenntnis Kinder sind, die von den Verhältnissen, die das Christentum antraf, und von den Wirkungen, die von ihm ausgingen, nur eine unklare oder falsche Vorstellung haben, die den Behauptungen einer materialistischen Geschichtsauffassung und Naturwissenschaft unvorbereitet gegenüberstehen.

Wir müssen in religiöser Beziehung auch zu immer tieferer Erkenntnis, zu immer größerer Klarheit, zu immer festerer Gewißheit vorwärtsschreiten. Wir müssen den Fragen, die in uns aufsteigen, und die von außen an uns herantreten, Red' und Antwort stehen können. Wir müssen wissen, weshalb wir evangelisch und nicht



katholisch sind und bleiben wollen. Wir müssen wissen, weshalb wir Mission treiben. Wir müssen wissen, weshalb wir die Bibel als Gottes Wort und Jesus als das Licht der Welt ansehen. Unser Textwort treibt uns an, uns zu prüfen: Was glaube ich eigentlich? Was hoffe ich? Lebt in mir überhaupt ein lebendiger Glaube, eine lebendige Hoffnung? Bin ich so, daß überhaupt jemand zu mir kommen kann, mich nach meinem Glauben und nach den Gründen meines Glaubens zu fragen? Oder ist mein Glaube etwas Verborgenes, Stilles, Totes? Drehen sich meine Hoffnungen auch nur um die gleichen Dinge wie die der Weltmenschen, so daß kein Mensch darauf aufmerksam wird? Wenn aber dies nicht der Fall ist, worauf beruht mein Glaube? Ein Kind glaubt, weil es von seiner Mutter oder von einer Lehrerin vom lieben Gott und vom Heiland erzählen hört, und weil es überzeugt ist, daß Mutter und Lehrerin ihm nur sagen, was wahr ist. Sie sind ihm Autoritäten, darum glaubt es. Aber es kommt der Tag, da dürfen wir nicht mehr bloß auf irgend eine menschliche Autorität hin glauben; sonst ist zu befürchten, daß am andern Tag eine noch größere Autorität uns das Gegenteil glaublich macht. Gibt es nicht so viele Nachbeter des Unglaubens, weil es so viele Nachbeter des Glaubens gibt? Es mag gegenüber dem Gerede, als ob die Leuchten der Menschheit fern vom Christenglauben wären, ganz nötig und angezeigt sein, nachzuweisen — wie es geschehen ist, — daß von 262 der bekanntesten Naturforscher 242 als Gottesgläubige zu bezeichnen seien, während nur 20 eine gleichgültige oder ungläubige Haltung und von diesen nur fünf eine eigentlich christentumsfeindliche Stellung einnehmen. Aber damit haben wir für uns selbst noch wenig gewonnen. Wir leben nicht vom Glauben anderer, sondern von unserm eigenen Glauben. Wir mögen unser Licht an dem Lichte anderer entzünden; aber wir müssen ein eigenes Licht haben, wenn wir nicht eines Tages in der Finsternis sein wollen. Darum mahnt uns der Apostel, wir sollen Leute werden, die in ihrem Glauben fest und unerschütterlich stehen, die sprechen können: „Nun weiß und glaub ich feste“, Leute, die ausgerüstet mit gründlicher Bibelfkenntnis, erfüllt mit heiligem Geist, gewurzelt in der Gemeinschaft mit Gott und seinem Sohne, mit der Sicherheit und Freude dessen, der das Evangelium als Kraft

zum Heil erfahren hat und fortwährend erlebt, den Zweiflern, Suchern und Angreifern antworten können.

Aber wird nicht mancher sagen: Was wollte ich lieber, als eine frohe, starke Überzeugung besitzen, als über alle Zweifel und Fragen hinauskommen, als gegenüber den Einwänden des eigenen Verstandes und den Behauptungen der Gegner festen Boden unter den Füßen haben und gewappnet sein? Wenn mir nur jemand sagen wollte, wie ich es anfangen muß, um selber fest zu stehen im Glauben und andern ein Halt zu werden!

Nun, meine Freunde, wer so redet, den muß ich fragen: Liestest du Gottes Wort? Liestest du es als ein Suchender? Als einer, der um Klarheit betet? Benützeest du die Hilfsmittel, die Gelegenheiten, die geboten sind, um in die Wahrheit geführt zu werden? Wenn wir sehen, wie so viele nach einem vielleicht recht dürftigen Religionsunterricht nie mehr zur Bibel greifen, nie mehr eine Kirche besuchen, nie mehr beten, dann wundern wir uns wirklich nicht, wenn auch das Wenige von Christenglauben, von christlicher Erkenntnis, was sie besessen haben, noch verloren geht. Wenn wir einen Menschen kennen wollen, so müssen wir mit ihm verkehren. Wenn wir eine Sache verstehen wollen, so müssen wir uns mit ihr beschäftigen; das geben wir alle ohne weiteres zu. Wir nehmen einen Menschen nicht ernst, der über Fragen reden will, mit denen er sich nicht gründlich vertraut gemacht hat. Sollten nun plötzlich für die tiefsten und höchsten Dinge andere Gesetze gelten?

Es liegt übrigens auch in unserm Textabschnitt ein sehr wichtiger Fingerzeig, nämlich in den Worten: „Haltet aber Gott den Herrn heilig in euren Herzen.“ Es besteht zwischen diesen Worten und dem Rechenschaftgeben ein viel innigerer Zusammenhang, als es auf den ersten Blick scheint. Suchen wir uns zunächst klar zu werden, was es heißen will: Haltet den Herrn heilig in euren Herzen. Etwas heilig halten heißt: es ehren, es nicht in Berührung mit dem Schmutz und Unrat bringen. Wollen wir Gott in unsern Herzen heilig halten, so dürfen wir darin keinen unheiligen Geist dulden; wir müssen darauf bedacht sein, alles zu entfernen, was mit ihm, dem Heiligen, sich nicht verträgt. Der Apostel geht hier aus von einem Worte des Propheten Jesaja, da er die Bewohner Jerusalems

mahnt, statt der Weltmächte lieber Gott zu fürchten und ihn durch Gehorsam und Vertrauen zu ehren und heilig zu halten, wie es sich im Blick auf sein von aller Sünde gesondertes Wesen geziemt. So mahnt nun auch Petrus seine Leser, sich nicht vor dem zu fürchten, womit die Heiden sie bedrohen; ihre einzige Furcht solle sein, den Herrn zu betrüben, ihm Unehre zu machen. Stehen sie ihm gegenüber richtig da, steht es mit ihrem innern Leben gut, herrscht in ihnen der Geist Jesu, tragen sie seine Gesinnung, sein Leben in sich, dann mag es um sie her toben, in ihnen ist doch Friede; dann mögen die Feinde sich an sie machen, sie kommen an die Hauptsache nicht heran. Ja, wenn die Mächte der Welt ihnen auch das Leben nehmen, — das Entscheidende, das Leben aus Gott, das ewige Leben, das wahre Leben kann ihnen niemand antasteten. Man kann ihnen alles mögliche antun, Schmach und Leid, Schmerz und Tod; aber an der entscheidenden Stelle kann ihnen niemand etwas anhaben. Das aus der Gemeinschaft mit Gott und der gehorsamen Nachfolge des Herrn stammende Leben von oben kann ihnen nicht entzogen werden. Was für ein Idealismus, was für eine geistige Höhe steckt doch in dem Wort dieses einstigen Fischers vom See Genesareth, daß nur Schaden an der Seele wirklicher Schaden, wirklicher Verlust sei. Wie gut hat er seinen Meister verstanden! Und wie weit sind wir nach 1900 Jahren noch davon entfernt, so zu urteilen. Wie schwer wird ein Verlust an Geld empfunden; und wie wenig das innere Verarmen! Wie scharf wird der Diebstahl von Metall bestraft, und wie schwer hält es, denen in die Arme zu fallen, die unserer Jugend die Reinheit rauben und die Seelen vergiften!

Man kann die Mahnung des Apostels: „Heiligt den Herrn in euren Herzen!“ nicht lesen, ohne daß die Frage sich regt: Stehe ich zu Gottes Offenbarung in Christus so, wie es hier verlangt wird, so daß ich Jesus nicht bloß als einen Großen der Vergangenheit gelten lasse, daß ich ihn nicht bloß mit Worten der Anerkennung bedenke, sondern daß er in meinem Herzen, dem Zentrum meines ganzen Seins eine heiligende, umgestaltende, reinigende, neuschaffende Wirksamkeit ausüben kann? Merkt man es unsern Neigungen, unsrer Gesinnung, unsern Reden, unserm Tun und Lassen an, daß der Heilige in unsern Herzen regiert? Oder ist es so, daß andere finden: Sein





eigener Wille ist ihm heiliger als der Wille Jesu; das Geld, irgend eine Lust, die Dinge der Welt, seine Bequemlichkeit, seine Ehre, sein Vorteil, das Urteil der Menschen und noch manch anderes vielleicht gar Gemeines ist ihm heiliger? Wenn wir Jesus in unsern Herzen heiligen, dann muß es da je länger je reiner werden. Aber hängt es nicht voll Spinnweben; ist nicht viel Unsauberkeit darin? Sind da nicht Dinge der Eitelkeit, ist da nicht eine wüste Leere? Ist es nicht wie eine Kumpelkammer?

Run, meine Freunde, hier steckt eben ein Hauptgrund, weshalb wir nicht bereit sind, Rechenschaft abzulegen, weshalb wir selbst unseres Glaubens so wenig gewiß und froh sind. Der Weg zur christlichen Gewißheit geht durch den Gehorsam, und daran lassen wir es so oft fehlen. Wir kennen wohl alle das Wort Jesu: „So jemand will deß Willen, nämlich den Willen Gottes tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede.“ Den Willen Gottes tun oder den Herrn Christus im Herzen heiligen, das läuft auf dasselbe hinaus. Es bedeutet beides, daß wir entschlossen Ernst machen mit der Nachfolge Jesu, daß wir ehrlich und entschieden gewillt sind, jeden Augenblick und überall aus seinem Geist heraus das Leben zu nehmen, die Aufgaben zu lösen, die Menschen zu beurteilen, das Kreuz zu betrachten. Tun wir dies, dann machen wir Erfahrungen, die uns, auch wenn wir noch oft straucheln und zurückbleiben, doch einfach nicht mehr von Jesus loskommen lassen, die uns allen Zweifeln und Einwänden, allen Stürmen und Kämpfen des Lebens gegenüber erklären lassen: „Dennoch ist Jesus der Weg, die Wahrheit und das Leben.“

Nichts wird andern einen solchen Eindruck machen, wie ein solcher von uns gelebter Glaube. Das ist die beste und eindrücklichste, die anschaulichste und unwidersprechlichste Weise, Rechenschaft von unserm Glauben zu geben, Apologie unseres Glaubens zu treiben, wenn wir ihn leben. Heiliget den Herrn in euren Herzen, das ist die beste Waffe gegen alle Angriffe, die beste Antwort auf alle Fragen; dann verstummt der Vorwurf der Heuchelei, oder wir können ihn als ein Unrecht leicht nehmen. Dann verstummt das Gerede, das Christentum habe sich den Übelständen der Welt gegenüber machtlos erwiesen, weil keine wirkliche Veränderungen zu sehen seien. Sie

sehen vielmehr, daß unser Glaube uns anspornt zum Kampf gegen das Böse in uns und um uns her, daß er uns opferfreudig macht und mit Hoffnung erfüllt, wo andere verzweifeln. Das wirkt mehr als die geschickteste Logik und Dialektik. Der große dänische Denker Rierkegaard sagt einmal: „Nun, willst du schließlich ein paar Gründe haben, so kann ich dir gern damit dienen. Willst du drei oder fünf oder sieben, — wieviele willst du haben? — Aber ich kann nichts Höheres sagen als dies: „Ich glaube!“ Wenn ich eine Überzeugung habe, so ist meine Überzeugung mir wertvoller als alle Vernunftgründe für dieselbe, weil sie auf unmittelbarer Lebenserfahrung beruht. Eine Glaubensgewißheit kann man nur ethisch, persönlich verteidigen, d. h. damit, daß man Opfer dafür bringt und gerade in schweren Zeiten unerschrocken daran festhält.

Mehr als durch alle Verteidigungsschriften ist das Christentum der ersten Jahrhunderte dadurch zum Sieg geführt worden, daß die Heiden sagen mußten: „Seht, wie sie sich untereinander lieb haben!“ und dadurch, daß die Christen litten, freudig litten für ihren Glauben und mit Herzen voll Hoffnung in den Tod gingen. Da ist es auch getrübbten Augen klar geworden, was für ein Unterschied sei zwischen dem, der Gott dient und dem, der ihm nicht dient. Die Überlegenheit der Gotteskindschaft, die nicht zu Advokatenkünsten greift, nicht in jedem Zweifler einen sittlich minderwertigen Menschen erblickt, nicht vom hohen Roß der Selbstgerechtigkeit herab redet, nicht Angriffe mit vergifteten Pfeilen beantwortet, nicht die Feder in des Teufels Tintenfaß taucht, nicht aufgebläht ist durch den Erfolg, nicht im Gefühl der Beleidigung innerlich unsicher und dafür nach außen heftig und polternd ist, sondern mit Sanftmut, mit Freundlichkeit, mit dem Bestreben, den andern zu gewinnen, ihm zu helfen, mit dem Gefühl für die Heiligkeit und Wichtigkeit der Sache, mit gutem Gewissen einhergeht, sie wird immer wieder Menschen treiben, zu uns zu kommen und zu sprechen: Laß mich mit dir gehen, denn du hast das, wonach mein Herz in seinen besten und in seinen schmerzlichsten Stunden verlangt!

Wenn wir im Blick auf alle die widersprechenden Lehren und geistigen Strömungen, die Anstrengungen des Freidenkertums und des Atheismus, die Lehren eines Nietzsche, eines Häckel, eines Forel,

einer Ellen Key und ähnlicher Wortführer, im Blick auf die nicht nur den Christenglauben, sondern auch die christliche Sitte über den Haufen werfenden modernen Theorien fragen: Was tut uns not? so antworten wir: Menschen mit Überzeugung, Menschen mit klarem sittlichem Urteil, Menschen, die den Mut zu einem idealen Leben haben, das aus dem Gehorsam gegen Gott besteht, Menschen, die das Kommen des Reiches Gottes wollen, Menschen, die des ewigen Lebens gewiß sind, weil sie schon ein Stück davon in sich tragen; das heißt: Wir brauchen Christen, lebendige Christen, Christen, die mit ihrem Glauben Ernst machen; weiter gar nichts. Amen.



## Das Leiden um des Guten willen.

Ihr Knechte seid untertan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. Denn das ist Gnade, so jemand um des Gewissens willen zu Gott das Übel verträgt, und leidet das Unrecht. Denn was ist das für ein Ruhm, so ihr um Missetat willen Streiche leidet? Aber wenn ihr um Wohltat willen leidet und erduldet, das ist Gnade bei Gott. Denn dazu seid ihr berufen; sintemal auch Christus gelitten hat für uns, und uns ein Vorbild gelassen, daß ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen; welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden; welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt, er stellte es aber dem heim, der da recht richtet; welcher unsere Sünden selbst hinausgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seid heil geworden. Denn ihr wart wie die irrenden Schafe; aber ihr seid nun befehret zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.

1 Petr. 2, 18—25.

Unser Textabschnitt enthält eine Fülle von Belehrung, Licht und Kraft. Man muß immer wieder staunen, welch ein Reichthum in den schlichten, kurzen Ausführungen steckt, wie da nach allen Seiten Funken sprühen, wenn man irgendwo drausschlägt, wie es zu rauschen beginnt, wo nur immer man bohrt, zu rauschen von heimlichen Quellen und Wassern, daß man nicht schnell genug sein kann, alles zu fassen. Wer von Bern nach Lausanne fährt, der weiß, welche Überraschung sich dem erstaunten Auge bietet, wenn man aus dem Tunnel bei Cherbres herauskommt, wie da nach der Fahrt durch schlichte Landschaft und durch das Dunkel des Berges sich plötzlich ein herrliches Gelände auftut und das Auge über den strahlenden, tiefblauen See schweift und drüben in weiter Ferne weiße Gipfel sich himmelwärts heben sieht. So geht es uns hier. „Ihr Sklaven“, so beginnt unser Abschnitt. Weiter unten kann man nicht wohl beginnen. Sklaven, das sind nicht nur schlichte, einfache Menschenkinder, sondern das sind die ärmsten, die niedrigsten, die jammervollsten. Wahrlich, wenn ein Abschnitt beginnt: Ihr Sklaven, so kann man nicht sagen: „Das verspricht!“ Zunächst fährt der Brief-





schreiber auch noch ganz unten durch und mahnt zur Geduld auch gegenüber verdrehten, launenhaften Herrschaften. Das ist sehr einfach, und doch bieten sich dem aufmerksamen Beobachter schon hier neue Bilder, es klingen ihm neue Töne. Schon daß einer so zu Sklaven redet, war ja etwas Neues, und daß er ihnen zu bedenken gibt, daß ja doch nur das Erdulden unverschuldeter Leiden vor Gott Anerkennung finde. Aber damit stehen wir auch vor der Frage: Wie hat das Christentum sich zur Sklaverei gestellt? und alle die Anklagen tönen uns ins Ohr, das Christentum habe nichts anderes gewußt, als die Unterdrückten zu mahnen: Duckt euch, seid schön brav! Doch nicht nur dies, sondern wir sehen uns plötzlich mitten drin im Problem des Leidens. Wir sehen nicht mehr nur die Sklaven. Wir sehen alle die Last, die in tausendfachen Gestalten auf Ungezählten liegt und ihnen Seufzer und Tränen auspreßt. Fahren wir nicht auch durch einen endlosen, unheimlichen Tunnel? Und dann die Frage: Sollte es dem Guten nicht gut gehen, sollte der Gläubige nicht behütet werden? Sie läßt das Dunkel noch tiefer erscheinen. Doch schon beginnt es mit der Verheißung: „Gnade vor Gott“, und mit der Erklärung: „denn dazu seid ihr berufen“, heller zu werden. Aber es kommt noch ganz anders. Es steht plötzlich einer vor jenen Sklaven, der ist ihr Herr geworden. In ihm haben sie gefunden, was verirrte Schafe bei dem guten Hirten finden, einen, dessen Liebe ihre Herzen wärmte, dessen Herrlichkeit ihre Augen leuchten ließ, vor dessen Anblick auch sie niedergesunken waren mit dem Rufe: Mein Herr und mein Gott! einer, der Herr über Sünde, Not, Krankheit, Grab und Tod ist, einer, der thront zur Rechten Gottes, einer, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden, einer, der wiederkommen wird in göttlicher Macht und Herrlichkeit, — und wie steht er vor ihnen? wie sehen sie ihn?

Als den, der auch litt; als den, der in völliger Sünd- und Schuldlosigkeit litt; als den, der für sie litt, um ihnen ein Vorbild zu geben. Mit kurzen, aber meisterhaften Worten, mit wenigen, aber tief sich einprägenden Strichen zeichnet der Apostel das Vorbild dessen, dem sie nachfolgen sollen: „Welcher keine Sünde getan hat, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden. Welcher nicht

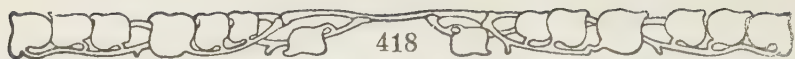
wieder schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt; er stellte es aber dem heim, der da recht richtet.“

Nachdem der Apostel seine Leser aus dem Dunkel ihrer Lage zu dem Licht dieses Vorbildes geführt hat, geht er mit ihnen noch weiter und läßt sie einen Blick tun in die Bedeutung, in den Segen des Leidens Jesu. Ist er selbst denn nicht ans Kreuz gegangen? Ist er nicht um unsrer Sünde willen dort oben am Holz gewesen? Reden nicht die Striemen an seinem Leibe von unsrer Sünde? Hat er nicht das alles getragen, um uns vom Fluch und von der Macht der Sünde zu befreien? Liegt nicht in diesem Sterben am Kreuz unsere Ver- söhnung mit Gott? Ist nicht sein Leiden unsre Rettung, sein Tod unser Leben geworden? Haben wir es nicht dem Gekreuzigten zu danken, daß wir nicht mehr Sündenknechte sind, sondern Freiheit und Gerechtigkeit vor uns sehen, daß wir nicht mehr innerlich wund und zerrissen, mit Dunkel und Hoffnungslosigkeit in der Seele umher- irren müssen, sondern weg- und zielsicher unter treuer Hut wandern können?

So, meine Freunde, ist uns der Reichtum dieses Abschnittes wohl schon etwas klarer geworden. Wir spüren, was diese Worte für die Elendesten jener Tage zu bedeuten hatten, wie viel seel- sorgerliche Leitung und Weisheit darin lag, was für ein Trost und welche Ehrung in dem Hinweis auf Jesus und in dem Gedanken lag, daß nicht ein blindes Schicksal dahinter steckt, sondern Gottes Bestimmung. Wir spüren, wie wir hier auf das Geheimnis der Siegeskraft des Christentums stoßen. Wir merken, wie hier durch die Jahrhunderte hindurch für Millionen von Menschen der Mut zum Leiden um des Guten willen und der Wille zur Geduld ge- stählt wird. Während wir eben noch in einer Sklavestube des ersten Jahrhunderts waren, stehen wir plötzlich mitten im Leben unsrer Tage und mitten in unserm Warum? Wozu? Wir hören auch, wie sich gegen die Worte des Apostels von der Geduld die modernen Theorien eines Nietzsche und anderer erheben. Dann aber taucht auch für uns über dem allem das lichte Vorbild Jesu auf; und wenn die Mahnung, in seine Fußstapfen zu treten, uns in ihrer ganzen Größe erfasst und unser Herz höher schlagen läßt im Ge- danken an die sonnenverklärten, himmelragenden Höhen des Ideals,

uns aber auch mit Schmerz und Scham unsern Abstand von diesen Höhen erkennen läßt, dann kommt die Frage: Was ist uns denn Jesus? Ist er uns bloß Vorbild? Ist er nicht noch etwas anderes? Da führt uns nun der Apostel zum Tiefsten und Höchsten, zu dem, was das Christentum über alle andern Religionen hinaushebt, zu dem, was noch kein Mensch nach allen Seiten hin für den Verstand völlig befriedigend erklärt hat, was aber allein stand hält, wenn der heilige Gott und die reuige Seele es miteinander zu tun bekommen, wenn das Gefühl: „ich elender Mensch!“ uns in voller Macht ergreift hat, daß wir nämlich in dem Gekreuzigten einen Erlöser und Versöhner haben, dessen Blut uns rein macht von aller Sünde.

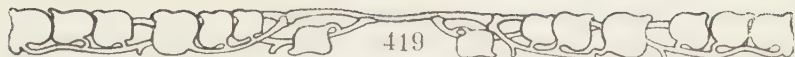
Heben wir nun einige Punkte unseres Abschnittes noch etwas deutlicher hervor! Er ist an die Sklaven gerichtet, und da beschäftigt uns wohl zunächst die Frage: Wie hat sich das Christentum zur Sklaverei gestellt? Wir haben schon eingangs kurz auf den Vorwurf hingewiesen, die biblischen Schriftsteller hätten nichts Besseres gewußt, als den Sklaven Geduld anzuraten. Nirgends werde der Ruf erhoben: Weg mit dieser schmählischen, menschenunwürdigen Einrichtung! Wenn sie nun doch abgeschafft worden sei, so gebühre der Dank nicht dem Christentum. Wie verhält es sich damit, meine Freunde? Stellen wir uns einmal vor, ein Petrus, ein Paulus hätten im Sinne dieser Ankläger gehandelt, sie hätten mit flammenden Worten zum Brechen der Sklavenketten aufgerufen. Was dann? Dann hätte die ungeheure Mehrheit der Herren überhaupt nicht darauf gehört; denn was kümmerten sich heidnische Herren um die Forderungen christlicher Prediger? Die Sklaven, die diesen Ruf vernommen hätten, wären in einen Aufstand hineingetrieben worden. An Sklavenaufständen hat es je und je nicht gefehlt; sie sind aber blutig niedergeworfen worden. Und was wäre wohl das Schicksal eines mit revolutionären Bestrebungen verquakten Christentums gewesen? — Die christlichen Herren aber, die ihre Sklaven entlassen hätten, würden ihnen in vielen Fällen den schlechtesten Dienst erwiesen haben; sie wären unter den damaligen Verhältnissen auf sich selbst angewiesen viel schlimmer dran gewesen als vorher. Darum tun die Apostel das, was in den damaligen Zuständen das richtigste war: sie mahnen die Sklaven,



durch Treue und Geduld sich die Zufriedenheit ihrer Herren zu erwerben. Aber sie mahnen nun auch die Herren, ihre Sklaven nicht nur recht zu behandeln, sondern als Brüder anzusehen. Der Unterschied zwischen Sklaven und Freien wird innerlich, prinzipiell aufgehoben. Der Freie ist ein Knecht Christi, der Sklave ein Freigelassener Christi. So sind die Standesunterschiede auf christlichem Boden aufgehoben. Alle kirchlichen Ämter, sogar das Bischofsamt standen den Sklaven offen. So hat das Christentum der damaligen Zeiten den Sklaven mehr gegeben, als unter jenen Verhältnissen durch einfache Freilassung möglich war. Es gab ihnen ein neues Leben, einen neuen Geist; es gab ihnen die Menschenwürde, die Freiheit und die Gotteskindschaft. Es gab ihnen Herren, die nicht nur aus materiellen Interessen oder aus persönlicher Gutherzigkeit für sie sorgten, sondern grundsätzlich in ihnen Brüder und Schwestern sahen, für deren leibliches und geistliches Ergehen sie vor Gott Verantwortung trugen.

So hat das Christentum auch hier von innen heraus umgestaltet, hat den Hebel ganz unten angelegt, hat die Sache bei der Wurzel angefaßt. Es hat nicht vor allem neue Einrichtungen geschaffen, sondern einen neuen Geist gebracht, nicht vor allem neue Formen, sondern neuen Inhalt, nicht vor allem neue Verhältnisse, sondern neue Menschen. Es steht auf dem Gedanken, daß innere Freiheit bei äußerer Abhängigkeit unendlich besser ist als äußere Freiheit bei innerer Knechtschaft. Es glaubt, daß gute Menschen bei schlechten Einrichtungen doch Gutes tun können und tun werden, während schlechte Menschen auch bei guten Einrichtungen doch Schlechtes tun. Es glaubt, daß der neue Geist unfehlbar dahin führen wird, auch alte, überlebte, ungerechte, die Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit erschwerende Verhältnisse, Gesetze und Formen abzuschaffen. Wenn wir den vielen modernen Propheten und Reformatoren, die nur an den Verhältnissen flicken wollen, zurufen müssen: Ihr seid zu oberflächlich, zu wenig radikal, ihr müßt viel tiefer graben! — so müssen wir auch den Christen, die allen sozialen Reformbestrebungen gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen, die sich und andere damit trösten, das Seelenheil sei das Wichtigste, der Glaube sei die Hauptsache, und gläubig könne man auch in den unvollkommensten Zu-





ständen und Verhältnissen sein, — vorhalten: Das Christentum will alles neu machen, und wehe uns, wenn auch nur Ein Mensch sein Gleiten und Fallen durch übelstände entschuldigen kann, die auf unsrer Schuld, auf unsrer Gleichgültigkeit, unsrer Selbstsucht, unsrer Geldliebe beruhen!

Tatsächlich hat denn auch der Geist, den Jesus in die Welt gebracht hat, nicht Ruhe gegeben, bis der Institution der Sklaverei die Art angesetzt wurde. So wahr es ist, daß auch in diesem Punkte wie in vielen andern die Christenheit die Gedanken des Evangeliums Jahrhunderte hindurch verkannt hat, so wahr ist es auch, daß dann eben doch auf christlichem Boden die Sklaverei abgeschafft wurde, daß es die germanisch-evangelischen Völker waren, daß es Männer des Glaubens wie Wilberforce und Lincoln waren, die den Kampf gegen die Sklaverei unternahmen. Tatsache ist es, daß der erbitterteste Gegner des Christentums, Nießsche, die Sklaverei wieder fordert als eine Bedingung jeder höhern Kultur. Tatsache ist es, daß der Islam die Schuld trägt, wenn heute noch die Sklavensjagd mit allen ihren Greueln im Innern Afrikas betrieben, und jedes Jahr noch eine Million Neger auf den Sklavenmarkt geschleppt wird. Tatsache ist es, daß hier nur ein Sieg des Christentums, nur die Zurückdrängung des Islam, nur die Durchdringung des schwarzen Erdteils mit dem Geist des Evangeliums Abhilfe schaffen kann. Und die daran arbeitet, das ist die christliche Mission: die daran arbeiten, sind wir alle, wenn wir das Werk der Mission tragen helfen.

Aber wenden wir nun unsre Aufmerksamkeit einem andern Punkte zu! Der Apostel redet den Sklaven ins Gewissen, daß, wenn sie leiden müssen, dies nicht etwa um ihrer Verfehlungen, sondern um ihres Glaubens willen der Fall sein möge. Leiden um des Glaubens, um des Guten willen, das hat schon Jesus den Seinen wiederholt in Aussicht gestellt. Es ist gut, wenn wir dies nicht aus den Augen verlieren. Wir lieben es heute, von den Segens- und Siegeskräften des Evangeliums zu reden, von seinen Erfolgen und Fortschritten, von dem Glück und dem Frieden in der Nähe Jesu. Wir reden weniger von Jesus als dem stillen Dulder, wir reden mehr von ihm als dem Geistesgewaltigen, dem Helden. Nun kann



man ja mit vollem Recht von den gewaltigen und segensreichen Wirkungen des Christentums reden. Aber wir wollen doch darüber nicht vergessen, daß Jesus selbst gelitten hat, und daß er mit dem Wort „nachfolgen“ auch die Worte „sich selbst verleugnen und sein Kreuz auf sich nehmen“ verbunden hat. Wollen wir sagen: Ach, das war in der ersten Zeit so und ist heute etwas für Christen in der Heidenwelt oder im Islam, vielleicht auch für Evangelische in katholischen Ländern und für Stundisten in Rußland? Gilt es nicht für uns in unsrer staatlich garantierten Glaubens- und Gewissensfreiheit?

Aber, meine Freunde, ist denn nicht auch heute noch das Böse eine gewaltige Macht unter uns? Ist nicht Gottlosigkeit, Unglaube, Viederlichkeit da? Ist es wirklich möglich, daß wir so unbehelligt daran vorbeikommen? Ist das Böse so gut oder so schwach geworden? Ist nicht vielleicht unser Christentum so lau und schwach geworden, daß es keine Reibungen, keine Zusammenstöße, keine Kämpfe gibt? Erscheint nicht vielleicht unser Eintreten für Gerechtigkeit, Wahrheit und Reinheit so ungefährlich, unser Kämpfen gegen Volksschäden so leise, daß kein Hund erwacht und kein Hahn kräht? Es gibt doch Menschen, die auch heute noch verhöhnt und mit Schmutz beworfen werden, Menschen, die gegen die Trunksucht, gegen die Unsittlichkeit kämpfen, Menschen, die im Militärdienst, in der Fabrik oder im Geschäft ihren Glauben bekennen. Ich meine nicht, daß man Hohn und Verfolgung absichtlich, vielleicht durch Ungeschicklichkeit und Taktlosigkeit suchen soll. Aber fragen wollen wir uns doch: Wenn ich so glatt und unbehelligt durchkomme, liegt nicht vielleicht der Grund darin, daß das Salz meines christlichen Glaubens und Lebens dumm geworden ist, daß ich keine sittlichen Überzeugungen habe oder sie still versteckt halte, daß ich beides vermag, fromm zu sein und gottlos zu sein?

Es will uns wohl scheinen, es wäre richtiger, wenn ein Mensch um des Guten willen Anerkennung und Ehre statt Kränkung und Verfolgung ernten würde. Jene Sklaven, die leiden mußten, weil sie sich zu Jesus bekannten, weil sie manches Schlimme nicht mehr mitmachen wollten, sie mochten wohl auch fragen: Warum geht es mir nun schlimmer als zuvor? Stoßen wir uns nicht auch heute



noch daran, daß dem, der Unrecht tut, oft alles eine Zeitlang so wohl gelingt, während der, welcher das Rechte zu tun bestrebt ist, Schaden, Verdächtigung, Spott erntet? Aber machen wir uns einmal klar, welches die Folgen wären, wenn jede gute Tat gleich ihren klingenden Lohn, jedes Unrecht gleich seine schmerzliche Strafe einheimßen würde! Machen wir uns klar, daß nichts so sehr die Echtheit unseres Glaubens und unserer sittlichen Überzeugungen erweist, wie wenn wir dafür Opfer bringen können, daß keine Beredsamkeit der Welt den Christenglauben für die Fernerstehenden in ein so helles Licht stellt, wie es die Leiden um des Glaubens willen, die Opfer um des Guten willen, wie es das geduldige Tragen des Kreuzes tut. So weist ja der Apostel auch hier auf die Tatsache hin, daß es das Leiden bis zum Tod am Kreuz ist, was Jesu die Herzen der Menschen gewinnt.

Daß es sich dabei nicht um ein gleichgültiges Gehenlassen, um eine resignierte Ergebung in die Übelstände und Ungerechtigkeiten der Welt, um ein feiges Ja sagen zum Unrecht handelt, das geht deutlich genug daraus hervor, daß der Apostel von Leiden um des Guten willen redet. Das geht daraus hervor, daß er auf das Vorbild Jesu hinweist, der in keine Sünde willigte, ja auch in keinem Wort fehlte. In seine Fußstapfen muß treten, wer seinen Namen tragen will. Ihn, den Reinen und Gerechten gilt es nicht bloß zu bewundern, sondern ihm nachzufolgen im Kampf gegen alles Gottwidrige, im Tun des Guten, im Gehorsam gegen Gott, in der Liebe zu den Menschen, in der Geduld, in der Selbstüberwindung und Selbstlosigkeit im Leiden. O meine Freunde, wie lockt es uns hier, das Bild dessen, der keine Sünde tat, und in dessen Mund kein Trug war, das Bild des Schönsten unter den Menschenkindern zu malen! Was für eine Fülle von Eindrücken strömt auf uns ein, wenn wir beginnen, über die kurzen Worte nachzudenken: Wandeln in seinen Fußstapfen! Wie nötig ist es, immer wieder sich mahnen zu lassen: Christ sein heißt immer und überall streben, Jesu nachzufolgen!

Wie viel haben wir nur schon an dem Einen, auf das der Apostel hier hinweist, zu lernen: Er ließ sich schmähen und schmähte nicht wieder; er litt, aber er drohte nicht! Uns gehen die alten Worte durch den Sinn:

O Lamm Gottes, unschuldig  
 Am Kreuzestamm geschlachtet,  
 Erfunden stets geduldig,  
 Wiewohl du warst verachtet!

Wir brauchen nicht an all die Feindschaft, an all die Verleumdungen zu denken, die uns aus den Jahren seiner Wirksamkeit bekannt sind. Wir brauchen nur an die letzten Stunden, an die Szenen im hohen Rat, vor Pilatus und auf Golgatha zu denken. Was für Hohn und Spott ist da über ihn ausgegossen worden, wie viel Schmähungen und Schläge, welche Qualen des Leibes und der Seele! Er aber schmähte nicht und schalt nicht, er drohte nicht und jammerte nicht. Er nahm das Kreuz auf sich und trug es mit Hand und Herz in der entschlossenen Überzeugung: ich gehe den Weg Gottes! Er betete: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun! Und er war doch unschuldig; nein, er war mehr als nur unschuldig! Wir aber, können wir behaupten, daß wir Unverdientes leiden? Und doch, wie klagen, schelten und drohen wir so oft und können nichts ertragen, nichts voneinander annehmen, oft nicht einmal im engsten Familienkreis! Gleich lodert der Zorn empor; gleich heißt es: das lasse ich mir nicht bieten, nicht gefallen! Gleich kommt es zu Vorwürfen und spizen Worten; gleich sucht man dem andern noch weher zu tun; gleich droht man mit Wegjagen und Davonlaufen; gleich heißt es innerlich: das vergesse ich ihm nie! Und doch wissen wir alle, wie wenig Gutes bei diesem Geist herauskommt. Wollen wir uns nicht heute vornehmen, mehr auf ihn zu blicken, der nicht schalt, da er gescholten ward, nicht drohte, da er litt, um im Ausblick zu ihm uns überwinden und dem andern mit Freundlichkeit und Geduld begegnen zu können?

Vielleicht haben wir bis dahin einem Kind gegenüber es nur mit Schelten und Drohen versucht. Ob nicht vielleicht schon manches Kindes harter Sinn gebrochen worden wäre, wenn es gesehen hätte, wie seine Eltern leiden um seinetwillen, leiden nicht nur durch das Kind, sondern mehr noch für das Kind?

In manch einem Hause, manch einer Ehe kommt durch den Leichtsinn und die Verfehlungen des einen Theils bitteres Leid über den andern. Wie nahe liegt da das Schelten und Drohen! Hilfe und





Heil ist dagegen nur da möglich, wo das andere mit dem Schuldigen sich unter die Last stellt, mitleidet und mitträgt, ja vielleicht sogar allein trägt.

Da sind Irrende. Da sind Ungläubige. Ob wohl mit Schelten über ihre Schlechtigkeit und Gottlosigkeit viel gebessert wird? Ich denke hier an eine Diakonisse, die einen kranken Herrn zu pflegen hatte, der sich eine wahre Freude daraus machte, seinen Unglauben mit allerlei höhnischen und leichtfertigen Reden und wohl auch Flüchen an den Tag zu legen. Die Krankenschwester faßte sich ein Herz und sprach ihm zu. Der Erfolg zeigte sich in noch giftigerem Spott über alles Religiöse. Da schwieg sie. Aber eines Tages, als sie ihn verband, fiel ihr über seinen Reden eine heiße Träne auf seine Hand. Da sieht er sie an. „Warum weinen Sie, Schwester?“ fragt er, und sie antwortet ihm: „Aus Angst um Ihre Seele.“ Von Stund an hat sie aus seinem Munde kein gottloses Wort mehr gehört. Wir verachten und verdammen, wir strafen und schelten zu viel, und wir leiden zu wenig unter dem Verderben der Mitmenschen. Wir leiden, weil man nicht auf uns hört, anstatt aus Sorge um des andern Heil.

Oder denken wir an die sozialen Zustände unsrer Tage! Wie viel Schmähungen und Drohen, wie viel Anklagen und Vorwürfe sind da zwischen Reichen und Armen, zwischen Arbeitgebern und Arbeitern! Ach, daß wir statt dessen mehr Menschen hätten, die unter dieser Spannung und unter all den Ungerechtigkeiten und schlimmen Zuständen leiden und ungeachtet des Spottes und Hohnes, des Hasses und der Verkennung von links und rechts in Opfersinn und Selbstverleugnung, in Glauben und Geduld Hand anlegen zur Heilung der Wunden und Schäden!

Ja das ist's, was uns not tut: der Geist dessen, der glaubte, hoffte und liebte und gehorsam war bis zum Tod am Kreuz, der Geist dessen, der nicht gekommen ist, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für viele! In ihm und in keinem andern ist das Heil! Amen.



## Der Kampf, der uns verordnet ist.

Lasset uns laufen durch Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist!  
Hebr. 12, 1.

Es ist gesagt worden, es gebe in der Heiligen Schrift keine einzige Stelle, die nicht schon für irgend einen Menschen Bedeutung gehabt hätte. Jedenfalls werden wir gut tun, uns zu hüten, über ein Wort oder eine Stelle oder ein ganzes Buch ein geringschätziges und wegwerfendes Urteil zu fällen darum, weil wir nichts damit anzufangen wissen. Viele unter uns, die älter geworden sind, werden bezeugen, daß ihnen manches in der Bibel, an dem sie einst ziemlich achtlos vorbeigegangen sind, nun lieb und wertvoll geworden ist. Es kann da ähnlich gehen, wie mit dem Diamanten Karls des Kühnen, der in seinem Wert zuerst nicht erkannt, von einem Soldaten um einen Spottpreis verschleudert, später aber auf Riesensummen geschätzt wurde. Für manches Wort geht uns eben erst später das Verständnis auf. Es braucht ganz bestimmte Lebenserfahrungen und Lebensführungen, damit es uns etwas sagen kann. Wir haben wohl auch schon erlebt, daß die Erklärung und Anwendung durch einen in Gottes Wort lebenden Zeugen uns eine Stelle fast plötzlich aus dem Dunkel ins Licht rückte, so daß wir uns schämten, bis dahin so blind gewesen zu sein. Wenn es uns also scheint, als habe dies und jenes in der Bibel keinen Wert für uns, so wollen wir abwarten, ob nicht vielleicht gerade dieses Wort eines Tages noch unser ganz spezieller Freund wird. Wie man als erwachsener Mensch manches ist, was man als Kind gern auf dem Tisch vermißt hätte, so erkennt man auch in vielen Worten der Bibel erst später den Nährwert.

Doch ist sicher auch dies richtig, daß nicht alles in der Heiligen Schrift für alle von gleicher Bedeutung ist. Es gibt Worte für dich und Worte für mich. Es gibt Stellen, die mehr für die Jugend, und Aussprüche, die mehr für das Alter sind. Hier ist etwas für den



Reichen und da etwas für den Armen. Hier ist etwas, das den Betrühten und Leidenden zugerufen werden muß, während es dir gerade jetzt wenigstens ferner liegt. Wie steht es nun mit unserm heutigen Textwort? „Lasset uns laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist“, — mir scheint es, daß wir da eine Mahnung vor uns haben, die uns allen ohne Ausnahme etwas zu sagen hat, die wir immer wieder nötig haben. Es gibt kein Menschenleben, dem nicht dieses Wort als Wahlspruch voranleuchten könnte und sollte.

Schon die Art und Weise, wie hier vom Kampf als etwas Selbstverständlichem, Gegebenem die Rede ist, hat etwas Heilsames für uns. Wie viel weniger Leidenschaft, wie viel weniger Ängstlichkeit und Empfindsamkeit, wie viel weniger Klagen und Fragen, wie viel weniger Schwäche und Niederlagen wären in unserm Leben zu verzeichnen, wenn wir von früh an es lernten, das Leben zu nehmen als Menschen, die wissen: es gilt zu kämpfen! Man hört ja wohl etwa den Spruch: Mensch sein heißt ein Kämpfer sein. Aber heimlich steckt doch in uns allen eine andere Vorstellung vom Leben, andere Wünsche an das Leben. Ruhe, möglichsie Ruhe vor allen Kämpfen und Stürmen, nichts entbehren, nichts Schweres tun, nichts tragen, es sich wohl sein lassen, — das schwebt doch wohl vielen als das Schöne und Begehrnswerte vor Augen. Darum dann diese Enttäuschung und Unzufriedenheit, dieses Ausweichen und Auschlagen, diese Aufregung, diese Fassungslosigkeit, Haltlosigkeit und Verzagttheit, dieses Zittern und Zagen. Die gewaltigen äußern Fortschritte unserer Zeit helfen mit, uns zu verwöhnen und zu verweichlichen. Alle die schmerzstillenden, betäubenden Mittel machen es uns möglich, auch dem kleinsten, kürzesten Leiden ohne irgend eine Willensanstrengung aus dem Wege zu gehen. Auf dem Gebiet der Schule müssen wir in so vielem nichts anderes erkennen als die Bestrebung, dem Kind jede ernste, harte Arbeit zu ersparen und dafür alles zum Spiel, zur Unterhaltung zu machen. Noch auf so manchem andern Gebiet, in so vielen Strömungen unserer Tage ließe sich die gleiche Auffassung nachweisen, nicht nur bei denen, die das Sichausleben als Lebenszweck predigen, nicht nur in der ästhetischen Lebensauffassung weiter Kreise, sondern oft selbst in so



trefflichen Dingen, wie es humanitäre, soziale Bestrebungen, oder wie es die Friedensbewegung ist. Nun, in einer Zeit, da man so rasch mit sich selbst Mitleid hat, da man so empfindsam ist für jede Härte und jeden Druck des Lebens, da man auf jede Höhe mit dem Schlafwagen fahren möchte, tut uns ein Wort wie das vorliegende ganz besonders not. Da wird nicht gefragt: warum bringt das Leben uns Kämpfe? Da wird nicht darüber hin und her geredet, wie wir ihnen wohl am ehesten entgegen könnten, sondern für den Mann, der da zu uns redet, ist es etwas Selbstverständliches, daß das Leben Kämpfe bringt, wie der Sommer Hitze und der Winter Kälte bringt. Nur darum kann es sich handeln, diese Kämpfe möglichst tapfer, standhaft, ausdauernd zu bestehen und siegreich daraus hervorzugehen. Wollen wir es nicht halten wie er? Wer gefällt uns denn besser: der Junge, der beim ersten rauen Windstoß und Schneefall sich zum Ofen flüchtet, oder der, welcher hinausstürmt und mit lachenden Augen und roten Wangen sich den Wind um die Ohren pfeifen und die Flocken ins Gesicht treiben läßt? Freuen wir uns doch, daß Gott uns Schwierigkeiten und Kämpfe schickt und uns das Vertrauen schenkt, wir können sie bestehen und daran erstarcken!

Welches sind denn nun die Kämpfe, die uns verordnet sind? Ich meine, da ist vor allem ein Kampf, der von uns allen ohne Ausnahme beständig geführt werden muß, der Kampf gegen unsere Fehler und Sünden. Sicher denkt der Verfasser des Ebräerbriefes besonders an diesen Kampf. Wenn wir seine Mahnung genau überlesen, so spricht er von einem Wettkampf, einem Wettlauf, in welchem es ein bestimmtes Ziel zu erreichen, einen bestimmten Siegespreis zu erringen gilt. Es handelt sich um nichts anderes, als was anderweitig als Jagen nach Gerechtigkeit, nach Heiligung, nach Vollkommenheit bezeichnet wird. Es handelt sich darum, aus unserm Leben das Bestmögliche zu machen. Unser Leben ist wie ein roher Marmorblock. Es gilt daraus ein Kunstwerk zu gestalten. Das ist die Aufgabe, die schon in dem Wort der Schöpfungsgeschichte steht, daß wir zum Bilde Gottes geschaffen seien. Diese Aufgabe blickt uns aus allen Seiten des Neuen Testaments an. Alle die Worte vom Ringen, Jagen, Kämpfen, Hungern und Dürsten,





Trachten nach oben, Eingehen durch die enge Pforte, Ablegen des alten Menschen, Anziehen des neuen, Gesinntsein wie Jesus, Verklärtwerden in sein Bild, — was wollen sie anderes, als in uns die höchste, die edelste Sehnsucht wecken und stärken, die Sehnsucht nach Vollkommenheit! Heil jedem, in dem diese Sehnsucht lebendig und wirksam ist!

Es gibt Menschen, die hören die Stimme der Sehnsucht nicht mehr. Vielleicht, daß sie sich ab und zu noch einmal schmerzlich weinend bemerkbar zu machen sucht. Aber unter dem Lärm des Marktes, unter dem Klirren des Geldes, unter dem Schreien der für Unterhaltung und Belustigung Besorgten muß sie verstummen. Hatte man einst geglüht für Wahrheit und Recht, hatte man sich begeistert für edle Vorbilder, hatte man leuchtenden Auges den Entschluß gefaßt, in die Fußstapfen Jesu zu treten, — nun zuckt der eine spöttisch und der andere schmerzlich die Achseln: Illusionen, Jugendschwärmereien, Unmöglichkeiten! Ach ja, wenn man jung ist, da nimmt man sich ja wohl das Beste vor und hat Ideale; später aber merkt man, daß man damit nirgends hinkommt; da wird man denn praktisch; man wird inne, daß es vor allem gilt, klug und gewandt zu sein und rechnen zu können. Da hat man vollauf mit den Aufgaben und Anforderungen des Lebens zu tun und muß zusehen, daß man in allen den Geschäften doch etwa noch einmal Zeit für ein bißchen Vergnügen findet, — sonst ist man ja die reinste Arbeitsmaschine!

Nun, meine Freunde, ist die Zahl derer, die ungefähr so stehen, nicht Legion? Und gleichen diese Menschen nicht einem ausgebrannten Vulkan? Einst waren auch da heiße Ausbrüche der Sehnsucht; aber sie wurden selten und seltener. Nun ist die Todesruhe eingelehrt. Ja, bei vielen wird die edelste Sehnsucht verdrängt durch andere Wünsche und anderes Trachten. Bei vielen hat sich über die knospende Sehnsucht der Reif der Selbstzufriedenheit gelegt. Viele schöne Anfänge werden zunichte, weil eine bestimmte Sünde ihre Schlammwasser über das Gefilde geführt hat.

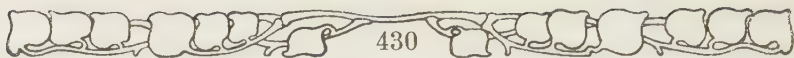
Aber nicht alle, die im Kampf der Heiligung erlahmen, tun es aus den oben genannten Gründen, sondern bei vielen werden wir als Grund die Hoffnungslosigkeit erblicken. Sie haben gekämpft; aber sie sind immer wieder unterlegen. Sie haben gerungen; aber

es schien ihnen, als gehe auch gar nichts vorwärts. Da haben sie die Flinte ins Korn geworfen. Da sind sie müde und verzweifelt am Beggande niedergesessen, haben die Hände vors Gesicht gehalten und geschluchzt: Es ist doch alles umsonst, es wird doch nicht besser mit mir! Nun tritt alles Verfehlte und Unrechte aus ihrer Vergangenheit vor ihre Seele, und weil bei ihnen die Sonne am Untergehen ist, so werden diese Schatten riesengroß. Immer neue, quälende Erinnerungen steigen auf: da hast du gefehlt, das hättest du nicht tun sollen! Der Mensch wühlt in alten Wunden herum, quält sich mit Vorwürfen über seine Handlungsweise gegenüber diesen und jenen, die wahrscheinlich die Sache längst vergessen haben und peinigt sich mit Anklagen über sein einstiges Verhalten, das ja vielleicht wirklich nicht recht war, aber wahrscheinlich auch durch allerlei beeinflusst wurde, wozu wir jetzt eine andere Stellung einnehmen als es uns damals möglich war. Aber nun sieht der Mensch nur eben seine Fehler, und es erfasst ihn eine bittere Reue, ein Abscheu vor sich selbst, ein Leiden an sich selbst. Es kommt Nacht und Elend über ihn, und in der Nähe lauert die Verzweiflung in ihren dunkelsten, unheimlichsten Gestalten.

Was wollen wir dazu sagen? Ist es denn nicht recht, wenn ein Mensch unter seinen Fehlern leidet? Ist es denn nicht begreiflich, wenn man nach so vielen Niederlagen mutlos wird? Doch! Nur darf dies nicht alles, darf dies nicht das Letzte sein. Wir wollen uns offen und ehrlich die Fehler unseres vergangenen Lebens vorhalten. Wir wollen nichts vertuschen, nichts beschönigen. Wir wollen uns schämen. Wir wollen uns demütigen. Wir wollen uns abwenden von dem leichten Troste derer, die sagen: Ach, du mußt es nicht so schwer nehmen! Aber, meine Freunde, nun wollen wir nicht bei der Zerknirschung und schmerzlichen Trauer stehen bleiben; sonst kann diese Gemütsstimmung zum Unrecht, zur Sünde werden. Wie sagt unser Textwort? Lasset uns laufen, nicht verweilen, nicht ewig zurückblicken, nicht liegen bleiben, sondern aufstehen und laufen! Wenn wir mit Leid und Scham an unsere vergangenen Fehler denken, wenn wir daran denken als an etwas, das wir nicht mehr tun möchten, das wir nicht mehr wollen, so dürfen wir auch mit dem Apostel sagen: Ich vergesse, was dahinten ist. Nur wenn wir an



unsre vergangenen Fehler uns erinnern, um daraus eine Warnung für die Zukunft zu ziehen, um durch diese Erinnerung uns zu entschlossener Arbeit an uns selbst aufzurichten, dann erfüllt diese Erinnerung den von Gott gewollten, für uns und unsere Mitmenschen heilsamen Zweck. Unser Text mahnt uns, mit Geduld zu laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist. Es steckt für manchen Menschen in dem Wort Geduld auch die Mahnung, den Mut nicht zu verlieren, auch wenn wir bei der Arbeit an uns selbst nicht so rasch den Erfolg sehen, nach dem wir uns sehnen. Es gibt Menschen, denen man zurufen muß: Du mußt auch mit dir selbst Geduld haben! Aber freilich will uns der Verfasser des Ebräerbriefes in seiner Mahnung vor allem ans Herz legen, wir sollen mit Standhaftigkeit, mit Ausdauer laufen. Das ist ein Bedruf für die, welche lau und träg geworden sind, welche sich gehen lassen. Wollen wir etwa bleiben, wie wir sind? Das können wir gar nicht! Wie das Wasser, das nicht fließt, zum Sumpf wird, so verderben auch wir, wenn es mit uns nicht vorwärts geht. Stillstand ist Rückschritt, ist Tod. Wir müssen vorwärts und aufwärts. Das ist nur möglich durch entschlossenen, unablässigen, tapfern, ehrlichen Kampf, in dem wir es immer genauer nehmen mit allem dem, was vor den Augen dessen, der ins Verborgene sieht, nicht bestehen mag. Mit Ausdauer, mit Standhaftigkeit laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist, das gilt auch dem, der mutlos werden will. Sieh, die Mutlosigkeit ist einer unserer schlimmsten Feinde! Gelingt es dem Lügner von Anfang an nicht, uns in Sicherheit und Selbstzufriedenheit zu wiegen, so versucht er es damit, daß er uns den Kampf als aussichtslos hinstellt. Mutlosigkeit ist das Mittel, mit dem er so viele, die sich aus dem Sumpf herausarbeiten wollen, wieder hinunterzieht. Lassen wir uns nicht belügen! Der Kampf ist verloren, wenn wir ihn nicht anfangen. Der Kampf ist verloren, wenn wir ihn aufgeben. Aber der Kampf ist nicht verloren, solange wir ihn führen. Gehe meinetwegen langsam, sitze manchmal müde nieder, gleite da und dort zurück; aber wenn du immer wieder dich aufraffst und den Weg trotz allen Schwierigkeiten unter die Füße nimmst, dann wirst du schließlich doch der Spitze des Berges unendlich näher stehen als der, der unten liegen geblieben ist. Heißt



es nicht schon in den Sprüchen Salomos: Der Gerechte fällt sieben Mal und stehet wieder auf? Darin liegt das Geheimnis des Erfolgs, daß wir immer wieder aufstehen und laufen. Nicht durch Klagen, nicht durch Seufzen, nicht durch Wünsche, nicht durch Vorsätze, sondern durch immer neues Aufstehen und unbeirrbare Ausdauer im Laufen und Tagen kommen wir weiter. Darum vorwärts! Wir haben ja einen Herrn, der uns und unsere Schwachheit und die Hitze des Kampfes viel besser kennt als wir selbst, und der Mitleid mit uns hat. Wir haben einen Herrn, der uns helfen will, wenn wir die Hand nach ihm ausstrecken. Wir haben einen Herrn, der selbst überall Sieger geblieben ist und auch die Seinen zum Siege führen will. Selig ist der Mensch, der weiß, daß das Tier in ihm von Tag zu Tag mehr abstirbt, und das Göttliche in ihm an Kraft gewinnt!

Aber wir haben es nicht nur mit unsern Fehlern zu tun, sondern auch mit den Fehlern unserer Mitmenschen. Ich glaube, daß jedes von uns da etwas zu erzählen wüßte. Welch ein Ozean von Möglichkeiten, einander wehe zu tun! Wie rauscht da ein gewaltiger Strom von Klagen über Unverstand, Undank, Bosheit, Härte, Kälte, Rücksichtslosigkeit, Heftigkeit und noch viel anderes! Der eine erklärt, es sei nicht mehr zum aushalten; der andere sinnt darüber nach, wie er das empfangene Leiden mit Zins zurückzahlen könne. O gewiß, es ist nicht immer leicht, mit einem Menschen auszukommen! Manchmal bleibt nichts anderes übrig, als daß jedes seiner Wege geht. Aber wird es nicht gut sein, wenn wir alle uns heute mahnen lassen, Geduld zu haben mit unsern Mitmenschen? Liegt nicht vielleicht viel Schuld auf unserer Seite? Haben wir nicht auch allerlei an uns, das die Geduld des andern auf die Probe stellt? Müssen wir gleich hinter allem eine böse Absicht suchen? Leidet nicht vielleicht der andere selbst unter seiner unglücklichen Art? Wenn er ein so unerquicklicher Mensch ist, wollen wir ihn nicht lieber bedauern, ihn zu gewinnen suchen, statt uns über ihn aufzuregen? Ach ja sicher, das wollen wir uns heute recht vornehmen, mehr Geduld, mehr Verständnis, mehr Verträglichkeit, mehr Nachsicht im Verkehr mit den Mitmenschen!

Ausdauer und Standhaftigkeit auch im Kampf mit allen den





bösen Mächten auf Erden. Ausdauer auf dem Posten, auf den Gott uns gestellt hat. Erfolg sehen und Dank ernten ist sicher angenehm; aber darauf kommt es nicht an. Es kommt nur darauf an, daß wir unsere Pflicht tun, daß wir unser Bestes leisten. Arbeiten und nicht verzweifeln. Kämpfen und nicht desertieren! Laufen mit Geduld und Ausdauer, nicht fliegen wollen in Ungeduld oder kriechen in Bequemlichkeit und Verzagtheit! Es wird nichts Gutes, was wir getan haben, ganz umsonst sein.

Doch wir sind mit unserm Textwort noch nicht zu Ende. Wir haben das, woran wohl die meisten zuerst denken, noch gar nicht erwähnt. „Lasset uns mit Geduld laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist.“ Ob du da nicht an die Sorge gedacht hast, die jezt auf dir lastet, an den Druck, der auf dir liegt, an den mühsamen Weg, den du gehen mußt, an Krankheit, an Trübsal, an dein Kreuz und an das, was das Kreuz erst recht schwer macht, an die inneren Anfechtungen, an die Zweifel? Wissen wir nichts davon? Nichts davon, wie der Glaube erschüttert wird, wie das Herz voll Angst und Unruhe ist, wie ein Stern nach dem andern erlischt, wie das Gebet ein kaltes, mühsames Lippenwerk wird? Wenn wir das Wort Gottes auch zu uns reden lassen, so scheint es uns doch nichts zu sagen. Es macht sich Widerspruch in uns geltend. Es kommen uns Gedanken, die wir sonst verurteilt haben. Wir führen eine bittere, trostlose Sprache. In uns ist alles wie wund. Wir sind so elend, so dürr, so verdrossen und schlaff. Nun treten uns auch alle die Rätsel auf Erden vor das Auge. Wir denken an das namenlose Unrecht, das an ungezählten Menschen verübt wird, an alle die lachende Gemeinheit, an all das leise, heimliche Weinen der unter Mangel an Sonne und Liebe, unter unverständiger Roheit Leidenden. Wir denken an all das Leid in den Spitälern, an all das Verderben an den Orten des Lasters, und siedend heiß steigt es in uns auf: Gott, Gott im Himmel, und dies alles auf Erden! Wie reimt sich das? Brennend bohren sich unsre Augen in die Ferne, ob sie nicht doch Gott sehen könnten. Das Herz krampft sich zusammen, weil man sich an einem fürchterlichen Abgrund hingehen sieht, weil es einem ist, als spüre man das Nahen einer kalten, finstern Gespenstergestalt.

○ daß wir in solchen schweren Zeiten der Anfechtung uns das



Wort vorhalten möchten: Lasset uns mit Geduld laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist! Halten wir uns vor, daß auch solche Glaubenskämpfe uns verordnet sind, daß es gar nicht anders sein kann, als daß unser Glaube auf die Probe gestellt wird! Da soll es sich zeigen, wie weit wir sind; da sollen wir uns selbst kennen lernen; da sollen wir ausgebildet, gestählt, gereift werden. Da sollen wir der Welt Beweise von der Macht des Christenglaubens geben, die mehr wirken als Worte. Da sollen wir zeigen, daß unser Glaube nicht bloß ein Vergangenseitsglaube, sondern ein Gegenwarts- und ein Zukunftsglaube ist. Da sollen wir Gott durch unsern tapfern Gehorsam ehren. Lassen wir den Glauben an Gott fahren, — wird damit das Mindeste besser, verständlicher, richtiger? Ist nicht dies und das, was uns am göttlichen Regiment irre machen könnte, nur deshalb da, weil man sich um Gott nicht kümmert? Ist nicht der Unglaube, ist nicht die Gottlosigkeit die Quelle von so viel Bösem auf Erden? Wie soll es besser werden, wenn immer mehr Menschen sich von Gott lossagen? Nein, nein, wir wollen allem unserm Sorgen und Fragen, Zweifeln und Zagen standhaft das tapfere Wort entgegenhalten, das der Graf von Mansfeld auf seine Fahne stecken ließ, das Wort: Dennoch!

Kommt, ihr Mühseligen und Beladenen, ihr Trauernden und Müden, blicket auf den, der ans Kreuz geschlagen wurde! Hört ihr ihn seufzen in namenloser Angst: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Ja, das ist auch euer Wort! Aber wißt ihr nicht, daß er sich durchgerungen hat zu dem sieghaften Glaubenswort: Es ist vollbracht? Wißt ihr nicht, daß er auferstanden ist, daß es sich gezeigt hat, daß Gott ihn doch recht führte? Was war dunkler als das Kreuz auf Golgatha? Und was ist nun auf der ganzen Erde leuchtender als dieser Ort? Komm, nimm deine Last und laß uns mit Geduld laufen in dem Kampf, der uns verordnet ist! Es wird einst noch ganz licht werden! Amen.



## Missionspredigt.

1. Advent 1907.

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. 1 Tim. 2, 4.

Wir treten mit dem heutigen Sonntag in die Adventszeit. Die alten Christen haben dieser Zeit den Namen gegeben: die stille Zeit. Wie ist es uns zu Mute, wenn wir diese Bezeichnung hören und dann an die kommenden Wochen denken? Stille Zeit! Müssen wir nicht dafür heute eher sagen: unruhigste, ausgefüllteste, geräuschvollste, anstrengendste Zeit? Es gibt eine Legende, die erzählt, der Teufel habe sich über das Weihnachtsfest schrecklich geärgert und habe mit seinen Trabanten hin und her gesonnen, wie man wohl am besten den segensreichen Einfluß, der von diesem Fest ausgehen müsse, lähmen könnte. Die verschiedensten Vorschläge wurden gemacht; aber keiner leuchtete dem Fürsten der Finsternis ein, bis schließlich einer aus der höllischen Schar riet, man solle den Menschen die Idee eingeben, einander auf dieses Fest Geschenke zu machen; das sehe nichts weniger als teuflisch, sondern sehr schön aus, und doch würden die Menschen dadurch so in Beschlag genommen, daß man sich in der Hölle nicht mehr vor einem Segen des Weihnachtsfestes zu fürchten brauche. Der Vorschlag fand ungeteilten Beifall, und seine Ausführung, sein Erfolg rechtfertigten den Beifall aufs glänzendste. So die Legende. Wir brauchen nicht jedes Wort derselben zu unterschreiben, aber daß ein Stück Wahrheit darin steckt, das wird wohl niemand in Abrede stellen. Wollen wir nicht dieses Stück Wahrheit mitnehmen in die kommenden Wochen und uns von ihm sagen lassen: Vergiß über all den Zurüstungen und Vorbereitungen, über all dem Kaufen und Verkaufen nicht das Eine, was not ist, nicht die Hauptsache, nicht die Gabe, die Gott dir geben will; sonst hast du schließlich im besten Fall von der Weihnachtszeit einige vergängliche,



vorübergehende Freuden und vielleicht mehr noch Aufregung und Ärger, Mühe und Sorge, Verdruß und Enttäuschung?

In allen Kirchen der Christenheit heißt es in der Adventszeit: Bereitete dem Herrn den Weg; machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch; siehe, dein König kommt zu dir! Das sind Mahnungen, die in diese Zeit der Vorbereitung auf den Weihnachtstag hineingehören. Mögen sie nicht umsonst ergehen! Auch wir wollen vorbereiten, Riegel wegschieben und Geröll wegräumen, indem wir uns sagen lassen, was der, von dessen Kommen diese Zeit redet, eigentlich will.

Denkt euch in frühere Zeiten zurück! Denkt euch in die Zeiten des 30jährigen Krieges! Wir sind in einer evangelischen Stadt Deutschlands. Glaubt jemand, daß die Einwohner dieser Stadt sich gleich verhalten haben, wenn es hieß: Der König von Schweden kommt! oder wenn Flüchtende die Kunde brachten: Tilly rückt heran? Nein, auf diese letzte Botschaft hin verriegelte man die Stadttore, warf Befestigungen auf, brach Brücken ab und suchte auf alle erdenkliche Weise das Anrücken der Herankommenden zu hindern, denn man hatte von ihnen nur Schlimmes zu erwarten. Aber wie nun, wenn es hieß: Der König von Schweden kommt? Dann zog man fröhlich hinaus in langem Zug und übergab ihm die Schlüssel der Stadt und nahm ihn mit Ehren auf; denn er kam als Helfer, als Befreier und Beschützer. Je gefährdeter sich die Bewohner sahen, desto sehnsüchtiger schauten sie nach dem Retter aus, und desto jubelnder empfingen sie ihn.

Nun, die Adventszeit verkündet: Dein König kommt! Wir aber fragen: Was will er? Hier haben wir die Antwort so kurz und klar als nur möglich: Er will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen.

Es scheint einem, da müssen alle Tore weit aufgehen, da müsse ein frohes und dankbares Willkommen erschallen. Helfen will der, der da kommt. Helfen will Jesus. Dazu schickt ihn Gott. Nicht diesem oder jenem, sondern allen will er helfen, und will alle zur Erkenntnis der Wahrheit führen. Ist der Welt je etwas Besseres verkündigt worden? Es mag sein, daß du Menschen kennst, deren Verhalten keine Empfehlung ist für den Gott, an den sie glauben.



Sie sind so eng, so hart in ihrem Urtheil, so feierlich, so salbungsvoll, daß man froh ist, nichts mit ihnen zu tun haben zu müssen. Wir wollen sie nicht verurtheilen; sie sind vielleicht krank oder haben melancholische Anlagen oder haben das Wort Christi vom Sauersehen nicht verstanden. Aber das wollen wir sagen: Du darfst dir nicht nach ihnen dein Bild von Gott, dein Urtheil über das Christentum gestalten, sonst kann dir einst mit Recht entgegengehalten werden: Du hattest die Heilige Schrift; aus ihr solltest du Gott und seinen Willen an dich kennen lernen. Wer auch nur dieses Eine Wort kennt: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, der wird jedenfalls, wenn er nicht wird, was er werden konnte und sollte, sich nicht damit entschuldigen können, daß er spricht: Ich wußte, daß du ein harter Herr bist!

Aber sagst du, kann er mir helfen? Ist in Jesus Hilfe und Heil; kommt man durch ihn zur Erkenntnis der Wahrheit? das ist meine Frage. Nun, mein Freund, das ist keine Frage, sondern das ist eine Sache der Erfahrung.

Ob er uns hilft, daß das Glück und der Erfolg uns nicht schaden, und daß wir unter der Last nicht zusammenbrechen und im Leid nicht versinken, das ist eine Sache der Erfahrung.

Ob er uns hilft herauszukommen aus allerlei Verstrickung und Gebundenheit; ob er uns hilft Meister werden über die Furcht und die Sorge, über Reizbarkeit und Empfindlichkeit, über schlimme Neigungen und böse Anlagen, über unser trotziges und verzagtes Herz; ob er uns in den Kampf führt, wo wir bis jetzt gleichgültig oder mutlos die Sache gehen ließen; ob er uns siegen hilft, wo wir bis jetzt nur Niederlagen zu verzeichnen haben, das ist eine Sache der Erfahrung.

Ob er nicht bloß allerlei Schönes und Gutes lehrt und vorschreibt, sondern uns hilft anders denken, anders sehen, anders wollen, anders gesinnt sein, anders handeln als vorher und neue Menschen werden, das ist eine Sache der Erfahrung.

Ob er uns hilft, wenn das Gewissen seine anklagende Stimme erhebt, wenn aus der Vergangenheit Gespenster aufsteigen, wenn wir seufzen: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen! das ist eine Sache der Erfahrung.



Millionen von Menschen haben sie gemacht alle die Jahrhunderte hindurch. Reiche und Arme, Gebildete und Ungebildete, in den verschiedensten Völkern, unter den verschiedensten Verhältnissen. Warum machen andere sie nicht? Ich glaube, viele machen sie nicht, weil sie meinen, sie hätten es nicht nötig, sich helfen zu lassen, sich etwas Besseres geben zu lassen, als was sie sind und haben. Jesus hat zu seinen Lebzeiten viel mit solchen Leuten zu tun gehabt. Es waren die Pharisäer, und sie sind nicht ausgestorben. Ich las letzter Tage im „Bund“ folgende Auslassung: „Warum sollte bei einem Menschen, der rechtschaffen gelebt hat, jemals dieses Gefühl der Schuld sich einstellen? Und wenn auch der Beste sich seiner Unvollkommenheit bewußt bleibt, so hat er sich Menschen gegenüber verfehlt, ist Menschen vielleicht dies und das schuldig geblieben. In seinem Verhältnis zu einem persönlichen Gott dagegen, wie die Kirche einen solchen als Welterschöpfer und Weltregenten annimmt, dürfte sich in gar vielen Fällen nicht eine Verschuldung des Menschen an Gott, sondern das Umgekehrte ergeben.“ Was diese letztere Bemerkung betrifft, wonach nicht mehr wir zu beten haben: Vergib uns unsre Schulden! sondern Gott uns bitten muß: Vergebt mir meine Schuld! so wird sie von vielen geradezu als eine Lästerung empfunden werden. So weit ist es denn doch bei den alten Heiden nicht gekommen, daß sie die Götter vor ihren Richterstuhl zur Verantwortung forderten. Ich muß da an ein Wort denken, das Heine einmal seinem Bruder schrieb: „Unsre Väter waren doch ganz andere Männer als wir; vor Gott beugten sie sich; vor den Menschen aber standen sie trotzig und aufrecht. Wir dagegen trogen Gott und liegen dafür vor Menschen auf dem Bauch.“ Aber ich will nicht weiter von dieser Verdrehung reden. Ich denke an die Frage: Warum sollte bei einem Menschen, der rechtschaffen gelebt hat, jemals das Gefühl der Schuld sich einstellen? Es liegt uns durchaus fern zu bestreiten, daß es rechtschaffene Menschen gibt. Es gibt Abstufungen unter den Menschen wie in der Bergwelt. Die große Mehrheit der Menschen wird aber, wenn sie sich nicht gewaltig täuscht und nicht von äußerster Oberflächlichkeit ist, bekennen müssen, daß sie nicht so rechtschaffen gelebt hat, daß nicht Grund zum Schuldgefühl da wäre, es sei denn, daß man zu dem allerdings heute sehr beliebten, ebenso bequemen wie un-



männlichen und verlogenen Auskunftsmittel greift, alle Schuld von sich ab auf irgend etwas andres zu wälzen. Wird nicht gerade der, der am entschlossensten und treuesten nach Rechtschaffenheit, nach Gerechtigkeit und Vollkommenheit gerungen hat, der es also auch mit dem Kleinen und Kleinsten ernst nimmt, am schmerzlichsten leiden unter dem Bewußtsein, wie fern er noch von dem Ideal ist? Wird wohl ein solcher sagen: Ich habe allezeit getan, was ich konnte; nirgends ist bei mir irgend etwas von Schuld, daß ich dem Ziel noch so fern stehe? Wehe den Selbstgerechten! Mit niemandem hat Jesus so schwer, so scharf gekämpft wie mit diesen, und sie, nicht die Zöllner und Sünder haben ihn ans Kreuz geschlagen; so rechtschaffen und so gerecht sind sie gewesen. Wehe uns, wenn wir so rechtschaffen sind, daß wir meinen, der Hilfe, die Jesus bringen will, nicht zu bedürfen! Selig sind, die da geistlich arm sind, die da Leid tragen, die hungert und dürstet nach Gerechtigkeit!

Es gibt andere, die lernen Jesus nicht als den Helfer kennen, weil sie sich nicht Zeit nehmen, es ernstlich mit ihm zu versuchen. Sie sind von andern Dingen in Beschlag genommen. Die Einladung ergeht an sie; aber sie haben einen Acker gekauft oder fünf Joch Oshen; sie können nicht kommen. Sie haben es wie der reiche Bauer, der zwar spricht: „Liebe Seele!“ und dann fortfährt: „Ich und trink!“ aber für diese liebe Seele rein gar nichts tut, sondern nur für den Leib sorgt. Ja, sagst du, man muß aber doch zu seinem Geschäft sehen; man muß doch seine alltäglichen Berufspflichten besorgen! Gewiß, wer sagt denn etwas anderes? Ich meine, es ist die Bibel, die sagt: Sechs Tage sollst du arbeiten! Nur meint die Bibel, daß man über dieser Betätigung im Irdischen noch etwas Höheres kennen solle; sie meint, daß man dann das Irdische nur um so treuer und freudiger tun werde, und sie meint, daß der, welcher nur Vergängliches kennt, ein Narr sei, ein armer Mensch, wenn er noch so reich ist, ein betrogener Mensch, wenn er noch so schlau ist. Wem heute dafür die Augen nicht aufgehen, dem ist schwer zu helfen.

Es gibt noch andere, die erfahren Jesus nicht als den Helfer, weil sie sich von ihm nicht zur Erkenntnis der Wahrheit führen lassen wollen. Hilfe in irgend einer bequemen Form ließe man sich schon noch gefallen; aber Jesus kann uns oft nur so helfen, wie der



Arzt, der operieren muß und Diät vorschreibt. Haben wir nicht schon Leuten helfen wollen, und es ist nicht gegangen? Ja, Geld hätten sie schon angenommen. Aber wir sahen klar, daß damit allein nicht geholfen sei, sondern daß der Mann das Trinken aufgeben, und die Frau besser zur Sache sehen müsse. Hier wollten wir eingreifen. Hier wollten wir den Hebel ansetzen. Aber da kamen wir an die unrichtige Adresse; so hatten sie die Hilfe nicht verstanden. Wir konnten gehen und über das Sprichwort nachdenken: „Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen“. Nun, so geht es auch Jesus. Er will auch raten; er will uns die Augen öffnen, daß wir sehen, wo es fehlt. Er will uns aus der Selbsttäuschung und aus allerlei Verblendung und Irrtum herausführen. Er will uns allerlei nehmen. Ach, es ist so viel angenehmer, die gute Meinung von sich selbst zu behalten, zu bleiben, wie man ist, und in seinen Gewohnheiten nicht gestört zu werden! Wie viele haben es wie die zwei Bettler, von denen ein alter Geschichtschreiber erzählt! Es war im Jahr 837, da wurden die Gebeine des Martinus, die man aus Furcht vor einem feindlichen Überfall fortgeschafft hatte, nach Tours zurückgebracht. Das hörten zwei Krüppel, die dank ihrer Gebrechlichkeit reichlich Almosen erhielten und ein recht bequemes Leben führten. Als sie nun vernahmen, die Reliquien des Heiligen werden zurückgebracht, fürchteten sie, der Heilige könnte sie gesund machen, und dann sei es aus für sie mit dem Betteln und Faullenzen, dann heiße es arbeiten. Kurz entschlossen machten sie sich auf und davon, damit sie nicht etwa geheilt würden. Aber sie waren zu spät aufgestanden. Die Gebeine des wundertätigen Heiligen waren bereits wieder im Lande, bevor die Beiden über die Grenze geflüchtet waren, und so wurden sie wider ihren Willen geheilt. Meine Freunde, wir lächeln über den Aberglauben, der in dieser Legende steckt; aber niemand wird die Geschichte hören, ohne daß die Frage vor ihn hintritt: Wie hältst du es? entziehst du dich nicht vielleicht auch einem Helfer? Ich will nicht weiter darauf eintreten. Möge jeder mit sich selbst darüber eine ehrliche Zwiesprache halten!

Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen. Meine Freunde, nehmen wir dieses Wort auch als eine Mahnung, als eine Aufgabe! Um uns her ist



auch Not, leibliche, materielle Not, Sorge, Krankheit, Armut, Elend, und noch schlimmere Not ist da, wo Leib und Seele leiden: Verwahrlosung, Verführung, Lüge, Leichtsinn, Verblendung, Schwäche, Unglaube, Sünde in tausend feinern und gröbern Formen, Gottferne mit all ihrer Dunkelheit. Da will Gott helfen. Er will durch uns helfen, durch Menschen, in denen etwas von dem Geist Jesu lebt. Von einem heidnischen Kaiser wird erzählt, er habe je und je am Schluß eines Tages, da er niemandem geholfen, niemandem Gutes erwiesen hatte, ausgerufen: „Ich habe einen Tag verloren!“ Und wir, die wir uns nennen nach Ihm, der nichts dachte, nichts wollte, nichts suchte als nur das Heil der Menschen, der auch mit dem Elendesten noch Geduld und für den Verirrtesten noch Hoffnung hatte, und als er nichts andres mehr tun konnte, sein Leben gab, um die Macht des Bösen in der Welt zu überwinden, — wir sollten sein Kommen in die Welt bloß damit feiern, daß wir Kerzen anzünden, und dabei im Herzen hart, kalt, selbstsüchtig sein? Nein, was er bei uns sucht, das sind Herzen, erfüllt mit dem anspornenden, großen, beseligenden Gedanken: Gott will, daß durch uns andern geholfen werde, und daß sie durch die Liebe, die sie von uns erfahren, auch glauben lernen an die Liebe Gottes und so zur Erkenntnis der Wahrheit kommen!

Und noch weiter wollen wir schauen, meine Freunde! Wir wollen nicht nur an die Nächsten denken, sondern auch an die Fernsten. Können wir dieses Textwort hören, ohne daß wir auch des Werkes gedenken, das Hilfe, Licht, Befreiung, Wahrheit zu bringen trachtet nach Afrika, nach Indien und China und über die ganze Erde hin? Auch wenn der heutige Sonntag nicht Missionssonntag wäre, unser Bibelwort würde uns zwingen, von der Mission zu reden.

Es ist noch nicht lange her, da galt die Mission selbst vielen Christen noch als etwas Übergeistliches, als eine Art Frömmigkeitsport, als eine Spezialität der Muder und Versammlungsleute. Das ist anders geworden. Selbst solche, die für religiöse Dinge nicht viel übrig haben, müssen gestehen, daß die Mission sich als ein Kulturfaktor erster Größe erweist, daß, wie Darwin einmal schreibt, es der Mission zu danken ist, wenn Menschenopfer, Wollust und Kindermord abgeschafft und beseitigt worden sind, und Unredlichkeit,



Unmäßigkeit und Frechheit sich durch die Einführung des Christentums in ziemlichem Maße vermindert haben. Sie müssen gestehen, daß die Mission es ist, die vielen Völkern erst eine Schriftsprache und eine Literatur geschenkt hat. Sie müssen erkennen, daß man doch nicht einfach hinwegsehen kann über ein Werk, das in 20 000 Schulen eine Million Zöglinge unterrichtet, in 4000 Spitälern jährlich über 2 Millionen Leidender Aufnahme gewährt und überhaupt durch seinen ärztlichen Zweig unsäglich viel Gutes wirkt.

Natürlich gibt es immer noch Gegner der Mission. Die einen sind es aus bodenloser Unkenntnis; andere sind es aus offener oder versteckter Abneigung gegen die Religion überhaupt. Vielleicht fühlen sie instinktiv, daß, wenn das Evangelium überall verkündet ist, und die Kinder Gottes nichts mehr zu tun haben, Gott die Menschheitsgeschichte auf Erden schließen könnte. Jene muß man bitten: Nimm dir doch die Mühe, dich mit dem gewaltigen Werk der Mission vertraut zu machen! Diese muß man bitten: Öffne dein Herz dem Licht, das von Jesus ausgeht; dann ist es nicht anders möglich, als daß es dich treibt, mitzuhelfen, daß dieses Licht überallhin getragen werde! Dann wirst du nicht mehr sagen: Es ist hier bei uns genug zu helfen und zu geben; weshalb in die Ferne schweifen? Du wirst sehen, daß man das eine tun kann und das andere nicht lassen, und daß nichts wie die Mission das Band der Brüderlichkeit um die ganze Menschheit schlingt. Du wirst nicht mehr einwenden, die Mission richte doch nichts aus; die Heidenchristen seien nichts nütze, und was dergleichen mehr ist. Denn wenn du hörst, daß doch schon 12 Millionen Heidenchristen gewonnen worden sind, so wird dir das nicht als nichts erscheinen. Wenn du hörst, wie viele dieser gewesenen Heiden tapfer und fröhlich ihr Leben lassen für ihren Glauben, so wirst du dich beschämt fragen: Wäre ich dazu imstande? Wenn du selbst, der du mitten in christlicher Umgebung aufgewachsen bist, nun, da du den Kampf für das Gute ernstlich aufgenommen hast, merkst, wie schwer dieser Kampf, dieses Aufwärtswollen ist, so wirst du nicht ungerecht urteilen und erwarten, daß der Heidenchrist von heute auf morgen ein vollkommenes Wesen sei.

Meine Freunde, es handelt sich gar nicht darum, ob Mission ge-



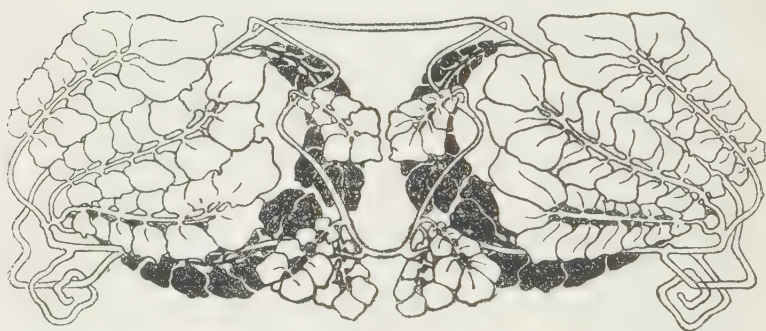
trieben werden soll oder nicht. Das muß für einen Christen außer aller Diskussion stehen. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen, und wenn Gott das will, so gilt es auch gar nicht mehr zu fragen, ob wir an den Sieg und Erfolg glauben dürfen. Es handelt sich nur noch darum, daß wir die Sache treuer, eifriger, besser, hingebender, opferfreudiger betreiben. Es gibt solche unter uns, die tun viel für die Mission. Sie werden bezeugen, daß sie selbst den größten Segen davon haben. Es gibt andere, die haben bis jetzt noch gar nichts getan, und die meisten von uns tun zu wenig. Ich bitte dich: Tue etwas! Ich bitte dich: Tue mehr! Die Basler Mission, die uns Bernern am nächsten steht und unsere werktätige Unterstützung reichlich verdient, braucht nun jährlich 2 Millionen und sollte noch mehr haben; sie hat vom letzten Jahre her noch eine Schuld von 30 000 Franken, und das laufende Jahr ergibt ein Defizit von 300 000 Franken trotz allen Einschränkungen, trotzdem daß sie an vielen Orten, wo man Prediger und Lehrer wünscht, und Türen sich öffneten, und der Ruf ertönt: Kommt herüber und helft uns! antworten muß: Wir können nicht, die Mittel fehlen!

Das ist eigentlich nicht wahr. Die Mittel sind da; wir geben sie nur nicht. Wie wollen wir das verantworten angesichts des Wortes: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde? Wollen wir nicht sprechen: Ich helfe mit durch Gebet, durch Interesse, durch Gaben; ich helfe mit an dem Größten, was es gibt, an dem Unvergänglichsten, am Bau des Reiches Gottes! Ich helfe mit an dem Werk, das der ganzen Menschheit Hilfe und Heil für Leib und Seele bringen will! Das ist für mich nicht eine Pflicht, sondern ein Recht, nicht ein Müssen, sondern ein Dürfen. Das ist ein schwacher Versuch, den Dank abzutragen für das Herrliche, was mir in Jesu geschenkt ist. Das ist das beste Mittel, um selbst lebendig zu bleiben.

Laßt mich mit einer kurzen Geschichte schließen! Ein Künstler wird beauftragt, das Bild einer verfallenen Kirche zu malen. Zum größten Erstaunen malt er nicht eine Ruine, sondern eine moderne, künstlerisch ausgestattete Kirche. Durch ein prächtiges Portal sah man eine geschnitzte Kanzel, eine herrliche Orgel und leuchtende Glasfenster. Wo war denn da etwas von Verfall zu sehen? Ich will

es euch sagen. Beim Eingang hing an der Wand eine Büchse mit der Aufschrift: Missionsgaben, und da, wo die Öffnung der Büchse war, da wo die Gaben eingelegt werden sollten, hatte der Künstler ein gewaltiges Spinnwebgewebe gemalt.

Laßt uns noch einmal unser Textwort hören: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen! Amen.





## Missionspredigt.

1. Advent 1908.

Alle Lande müssen seiner Ehre voll werden.

Psaln 72, 19.

In einem unserer Kirchengebete heißt es: Gib uns große Gedanken in den kleinen Sorgen des Tages! Fürwahr, ein vortreffliches Wort! Sind wir nicht schon etwa mit Menschen zusammengetroffen, die uns die Ohren voll klagten und doch kein sonderliches Mitleid bei uns erweckten? Weshalb nicht? Weil wir unter dem Eindruck standen: wenn auf diesem Menschen eine wirklich große Sorge lastete oder wenn er sich eine große Aufgabe schaffen würde, dann hätte er gar nicht Zeit, sich mit allen diesen Kleinigkeiten herumzuschlagen. Wir selbst haben es wohl auch schon erlebt, daß Dinge, die uns ärgerten und aufregten, gar nicht mehr in Betracht kamen, obschon sie immer noch da waren. Aber unsere Gedanken wurden durch etwas anderes, durch eine große Angst, durch ein tiefes Leid, durch eine große Freude, durch eine wichtige Aufgabe, eine folgenreiche Entscheidung, eine leuchtende Hoffnung so in Anspruch genommen, daß uns das andere lächerlich klein und unwichtig erschien. Wir kennen alle den Abschnitt in der Bergpredigt, wo Jesus vom ängstlichen Sorgen spricht. Was sagt er dort? Sagt er bloß: Ihr sollt nicht sorgen? Da möchten wir wohl antworten: Ja Herr, es ist so, wir sollten nicht, aber sieh, diese Sorgen kommen eben immer wieder über uns! Wir verscheuchen sie; aber sie sind so unabtreiblich wie die Bremsen vor einem Gewitter. Das hat Jesus auch gewußt. Darum stoßen wir in seinen Ausführungen über das Sorgen plötzlich auf das Wort: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit! Was will er mit diesem Wort? Er will die Gedanken der Menschen hinlenken auf etwas so Großes und Herrliches, daß sie darüber viel anderes als unwesentlich erkennen, wie der, der unsere Hochalpen gesehen hat, von den Bergen



Norddeutschlands nur mit einem Lächeln redet. Er stellt unser Sehnen, unser Suchen und Streben, unser Begehren und Wollen vor eine so gewaltige Aufgabe, daß uns alles andere als Kinderspiel erscheint, vor etwas so Leuchtendes, daß wir uns vieler unserer Wünsche schämen.

Es haben andere viel von der Nichtigkeit und Vergänglichkeit des Irdischen geredet. Sie sagten: Ihr Menschen, müht euch doch nicht darum ab; es ist ja nur Schein! Der Erfolg war der, daß die einen nicht auf sie hörten, die andern Pessimisten, Träumer und Faulenzer wurden. Jesus lehrt uns nicht das Leben verachten; er lehrt uns nach höherem, besserem Leben suchen. Er lehrt uns nicht der Welt den Rücken kehren, sondern in diese Welt das Reich Gottes hineintragen. Damit gibt er uns Aufgabe, Hoffnung und Zukunft wie kein anderer. Es hat Völker und Religionen, Kirchen, Parteien und Einzelne gegeben, die gewisse Ziele verfolgten. Wenn sie diese erreicht hatten, so fühlten sie sich satt. Das war allemal der Anfang vom Ende. Sobald man nur noch das Bestehende konservieren will, gehört man in ein Fläschchen mit Spiritus, vorausgesetzt, daß man für diese Manipulation überhaupt genügend Interesse bietet. Gott will unbedingt kein Stehenbleiben, auch für den Einzelnen nicht. Du mußt weiter, entweder im Guten oder im Bösen. Auch wenn eine Gemeinschaft, eine Kirche, eine Partei, eine Nation nicht weiter will, dann überläßt sie Gott ihrem Schicksal, und das Schicksal heißt Versteinerung oder Verknöcherung. Wenn wir jung bleiben wollen, müssen wir Ideale haben. Wenn wir gesund bleiben wollen, müssen wir uns rühren. Wenn wir werbende Kraft besitzen wollen, müssen wir aus der Gegenwart in eine hellere Zukunft weisen. Wenn wir in unser Leben etwas Großes hineinbringen wollen, müssen wir uns einer großen Aufgabe hingeben.

Und nun, wer hat in die Menschheit hinein größere Gedanken, größere Ideale, Ziele, Hoffnungen und Aufgaben gebracht als Jesus? Gibt es etwas Größeres als den Gedanken des Reiches Gottes? In Jesus ist nicht bloß der Gedanke des Reiches Gottes in die Welt gesenkt worden, sondern dieses Reich selbst. Darum füllt sich immer wieder die Seele mit Freude, wenn man wie heute hineintritt in die Zeit, die als Advents- und Weihnachtszeit in besonderer



Weise von seinem Kommen redet. Wenn nun, wie es in unserer Kirche Sitte ist, der erste Advent zugleich Missionssonntag ist, und wir dadurch veranlaßt werden, daran zu denken, daß das Reich Gottes sich über die ganze Erde ausbreiten soll, so frage ich, ob uns ein noch größerer und herrlicherer Gedanke gegeben werden könnte?

Was will die christliche Mission? Ich finde die Antwort auf diese Frage in klarster und schönster Weise in unserem Psalmwort ausgesprochen: „Alle Lande müssen seiner Ehre, seiner Herrlichkeit voll werden.“ Das ist das Missionsprogramm.

Empfiehlt es sich uns nicht ohne weiteres durch seine Tendenz? Was kann es denn Edleres geben, als die ganze Erde mit Gottes Ehre, mit Gottes Herrlichkeit zu füllen? Wir spüren ja doch alle, was das bedeuten will. Es ist ein so umfassender Ausdruck, daß ihn ausschöpfen wollen uns vorkommt wie der Versuch, das Meer ausschöpfen zu wollen. Aber wir können doch dies sagen: Gottes Ehre und Herrlichkeit kommt in uns zur Geltung, wenn wir ihn sehen, wie er wirklich ist, wenn wir uns kein falsches Bild von ihm machen. Gottes Ehre und Herrlichkeit ist da, wo Menschen ihm danken, ihm vertrauen, bei ihm ihre Hilfe suchen, seinen Willen zu erfüllen trachten. Gottes Ehre und Herrlichkeit ist da, wo er zur Herrschaft kommt und Menschen ihn erleben als den, der aus der Knechtschaft zur Freiheit, aus der Angst zum Frieden, aus der Dunkelheit zum Licht, aus der Ohnmacht zur Kraft, aus dem Unterliegen zum Sieg hilft. Nun hat keiner uns Gottes Herrlichkeit so klar geoffenbart, wie Jesus es getan hat. Keiner läßt uns so wie er Gottes Willen an uns und mit uns als Gabe, als Liebe erkennen. Keiner öffnet uns wie er die Augen für das Unrecht, das Elend und die Schäden der Gottesferne. Keiner hilft uns wie er den Weg finden zurück zu Gott; keiner zeigt uns so wie er, wie wir Gott ehren können; keiner stärkt uns dazu so wie er es vermag.

Darum gibt es kein besseres Mittel, um ein Land mit Gottes Ehre und Herrlichkeit zu erfüllen, als dies, daß Menschen hingehen und dort die Fahne Jesu aufpflanzen. Jeder, der dies tut, und jeder, der dazu mithilft, der erweist einem Lande den segensreichsten Dienst.

Wovon sind jetzt die Heidenländer erfüllt? Es hat bekanntlich eine Zeit gegeben, da träumte man von den Heiden als von unschuldigen Naturkindern. „Laßt sie doch in Ruhe mit euerem Christentum,“ hieß es, „sie sind ja ganz glücklich!“ Das kann wohl heute im Ernst niemand mehr behaupten, ohne sich vor jedem einigermaßen orientierten Menschen lächerlich zu machen. Wir besitzen denn doch nachgerade zu viel Schilderungen unverdächtiger Augen- und Ohrenzeugen über das Elend verschiedenster Art, von dem die Heidenländer voll sind. Gewiß findet sich auch da und dort etwas Erfreuliches. Ich möchte aber jeden, der sich ein richtiges Urtheil über diese Frage, wie überhaupt über die Mission bilden will, bitten, einmal das ausgezeichnete, aus reicher Missionserfahrung geschriebene Buch von Warneck „Die Lebenskräfte des Evangeliums“ zu lesen. Die Heiden sind Sklaven der Furcht, die Furcht vor allem und jedem; denn überall sehen sie sich von bösen Geistern bedroht. Sie sind Sklaven der Furcht vor Erd-, Luft-, Wasser-, Berg-, Baumgeistern, der Furcht vor den bösen Geistern in den Kranken, der Furcht vor den Verstorbenen, der Furcht vor den Machthabern, der Furcht vor den Zauberern und Priestern, der Furcht auf Schritt und Tritt. Voll sind die Heidenländer von dem Geist der Lüge. Niemand darf seinen Mitmenschen trauen. Der Vater mißtraut dem Sohn, und der Sohn dem Vater. Hinter jedem Wort muß man eine Lüge, hinter jeder Bewegung Verrat wittern. Lügen gilt als gleichbedeutend mit Gewandtheit, als Kunst, einen Vorteil wahrzunehmen. Man betrügt selbst die Gottheiten. Weshalb auch nicht? Auch die Gottheiten und Dämonen betrügen, und die Geister sind noch geschicktere Lügner als die Lebenden. Voll sind die Heidenländer von dem Geist der Selbstsucht, der Lieblosigkeit, der Grausamkeit. Die Götter sind ja auch ohne Liebe, sind schreckliche, neidische, hoshafte, blutdürstige Wesen. Was Wunder, wenn die Menschen nicht besser sind? In die eheliche Liebe wird das Gift getragen durch die Vielweiberei. Das Weib ist dem Mann eine Ware, die er sich vom Hals schafft, wenn sie ihm nicht mehr paßt. Es ist ein genauer Kenner Indiens, der geschrieben hat: Wenn die Frau in diesem Lande in die Welt tritt, so wird sie mit einem Fluch begrüßt und wie ein Unglück empfangen. Es gibt in Indien 60 000—70 000 Witwen, die nicht älter sind als



fünf bis neun Jahre. Sie dürfen sich nicht wieder verheiraten, dürfen sich nicht mehr öffentlich sehen lassen. Sie sind ein Gegenstand des Hasses, der Verachtung. Gewiß lieben auch heidnische Eltern ihre Kinder. Aber der Aberglaube ist stärker als die Liebe, und ihm fallen jährlich Tausende von Kleinen zum Opfer. Freundesliebe kennt man selten, und Feindesliebe gar nicht. Selbstverständlich rächt man sich so grausam als möglich. Selbstverständlich nützt man den Nebenmenschen so schlau als möglich aus. Selbstverständlich hilft man niemals zu eigenem Schaden. Selbstverständlich sucht jeder nur seinen eigenen Nutzen und Vorteil. Selbstverständlich überläßt man den Elenden, den Kranken seinem Schicksal. Krankheit wird ja durch böse Geister verursacht. Die Behandlung zielt also auf Vertreiben des bösen Geistes ab. Man foltert den ohnehin Leidenden, indem man furchtbaren Lärm neben ihm macht, ihn von einem Haus ins andere schleppt, ihn mit langen Nadeln sticht, ihm glühende Steine auf den Leib legt, ihm ekelerregende oder heißend scharfe Medikamente zu trinken gibt, ihn in übelriechenden Qualm hüllt, — alles, um den bösen Geist zu vertreiben. Gewisse Kranke, z. B. Aussägige, deren es allein in Indien über  $1\frac{1}{2}$  Million geben soll, oder Pocken- und Cholerafranke werden einfach ihrem Schicksal überlassen.

Was soll ich das vielfältige Elend in der Heidenwelt weiter zu schildern versuchen? Vieles läßt sich ja überhaupt nicht aussprechen. Gewiß, auch bei uns ist viel Schlimmes. Jede Zeitung ist des Zeuge. Aber wir empfinden es als schlimm und schändlich. Wir empören uns, wir kämpfen dagegen an. Wir haben eine öffentliche Meinung, die das Laster geißelt, und wenn sie lax ist, so haben wir doch unter uns Tausende, die von Jesus erfaßt sind und scharf zwischen Licht und Finsternis unterscheiden, ihre Stimme gegen das Böse erheben und an den Sieg des Guten glauben. „So ungeheuer die Sünden in der Christenheit sind,“ hat ein Japaner gesagt, „die christlichen Völker haben die Macht, sie zu überwinden.“ Das haben die Heiden nicht, es fehlt ihnen alles dazu. Gewiß ist auch bei uns viel Not. Und es wäre nicht recht, wenn wir die Not in der Ferne, nicht aber die Not in der Nähe sehen würden. Aber im großen und ganzen macht man die Erfahrung, daß die, welche ein warmes Herz haben

für die Not in der Ferne, auch eine offene Hand haben für das Elend in der Nähe.

Nun gehen ja heute viele Angehörige christlicher Völker zu den Heiden. Aber ihr Programm heißt nicht: Alle Lande müssen seiner Ehre voll werden! sondern: Alle meine Taschen müssen voll werden. So beuten sie die Eingeborenen schamlos aus; so füllen sie ihre Länder mit Brantwein; so tragen sie Greuel, Laster und Verheerung hinein. Das sind dann auch gewöhnlich die Leute, von denen die Verdächtigungen und Klagen über die Mission herrühren, die unter uns dank der Unkenntnis und Gleichgültigkeit vieler noch immer Gläubige finden, zumal in den Kreisen, die ihre Vorstellungen von einem Missionar und seiner Tätigkeit aus einem Bildblatt holen. Wenn man sich die Mühe nimmt, die Vorwürfe und Beschuldigungen gegen die Mission zusammenzustellen, so macht man die fast belustigende Erfahrung, daß sie eigentlich nicht widerlegt zu werden brauchen, indem sie sich gegenseitig aufheben. Ein Vorwurf widerspricht dem andern. Heute heißt es: Die Mission hat gar keinen Erfolg; die Chinesen kümmern sich nicht darum. Morgen tönt es: Die Mission bringt durch ihre Fortschritte das Volk und Land in die größte Aufregung. Heute heißt es: Die Mission macht die Leute nicht anders; sie bleiben, wie sie waren; morgen tönt es: Die Anhänger der Mission werden durch die Änderung ihrer Anschauungen und Sitten in Gegensatz zu ihren Volksgenossen gebracht. Bei einem Aufstand heißt es: Die Missionare sind schuld; bei einem andern: Sie stecken mit den Eingeborenen unter einer Decke. Dieselben, die, wie es in einem hiesigen Blatt der Fall war, es als Fanatismus und Anmaßung bezeichnen, daß man den Heiden und Mohammedanern die eigene Religion aufdrängen wolle, würden jedenfalls, wenn wir nichts täten, laut oder heimlich triumphieren und höhnen, daß das Christentum altersschwach geworden sei, oder daß seine Befenner sich nur um ihr eigenes Seelenheil kümmern. Und sie hätten recht damit. Es sind die geistesarmen Perioden der Kirchengeschichte, da der Missionsfinn darniederlag. Eine Kirche, die nicht Mission treibt, liegt im Winterschlaf. Wie? Islam, der Buddhismus, der europäische Unglaube, die Ideen eines Hädel breiten sich aus, und wir Christen, die wir der Welt Herrlichkeit,



Leben, Heil, Frieden, Fortschritt zu bringen haben, wir sollten die Hände in den Schoß legen? Das rät uns der Teufel. Was wollen wir tun allen den Beschuldigungen und Einwänden gegenüber?

Ich denke, wir wollen uns zunächst gar nicht darüber verwundern. Wer das Kreuz Christi aufpflanzen will, der muß auch das Kreuz mit seiner Schmach tragen können. Wie hat denn unser Herr gesagt? Der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr; haben sie mich verfolgt, sie werden euch auch verfolgen! Wo ist denn je in der Welt etwas Großes und Gutes unternommen worden, ohne daß es sich gegen Selbstsucht, Beschränktheit, Trägheit, Gemeinheit, Kleinlichkeit hätte durchkämpfen müssen. Mir schiene es sehr bedenklich, mir schiene es ein Beweis, daß nicht viel geht, wenn die Mission unangefochten bliebe!

Sodann wollen wir nicht vergessen, daß Gott jeder guten Sache Gegner erstehen läßt, damit die Vertreter der guten Sache demütig bleiben und in die Selbstprüfung, in die Prüfung ihres Werkes getrieben werden. Jedem menschlichen Unternehmen haften Unvollkommenheiten an. Überall sind Mißgriffe, sind Irrungen, sind Fehler möglich. Darum, wenn wir denen, die Einwände erheben, sagen: Siehe zu, ob du nicht eine Lüge, eine Verleumdung aussprichst; prüfe dich, aus was für einer Quelle dein Einwand stammt, ob du damit nicht vielleicht deine religiöse Indifferenz oder deinen Geldbeutel schützen willst; prüfe dich, ob du dir wirklich ein Urtheil anmaßen darfst! — so sollen wiederum die, welche im Werk der Mission stehen, zusehen, ob nicht an der Kritik etwas Wahres, ob nicht etwas daraus zu lernen ist.

Weiter, meine Freunde, können wir uns den Einwänden und Vorurtheilen gegenüber damit trösten, daß Zeugnisse genug vorliegen dafür, daß Heidenländer durch die Mission voll zu werden beginnen von Gottes Ehre und Herrlichkeit. Fürwahr, das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht! Millionen werfen die Furcht ab, weil sie den Gott der Gnade und der Barmherzigkeit kennen lernen. An Stätten, die einst troffen von Blut, steigen Vieder zum Preise des Friedefürsten empor. Hände, die einst träge waren oder stets bereit, die Waffe zu schwingen, bebauen nun in



fleißiger Arbeit die Felder. In Augen, die gierig und finster nur das Diesseits sahen, fängt der Morgenglanz der Ewigkeit an zu leuchten. In Herzen, die einst voll waren von allen Lasten, zieht der Geist der Kraft, der Liebe und der Zucht ein. In Gebieten, wo vor wenigen Jahren kein Europäer ohne Todesgefahr hingekommen wäre, sind nun christliche Gemeinden, und mancherorts hätte man Mühe, noch äußere Spuren des Heidentums nachzuweisen. An andern Orten geht es langsamer; es treten Rückschläge ein. Aber allerlei Erscheinungen reden doch deutlich genug, daß der Zerseßungsprozeß des Heidentums im Gange ist. Überall regt es sich und gärt und sieht nach Neuem aus: in der Türkei, in Persien, in Indien, in China. Man muß stotthaub sein, um nicht zu hören, daß wir in einer Zeit leben, da sich die gewaltigsten Umwälzungen anbahnen. Da öffnen sich oft ganz plötzlich dem Christentum Türen, die bisher fest verschlossen waren. So sind in Korea in den letzten Jahren geradezu erstaunliche Fortschritte zu verzeichnen. Ein bekannter Reisender erzählt, er habe in einem Gebiet, das vor zwanzig Jahren als Räubergegend galt, achtzig Kirchen mit zwölftausend Christen gefunden. Die Missionare, sagt er, haben die ganze soziale Lage verwandelt. Sie haben den Frauen ein neues Leben gebracht, daß sie nicht mehr Hausflavinnen, sondern Gefährtinnen ihrer Männer sind. Sie haben den Wunsch nach Bildung im Volke zu wecken gewußt und haben Schulen gegründet. Während früher die Kranken dahinstarben, weil man sich nicht um ihre Leiden kümmerte, können sie jetzt eine vortreffliche ärztliche Behandlung erfahren. Der britische Unterstaatssekretär Churchill hat unlängst eine Reise nach Uganda in Zentralafrika gemacht. Nach seiner Rückkehr erzählte er in einer öffentlichen Rede, daß er dort zu seiner größten Überraschung eine vollkommen organisierte Verwaltung gefunden habe; bekleidete, kultivierte, gebildete Eingeborene, 200 000 Menschen, die lesen und schreiben können. Uganda sei einer der interessantesten Staaten, die unter Englands Herrschaft stehen. Und das, sagte er, verdanken wir zum guten Teil der Mission. Ebenso hat der deutsche Staatssekretär Dernburg auf Grund seiner afrikanischen Studien im Reichstag erklärt: „Ich erachte die Mission als einen der wichtigsten Faktoren für die Ausbreitung einer auf christlicher Basis beruhenden





Kultur.“ Wir könnten solcher Zeugnisse für die Mission und ihren Segen ohne Mühe noch eine Menge anführen.

Aber das Beste ist, wenn wir aller Gegnerschaft gegenüber uns um so eifriger, entschlossener, treuer, freudiger am Missionswerk beteiligen, indem wir uns vorhalten, daß in Worten, wie es das unsrige ist, und wie es deren noch viele gibt in der Heiligen Schrift, der klare Wille und die deutliche Verheißung Gottes liegt, daß trotz allem und allem doch alle Lande von Gottes Ehre und Herrlichkeit voll werden sollen. Mag das Bollwerk des Heidentums noch so gewaltig sein, mag es selbst innerhalb der Christenheit seine Verteidiger finden, — wir wissen, daß Gottes Reich kommen muß. Wir sehen es kommen. Wir sehen, wie Gott an der Arbeit ist, neue Wege öffnet und Widerstände bricht. Wir sehen, wie er die Arbeit der Sendboten segnet, wie er sich zu ihnen bekennt. Wir sehen, wie er unter uns viele willig macht mitzuhelfen, wie die Zahl derer wächst, welche die Mission als heilige Pflicht, ja als ein köstliches Recht erkennen, als etwas, was für jeden, der bittet: Dein Reich komme! ganz selbstverständlich ist, als etwas, was nicht nur nebenbei getan werden darf, sondern was Herzenssache zu sein verdient, als etwas, was unserm eignen Leben und dem Leben unsrer Kirche den reichsten Gewinn bringt; denn, wie jemand gesagt hat, wir bekehren die Heiden, und dann bekehren sie uns.

Gewiß, viele stehen noch abseits. Können sie sagen: Es hat uns niemand gedingt, es hat uns niemand von dieser Sache gesprochen, es hat uns niemand eingeladen mitzuhelfen? Nein. Jedenfalls wird heute jedes von uns dazu aufgefördert. In unserm Textwort: „Alle Lande müssen seiner Ehre voll werden!“ steckt eine Aufgabe, der du dich nicht entziehen kannst, ohne dem klaren Willen Gottes ungehorjam zu sein. Löst uns diese Aufgabe nicht durch ihre Großzügigkeit? Schon sind 12 Millionen Heiden gewonnen. Jahr um Jahr treten ihrer etwa 150 000 zum Christentum über. In 20 000 Schulen werden 1 Million Zöglinge unterrichtet. In 4000 Spitälern finden jährlich über 2 Millionen Leidende Aufnahme. Und das sind erst Anfänge. Alle Lande, ja alle Lande sollen seiner Ehre voll werden! Wann hat je ein Eroberer so groß angelegte Pläne gehabt? Über alle Schranken hinüber, die Rasse und Hautfarbe und Sprache

und was weiß ich was alles aufrichten, sehen wir ein Reich, das die ganze Erde umspannt, ein Reich, da Gerechtigkeit und Friede herrschen, ein Reich, da das Band der Brüderlichkeit sich um alle Menschen schlingt. Willst du nicht freudig mithelfen an der Ausführung dieser gewaltigsten aller Aufgaben? Ach, wie ganz anders weit könnte sie schon gediehen, wie ganz anders könnte unser Textwort schon ausgeführt sein unter den Heiden, wenn die Christenheit, statt zu schlafen, statt sich zu zanken, statt Ausreden und Einwände zu erheben, statt lau und selbstüchtig und irdisch gesinnt zu sein, entschlossen und freudig mit Gott ans Werk gegangen wäre! Alle Missionsgesellschaften ohne Ausnahme erklären: Wir könnten und sollten hier vorwärts und dort weiter; aber es fehlt uns an Arbeitern; es fehlt uns an Mitteln. Statt neue Gebiete, wohin man uns ruft, besetzen zu können, müssen wir daran denken, die bisherige Arbeit einzuschränken! Und dabei gibt man z. B. in Deutschland jährlich für Brantwein zirka 300 Millionen Mark aus, für die Mission nur etwa 8 Millionen! Wie steht es in unserm Volk? Wie steht es mit dir und mir? Wie viel haben wir für uns? Wie viel für Gott und das Heil unsrer Mitmenschen? Es handelt sich ja nicht nur um Geld; es handelt sich um Interesse, um Gebet, um Liebe.

Advent, meine Freunde! Jesus will kommen. Stehen ihm unsre Herzen offen? Er will kommen als der Heiland der ganzen Welt. Helfen wir mit, daß alle Lande seiner Ehre und Herrlichkeit voll werden?

Mögen wir alle auf diese Fragen von heute an besser noch als bisher mit Ja antworten können! Das walte Gott! Amen.





## Die Ankunft des Erlösers.

Daß wir, erlöst aus der Hand unsrer Feinde, ihm dienen ohne Furcht unser Leben lang, in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist.

Lut. 1, 74, 75.

Es ist Zacharias, der Vater Johannes des Täuflers, aus dessen Munde die eben gehörten Worte stammen. Er gehört, wie Simeon und Hanna, wie Joseph und Maria zu den Stillen im Lande. Freilich gehörte Zacharias zur Priesterschaft Israels, und für diese Priesterschaft haben wir sonst nicht gerade viel übrig. An ihrer Spitze stand ein Kajaphas. Aus ihnen rekrutierte sich die Partei der Sadduzäer, dieser Auferstehungsleugner, dieser Menschen, welche die Religion zum Werkzeug der Herrschsucht erniedrigten, die Jesus, solange er nur predigte und in Galiläa weilte, vornehm ignorierten, aber sofort gegen ihn vorgingen, als er nach Jerusalem kam, und sie sich durch sein Auftreten im Tempel in ihren Machtbefugnissen bedroht sahen. Als sie spürten, daß sie ihm geistig nicht gewachsen waren, da zauderten sie keinen Moment, mit Gewalt gegen ihn vorzugehen und mit allen möglichen Mitteln ihn zu vernichten. Jesus hat ihnen denn auch im Gleichnis vom barmherzigen Samariter kein Ruhmesdenkmal errichtet.

Aber auch unter ihnen gab es Männer wie Zacharias, von dem es heißt: er war fromm vor Gott und ging in allen Geboten und Satzungen des Herrn untadelig. Es ist vielleicht nicht unnötig, daß wir uns dadurch wieder einmal vor einer Gefahr warnen lassen, der wir nicht immer entgehen. Ich meine die Gefahr der Verallgemeinerung. Dieses Unrecht wird ja von Christentumsfeindlicher Seite häufig genug begangen. Wie gern wird dort den Frommen überhaupt angedichtet, was ein Einzelner sich vielleicht zu schulden kommen läßt! Wie gern schlägt man gleich auf das Christentum überhaupt los, wenn irgendwo und irgendwann seine Befenner, die vielleicht von Jesus nicht viel anderes als den Namen hatten, sich

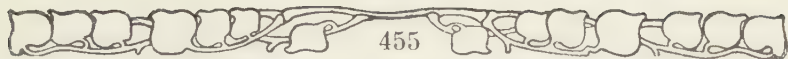


verfehlten! Wir fühlen, daß dies eine Ungerechtigkeit ist. Wir leiden darunter. Wohlan, machen wir uns nicht unsrerseits auch dessen schuldig? Auch die Volksweisheit mahnt uns ja, nicht alles in Ein Band zu nehmen und das Kind nicht mit dem Bade auszuschütten.

Aber noch auf etwas anderes werden wir hingewiesen durch die Tatsache, daß sich auch unter der israelitischen Priesterschaft Männer wie Zacharias fanden. Man spricht heute sehr viel von dem Einfluß, den die Umgebung, das Milieu, wie man es nennt, auf den Menschen, sein Wesen, seinen Charakter ausübe. Man will das Tun und Lassen eines Menschen daraus und oft daraus allein erklären. Nun ist es ja gar keine Frage, daß der Umgebung, worin wir uns befinden, der geistigen Atmosphäre, in der wir aufwachsen, eine Bedeutung zukommt. Wenn wir vor Dingen bewahrt geblieben sind, in welche sich andere verstrickten, so wollen wir demütig und dankbar aller der guten Einflüsse gedenken, unter denen wir aufwuchsen. Wenn wir andere irren und fallen sehen, so wollen wir uns fragen: Hat eine weise Vaterhand sie geleitet; hat ein treues Mutterauge über ihnen gewacht? Sind sie nicht vielleicht statt dessen von früh auf von Schmutz umgeben gewesen? Ob wir an ihrer Stelle nicht noch viel schlimmer ausgefallen wären? Es ist durchaus gerecht, daß heute bei der Beurteilung eines Menschen auch allerlei äußere Verhältnisse und Umstände in Anschlag gebracht werden. Wir werden so gerechter urteilen. Wir werden so manches besser verstehen. Wir werden manches entschuldigen. Wir können sicher oft leichter und länger Geduld haben mit einem Menschen, wenn wir uns vorstellen, wie trostlos seine Jugend war, wie traurig das Beispiel seiner Umgebung. Wer erwartet denn, daß in schlechtem Ackerboden hohe starke Halme mit schweren Ähren wogen?

Gleichwohl, meine Freunde, ist es nun bei den Menschen doch nicht einfach so wie in der Natur. Wohl sagt das Sprichwort: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und das andere: Böse Gesellschaft verderbt gute Sitten. Niemand wird in Abrede stellen, daß das oft zutrifft; aber es muß nicht zutreffen. Ein Löwe muß Fleisch fressen; ein Fluß muß abwärts fließen; aus Unkrautsamen muß Unkraut werden. Aber der Mensch kann so und kann anders. Wenn er dies leugnet, so sagt ihm sein Gewissen: Du lügst! gewiß war die





Versuchung groß; gewiß haben viele dich gelockt; aber die Entscheidung lag doch bei dir; du hast gezaubert, du hast geschwankt; du konntest ja oder nein sagen; du konntest hinsehen oder dich wenden; du konntest hingehen oder wegb bleiben. Und wenn rings um uns her alles nach unten zieht, — wir tragen etwas in uns, was sich aufwärts sehnt. Wo diese Sehnsucht aufwärts zur Gemeinschaft mit Gott wird, wo sie sich zum Gebet um seine Hilfe, seine Kraft erhebt, da können wir allen Versuchungen, allen schlimmen Einflüssen zum Trotz den schmalen Weg gehen. Darum treffen wir mitten unter all der Scheinheiligkeit der israelitischen Priester einen wahrhaft frommen Mann wie Zacharias. Das ist ein Trost für manchen Vater und manche Mutter, die ihr Kind in die Fremde gehen sehen. Sie wissen, daß der Leichtsinn und die Lockung ihm begegnen werden, und es ist ihnen sehr bange. Ist uns nicht überhaupt recht bange, wenn wir so oft unter dem Eindruck stehen, daß die Flut der religiösen Gleichgültigkeit steigt, daß allerlei die Freiheit des Fleisches proklamierende Theorien wie Unkrautsame vom Wind überallhin getragen werden, daß an Sitte und Ordnung, an Kirche und Staat gerüttelt wird? Wie groß ist die Macht des Alkoholismus! Wie frech und wie wüthig höhnt der Unglaube! Wie viel böse Gesellschaft und schlechte Kameradschaft ist überall! Wie ist es da noch möglich, daß einer diesen trüben Wassern entrinnt? Nun, meine Freunde, ich glaube, es ist heute nicht schwerer, als es für Zacharias war. Es ist leicht möglich, daß er als Glied der jüdischen Priesterschaft mehr in Gefahr war Schaden zu nehmen als irgend eines von uns. Er gibt uns die aufrichtende, tröstliche und anspornende Bürgschaft dafür, daß wir anders können als alle rings um uns her.

Aber wenden wir uns nun seinem Worte zu. Er läßt uns in seine Zukunftshoffnung blicken. Was er und seinesgleichen vom Messias erwarten, ist uns hier ausgesprochen. Wohl scheint es auf den ersten Blick, als unterscheiden sich seine Wünsche in nichts von denen, die wir als falsch zu betrachten gewohnt sind. „Erlöset von der Hand unserer Feinde“, das ist seine Sehnsucht. Steckt da nicht gerade die Erwartung vom Messias dahinter, die Israel blendete, und die wir etwa in die Worte fassen: Israel sehnte sich nach einer

Persönlichkeit, die das Joch der Römer abschütteln und dem Volk zur Stellung einer Weltmacht verhelfen sollte? Nun, wir können ruhig zugeben, daß auch Zacharias nicht die volle, ungetrübte Erkenntnis dessen, was allen wirklich not tat und wirklich Heil und Erlösung bringen konnte, besaß. Und doch gewahren wir bei näherm Zuhören einen reinern Klang, als er uns sonst aus der Sehnsucht Israels entgegentönt. Wohl hofft auch Zacharias auf Errettung vom Joch der Unterdrücker Israels. Aber bei ihm führt nicht der Haß, nicht der politische Ehrgeiz das Wort. Nicht die äußerliche Großmachtstellung seines Volkes ist es, was ihn das Kommen des Messias begrüßen läßt, sondern er hofft, daß damit endlich die Möglichkeit geboten werde, ungehemmt durch Furcht vor Aufstand und Krieg, durch die Wirren politischer Kämpfe um so treuer und eifriger Gott zu dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit.

Schon als einer, der hofft und Sehnsucht im Herzen trägt, ist er uns vorbildlich. Ohne Sehnsucht gibt es keinen Fortschritt. Wer satt ist und nichts mehr sucht, wer gleichgültig ist und nach nichts mehr trachtet, wer müde und verzweifelt ist und alle Hoffnung fahren läßt, der kommt nicht weiter und hilft nicht weiter.

Nun glaube ich, daß es unserer Zeit durchaus nicht an Sehnsucht fehlt. Man will weiter kommen. Man meint nicht am Ziel zu sein. Überall ist ein Drängen nach Reformen, nach Hebung, nach Neugestaltung. In hohen Worten redet man von einer schönen Zukunft, da das Leben viel reicher sein werde, da das Glück Gemeingut aller sei. Wir bringen dieser Sehnsucht das weiteste Verständnis entgegen. Aber wir müssen sie vertiefen. Sie bleibt vielfach beim Äußerlichen stehen. Das Ziel besteht oft nur in der Herbeiführung einer Art von Schlaraffenland, wobei wir unwillkürlich an das Wort des englischen Denkers John Stuart Mill erinnert werden: „Besser ein unbefriedigter Mensch als ein befriedigtes Schwein!“ Wir müssen viele, die neue Zustände und eine neue Zeit heraufführen wollen, fragen: Glaubt ihr wirklich, daß ihr das könnt mit Menschen, in denen ihr die Selbstsucht, den Neid, den Haß, die Begehrlichkeit großgezogen habt, die ihr dazu erzieht, an sich selbst keine Ansprüche mehr zu stellen? Ihr gleicht den Führern Israels, die im Volk den Haß gegen den äußern Feind schürten, die



politischen Leidenschaften aufs höchste trieben und schließlich richtig den Aufstand herbeiführten, damit aber auch die Zertrümmerung ihres Volkes. Wie anders wäre es geworden, wenn man auf die gehört hätte, die den Schaden und die Heilung tiefer suchten, die durch eine religiöse und sittliche Erneuerung das Kommen einer bessern Zukunft in die Wege leiten wollten! Haben sie ihre Stimme umsonst erhoben? Scheinbar ja; denn ihr Volk hat nicht auf sie gehört. Und doch haben sie nicht umsonst gelebt, sondern in ihren Kreisen ist Jesus geboren. In ihren Kreisen hat er die gefunden, die er als seine Boten und Zeugen brauchen konnte. Wir können unserm Geschlecht auch keinen bessern Dienst erweisen als den, daß wir sein Sehnen, sein Ringen nach einer bessern Zukunft vertiefen!

Welches sind die Feinde, von denen wir erlöst werden müssen? Wir finden die Antwort auf diese Frage am besten, wenn wir ehrlich und aufrichtig prüfen: Was trägt in mein Leben den Unfrieden hinein? Was macht mein Herz unruhig? Was läßt keine helle Freude in mir aufkommen? Was drückt mich nieder? Was macht mich unfrei? Was zerstört das Glück in meinem Hause? Vielleicht finden wir die Antwort noch sicherer, wenn wir an irgendwelche Menschen denken, die wir als Gefesselte bezeichnen müssen, deren Leben den Anblick eines verwüsteten, zerstörten Landes bietet. Was ist's, was den gefangen hält, an den du gerade jetzt denkst? Ist es die Trunksucht? Ist es der hochmütige, rechthaberische, trokige Sinn? Ist es die Geldgier? Ist es des Herzens böse Lust? Wir sind uns darüber bei einem andern vielleicht recht klar; wollen wir uns aber im Blick auf uns selbst täuschen? Ist es nicht auch bei uns die Sünde in irgend einer Form, die störend, zerstörend, hemmend, knechtend, verwüstend in unser Leben eingreift und der Feind ist, von dem wir erlöst werden sollten? Wenn jetzt die Frage an jedes von uns ergeht: Wovon solltest du frei gemacht werden? muß nicht das eine sagen: Von dem Geist der Furcht und der Sorge, und das andere sagen: Von dem Geist der Selbstsucht und der Eigenliebe? Hier würde es heißen: Von meiner bösen Zunge, und dort: Von meiner unglücklichen Eigenart. Was wollen wir weiter aufzählen? Es gilt hier auch: „Legion heiße ich, denn unser ist viel.“

Wir möchten befreit werden von den Mächten, die Tausende

und Tausende kein frohes Weihnachtsfest feiern lassen, die statt Friede auf Erden die Entfremdung und den Haß unter die Menschen bringen. Wir sehen den Mammonismus am Zerstörungswerk. Wir sehen die Denkweise, die nur nach dem Gewinn, nur nach dem Vortheil, nur nach dem persönlichen Nutzen fragt, die den Idealismus, die Begeisterungsfähigkeit, den Opfersinn als Dummheit belächelt, immer allgemeiner werden. Hier ist's die Not, und dort ist's der Überfluß, woran das Beste im Menschen stirbt. Es ist der irdische Sinn, der materialistische Geist, der Zweifel, die Gottentfremdung, die weite Verwüstungen unter unserm Geschlecht anrichten.

Nun hören wir dies Wort hier: Erlöset aus der Hand unserer Feinde, — und uns ist, als öffne sich der Himmel. Uns ist, als werden dunkle, schwere Wolken plötzlich zerrissen, und goldner Sonnenschein flute herein. Wir hören in der Wüste eine Quelle sprudeln. Wir hören die Trompeten der sieggewohnten Truppen schmettern, die uns zur Hilfe herbeieilen. Das ist's, was Weihnachten zum einzigartigen Fest voll unerschöpflichen Gehaltes macht, daß hier den Menschen verkündet wird: Es ist einer gekommen, der euch aus der Hand eurer Feinde erlöst!

Fünfhundert Jahre vor Jesus schon ist im fernen Indien auch einer umhergezogen um die Menschen zu erlösen. Es war Buddha. Aber er wollte vom Leben erlösen. Er war wie ein Arzt, der seinen Patienten von ihrem Kopfweh dadurch helfen würde, daß er ihnen den Kopf abschneidet, wie ein Gärtner, der seinen Garten so vom Unkraut reinigt, daß überhaupt nichts mehr wachsen kann. Jesus will uns nicht vom Leben erlösen. Er will uns von dem erlösen, was unser Leben schädigt, zernagt, verderbt, und will uns erst recht Leben schenken, wahres, volles, starkes, reines Leben. Daher alle seine Worte: Ich lebe und ihr sollt auch leben; ich bin das Leben; ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stirbe; ich bin gekommen, daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen. Da braucht man nicht lange zu fragen, welches der wahre Erlöser ist.

Was Zacharias erst hoffte und glaubte, das sehen wir erfüllt. Wir wissen, daß der geboren ist, der uns von der Hand der Feinde erlösen kann. Er hat sie ja bezwungen. Sie haben versucht auch





über ihn Gewalt zu bekommen. Sie haben sich an ihn herangemacht, Iodend und dräuend, versteckt und offen, listig und grob. Sie wollten ihn auf dem Weg des Erfolges und auf den Wegen des Dunkels von Gott wegbringen. Er ward versucht allenthalben. Aber er durfte fragen: Wer unter euch kann mich einer Sünde zeihen? Er ist über die Höhen und durch die Tiefen des Lebens gegangen und ist nicht um eines Haares Breite von Gottes Wegen abgewichen. Er hat auch den letzten Feind bezwungen, da er dem Tode die Macht nahm und Leben und unvergängliches Wesen ans Licht brachte. Jesus hat den Kampf um die Herrschaft Gottes gekämpft, und er hat ihn auf der ganzen Linie gewonnen. Vor ihm flieht das Heer der Finsternis. Wenn er in uns ist und wir in ihm, wenn wir uns seinem Geist öffnen, wenn wir durch Gebet, Gehorsam und Vertrauen mit ihm verbunden sind, dann tragen wir in uns das siegesfrohe Bewußtsein, unter der Fahne eines Feldherrn zu stehen, dem kein Gegner gewachsen ist. Wir sehen, daß der Feind mit Ernst es jetzt meint, daß groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist; aber wir sprechen zu ihm: Der ist mit uns, der dich bereits gründlich geschlagen hat! Er hat mich erlöst von dem Bleigewicht der Hoffnungslosigkeit, da ich den Kampf als nutzlos aufgeben wollte. Er hat mich befreit von der Angst des bösen Gewissens und dem Druck der Schuld. Er hat mich, der ich einem ringsum von Erde eingeschlossenen kleinen Teich glich, der stagniert und in Gefahr ist zu vertrocknen, mit dem grenzenlosen Meer der Kraft und Gnade Gottes in Verbindung gebracht. Er hat mich, der ich rings von hohen Felswänden umschlossen war, hinaufgeführt auf die Höhe, wo der Blick unendlich frei und weit ist. Wer will alles nennen, wovon Jesus frei macht? Spürt nicht jeder von uns etwas davon? Man kann nicht Weihnachten feiern, ohne daß man etwas von der erlösenden, befreienden Macht Jesu merkt, wie da manch dunkler, finsterner Geist weicht, und die Liebe, die Versöhnlichkeit, die Hoffnung, der Friede einziehen. Gehen wir durch die Christenheit! Wir sehen vieles, das uns auf dem Herzen brennt. Aber wir sehen doch auch an tausenderlei, daß Jesus gesiegt hat. Manch einer kann jetzt mit warmer, stiller Freude im Herzen sagen: Ja, Gott sei Dank, er hat auch mich befreit!

Wozu aber erlöst er denn die Menschen von der Hand der Feinde? Zacharias gibt uns die Antwort hier in unübertrefflicher Weise: daß wir Gott dienen ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm gefällig ist.

„In Heiligkeit und Gerechtigkeit.“ Ist es nötig, dies näher zu erklären? Wir brauchen nur auf Jesus selbst zu blicken; dann ist uns klar, was gemeint ist. Da sehen wir, was es heißt, Gott dienen. Wir nennen es Gottesdienst, wenn wir hier in der Kirche von Gott reden und singen und hören, und gewiß, wenn wir dies im Ernst tun, wenn wir mit dem Herzen dabei sind, wenn wir die Gemeinschaft mit Gott suchen, so ist es Gottesdienst. Aber wir sollen ihm auch draußen dienen, daheim, in unserm Beruf, wo wir sind, nicht nur hie und da, nicht nur wo und wie es uns gefällt und paßt, sondern unser Leben lang, beständig, die Heiligkeit nicht in selbst-erwählten Dingen suchend, wie es die Zeremonien und das Mönchtum sind, sondern in den Aufgaben, in die Gott uns mit seinem Gebot: Sechs Tage sollst du arbeiten! hineinstellt; Gott dienen, indem wir treu und gewissenhaft unsere Pflicht erfüllen; Gott dienen, indem wir die Frage als Kompaß vor Augen haben: Was willst Du, Herr, daß ich tun soll? Gott dienen dadurch, daß wir ihm danken für allen Sonnenschein des Lebens; Gott dienen, indem wir im Vertrauen auf ihn tapfer den schweren Weg gehen; Gott dienen, indem wir unter dem Beistand seines Geistes entschlossen den Kampf aufnehmen und führen gegen alles, was sich mit ihm nicht verträgt; Gott dienen, indem wir nach unserm Können und Vermögen mit-helfen am Bau seines Reiches, an der Ausbreitung seiner Herrschaft auf Erden, damit wir nicht mehr schmerzlich lächeln müssen, wenn das wunderbare Wort erklingt: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden bei den Menschen des Wohlgefallens!

Hat es im alten Bund geheißt: Du mußt die und die Gebote halten, wenn du von Gott angenommen sein willst, und hat dort einer entweder in der Erkenntnis, daß er vor dem heiligen und gerechten Gotte doch nicht bestehen könne, in Furcht sich zu Tode ge-quält, oder aber in Ersetzung der göttlichen Gebote durch allerlei Menschenfakungen sich eine eigene Gerechtigkeit und Heiligkeit ge-schaffen, so hat uns der, den Weihnachten verkündet, die frohe Bot-



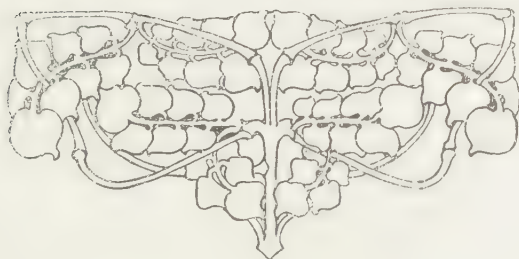
schaft von der allumfassenden Vaterliebe Gottes gebracht und hat uns durch sein Leben und Sterben seiner Liebe und Gnade gewiß gemacht; er hat uns in eine ganz neue Stellung zu Gott gebracht, in die Stellung von Erlösten und Versöhnten, die nun nicht mehr in Furcht und Zittern, nicht mehr aus Lohnsucht Gottes Willen tun müssen, sondern in seliger Dankbarkeit ihm dienen dürfen, und sich ihm je länger je mehr zu eigen geben.

Ach, sagst du, das tue ich so mangelhaft! Ich leide darunter, daß ich ihn nicht so liebe, wie ich gerne möchte. Gerechtigkeit und Heiligkeit, wie weit bin ich noch von diesen himmelragenden Gipfeln entfernt! Ich wage es fast nicht, zum heiligen Abendmahl zu kommen, weil ich mich so unwürdig fühle!

Liebe Freunde, gerade das ist die beste Stimmung des Herzens, um zum Abendmahl zu kommen. Wir sollen kommen als geistlich Arme, als Leidtragende, als Hungernde und Dürstende nach Gerechtigkeit. Wir sollen erscheinen als solche, die sagen: Mein Herr und mein Gott, ich muß mehr haben von deiner Gemeinschaft, mehr von deiner Gnade, mehr von deiner Kraft, mehr von deinem Geist! Wer so zum Abendmahlstisch tritt, wer so diese Festzeit begeht, der erlebt es, daß er mit einer neuen Freude im Herzen singen kann:

O Sonne, die das werte Licht  
Des Glaubens in mir zugericht,  
Wie schön sind deine Strahlen!

Amen.





## Die Botschaft des Täufers.

Da aber Johannes im Gefängnis die Werke Christi hörte, sandte er seiner Jünger zwei, und ließ ihm sagen: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten? Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Gehet hin, und saget Johannes wieder, was ihr sehet und höret, die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Toten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Matth. 11, 2—6.

Wenige Tage noch, und überall wird die frohe Botschaft erklingen: Euch ist heute der Heiland geboren! Jesus, der Retter ist da! Aber heute stehen wir noch in der Vorbereitungszeit. Wie überall noch Zurüstungen für die Weihnachtsbescherung getroffen werden, so sollen auch die Herzen gerüstet werden für den Empfang des größten Geschenkes; darum alle die Mahnungen der Adventszeit zum Stillewerden, zum Wegbereiten, zum Begräumen der Hindernisse. Darum alle die Aufforderungen, die Augen voll sehnsüchtig wartender Freude emporzuheben und die Herzen zum Dank zu stimmen, weil der helle Morgenstern aufgeht, weil der Horizont sich rötet vom heraufkommenden Licht, weil die Hilfe heranbricht, und die Herrlichkeit des Herrn offenbar werden soll. Es sind herrliche Worte, herrliche Verheißungen, die in der Adventszeit erschallen! Wenn die Frommen Israels das Bild des kommenden Messias malten, dann tauchten sie ihre Pinsel in satte Farben. Wenn sie ihre Leier stimmten, um von ihm zu singen, dann wogte es heiß und mächtig in ihnen, und wie ein Glutstrom brachen die Worte hervor; sie entzündeten in den Herzen eine Sehnsucht, eine Hoffnung, eine Erwartung, die auch in den trübsten Zeiten das Volk Israel vor dem Verzweifeln bewahrte.

Segt nicht auch unsere Zeit ein brennendes Verlangen nach einer besseren Zukunft? Geht nicht durch unser Geschlecht eine große Sehnsucht nach einer Neuordnung auf Erden? Es sind uns wohl





auch schon Schriften in die Hände gekommen, die schildern, wie es in so und so viel Jahren, ums Jahr 2000 z. B. auf der Erde aussehen werde. Wir kennen alle das Wort vom Zukunftsstaat. Wir sehen auf allen möglichen Gebieten ein Streben, Wege zu finden, um aus dem Jegigen in ein Neues zu gelangen. Wirklich, man kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß vielleicht noch kein Geschlecht so wie das unsrige sich sehnte, sich mühte, die Pforte einer besseren Zukunft zu finden und zu öffnen.

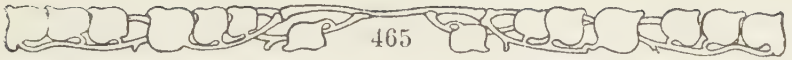
Wir begrüßen diese Sehnsucht. Ohne sie kommen wir nicht weiter. Eine Grundbedingung jeglichen Fortschritts ist die Erkenntnis der Verbesserungsbedürftigkeit dessen, was da ist, und der Glaube an die Verbesserungsmöglichkeit. Wer satt ist und nichts mehr sucht, wer faul ist und nach nichts mehr trachtet, wer verzweifelt ist und alle Hoffnung wegwirft, der kommt nicht vorwärts und bringt es nicht vorwärts. Nur wer an eine bessere Zukunft glaubt, hat eine Zukunft.

Aber, meine Freunde, nun machen wir eine merkwürdige Beobachtung. Die Juden haben voll Sehnsucht auf einen Messias geharrt; aber als er unter sie trat, da nahmen sie ihn nicht auf. Und wenn wir den Menschen von heute verkündigen: Der, den ihr braucht, ist erschienen; er wartet nur darauf, daß ihr ihn zu euch kommen lasset, um euch in das Land der Erlösung zu führen, — dann erleben wir es wieder, daß statt eines freudigen Echos das ablehnende Schweigen, das ungläubige Lächeln, die kalte Abweisung, der lähmende Zweifel uns antworten: Nein, dieser Jesus ist nicht, was wir brauchen; der erfüllt unsere Hoffnungen nicht; wir müssen unsere Hilfe anderswo suchen als bei ihm.

Nun, im Blick auf solche Stimmen ist es ein Trost, zu hören, daß selbst ein Mann wie der Täufer Johannes gegenüber Jesus die zweifelnde Frage erhob: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? Weshalb soll es ein Trost sein, daß wir diese Frage aus dem Munde des Vorläufers Jesu hören? Nun, es sind ihrer so viele, die der Botschaft: Siehe, der Retter ist da! zweifelnd gegenüberstehen, daß es niederdrückend wäre, annehmen zu müssen, daß nur die Oberflächlichkeit, nur die Verderbtheit, nur die Weltlust hinter diesen Zweifeln stecken. Nein, wenn ein Mann wie Jo-

hannes, der sein Leben rückhaltlos in den Dienst Gottes gestellt hatte, der für die Wahrheit kämpfte und litt, der wie ein granitener Ball sich allem Widergöttlichen entgegenstemmte, der mit geschärften Sinnen das Nahen Gottes spürte und nichts Höheres kannte, als dem Kommen Gottes Wege zu bahnen, ja der sogar in Jesus den Ersehnten erkannt und begrüßt hatte, wenn ein solcher Mann die Frage an Jesus richtet: Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten? dann müssen ehrliche, ernste Gründe vorhanden sein, weshalb Menschen der Botschaft: Euch ist der Heiland geboren! zweifelnd gegenüberstehen. Ehrliche Zweifel, ernste Einwände und Bedenken sind aber viel besser als Ablehnung aus Gleichgültigkeit, oder Zustimmung aus Gewohnheit.

Wie vielen möchte man zurufen: O daß doch in dieser Adventszeit in euch die Frage drängend heiß und beunruhigend aufstiege: Ist er, von dem Weihnachten redet, wirklich der, den wir nötig haben? Aber sie sind so mit anderen Dingen beschäftigt, daß sie kaum mit einem flüchtigen Gedanken dessen gedenken, ohne den wir weder Advents- noch Weihnachtszeit hätten. Es werden Weihnachtsfeste gefeiert, bei denen Jesus nicht mehr zu tun hat als Zoroaster oder Konfuzius. Es werden Weihnachtsfeste gefeiert, bei denen pflichtschuldigst ein Lied und ein Sprüchlein, die von dem Christkind handeln, angehört werden, und damit hat man dem „religiösen Moment“ vollauf Genüge getan. Die Gedanken eilen nicht hinüber nach Bethlehern; sie bleiben haften an dem Weihnachtsbaum und den Dingen, die auf dem Gabentisch und dem Eßtisch liegen. Jesus hat einmal die Menschen einer gewissen Zeit mit den Worten geschildert: Sie aßen, sie tranken, sie kauften, sie verkauften, sie pflanzten, sie bauten, sie freiten, sie ließen sich freien. Nun, meine Freunde, das alles ist nichts Schlimmes; das alles ist berechtigt und nötig. Aber das ist das Schlimme, daß Jesus von jenen Leuten nur dies und nichts anderes zu sagen wußte. Darum waren diese Menschen zum Gericht reif. Ob nicht auch heute von vielen dasselbe gesagt werden muß, was Jesus von den Leuten zur Zeit Noahs sagt? Auch in ihrem Herzen ist selbst in der Weihnachtszeit kein Raum für Jesus. Sie sind voll Selbstgerechtigkeit und sehen nicht ein, wozu sie eines Heilands bedürften. Sie sind erfüllt vom Trieb nach Gelderwerb



und haben keine Zeit für etwas anderes. Gerade die Weihnachtszeit bringt ja so viel, daß man manchmal Mühe hat, auch wenn man will, an die Hauptsache zu denken.

Aber wenn so bei sehr vielen diese Beschäftigung mit anderm die Frage: Bist du, der da kommen soll? gar nicht aufsteigen läßt, so sind ihrer noch viel mehr, die diese Frage zwar stellen, aber sie verneinen. Damit kommen wir auf die merkwürdige Erscheinung, die wir vor 1900 Jahren und heute beobachten, daß Menschen, die nicht zufrieden sind mit dem, was ist, und die sehnüchtig in die Zukunft blicken, dennoch Jesus nicht als den Helfer und Retter annehmen wollen. Wie ist das zu erklären?

Ich glaube, es ist das beste, wenn wir darüber nachdenken, weshalb ein Mann wie Johannes an Jesus zweifelte. Es wird uns dies sofort klar, wenn wir daran denken, daß der Täufer im Gefängnis saß. Er, der für Gott geeifert hatte, er, der mutig die Sünde Sünde genannt hatte auch einem Herodes gegenüber, ist eingekerkert, ist lahm gelegt, ist zum Schweigen gebracht. Der Ehebrecher aber sitzt ruhig auf dem Thron; lachend setzt sich eine Herodias über Gottes Gebote hinweg; das Böse triumphiert, und ihr schlechtes Beispiel kann seine Früchte nun voll zeitigen. Und Jesus? Johannes hatte erwartet, daß als Messias einer komme, der Gericht halten werde über alle Ungerechten, der als verzehrendes Feuer die Bösen verzehren werde, der mit Einem Schlag Gottes herrliche Ordnung aufrichten werde. Was er nun von Jesus hörte, das stimmte so wenig zu seinen Erwartungen. Hier steckt der Schlüssel zu seinem Zweifel an Jesus. Wohl sehnte sich der Täufer mit allen Fasern seines Herzens nach dem Messias; aber die Erfüllung war anders als seine Erwartung, und daraus entstand der Zweifel, ob in Jesus wirklich die Hilfe und das Heil erschienen sei.

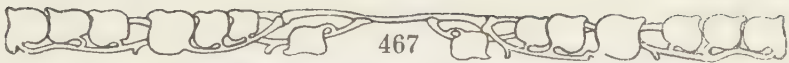
Die Erfüllung stimmt nicht mit der Erwartung. Jesus bringt nicht das, was man wünscht! Darin steckt auch heute die Erklärung, weshalb Tausende und aber Tausende der Botschaft: Euch ist der Heiland geboren! mit Zweifel und Ablehnung gegenüberstehen. Man braucht nur die Hoffnungen so vieler, die eine neue Zeit herbeiführen wollen, etwas näher anzusehen; dann wird man sehen, daß sie dem, was in Jesus in diese Welt gekommen ist, noch un-



endlich ferner stehen, als dies bei den Erwartungen des Täufers der Fall war. Die Sehnsucht des Täufers lag immerhin auf dem religiös-sittlichen Gebiet. Aber wie schon bei der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, so bewegen sich die Wünsche Ungezählter nur auf der Außenseite des Lebens. Sie bleiben stets beim Irdischen. Eine aufs höchste entwickelte Technik und Ruhbarmachung aller Kräfte der Natur, ein gesteigertes, allen zugänglich gemachtes Wissen, das sind die Dinge, auf die man die Hoffnung setzt, die Hoffnung auf das allgemeine Glück der Menschheit. Dies Glück aber besteht näher gesehen im Genuß, im Nichtstun, im Wohlleben. Daß solche in Jesus nicht ihren Mann finden, liegt auf der Hand.

Andern schwebt etwas Höheres vor. Sie möchten, daß kein Unrecht mehr auf Erden geschehe. Sie möchten, daß kein Krieg mehr möglich sei. Sie möchten, daß niemand mehr unter dem Druck der andern leide, daß das Banner der sozialen Gerechtigkeit über allen Menschen wehe. Spüren wir da nicht etwas von dem Geist Jesu? Müssen nicht die, welche solches herbeisehnen, sich um ihn scharen? Wir sollten es meinen, und doch ist es bei vielen nicht der Fall. Wir können ihn nicht brauchen, diesen Jesus; wir müssen einen andern Erlöser haben! so tönt's mit lauter, troziger, haßerfüllter Stimme. Und doch scheinen sich hier Erwartung und Erfüllung zu decken. Ist denn nicht er, von dem die Weihnacht redet, gerade dazu gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen, um Ketten zu brechen, um Licht aufgehen zu lassen, um von der Gebundenheit zu befreien, um ein Reich der Gerechtigkeit zu gründen, um die zerrissene Menschheit zu einigen, um Wärme zu verbreiten? Warum sagen sie denn: Nicht er ist's, den wir brauchen? Nun, eine Schriftstellerin unserer Tage, die in ganz besonderer Weise mitzuhelfen trachtet, eine schönere Zukunft heraufzuführen, Ellen Key, sie spricht es mit anerkennenswerter Offenheit und Klarheit aus, weshalb sie Jesus nicht als Führer ins gelobte Land brauchen können. „Der Prozeß der Abkehr vom Christentum“, schreibt sie, „spielt sich für mich ganz unabhängig von der Naturwissenschaft und Bibelkritik ab. Der Konflikt dreht sich nur um den Einen, alles entscheidenden Punkt: will ich jene Opfer meiner Persönlichkeit bringen, die erforderlich sind, um mich ganz in Jesu Persönlichkeit einzuleben?“ Mir scheint es, daß hier der





Finger wirklich auf den entscheidenden Punkt gelegt wird. Jesus verlangt Opfer. Das Neue kommt durch ihn nur, indem wir neu werden. Er führt die Gerechtigkeit nur dadurch herauf, daß wir gerecht werden. Er verspricht nicht, die schlimmen Folgen zu ändern, ohne auf die bösen Ursachen zurückzugreifen. Er will nicht nur Heiland, er will auch König sein. Er will, daß wir uns seiner Wirkung hingeben. Er will in unser Leben hineingreifen und uns umschaffen, umgestalten nach seinem Willen, nach seinem Bild. Da erwacht nun die Opposition. Viele sind sich über den wahren Sachverhalt jedenfalls nicht klar. Ihre Ablehnung ist mehr instinktiv. Aber wenn sie die Sache prüfen würden, so müßten sie sich sagen: Es ist wahr, ich möchte Besserung auf Erden; aber ich möchte sie, ohne daß es mir weh tut, ohne daß es mich etwas kostet, ohne daß ich mich verleugnen muß. Die Besserung soll kommen, indem nur an andere Forderungen gestellt werden, indem die äußern Verhältnisse sich ändern. Weil aber Jesus auch an mich harte, schwere Anforderungen stellt, so paßt es mir nicht, und ich erkläre: Er ist nicht, der da kommen soll; wir brauchen einen andern.

Wie steht es nun bei uns, meine Freunde? Die Adventszeit sagt zu jedem: Jesus will zu dir kommen. Gehören wir zu denen, die diese Botschaft wohl hören, aber sich eigentlich wenig darum kümmern? Gehören wir zu denen, die wie Johannes ihr zweifelnd gegenüberstehen, die Türe nur halb öffnend den Kopf hinausstrecken und den Ankömmling mustern, ob er auch so sei, wie wir ihn wünschen? Wir haben ja freilich nicht die Vorstellungen Israels, daß der Messias mit Szepter und Krone kommen müsse. Aber möchten wir ihn nicht doch gern ein bißchen anders haben, als er ist? Wäre er uns nicht am willkommensten, wenn er uns vor allem äußere Hilfe brächte? Möchten wir nicht so gern einen Heiland, der uns das Kreuz abnimmt, der uns den Kampf erspart, der uns vor Versuchungen und Widerwärtigkeiten bewahrt? Möchten wir nicht gern einen Friedebringer, der zu unserem Bruder sagt: Du mußt anders sein! Möchten wir nicht gern einen Gottessohn, der ganz anders rasch sein Reich aufrichtet, seine Anhänger seine Herrlichkeit sehen und seine Gegner seinen Zorn fühlen läßt? Möchten wir nicht gern einen, der die Armen zur Ruhe weist, einen, der uns ab



und zu mit süßen Empfindungen und Stimmungen füllt und uns im übrigen in Ruhe läßt?

Ach, was weiß ich, was wir meinen, wie er sein sollte! Ich weiß nur das eine, daß er nicht zu uns kommen kann, solange wir ihn nur so haben wollen, wie er uns paßt. Nicht wir haben zu sagen, wie er sein soll, sondern er hat zu sagen, wie wir sein sollen. Wenn wir wirklich sein Kommen erleben wollen, so muß in uns das Verlangen nach einem Erlöser mächtig sein, und zwar nach einem, der nicht nur um uns her allerlei ändern soll, sondern es muß uns klar werden, daß wir selbst anders werden müssen. Wir müssen es spüren, daß wir Vergebung nötig haben, daß wir Kraft brauchen, um über uns selbst ganz anders Meister zu werden als bisher. Es muß in uns das Gefühl unsrer Schwachheit, unsrer Ohnmacht zum Guten, unsrer Selbstsucht, unsrer Unzuverlässigkeit, unsrer Gebundenheit schmerzlich lebendig werden, und wir müssen uns für uns selbst und für die ganze Menschheit sehnen nach einem neuen Leben. Das ist die richtige Adventssehnsucht. Wenn nun Weihnachten sagt: Er ist gekommen; er will auch bei dir einkehren; wenn heute die Feier des heiligen Abendmahls uns dasselbe verbürgt, so ist nur das Eine nötig, daß wir rückhaltlos sagen: Komm, wie du bist; mach mit mir, was du willst! Und wenn wir das nicht bloß sagen, sondern auch danach tun, so werden wir erfahren, daß er der ist, der kommen sollte, den wir nötig haben, der uns noch Größeres und Besseres gibt, als wir suchten und ahnten. Dann erst wissen wir, daß der Heiland wirklich geboren ist, und singen mit einem heimlichen Glück im Herzen und einem Leuchten in den Augen:

O du fröhliche, o du selige  
gnadenbringende Weihnachtszeit;  
Welt war verloren; Christ ward geboren;  
freue, freue dich o Christenheit!

Amen.





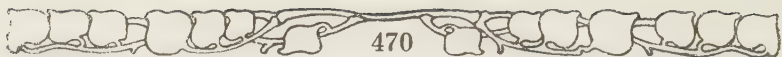
## Jahresschlußpredigt.

Erforche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich, und erfahre, wie ich es meine. Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.

Psalm 139, 23. 24.

Nun geht's mit raschen Schritten dem Ende des Jahres zu. Es hat uns vielleicht im Frühling und im Sommer geschehen, als sei ein Jahr doch eine recht lange Zeit. Weihnacht und Neujahr lagen noch fern. Aber wie ist's jetzt? Will's uns nicht fast dünken, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, daß wir nun schon wieder den letzten Sonntag eines Jahres feiern? Es gibt wohl wenig Menschen, die vom alten ins neue Jahr hinübergehen, ohne daß der Gedanke sich bei ihnen meldet: Was für ein flüchtiges Gut ist doch die Zeit! Und je älter wir werden, desto stärker macht sich dieses Gefühl geltend. Es gab eine Zeit, da wären wir nicht ungern älter gewesen; da schienen uns 365 Tage fast nicht zu erleben. Aber jetzt möchten wir manchmal dem Rad der Zeit gern einen Hemmschuh unterlegen. Jetzt sagen wir manchmal mit einer leisen Klage in der Stimme: Es geht doch unheimlich schnell! Aber ob es uns rasch oder langsam zu gehen scheint, — jedenfalls ist nun für uns alle die Stunde nahe, da wir wieder einem Jahr Lebewohl sagen müssen.

Tun wir's mit Behmut, wie wenn man Abschied von einem Menschen nimmt, mit dem man viel Schönes erlebt hat, und mit dem man gerne noch weiter wandern möchte? Tun wir's mit einem erleichterten Aufatmen, wie wenn man eine Bürde abgeworfen hat? Das ist ja sicher, daß ein Jahr allerlei bringt und nicht jedem das Gleiche. Woran wollen wir jetzt am Schluß denken? Ich glaube, viele denken am liebsten an nichts. Sie suchen sich die Gedanken mit dem Neujahrsgetöse vom Leib zu halten. Je lärmender und ausgelassener es zugeht, desto lieber ist es ihnen. Man kann sehr weit von Engherzigkeit und Kopfhängerei entfernt sein, man kann fröhliche Geselligkeit durchaus gern haben, und wird sich doch des Eindrucks nicht erwehren können, daß in dem Treiben, wie es sich in größeren



Städten gerade um die Jahreswende abspielt, sich ein Erstarken heidnischen Geistes mitten in der Christenheit offenbart. Um so nötiger ist es, daß sich diejenigen, die diese Tatsache mit Bangen beobachteten, entschlossen dem Geist von oben öffnen. Dieser Geist will, daß wir nicht leichtsinnig dem Ernst dieser Tage auszuweichen suchen; dieser Geist will, daß wir in diesen Tagen in die Stille gehen und das entschwundene Jahr an uns vorüberziehen lassen, und zwar so, daß ein Gewinn, ein Segen für die Zukunft daraus ersprießt.

Es gibt eine Art, sich die Vergangenheit vorzustellen, bei der herzlich wenig herauskommt. Werden wir etwas davon haben, wenn wir jetzt an allerlei Freundliches und Sonniges zurückdenken, nur mit dem Wunsch: O daß es doch noch nicht vorüber wäre! Nützt es uns irgendwie, wenn wir der Lasten, die uns auferlegt worden sind, gedenken mit der Bemerkung: Gut, daß dies und das hinter mir liegt! Nein, wir müssen mit andern Gedanken auf dieses Jahr mit allen seinen Erlebnissen und Vorkommnissen, seinem Schönen und seinem Leiden, seinem Geben und Nehmen zurückblicken. Nicht bloß mit der Frage: War es für mich ein angenehmes oder ein trübes Jahr? nicht bloß mit der Frage: Bin ich äußerlich weiter gekommen? Wir müssen vielmehr den höchsten Maßstab anlegen und uns fragen: Wozu ist mir dieses Jahr geschenkt worden? Die tiefste Antwort darauf ist doch die: Damit ich innerlich weiter komme, damit ich wachse an Weisheit und Gnade, damit ich reifer werde, damit ich mehr Frucht bringe. Und nun wollen wir dies nicht nur mit uns selbst abmachen; wir würden doch etwas bestechliche Richter sein! Wir würden es machen wie eine Mutter, die mit dem Kinde Versteckens spielt und ihm zu Gefallen immer dorthin sieht, wo es nicht ist. Es würde schon richtiger sein, wenn wir unsre Angehörigen, wenn wir die, mit denen wir gelebt haben, urteilen ließen. Unsre Kinder haben in diesen Tagen ihre Schulzeugnisse heimgebracht. Wir Eltern konnten sehen, was ihre Lehrer von ihrem Betragen, von ihrem Fleiß und ihren Leistungen halten. Wie wohl unsre Zeugnisse lauten würden, wenn uns solche von allen, mit denen wir dieses Jahr in Berührung gekommen sind, ausgestellt würden? Aber es wird noch richtiger sein, wenn wir mit dem Psalmenfänger uns unter die Beurteilung Gottes stellen und mit ihm sprechen: Erforsche mich



Gott und erkenne mein Herz, prüfe mich und erkenne meine Gedanken!

Man kann nichts Besseres tun als sich unter das Urtheil Gottes stellen und fragen: Was denkt er wohl von mir? Da ist alle Unbilligkeit ausgeschlossen. Gott ist bereit, auch unser Gutes zu sehen. Menschen haben es oft wie Nasgeier, daß sie nur nach dem Faulen auspähen; aber Gott freut sich, wenn er bei uns irgendwo Licht sieht. Er wird es nicht übersehen, wo wir in diesem Jahr schlicht und treu unsere Pflicht erfüllten, wo wir geduldig unsere Last trugen, wo wir dem Bösen widerstrebt und uns selbst überwunden haben. Es ist auch deshalb jede Unbilligkeit ausgeschlossen, weil er uns besser kennt, als wir uns selbst kennen, weil er alle unsere Schwierigkeiten kennt, weil er die Größe der Versuchung kennt, weil er weiß, was für ein Gemächte wir sind, und unsre Schwachheit in Anschlag bringt, weil er auch nicht ein Hauch mehr von uns verlangt, als uns zu tun möglich ist. Es ist auch deshalb alle Unbilligkeit ausgeschlossen, weil Gott seine Hilfe, seine Kraft, seinen heiligen Geist denen gibt, die ihn darum bitten. Aber wiederum ist bei ihm jede Täuschung ausgeschlossen. Er urtheilt nicht nach Äußerlichkeiten, nicht nach dem Schein, auch nicht nach dem frommen Schein. Er prüft Herz und Gedanken. Er sieht ins Verborgenste. Er fragt nach den Beweggründen. Er durchschaut auch die Absichten. Er beurteilt uns nach unserer Gesinnung und verlangt nichts mehr und nichts weniger, als daß ein jeder von uns gesinnt sei, wie Jesus Christus auch war.

Vor diesen Gott treten wir in diesen Tagen mit der Frage: Wie urtheilst du über mein Tun und Lassen in dem vergangenen Jahr? Ist es mit mir aufwärts oder abwärts gegangen? Siehe, ob ich auf bösem Wege bin!

Meine Freunde! Wir sind in diesem Jahre allerlei Wege gegangen und allerlei Wege geführt worden. Mancher von uns hat einen sehr schweren Weg gehen müssen. Die Tränen quellen auf, wenn man jetzt zurückdenkt. Die Gesundheit hat einen schlimmen Stoß erlitten. Die Sorge um das tägliche Auskommen oder um ein Angehöriges lag fast beständig auf uns. Man mußte mit Menschen zusammenleben, deren Charakter einem fortwährend zu schaffen gab, daß es oft fast nicht zum Aushalten war. Man hatte



unter der Kleinlichkeit, dem Unverstand, der Lieblosigkeit, der Rücksichtslosigkeit, dem Ehrgeiz, der Selbstsucht, der Verlogenheit, der Sünde zu leiden. Man mußte Hoffnungen und Wünsche begraben. Man mußte auf undankbarem Posten arbeiten. Ach wie viel Leid und Last kann nicht ein Jahr über uns bringen! Es ist mancher hier, der jetzt denkt: Von dem, was mich drückt, hast du noch nichts gesagt! Und manch einer ist wohl geneigt zu sprechen: Den schwersten Weg sind Hunderte und Tausende dieses Jahr nicht gegangen; ich aber mußte ihn gehen, den Weg hinaus zur Ruhestatt der Toten; ich bin ihn gegangen hinter dem Sarg eines meiner Lieben!

Wirklich, es gibt steile, steinige, mühsame, tränenbenetzte, dunkle Wege! Aber nicht wahr, meine Freunde, böse Wege brauchen es deswegen noch nicht zu sein? sie mögen uns nicht gefallen, aber böse werden sie erst, wenn sie Gott nicht gefallen. Sie mögen uns unangenehm sein; aber sind sie unrichtig, sind sie verfehlt? Ist nicht ein schmaler, holpriger Weg, der uns ans rechte Ziel bringt, schließlich doch besser als eine Heerstraße, auf der wir an einen falschen Ort geraten? Die Frage ist die: Sind wir auf dem schweren Weg in Klage und Murren, in Verbitterung oder in Mutlosigkeit und Verzweiflung geraten? Sind wir im Begriff, drauszulaufen? Wenn wir darauf mit Ja antworten müssen, dann, meine Freunde, dann sind wir allerdings auf bösem Wege. Aber wir wissen auch, daß das Leid uns näher zu Gott hin treiben kann, daß es uns läutern und vertiefen kann, daß es uns in der Geduld, in der Selbstverleugnung üben kann. Ist denn nicht Wahrheit in dem alten Wort: Leiden ist das schnellste Pferd, das uns zur Vollkommenheit trägt? Das ist nun die Frage, die wir uns vor Gott vorlegen: Haben die Enttäuschungen, die Schwierigkeiten, die Mühsale und Trübsale der vergangenen Zeit das an mir ausrichten können, wozu sie bestimmt waren? Nämlich von Gott bestimmt. Menschen haben vielleicht damit beabsichtigt uns wehe zu tun, uns zu kränken, uns zu erniedrigen, uns zu schaden, uns zu verderben. Aber es handelt sich heute nicht darum, was Menschen wollten, sondern was Gott wollte, und er wollte auch mit dem Leid nur unser Bestes. Haben wir es so aufgefaßt, so angenommen, so getragen, daß es uns zum Besten dienen mußte?



Aber wir wollen doch nicht nur von den schweren Wegen dieses Lebens reden! Mancher unter uns ist sehr schöne Wege geführt worden. Es ist auch nicht Eines hier, das nur zu klagen hätte. Mußt du nicht heute bekennen, daß etwas, vor dem du zittertest und hangtest, dann viel leichter vorübergegangen ist? Manche drohende Wolke mußte wieder vergehen. Manche, die sich entladen hat, hat nicht den Schaden angerichtet, den man befürchtete; im Gegenteil, hinterher gewahrte man allerlei gute Wirkungen. Denken wir heute an alle Durchhilfe, die wir erlebt haben, und an alle Bewahrung! Denken wir an allerlei Freundlichkeit, die wir von Menschen erfahren haben! Vielleicht hat dieses Jahr dem einen und andern ein ganz besonderes Glück gebracht. Aber auch wenn dies nicht der Fall ist, wenn ein Tag ungefähr wie der andere dahin ging, und jeder sein volles Maß von Aufgabe und Arbeit brachte, — gab es nicht schon Zeiten in unserm Leben, da wir dies als Gipfel des Glücks ansahen, nur wieder unsere gewohnte Arbeit verrichten zu können? Wir konnten es tun dieses Jahr hindurch. Und wenn wir auch manchmal müde waren, — es ist doch immer wieder gegangen. Wir können nicht zurückblicken, ohne daß eine Stimme uns sagt: Sieh jetzt, dir hat der Herr doch sichtbar geholfen! Hier hast du seine Güte und Liebe erfahren. Hier hat er dich behütet. Hier hat er für dich gesorgt. Hier hat er dich gestärkt, und wie viel Geduld und Nachsicht hat er mit dir gehabt!

Indem dies alles uns vor Augen tritt, erhebt sich ganz von selbst die Frage: Hast du dir auch alles das Gute zum Guten dienen lassen? Wie Wege durch Gestrüpp, durch Wüste und über steinigtes Gefilde, wie mühsame und beschwerliche Wege nicht böse Wege zu sein brauchen, so ist auch gesagt, daß Wege durch blumige Auen immer gute Wege seien. Wir sind angenehme, erfolgreiche, geebnete Wege gegangen; aber wohin sind wir gekommen? Darüber wollen wir uns jetzt unsere stillen Gedanken machen. Hat alles das Schöne, das dieses Jahr uns brachte, dazu gedient, daß wir unser Herz an die Welt hängten und von Gott weiter weggekommen sind? Haben die Erfolge uns hochmütig und eingebildet gemacht, oder ist in uns das Gefühl lebendiger geworden: Herr, ich bin nicht wert aller der Gnade und Barmherzigkeit, die du an mir tust? Haben mich die

Fortschritte, die ich machte, zur Selbstgerechtigkeit geführt oder mir die Augen geöffnet für die Höhe des Zieles und für die Länge des Weges, der noch zwischen ihm und mir liegt? Hat die Liebe, die ich von Gott erfahren habe, mich getrieben, auch meinen Mitmenschen mehr Liebe, mehr Geduld, mehr Verständnis zu erweisen? Hat die erlebte Durchhilfe mich im Vertrauen auf Gott und in der Dankbarkeit gefördert und mich williger, treuer, eifriger gemacht, ihm zu dienen? Das sind Fragen, auf die wir Antwort haben müssen.

„Siehe, ob ich auf bösem Wege bin!“ Das ist ein ernstes Wort. Es ist wohl nicht ein Einziger unter uns, der jetzt an das verfllossene Jahr zurückdenken und sagen kann: Nein, ich wenigstens bin nie auf bösem Wege gewesen! Wir sehen Tausende in unserm Volk, die gehen auf ganz schlimmen Wegen, auf den Wegen der Verkommenheit, der Liederlichkeit, des Lasters, der Trunksucht, der Unehrlichkeit, des Ehebruchs, des Geizes, des Mammonsdienstes, der Gottlosigkeit. Sie gießen ihren blöden Spott über alle die aus, die dem entgegenzuarbeiten suchen. Manche von ihnen nehmen zwar, wo es ihnen paßt, große Worte von Volkswohlfahrt und Volkserziehung in den Mund und reden von den moralischen Aufgaben, die sie zu erfüllen hätten. Aber man soll sich nur einmal irgendwo an den Schmutz heranzumachen, um ihn zu beseitigen, dann wird man sie ein anderes Lied singen hören und wird merken, daß nun erst ihre heiligsten Güter bedroht sind. Man soll nur fortfahren auf diesem Wege der Untergrabung des moralischen Urteils; dann wird man sich eines Tages nicht wundern dürfen, wenn man die Auswirkung des einfachen Gesetzes erlebt, welches lautet: Wer auf das Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten.

„Siehe, ob ich auf bösem Wege bin!“ Meine Freunde, es brauchen ja nicht gerade Wege des Lasters oder offenkundiger Schlechtigkeit zu sein. Aber sind wir nicht den Weg der Gleichgültigkeit und Oberflächlichkeit gegenüber allem Höheren und Ewigen gegangen? Hat nicht das Irdische unsern Sinn und unser Denken vollauf in Beschlag genommen? Haben wir nicht unsere Zeit oft zugebracht wie ein Geschwätz, mit faden Vergnügungen, mit leichtem Gerede, mit leerem Treiben? Und wenn wir auch unsere Arbeit verrichteten, haben wir sie so verrichtet, daß wir uns nicht hintendrein





schämen müssen? Sind wir bei unserer Arbeit in der Treue gewachsen? Was für einen Gewinn für unsern Charakter, für unsern inneren Menschen, für die Ewigkeit ziehen wir aus dem verflossenen Jahr? Was für einen Gewinn ziehen andere daraus? Ja, was sind wir ihnen gewesen? Was haben wir ihnen getan? Deinem Mann? Deiner Frau? Deinen Eltern? Deinen Kindern? Deinen Geschwistern? Deiner ganzen Umgebung? Haben wir so zusammen gelebt, daß, wenn jetzt eines stirbt, wir sagen können: Gott weiß, daß ich es lieb hatte; Gott weiß, daß ich sein Bestes wollte? Haben wir irgendwo Freude gemacht; haben wir irgendwo das Gute gestärkt? Haben wir versucht, irgendwo ein Stücklein Himmel auf die Erde zurückzupflanzen?

Ach nicht wahr, heute steigen allerlei Versäumnisse und Übertretungen, allerlei Unterlassungen und Verirrungen vor uns auf. Heute denken wir an manches, das uns bitter leid tut. Man kann am Ende des Jahres nicht sagen: Siehe, ob ich auf bösem Wege bin! ohne daß man an allerlei Nebenwege, Umwege, Irrwege und Abwege denkt, die man eingeschlagen hat. Wenn wir uns heute fragen, was für Wege bin ich gegangen? da lautet wohl da und dort die Antwort: Schlimme Wege, dunkle Wege. Sind wir nicht oft Wege gegangen, die wir eigenwillig gewählt hatten? Wir wollten den Pfad der Pflicht nicht sehen. Wir wollten da hindurch, wo es uns gefiel. Und wenn wir uns fragen: Wohin führt der Weg, auf dem ich mich befinde? muß da nicht manches erschrecken? Spüren wir nicht schon deutlich genug, daß es ein Weg ist, der wie unser Psalmwort genau übersetzt sagt, zu Schmerzen führt, für uns und andere ein Weg, von dem es gilt: er wird vergehen. Was nun?

Niemand wird glauben, daß etwas besser wird, wenn wir mit einer Entschuldigung die Sache abtun wollen. Niemand wird glauben, es sei damit geholfen, daß wir wünschen, es möchte anders sein. Ach, das wäre wohl vielen lieb! Aber ob sie auch hundertmal seufzen: O könnte ich doch wieder zurück, könnte ich doch dies oder das anders machen! es hilft nichts. Keine Macht der Welt kann dieses Jahr zurückbringen. Nein, wir wollen uns nicht mit Oberflächlichkeit zu helfen suchen, und wir wollen auch nicht stehen bleiben bei einem unfruchtbaren, schmerzlichen Grübeln, sondern



wenn wir uns ehrlich und offen vor Gottes Augen geprüft haben und uns unseres Mangels, unseres Defizits, unserer Sünde bewußt geworden sind, dann wollen wir noch einmal vor Gott hintreten und sagen: Vergib uns unsere Schulden, wie du es den Reuigen verheißest durch deinen Sohn! Vergib, tilge aus, strafe mich, aber gib mich nicht auf, sondern laß mich einen neuen Anfang machen! Hilf mir, daß das folgende Blatt meines Lebensbuches ein reineres Aussehen und einen besseren Inhalt aufweise!

O meine Freunde, wenn wir aus demüthigen und bußfertigen Herzen so sprechen, so hat sich schon etwas erfüllt von der Bitte des Psalmsängers: Leite mich auf ewigem Wege! Es hat eine Umkehr, eine Heimkehr zu Gott stattgefunden. Wir spüren, wie uns etwas abgenommen wird. Wenn auch aus dem alten Jahr manches ins neue hinübergenommen werden muß, wenn mancher Same, von dem wir wünschen, wir hätten ihn nicht ausgestreut, erst in der Zukunft aufgehen wird, wenn wir die Folgen mancher Unterlassung, mancher Übertretung nicht einfach auswischen können, so wissen wir doch, daß wir die schwerste Bürde nicht mitnehmen müssen, wenn Gott unsre Schuld hinter sich wirft. Das will er tun, wenn wir ihn darum bitten. Ihm dürfen wir auch zutrauen, daß er aus verkehrten Dingen noch Gutes erwachsen lassen kann, daß er auch verworrenes Garn auflösen kann, wenn wir selbst nichts mehr damit anzufangen wissen. Er kann auch dem Verirrtesten noch helfen, daß er sich zurückfindet auf den Weg des Heils. Wenn wir vor allen Kreuz- und Querwegen stehen und unschlüssig sind, wohin uns wenden, wenn die einen uns rufen: Da hindurch! und die andern locken: Hieher! dann tritt Jesus vor uns hin und spricht: Ich bin der Weg, folge mir nach, tritt in meine Fußstapfen, gib mir deine Hand, daß ich dich führe und stütze; dann wirst du nicht in Finsternis wandeln; du wirst erfüllt werden mit der seligen Gewißheit: Der Herr leitet mich auf ewigem Wege!

So nimm denn meine Hände  
Und führe mich  
Bis an mein selig Ende  
Und ewiglich!

Ich kann allein nicht gehen,  
Nicht einen Schritt;  
Wo du wirst gehn und stehen,  
Da nimm mich mit!

Amen.

Von demselben Verfasser ist vor 4 Jahren in meinem Verlage erschienen  
und wurde nun ausgegeben die

**fünfte Auflage**

# **Wir sahen keine Herrlichkeit.**

**Ein Jahrgang Predigten**

von **Robert Heischbächer**, w. Pfarrer am Münster in Bern.

Preis broschiert M. 4.~ = Fr. 5.~; gebunden M. 5.~ = Fr. 6.25.

Ein treffliches Predigtbuch, ein modernes Predigtbuch, aber ein Wandeln nicht im Dankskreis unwirklicher Stimmung, noch im dämpften Warmhaus lüthlicher Poesie, sondern ein Wandeln durch die Welt mit Augen, die die Wirklichkeit sehen, und mit einem Herzen, das den Mut hat, zu sagen, was es sieht, erquickend nüchtern, zwischendurch sogar derb. Kein Wunder, daß dieser Prediger volle Kirchen und Kirchen voll Männer hat. Da kann man lernen, modern zu predigen, ohne der Stimmungsmache zu verfallen, und nüchtern zu predigen, ohne langweilig zu werden. Unter der Kanzel gibt es immer etwas zu erleben, denn der Mann steht im Leben. (Korrespondenz-Blatt f. d. Evang. Konferenz i. Baden.)

## **Gustav Benz, Pfarrer in Basel.**

Von diesem hervorragenden Kanzelredner erschienen in meinem Verlage die beiden Predigtbücher

### **In der Gewalt Jesu.**

Ein Jahrgang Predigten. Neunte und zehnte Auflage.

Brochüriert Mk. 4.— = Fr. 5.—; gebunden Mk. 5.— = Fr. 6.25.

### **Vom Leben erfaßt.**

Ein Jahrgang Predigten (Neue Folge). Fünfte und sechste Auflage.

Preis brochüriert Mk. 4.— = Fr. 5.—; gebunden Mk. 5.— = Fr. 6.25.

Das „Pfälzische Pfarrerblatt“ schreibt über diese Bücher: „Benz ist der Bahnbrecher gewesen für die Schweizerische Predigtliteratur unserer Tage. Er hat sich Beachtung errungen nicht so sehr um der Form als um des Inhaltes seiner Predigten willen. Hier ist alles Gedanke und Anschauung, Sache und Kern. In so vielen vielgerühmten Predigten: was bleibt da, wenn man die Phraseologie und Rhetorik in nüchterne Ausdrucksweise übersehen will? Nichts Greifbares und Behaltbares, nichts, was man nach Hause tragen, und nichts, was als Material zum geistigen Hausbau, zur Erbauung, kann verwendet werden. Von solchen Predigten muß man zu Benz kommen, und man lebt ordentlich auf. Er weiß alles so einfach und undogmatisch zu sagen und hat doch eine feste Dogmatik; er weiß die Lebenserfahrungen eines Menschen, der in seiner Zeit lebt, neu zu verbinden mit den ewigen Wahrheiten, die das Wesen des kirchlichen Glaubens bilden; er ist weltweit und sieht doch die Welt in der Gewalt Jesu; er treibt unermüdlich zur Wirksamkeit im Geiste Jesu Christi und zeigt zugleich, daß wir es nur können, so wir selbst von dem Leben erfaßt sind. Ich weiß keinen Prediger, der mir als Predigtvorbild lieber wäre als Benz.

Von demselben Verfasser erschienen ferner in meinem Verlage:

**Wohin sollen wir gehen?** Betrachtungen über das Eine, was not tut. 8.—9. Tausend. Gebunden Mk. 1.60 = Fr. 2.—; mit Goldschnitt und Schutzkarton Mk. 2.— = Fr. 2.50.

Von diesem Buche erschien eine vorzügliche französische Uebersetzung:

**A qui irions-nous?** Méditations sur la seule chose nécessaire. Broché Mk. 2.— = Fr. 2.50; relié Mk. 2.40 = Fr. 3.—.

**Ein Stück eigen Land.** Neue Folge von Betrachtungen über das Eine, was not tut. 5.—6. Tausend. Gebunden Mk. 2.40 = Fr. 3.—; mit Goldschnitt und Schutzkarton Mk. 3.— = Fr. 3.75.

**Sur le roc.** Nouvelle suite de méditations sur la seule chose nécessaire. Broché Mk. 2.80 = Fr. 3.50; relié Mk. 3.40 = Fr. 4.25.



Phillips Brooks, w. Bischof der Episkopalkirche von Massachusetts.

## Siegeskraft.

Religiöse Reden. (Neue Folge.)

Brochüriert M. 4. — = Fr. 5. —; gebunden M. 5. — = Fr. 6.25.

Psychologische Feinheit und Tiefe sind die am schärfsten hervortretenden Merkmale von Brooks Predigten. Sie haben, zusammen mit der religiösen Wärme und Kraft, Brooks das Lob eingetragen: er sei frommer als Robertson und tiefer als Spurgeon. Fast immer wird ein psychologisches Problem aufgestellt, dessen Gewinnung aus dem Texte uns überrascht, und dessen geistvolle Darlegung und Lösung uns bis ans Ende in Spannung halten. Wie Stil und Diktion sich von der landläufigen erbaulichen Rhetorik und Phraseologie fernhalten, so treten wir auch beim Inhalt selten auf die gewohnten Gedankenreihen, auf die bekannten Predigtfolgerungen, nur ein wenig anders und hübscher gesagt, sondern wir treffen mit Entzücken fast auf Schritt und Tritt Neues, Unerwartetes. (Hr. R. Stodmeyer.)

F. W. Robertson, w. Pfarrer in Brighton.

## Gesetz und Gnade.

Religiöse Reden. (Neue Folge.)

Brochüriert M. 4. — = Fr. 5. —; gebunden M. 5. — = Fr. 6.25.

Robertson bedarf keiner Empfehlung mehr. Er hat nicht nur in England seine große Gemeinde, sondern auch im deutschen Sprachgebiet. So wird denn auch die Herausgabe dieser neuen Sammlung seiner Rechtfertigung bedürfen, sondern im Gegenteil eine Lücke ausfüllen, da wir durch sie erst den ganzen Robertson erhalten. Die 34 hier vorliegenden Predigten umfassen nämlich alles, was bisher noch nicht in deutscher Uebersetzung von ihm vorhanden gewesen ist.

Bruno Kellner, Diakonus in Landsberg a.W.

## Wir heißen euch hoffen.

Predigten. Gebunden Mk. 2.40 = Fr. 3. —.

Diese Predigten übermitteln eine Fülle tiefer, ernster und doch befeuernder Gedanken; sie legen Zeugnis ab von einem Glauben, der augenscheinlich nicht als eine Gabe geschenkt, sondern suchend erlämpft und dem Leben abgerungen wurde. (Der Reichsanzeiger.)

Demnächst erscheinen in meinem Verlage:

## Oliver Cromwells Briefe und Reden.

Aus dem Englischen überlegt von M. Stähelin,  
mit einer Einleitung und erläuterndem Text von Professor D. Paul Wernle.

Brochüriert M. 5. — = Fr. 6.25; gebunden Mk. 6. — = Fr. 7.50.

Es ist das große Verdienst Thomas Carlyles, diese vorher kaum bekannten Briefe gesammelt und herausgegeben zu haben. Sie lassen uns einen Blick tun in das Herz eines Mannes, der glänzende Siege errang gegen überlegene Feinde, kühnste politische Taten und Umwälzungen durchführte mit unentwegter Sicherheit, oft entgegen aller öffentlichen Meinung und Ansicht der Freunde, ja gegen die eigene Neigung: stets im festen Bewußtsein, von Gott geleitet und berufen zu sein, als sein „armes Werkzeug“, dem keinerlei Verdienst zukommt, „die Ehre ist allein Gottes“. Und solche Gesinnung — „uns Christus umgeben sollen wir, alles andere ist nicht des Nachsehens wert“ — wünscht er auch den Freunden, an denen er mit großer Treue hängt, den Kindern, an deren Leben und Ergehen er bis in die kleinsten Vorankommnisse des täglichen Lebens Anteil nimmt, auch vom Feldlager aus, am Tage nach der Schlacht. — Man fühlt beim Lesen dieser Briefe jenen Zauber der Persönlichkeit, die in einer Zeit der Verwirrenheit und Gattlosigkeit mit suggestiver Macht die Gemüter beherrscht und zur Tat mitreißt. Und Cromwell selbst sagt uns, daß solche Macht von Gott kommt.

# Friedrich Reinhardt . Verlagsbuchhandlung . Basel

Adresse aus Deutschland: Leopoldshöhe (Baden).

Viktor Juzi, Pfarrer in Zürich:

## Fester Grund. Religiöse Betrachtungen über Denken und Glauben.

Gebunden Mk. 3.20 = Fr. 4.—.

Es gibt nicht so bald ein Buch, das in so kurzer Zusammenfassung und so klarer Sprache dem gebildeten Laien von heute den praktischen Wert und Segen religiös-christlicher Weltanschauung zu zeigen vermag wie das vorliegende. Vom Standpunkt positio-christlicher Glaubensanschauung bespricht der Verfasser eine große Zahl moderner Geistesfragen und weiß mit seiner Belesenheit und seiner klaren Auffassung und Beurteilung jedem die beste Orientierung und das Gefühl innerer Sicherheit zu geben. (Neue Zürcher-Zeitung.)

Frank Thomas, Professor in Genf:

## Lebensfragen. Autorisierte Übersetzung von Luise Oehler.

Zweite Auflage.

Gebunden Mk. 3.20 = Fr. 4.—

Pastor S. Keller äußert sich über das Buch: Wieder einmal ein erquickliches Buch! Einzelne Abschnitte sind klassisch nach Form und Inhalt.

C. Stuckert, Lic., Pfarrer in Schaffhausen:

## Die Propheten Israels. Für die Jugend dargestellt.

Büchli kartoniert Mk. 1.20 = Fr. 1.50.

Inhalt: Amos, Hosea, Jesaja, Micha, Jeremia, Habakuk, Ezechiel, der zweite Jesaja, die Rückkehr, Haggai, Sacharia, Joel, Esra und Nehemia, Malachi, Antiochus, Daniel, die Makkabäer, Herodes.

In klarer fesselnder Darstellung führt uns die vorliegende Schrift die Propheten in ihrem gewaltigen Ringen und ihre Zeit vor Augen, und der Leser vergißt manchmal ganz, daß er es mit der Vergangenheit und nicht mit der Gegenwart zu tun hat. Der Verfasser hat besonders denen, die andere in die Bibel einführen, einen wichtigen Dienst geleistet. (Tauben.)

## Jesusgeschichten. Für den religiösen Jugend-Unterricht.

Büchli kartoniert Mk. 2.— = Fr. 2.50.

Inhalt: Jesu Jugend. Johannes der Täufer. Johannes Predigt. Der erste Tag in Kaper-naum. Dem Uebel nicht widerstreben. Veröhnlichkeit. Feindesliebe. Die köstliche Perle. Der Sicht-brüchige. Die Sünderin. Itevi Berufung. Ein Ausfähiger. Der Sabbat. Die Auslendung der Apostel. Der reiche Bauer. Die Sadarener. Der Pharisäer und der Zöllner. Der barmherzige Samariter. Vom Beten. Der ungerechte Haushalter. Der Bruch mit der Familie. Jesus wandelt auf dem Meer. Der Schalksknecht. Der reiche Jüngling. Anvertraute Pfunde. Zachäus. Ein Blinder. Die Tempelreinigung. Das Ende Jerusalems.

Lehrern, die dem Religionsunterricht Interesse entgegenbringen und Mittel und Wege suchen, die biblische Geschichte der Fassungskraft des Kindes anzupassen, empfehle ich obiges Büchlein. In moderner, anregender Sprache erzählt Stuckert aus dem Leben Jesu. Die biblischen Geschichten verlieren ihr Gepräge nicht, und doch treten sie uns auf einmal so verständlich nahe, als lebte Jesus in unseren Verhältnissen, in unserer Zeit. Ich zweifle keinen Augenblick, daß Religionslehrer aller Schattierungen sein Büchlein als belebendes, anregendes, wegleitendes Hilfsmittel schätzen werden. (Schweiz. Lehrerzeitung.)

T. Nitschmann, Pfarrer in Snadental (Südafrika):

## Das neue Leben. Gedanken und Bilder. Gebunden Mk. 2.40 = Fr. 3.—

Welch eine Darstellungsgabe, Welch eine Sprache — vor allem Welch eine Tiefe! Es dürfte dem trefflichen Büchlein wenig gleich Interessantes in unserer Erbauungsliteratur an die Seite zu stellen sein. (Leipziger Tagblatt.)

H. Sauri, Pfarrer in St. Gallen:

## Kurze Darstellung der Christlichen Heilslehre. Für Konfirmanden und Konfirmierte.

Zweite Auflage. Gebunden 65 Pf. = 80 Cts., bei Abnahme von 10 Exempl. an à 57 Pf. = 70 Cts., von 50 Exempl. an à 48 Pf. = 60 Cts.

Bei aller Kürze und Knappheit des Ausdrucks bietet dieses praktische Büchlein doch eine vollständige und gefällige Darstellung des Lehrstoffes, die dem Schüler besonders auch zur Repetition sehr dienlich sein kann. (Katechetische Zeitschrift.)













